Peter Auer

Phonologie der Alltagssprache



Studia Linguistica Germanica

Herausgegeben
von
Stefan Sonderegger

28

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1990

Peter Auer

Phonologie der Alltagssprache

Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1990

Als Habilitationsschrift auf Empfehlung der Philosophischen Fakultät der Universität Konstanz gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Auer, Peter:
Phonologie der Alltagssprache : eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache / Peter Auer. — Berlin ; New York : de Gruyter, 1990
(Studia linguistica Germanica ; 28)
Zugl.: Konstanz, Univ., Habil.-Schr., 1988
ISBN 3-11-011954-4
NE: GT

© Copyright 1990 by Walter de Gruyter & Co., 1000 Berlin 30. —
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany
Satz und Druck: Arthur Collignon GmbH, Berlin
Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer-GmbH, Berlin

Inhaltsverzeichnis

Transkriptionskonventionen und Symbole IX

1. Vorüberlegungen zu einer phonologischen Analyse der Alltagssprache 1

1.1. Was ist Alltagssprache? 6

1.2. Phonologie der Alltagssprache = Phonologie der Umgangssprache? 9

1.3. Stadtsprache 12

1.4. Zwei Grundprinzipien 17

2. Eine Natürliche Phonologie der Variationsphänomene im Konstanzer Repertoire 20

2.1. Natürliche Phonologie und die Beschreibung von Variation 20
2.1.1. Historische oder phonologische Methode? 20
2.1.2. Natürliche Phonologie 24
2.1.3. Die Silbe 32

2.2. Variation an der Silbenperipherie 43
2.2.1. Aspiration 43
2.2.2. Gespanntheit (Lenis/Fortis) 44
2.2.3. Geminatenvereinfachung 47
2.2.4. Tilgung von Plosiven in Konsonantenverbindungen . . 48
2.2.5. Nasalassimilation 49
2.2.6. s/sch-Assimilation 50
2.2.7. regressive ch-Assimilation 50
2.2.8. Liquidvokalisation und -tilgung 51
2.2.9. n-Tilgung 52
2.2.10. Spirantisierung 54
2.2.11. Finale ch-Tilgung 54
2.2.12. Initiale h-Tilgung 54
2.2.13. Initiale j-Tilgung 55
2.2.14. Verwendung des glottalen Verschlußlautes 56
2.2.15. ‚Affrizierung' nach Sonorkonsonant 57

2.2.16. s-Palatalisierung 58

2.3. Prozesse im Silbengipfel 60
2.3.1. Delabialisierung von Labiopalatalvokalen 62
2.3.2. Zentralisierung im Hauptakzent 63
2.3.3. Länge 63
2.3.4. Gespanntheit 65
2.3.5. Verdumpfung von /a:/ 68
2.3.6. Diphthongierung 69
2.3.7. Monophthongierung 70
2.3.8. Dissimilation von Diphthongen durch Senkung 70
2.3.9. Senkung und Hebung von Monophthongen 71
2.3.10. Weitere Stammvokalvariationen 72

2.4. Rhythmische Variationsphänomene 72
2.4.1. Zentralisierung im Nebenakzent 73
2.4.2. Kürzung und Monophthongierung im Nebenakzent . . 73
2.4.3. Schwa-Tilgung 74

2.5. Zwei illustrative Beispiele 77

3. Sechs Einzelanalysen 83

3.1. Anlage und Anliegen des Kapitels 83
Exkurs: Das verwendete Corpus 84

3.2. Die Einzelanalysen 89
3.2.1. Mhd. *î/û (iu)* 89
3.2.1.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches 89
3.2.1.2. Quantitative Verteilung und Kontextanalyse 91
3.2.1.3. Quantitative Verteilung der Ersatzlaute 98
3.2.1.4. Die Diphthongierung von mhd. *iu* 100
3.2.1.5. Zusammenhang mit den externen Variablen 104
3.2.1.6. Diskussion 110
3.2.2. Mhd. [1]*ei* und *ou* 114
3.2.2.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches 114
3.2.2.2. Quantitative Verteilung 115
3.2.2.3. Lexikalische Kontextanalyse 118
3.2.2.4. Diskussion 119
3.2.2.5. Zusammenhang mit den externen Variablen 121
3.2.3. Mhd. *ie* und *uo* 125
3.2.3.1. Sprachgeographisches 126
3.2.3.2. Quantitative Verteilung 126
3.2.3.3. Zusammenhang mit den externen Variablen 128
3.2.3.4. Lexikalische Diffusion 129

3.2.3.5. Phonologische Kontextanalyse 130
3.2.3.6. Diskussion 133
3.2.4. Die Dehnung alter Kurzvokale 134
3.2.4.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches 134
3.2.4.2. Quantitative Verteilung 140
3.2.4.3. Phonologische Kontextanalyse 142
3.2.4.4. Lexikalische Kontextanalyse 146
3.2.4.5. Zusammenhang mit den externen Variablen 148
3.2.4.6. Sprachwandel 150
3.2.4.7. Diskussion 151
3.2.5. Rundung/Entrundung 155
3.2.5.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches 155
3.2.5.2. Quantiative Verteilung 157
3.2.5.3. Phonologische Kontextanalyse 157
3.2.5.4. Zusammenhang mit den externen Variablen 159
3.2.5.5. Diskussion 159
3.2.6. „Vokalisierung" von /r/ 161
3.2.6.1. Sprachgeographisches 163
3.2.6.2. Phonologische Diskussion 165
3.2.6.3. Quantitative Verteilung 170
3.2.6.4. Kontextanalyse 173
3.2.6.5. Zusammenhang mit den externen Variablen 175
3.2.6.6. Gesamtdiskussion 177

3.3. Die Variablen im Zusammenhang und in ihrer Beziehung zueinander 178
3.3.1. Sprachvariation als Geflecht von Einzelvariablen 178
3.3.2. Korrelationen der Variablen untereinander 180
3.3.3. Faktorenanalyse 182
3.3.4. Zusammenfassung. Sprachwandel in Konstanz 183

4. Interpretative Analysen: Sprachliche Variation aus der Sicht der Sprecher 190

4.1. Der geschriebene Dialekt 193

4.2. Zitate 204

4.3. „Switching" und „shifting" 211

4.4. Zusammenfassung. Erste Annäherung an die Strukturen des Konstanzer Repertoires 219

5. Theorien der Standard/Dialekt-Phonologie 225

5.1. Die Standardsprache als zugrundeliegende Repräsentation für den Dialekt 226

5.2. Der Dialekt als zugrundeliegende Repräsentation für die Standardsprache 232

5.3. Eine gemeinsame zugrundeliegende Repräsentation für Standardsprache und Dialekt 234

5.4. Zwei getrennte zugrundeliegende Repräsentationen für Standardsprache und Dialekt 242

5.5. Abschließende Bemerkungen zu den diskutierten Modellen 256

6. Ein phonologisches Modell für die Beschreibung der Alltagssprache 257

6.1. Vorüberlegungen 257
6.1.1. Natürliche Generative Phonologie 257
6.1.2. Natürliche Phonologie 259
6.1.3. Lexikalische Phonologie 263

6.2. Grundstrukturen des Modells 270
6.2.1. Redundanzregeln 271
6.2.2. Korrespondenzregeln 273
6.2.3. Postlexikalische Regeln 275
6.2.4. Lexikalische (phonologische) Regeln 276
6.2.5. Zusammenfassung 277

6.3. Regelformate 277

6.4. Anwendung auf das Konstanzerische 284
6.4.1. Postlexikalische Regeln 285
6.4.2. Regeln mit variabler Domäne 315
6.4.3. Lexikalische phonologische Regeln und Korrespondenzregeln 320
6.4.4. Redundanzregeln und darauf zurückgehender Korrespondenzregeln 327
6.4.5. Zusammenfassung: das Konstanzer Repertoire 334

Epilog 337

Literaturverzeichnis 339

Sachregister 352

Transkriptionskonventionen

Aus Gründen der Lesbarkeit werden im folgenden Text in der Regel sehr weite phonetische Transkriptionen benutzt. Beispiele aus dem Standarddeutschen werden grundsätzlich orthographisch wiedergegeben.

Für die Belege aus dem Konstanzer Stadtdialekt gelten die folgenden Transkriptionszeichen: die Umschrift blieb so nah wie möglich an der Orthographie. Doppelkonsonanzen werden dort geschrieben, wo sie den orthographischen Gewohnheiten des Deutschen entsprechend stehen, geben aber nicht die Quantität des vorausgehenden Vokals oder gar des Konsonanten wieder. Vokallänge wird durch Dehnungs-*h*, durch Doppelvokal oder (in allen nicht eindeutigen Fällen) durch Doppelpunkt (*:*) gekennzeichnet, Geminaten durch einen Bindestrich zwischen den beiden Konsonanten (*d-d, t-t* etc.). Groß- und Kleinbuchstaben kennzeichnen bei den Vokalen offene und geschlossene Vokalqualität, im Falle des Tiefvokals ist *A* die verdumpfte Variante zu *a*. Aus dem phonetischen Alphabet wurden die Symbole für die beiden Schwa-Laute *ə* und *ɐ*, für den velaren Nasal *ŋ* sowie für den glottalen Verschlußlaut *ʔ* übernommen. Ein Strich unter einem Konsonanten markiert, daß er silbisch ist. Approximanten stehen in runden Klammern. *g, d, b* bezeichnen grundsätzlich Lenis-Plosive, *k, t, p* die entsprechenden Fortes.

Nur im Zusammenhang der Diskussion der jeweiligen phonetischen Parameter werden außerdem die folgenden Zeichen verwendet: ¨ über *i* oder *e* markiert Zentralisierung, *ɐ* steht für ein halb-offenes /e/, *ä* für ein überoffenes (dieses Graphem der Orthographie wird ansonsten nicht verwendet!), *ɜ* für einen vorderen Schwa-Laut. Werden weitere Symbole aus dem IPA-Alphabet eingesetzt, so stehen sie in eckigen Klammern.

Grenzmarkierungen: & steht für Silbengrenze, tiefgestelltes & und hochgestellter Folgelaut markieren diesen als ambisilbisch. && (in Regeln) bzw. – in den Belegen steht für Pausa, + für Morphemgrenze, # für Wortgrenze. = kennzeichnet, daß die Elemente links und rechts von diesem Zeichen zu einem phonologischen Wort verbunden sind (z. B. bei Klitisierung).

In Kapitel 6 werden weitere Konventionen für phonologische Regeln verwendet. Sie sind dort erläutert.

1. Vorüberlegungen zu einer phonologischen Analyse der Alltagssprache

Nirgendwo in der (deutschen) Sprachwissenschaft fallen sprachliche Wirklichkeiten und linguistische Beschreibungskraft heute so weit auseinander wie in der Phonologie. In Syntax und Morphologie, den alten sprachwissenschaftlichen Kerndisziplinen, aber auch in der lexikalischen Semantik und selbst in neuen Teildisziplinen wie der Textlinguistik sind Modelle entwickelt worden, die beanspruchen können, zumindest zentrale Teile der ihnen korrespondierenden Bereiche der ‚vorkommenden' Sprache zu erfassen – auch wenn die Statik, der sie zuneigen, den selbstverständlichen Vorsprung der sprachlichen Entwicklung (z. B. der Syntax) vor der linguistischen Modellbildung besonders hervortreten läßt. Hingegen befällt einen bei der Lektüre phonologischer Arbeiten zum Deutschen oft das Gefühl, daß der Gegenstandsbereich, den sich diese linguistische Teildisziplin herausgreift, nur wenige Berührungspunkte mit der phonologisch-phonetischen Realität hat. Es scheint, als ob die meisten Wissenschaftler (-innen), während sie ihrem Arbeitsplatz zustreben (der auch im Zeitalter modernster apparativer Möglichkeiten immer noch der Schreibtisch ist, nicht etwa der Transkriptionsraum oder das Labor), vergäßen, was sie beim Frühstück, im Bus und im Uni-Foyer um sich herum an sprachlichen Signalen wahrgenommen haben. Am Schreibtisch angelangt, wird dann die deutsche Phonologie zu einer langweiligen Sache (so hört man ja gelegentlich klagen) – da ist die „Auslautverhärtung" und die [x]/[ç]-Allophonie, Standardbeispiel aller Lehrbücher, da sind ein paar historische, aber inzwischen morphologisch überformte Regeln wie Umlaut oder Schwa-Insertion (oder -Tilgung, eine Diskussion, die gottlob *ad infinitum* fortgesetzt werden kann), aber damit hätte sich's dann schon.

Mehr noch: manche der Phänomene, die in der zünftigen deutschen Phonologie eine so große Rolle spielen, scheinen in der lautlichen Realität nur eine schwache Entsprechung zu haben. Die berühmte Auslautverhärtung etwa, meist als obligatorischer Prozeß der Entstimmhaftung an der rechten Silbengrenze (oder als Silbenstrukturbedingung, die an dieser Stelle nur stimmlose Obstruenten erlaubt) definiert, ist alles andere als eine Regelmäßigkeit, die für eine Mehrzahl von Deutschen, die ihre eigene Sprachproduktion als ‚hochdeutsch' bezeichnen würden, phonetische Gültigkeit hat; nicht nur spielt für die meisten Sprecher das Merkmal [Stimmhaftigkeit] bei den Obstruenten gar keine bzw. nur eine untergeordnete

Rolle (sie ersetzen es durch etwas wie [Intraoraler Luftdruck], also die Unterscheidung zwischen Lenis und Fortis), viele mittel- und oberdeutsche Standardsprecher führen die Auslautverhärtung auch nicht einmal am Wortende konsistent durch (teilweise, vor allem in silbenfinalen Konsonantenverbindungen, gibt es hingegen eine Neutralisierung zur Lenis, d. h. eine ‚Auslauterweichung'); und nur ganz wenige Sprecher richten sich strikt nach der angeblichen Regel, produzieren also z. B. Lautungen wie [vant^{h}lɐ] statt [vandlɐ] ‚Wandler' etc., wie sie diese vorschreiben würde.

So kommt es, daß die phonetische Beschreibungen des Deutschen[1] mit den phonologischen nicht allzu viel zu tun haben. Man mag dies schulterzuckend zur Kenntnis nehmen und eben als „performanzbedingt" abtun; oder man mag darauf verweisen, daß die Beschäftigung mit sprachlichen Daten sowieso nur in die Irre führt, weil Gegenstand der Linguistik ja nicht die Sprache, sondern die Grammatik sei (N. Chomsky). Dagegen könnte man wieder ein anderes ‚geflügeltes Wort' halten, nämlich, daß die Linguistik die Phonetik zwar unberücksichtigt lassen kann — aber nur zu ihrem eigenen Schaden (I. Lehiste). Wichtiger ist es aber, nach den Gründen für den gegenüber der sprachlichen Realität reduzierten und verschobenen Gegenstandsbereich der Phonologie zu fragen.

Die in der generativen Phonologie ausschließlich verwendete ‚Empirie' des phonologischen Gedankenexperiment am Schreibtisch spielt bei dieser Reduktion sicherlich schon deshalb eine wichtige Rolle, weil in der Phonologie das Vorstellbare und aus dem Gedächtnis (Re-)konstruierbare weniger als in der Syntax oder gar in der Morphologie von dem erfaßt, was tatsächlich gesprochen wird. Beim Ausdenken von phonologischen Beispielen am Schreibtisch ist nichts zu hören; dieses Experiment läuft stumm ab und berücksichtigt deshalb lediglich „Lautintentionen" (im Sinne Baudouins), vernachlässigt aber zwangsläufig Subphonematisches. Es berücksichtigt isoliert gedachte phonologische Einheiten (fast immer Wörter), nicht aber deren Aussprache im Redefluß. Es reduziert Variation auf Einheitlichkeit, wobei diese Einheitlichkeit nicht selten die vom jeweiligen Forscher als Standard angesehenen eigenen Lento-Formen sind. Der generative Phonologe braucht für seine Arbeit keine Ohren; die Analyse der Laut-Gestalt von Sprache erfolgt leise.

Schwerer schlägt ein zweite Problem zu Buche: Die heutige (generative) Phonologie des Deutschen schickt sich an, die Orthoepie, die „deutsche Hochlautung" zu untersuchen. Nun ist das Problem mit der deutschen Orthoepie, daß es sie nicht einmal als ideelles, sicher aber nicht als reales Objekt gibt. Wer die deutsche Orthoepie beschreibt, beschreibt eine Norm, d. h. das Produkt von Normierungsvorschriften, nicht tatsächlich vorkom-

[1] Vgl. z. B. zum Problem der Obstruenten im Deutschen jüngst Knetschke & Sperlbaum 1987.

mende sprachliche Formen, die diesen Vorschriften entsprechen, und die es nicht schon deshalb geben muß, weil es die Normen gibt. Der lautlosen phonologischen Schreibtischforschung entspricht also die (weitgehend) ausschließliche Berücksichtigung einer (ebenfalls laut-losen) ideellen Sprachform, deren Gültigkeit und Reichweite kein phonologisches Thema ist. (Beide sind allerdings Thema der deutschen Phonetik gewesen und dort äußerst skeptisch beurteilt worden.)

Es ist eine an sich bekannte Tatsache, daß die deutschen Normierungsvorschriften für die Orthoepie — aus historischen Gründen — nie eindeutig geworden sind. Etwas überspitzt könnte man formulieren, daß die Jahrhunderte dauernde Entwicklung zu einer deutschen Einheits- (und Hochsprache) im 18./19. Jh. zu einer Norm für die Syntax und Morphologie geführt hat, daß ihr aber in der Phonologie — trotz der bekannten einschlägigen Bemühungen — ‚der Atem ausgegangen' ist. Ein Blick in die heutigen Aussprachewörterbücher macht schnell klar, daß selbst über wichtige und substantielle Bestandteile der deutschen Phonologie (wie die schon erwähnte Auslautverhärtung, aber auch: Aspiration, r-Vokalisierung, Schwa-Tilgung, Glottisverschlußverwendung und andere) unter den Normierungsinstitutionen keine Einigkeit herrscht; noch viel größer (und im übrigen im Zunehmen) ist natürlich die Variationsbreite der tatsächlich vorkommenden Formen, die als standardsprachlich ‚durchgehen' können. Man muß hier nicht einmal auf die so extrem unterschiedlichen Lautungen der deutschen Standardsprache in der deutschsprachigen Schweiz, in der Bundesrepublik, der DDR und in Österreich hinweisen; auch innerhalb der deutschsprachigen Staaten ist die Variation schon sehr deutlich (vgl. die diversen phonetischen Untersuchungen zur Artikulation von Nachrichtensprechern in Ost und West).

Daß wir im deutschen Sprachraum keine „received pronunciation" haben, soll hier keineswegs beklagt werden. Nur: wenn es zutreffend ist, daß es keine deutsche Einheits-Aussprache gibt, sondern lediglich landschaftlich gefärbte Standard-Aussprache*n* (‚Regionalstandards'), dann muß jeder Versuch scheitern, eine Phonologie zu schreiben, die *eine* Orthoepie voraussetzt. Bisher ist aber nirgendwo versucht worden, die in der Phonologie unübersehbare und unübergehbare Variation in linguistische Beschreibungsmodelle einzubauen. (Sie wird lediglich — z. B. in Wurzels bahnbrechender Arbeit von 1970 — gelegentlich erwähnt.)

Man kann an dieser Stelle natürlich nach Sinn und Zweck der Phonologie fragen und sich um eine Abgrenzung gegen die Phonetik — oder besser: deren Ausgrenzung — bemühen. Wollten wir uns hier Bloomfield (1933: 128) anschließen, wären viele unserer Probleme gelöst:

> For the working of language, all that is necessary is that each phoneme be unmistakably different from all the others. Except for this differentiation, its range of variety and its

> acoustic character are irrelevant. Any language can be replaced, for all its essential values, by any system of sharply distinct signals, provided that one signal is made to replace each phoneme of the language.

Diese Auffassung würde uns zu einer Definition der phonologischen Komponente der Sprache[2] führen, die diese lediglich aus „a stock of phonemes, and the arrangements in which they occur" (Hockett 1958: 137) bestehen ließe. Variable Anwendung der Aspirations- oder r-Vokalisierungsregel, die Unterscheidung zwischen Stimmhaftigkeits- und Luftdruck-Opposition sowie viele dialektale ‚Färbungen' der Standardsprache brauchten uns dann nicht mehr weiter beschäftigen; die lautliche Substanz wäre fein-säuberlich von der lautlichen Form geschieden. Aber abgesehen davon, daß sich ein solches „item-and-arrangement"-Modell nur schwer mit den heutigen generativen Modellen in der Phonologie in Einklang bringen läßt, sind Variationsphänomene im Bereich der „Auslautverhärtung" oder der Schwa-Tilgung dadurch nicht vom Tisch, denn sie greifen in das System der phonematischen Oppositionen ein. Zudem ist immer wieder gezeigt worden, in welche Aporien die strukturalistische Position führt, die Phonologie sei nichts als ein abstraktes System von Oppositionen (cf. für das Deutsche die dann zwangsläufige Allophonie von [h] und [x/ç]); die Argumente für eine konkretere Auffassung müssen deshalb an dieser Stelle nicht neu aufgerollt werden. Bloomfield wäre kein Ausweg, sondern ein Rückweg. Die Phonologie hat keine feste Grenze gegen die Phonetik.[3]

Aus der Illusion einer gültigen und reichweiten deutschen Orthoepie erklärt sich also, warum sich die heutige Phonologie mit der realen sprachlichen Welt schwer tut. Umgekehrt wird deutlich, warum die Phonologie des Deutschen so schnell viel ‚interessanter' wird, wenn man in die dialektologische Literatur schaut. Die Dialektologen des Deutschen konnten *per definitionem* nicht mit sprachlichen Normen rechnen, auf die sie ihre Analysen einschränken hätten können; sie mußten schon immer dem Volk viel mehr ‚auf's Maul schauen'. Dennoch ist auch in der deutschen Dialektologie eine Reduktion des Gegenstandsbereichs festzustellen, die die Beziehung zwischen sprachlicher Wirklichkeit und erfaßtem Realitätsausschnitt ähnlich fragil werden läßt wie in der Standard-Phonologie. Verantwortlich ist letztendlich die gleiche Einstellung zum Unter-

[2] NB: nicht der Grammatik, denn die Ehre, ins Zentrum der Sprachwissenschaft zu reichen, gesteht Hockett selbst der strukturalistisch ausgedünnten Phonologie nicht zu.

[3] Womit nicht gesagt sein soll, daß sie jede Koartikulationsbewegung in einer phonologischen Regel erfassen muß. Als quasi ‚untere Schranke' bietet sich immerhin an, die Phonologie als Teil einer Human- und Sozialwissenschaft auf solche Lautprozesse einzugrenzen, die von Menschen wahrgenommen werden können und daher als potentielle Träger von (‚stilistischen', ‚konnotativen', ‚sozialen' ...) Bedeutungen einzustufen sind.

suchungsgegenstand: die Erwartung, eine variationsfreie Sprachform beschreiben zu können. Aber genausowenig wie eine variationsfreie Standardsprache ist für die allermeisten Deutschen heute (noch) eine variationsfreier Dialekt gegeben. Der monolektalen Beschreibung von Dialekten wurde durch die historische Entwicklung ihre empirische Basis entzogen; auch der ‚Grunddialekt' ist heute, wie die Orthoepie, ein wissenschaftliches Konstrukt, das nicht mehr nur an der Sprachrealität der Städte, sondern der des gesamten deutschen Sprachraums vorbeigeht.

Allerdings wird von den meisten Dialektologen — im Gegensatz zu den Standardphonologen — seit geraumer Zeit die Problematik einer (Teil-)Wissenschaft gesehen, die aufgrund der sozial-historischen Entwicklung immer mehr ihren Gegenstand aus der sprachlichen Wirklichkeit hinausverschiebt. Forderungen nach einer „zweidimensionalen Dialektologie" (Bellmann 1986) werden allmählich in die Tat umgesetzt, variationslinguistische Arbeiten sind erschienen (z. B. Schlobinski 1987). Die Intention der vorliegenden Untersuchungen geht über diese Forderung, das dialektologische Forschungsinteresse von der Analyse diatopischer Variation auf die Analyse sprachlicher Variation innerhalb eines geographisch gebundenen linguistischen Repertoires zu verlagern, d. h. über die Forderung nach Erschließung eines zusätzlichen, bisher vernachlässigten dialektologischen oder gar außerdialektologischen, weil soziolinguistischen[4] Gegenstands, noch um ein gutes Stück hinaus. Es geht um den radikaleren Versuch, den Gegenstand sowohl der ‚Phonologie des Deutschen' als auch der ‚deutschen Dialektphonologie' realistischer zu machen, indem beide zu einem werden. Die beiden Arten, Phonologie zu betreiben, wären dann nicht mehr, wie üblich, komplementär und doch voneinander unabhängig; vielmehr würden sie miteinander verschmelzen.

Der Gegenstand einer solchen Standard-und-Dialekt-Phonologie ist die Alltagssprache. Das Programm einer Phonologie der deutschen Alltagssprache umfaßt die sprachliche Verschiedenheit und Einheit des gesamten deutschen Sprachraums; eine solche Phonologie müßte die Architektur dieses Raums sowohl in seiner horizontalen (diatopischen) als auch vertikalen (diastratischen und diaphasischen) Dimension in einer Weise erfassen, die es ermöglicht, individuelle Lautungen an der richtigen Stelle zu verorten und nach ihrem Status innerhalb der Gesamtphonologie einzuordnen. Sie wäre dem strukturalistischen „Diasystem" zwar insofern ähnlich, als sie sprachliche Formen aus verschiedenen Orten des (vertikal und horizontal strukturierten) deutschen Sprachraums berücksichtigte, würde dabei aber nicht nur Systeme von distinktiven Lauten miteinander vergleichen, sondern Regelapparate umfassender und phonetischerer Art.

[4] In diesem Sinn argumentiert z. B. Goossens 1981; kritisch dazu Mattheier & Besch 1985: 13 ff.

Natürlich sind wir beim gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse weit davon entfernt, über die empirischen Grundlagen für eine solche deutsche Gesamtphonologie zu verfügen. Ziel der vorliegenden Arbeit ist deshalb lediglich, auf dem Hintergrund eines solchen Programms eine ‚Stichprobe' zu nehmen und aus ihrer empirischen Aufarbeitung das Modell einer Standard-Dialekt-Phonologie zu entwickeln. Diese Stichprobe ist die Stadtsprache von Konstanz, ein in sich sehr komplexes und variationsreiches Gebilde. Die folgenden Kapitel versuchen, diese Stadtsprache in ihrer Gesamtheit und ohne die voreingenommene Trennung in Standardsprache und Dialekt aus verschiedenen Blickwinkeln zu analysieren, um sich so einem Modell der Standard-Dialekt-, und das heißt: der deutschen Phonologie zu nähern, das den „Realitäten" angemessen ist. Die einzelnen Schritte dieser Annäherung dienen alle dem Zweck, die Fülle der beobachteten sprachlichen Verschiedenheit auf Konstellationen von Gründen zurückzuführen und so Systematisierungen aus quantitativ-variationslinguistischer, natürlich-phonologischer, interpretativer und lexikalisch-phonologischer Perspektive zu gewinnen. Sie ergänzen sich und führen schließlich zu einer Gesamtdarstellung, die die Grundzüge des allgemeineren Modells veranschaulicht.

1.1 Was ist Alltagssprache?

Der Begriff ‚Alltagssprache' steht — mehr als für einen Analysegegenstand — für eine Verfahrensweise. Er verbindet ‚Sprache' mit dem genuin soziologischen und nur in seiner phänomenologisch-soziologischen Verankerung sinnvollen Konzept des ‚Alltags' und greift so zugleich eine der vielen Möglichkeiten, über Sprache zu sprechen heraus; er (er)faßt sie als zuerst und grundlegend soziales Phänomen.

Es gibt zwei soziologische Auffassungen von ‚Alltag'. Die eine — ausgearbeitet z. B. von Thurn (1980) — kontrastiert ‚alltäglich' mit ‚außergewöhnlich'; Alltag ist dementsprechend das Normale, Sich-Wiederholende, die Soziologie des Alltags eine „sociology of nothing happened today" (H. Sacks). Alltagssprache wäre, dieser Auffassung folgend, das Sprechen in Gattungen, die wir problemlos meistern, weil wir in ihnen geübt sind; und in Situationen, deren schematischer Ablauf in hohem Maß den Rückgriff auf Routinen erlaubt. Wie auch in den anderen Geistes- und Sozialwissenschaften hat die Forderung nach einer verstärkten Berücksichtigung dieses Alltäglichen in der linguistischen Diskussion der letzten beiden Jahrzehnte eine immer wichtigere Rolle gespielt und war nicht zuletzt ein wichtiger Anstoß für die Entwicklung der Soziolingui-

stik.[5] Tatsächlich genügen die sprachlichen Materialien, die im folgenden verwendet werden und die in möglichst oder gar nicht durch die Aufnahme beeinflußten Situationen erhoben wurden, dieser Forderung.

Dies ist jedoch eher zufällig. Wichtiger für die hier vertretene Konzeption von Alltagssprache ist eine andere, radikalere Auffassung von Alltag, die, an Husserls und Schütz' „Lebenswelt" anknüpfend, in phänomenologischer und ethnomethodologischer Tradition entwickelt wurde[6] und das Außergewöhnliche *und* das Gewöhnliche umspannt. Dieser Begriff von Alltag bezieht sich auf alles, was „als wirklicher Hintergrund subjektiv sinnhafter Lebensführung von jedermann hingenommen" wird (Berger & Luckmann 1966 [1980: 21]); er grenzt innerhalb dieses Wirklichkeitsbereichs kein Phänomen aus. Die Pointe der phänomenologischen Alltagsbetrachtung ist es nun, das „von jedermann Hingenommene" nicht eben als gegeben anzusehen, sondern als Ergebnis eines Prozesses, in dem die Mitglieder einer Gesellschaft denselben Alltag konstituieren, der ihnen als selbstverständlicher Hintergrund ihrer Lebensführung entgegentritt.[7] Der Hintergrund wird der Phänomenologie des Alltags also zum Vordergrund, die Laien-Perspektive auf den Alltag in der wissenschaftlichen Rekonstruktion gebrochen.

In diesem Zusammenhang spielt Sprache eine doppelte Rolle. Sie ist zum einen Bestandteil des Alltags, gehört zu den ‚Dingen', mit denen das handelnde Individuum sich konfrontiert sieht, die ‚immer schon da sind' und außerhalb seiner selbst zu existieren scheinen. Es kann sich auf die Sprache ‚verlassen'; in der natürlichen Einstellung des Alltags bietet sie sich ihm genauso problemlos und fraglos existierend dar wie die Gesellschaft, in der er lebt, ihre Sitten und Gebräuche. Wie über viele Aspekte des Alltags, so hat das Individuum auch über die Sprache ein mehr oder weniger deutliches und detailliertes ethno-linguistisches Wissen, das zum Beispiel Bewußtsein über sprachliche Unterschiede geographischer und sozialer Art mit einschließt (dialektologische und soziolinguistische Stereotypen). Dieses Wissen wird als Wissen über ein Objekt verstanden, das ähnlich wie ein natürlicher Gegenstand erfaßt werden kann, der dadurch nichts von der Sicherheit verliert, mit der er existiert.

[5] Vgl. in diesem Sinn Labov: „The intellectual needs of a sociolinguistic program demand the investigation of the language of everyday life, returning to the daily activity of ordinary people. The slogan ‚return to the masses to learn' is basically a political principle; but it also has great theoretical importance for the field of sociolinguistics" (1977: 37).

[6] Vgl. etwa Berger & Luckmann 1966; Schütz & Luckmann 1975; Garfinkel 1967.

[7] Vgl. zur ethnomethodologischen Weiterführung dieses Gedankens Bergmann 1974: „... sofern also der Begriff ‚Alltag' ein Handlungsprodukt und nicht einen Handlungsbereich benennt, läßt sich die Ethnomethodologie — als die Wissenschaft von den Methoden der jetzt-und-in-jedem-Augenblick-notwendigen praktischen Entscheidungsfindung — in der Tat als Soziologie des Alltags charakterisieren" (S. 48).

Sprache gehört aber nicht nur zum Alltag, sie ist außerdem das wichtigste Mittel, Alltag zu konstituieren, also jenen notwendigen und präsenten, in der Regel aber unbemerkten Hintergrund des sozialen Handelns sozusagen ‚unter der Hand' immer wieder zu schaffen, zu bestätigen, zu verändern, zu aktivieren. Sprache ist das ausgezeichnete System von Zeichen, das die Objektivierung des Alltags (einschließlich ihrer selbst) möglich macht. Dies zum einen, indem sie das Individuum mit einem Inventar von Typisierungen (Kategorisierungen) versorgt, die die Wirklichkeit in einer Weise strukturieren, die der der anderen Sprachbenutzer gleichkommt: „Die objektivierte soziale Welt wird von der Sprache auf logische Fundamente gestellt. Das Gebäude unserer Legitimationen ruht auf der Sprache, und Sprache ist ihr Hauptinstrument" (Berger & Luckmann 1966 [1980: 69]). Zum anderen, weil Sprache jenseits ihrer Macht, die Phänomene des Alltags in „kognitiven Landkarten" zu lokalisieren, Interaktion ermöglicht; und erst in der Interaktion entsteht jene intersubjektive Verläßlichkeit des Alltags, die es den Individuen ermöglicht, ihn als außerhalb ihrer selbst fraglos existierend hinzunehmen.

Alltagssprache definiert sich also immer zweifach: als Bestandteil des Alltags *und* als wichtigste Ressource seiner Konstitution. Sie hat keine andere Realität als die des Dialogs.[8] Es könnte nun ziemlich überflüssig erscheinen, zu sprachwissenschaftlichen Zwecken einen Begriff wie ‚Alltagssprache' einzuführen; denn gerade weil der soeben definierte Alltag keine besonderen Zonen der Wirklichkeit ein- oder ausgrenzt, müßte die Alltagssprache doch die gesamte sprachliche Wirklichkeit umfassen und so der Gegenstand der Sprachwissenschaft schlechthin sein. Tatsächlich wurde bereits darauf hingewiesen, daß es nicht um die Festlegung eines Untersuchungsbereichs geht, sondern um die Kennzeichnung eines bestimmten sprachwissenschaftlichen Vorgehens. Hier zeigt sich nun, daß wichtigen Teilen der heutigen Linguistik Vorgehensweisen zugrundeliegen, die mit dem erläuterten Konzept der ‚Alltagssprache' nicht kompatibel sind. Dieses verbietet nämlich logischerweise all jene vermeintlichen Abkürzungen des Zu-Gangs zu Sprache, in denen Sprache deshalb weder Bestandteil des Alltags noch Ressource seiner Konstitution ist, weil sie einer anderen Realität als der des Dialogs entstammt. Solche Abkürzungen sind in der Linguistik gang und gäbe; die beliebteste davon ist diejenige, deren einzige Empirie die „Kompetenz" des Linguisten darstellt, aus der sprachliche Beispielsätze unmittelbar auf's Papier fließen. Ähnlich verhält es sich mit dem Fragebuch-Verfahren der klassischen, vor allem lexikalischen Dialektologie, das versucht, die „Kompetenz" des Informanten ohne den ‚Umweg' über die Alltagssprache quasi direkt anzuzapfen, teils mit der expliziten Bitte, die alltägliche sprachliche Wirklichkeit zu vergessen

[8] Vgl. Vološinov 1930; Hartmann 1970.

und sich an die Formen seiner Eltern oder Großeltern zu erinnern. Auch ist das Programm einer Erforschung der Alltagssprache nicht vereinbar mit testpsychologischen Methoden, wenn der Testaufbau die Produktion sozial sinnloser sprachlicher Versatzstücke fordert. Der Zugang zur Alltagssprache erfordert die Beschäftigung mit interaktiv realisierter und sinnvoller, kontextgebundener Sprache.

Gerade weil sie auf die genannten ‚Abkürzungen' verzichtet, kann die Analyse der Alltagssprache für sich einen größeren „Realismus-Gehalt"[9] verbuchen; sie läßt sich nicht auf die Beschreibung eines künstlich herausdestillierten Grunddialekts oder einer ebenso künstlichen Norm-Sprache ein. Dabei ist in Kauf zu nehmen, daß Alltagssprache eine Reihe von ‚unangenehmen' Eigenschaften wie Unvollständigkeit (Indexikalität), Ambiguität, Vagheit und Variabilität[10] hat, die erhebliche analytische Komplikationen nach sich ziehen. Von diesen ‚unangenehmen' Eigenschaften wird in dieser Arbeit das Problem der sprachlichen Verschiedenheit im Vordergrund stehen; statt ‚Sprache' als monolithisches Konstrukt zu sehen, geht es darum, die Gesamtheit der sich kreuzenden und manchmal auch widersprechenden sprachlichen Phänomene in einem Repertoire als linguistische Daten zu akzeptieren und ein Verfahren zu entwickeln, das es zuläßt, sie vernünftig zu beschreiben.

Die Begriffe ‚Dialekt' und ‚Standard' selbst werden im Licht der vorangegangenen Diskussion doppeldeutig; sie können sich nämlich einerseits auf Pole innerhalb der als Alltagssprache bezeichneten Sprachformen beziehen, andererseits aber auch auf die jenseits der Alltagssprache liegenden Konstruktvarietäten. Es ist deshalb sinnvoll, eine terminologische Unterscheidung einzuführen: Dialekt und Standard sind im folgenden als dialektale bzw. Standard-Seite des Repertoires einer Sprechgemeinschaft zu verstehen.[11] Die Begriffe Grunddialekt und Orthoepie werden verwendet, wenn die linguistisch herausdestillierten, variationsfreien Konstruktvarietäten außerhalb der phonologischen Alltagssprache gemeint sind.

1.2. Phonologie der Alltagssprache = Phonologie der Umgangssprache?

Im letzten Abschnitt wurde ein Begriff von Alltagssprache entwickelt, der auf den phänomenologischen Alltagsbegriff der Soziologie der Lebenswelt bezug nimmt. In der Linguistik ist der Terminus vergleichsweise selten

[9] Hartmann 1984.

[10] Vgl. die 5 Axiome der Sprache in Klein & Dittmar 1979: 5 ff.

[11] Äquivalent sind die Begriffe „Regionalstandard" bzw. „gesprochene Standardsprache" bei Steger 1984.

verwendet worden. Im Sinne des mit ‚außergewöhnlich' kontrastierten Alltagsbegriffs, also abweichend von der hier eingeführten Verwendung mit dem Ziel, einen Gegenstandsbereich zu umgrenzen, spricht Steger (1984) von Alltagssprache; Porzig (1962) sowie ihm folgend Trier (1966) gebrauchen den Begriff im Sinne einer situationsgebundenen, phatisch-affektiven (und im übrigen von der Mundart strikt geschiedenen) Erscheinungsform von Sprache, für die ich andernorts den Terminus „situiertes Sprechen" eingeführt habe, um Mißverständnisse zu vermeiden.[12]

Wesentlich häufiger ist in der germanistischen Literatur von ‚Umgangssprache' die Rede; gelegentlich werden ‚Alltagssprache' und ‚Umgangssprache' sogar gleichgesetzt.[13] Eine solche Gleichsetzung verbietet sich aber, wenn ‚Alltagssprache' als Teil und Konstituens des Alltags gesehen wird.

Die in der Germanistik so häufig bemühte ‚Umgangssprache' stellt den Versuch dar, den empirisch unbestreitbaren, analytisch aber problematischen Bereich zwischen Grunddialektlautung und Orthoepie zu erfassen.[14] Daß dieser Versuch eher zu einem terminologischen Wirrwarr denn zu brauchbaren Ergebnissen führte, liegt zum Teil daran, daß (wohl bedingt durch die unterschiedlichen Entwicklungen im nieder- und oberdeutschen Raum) von vorneherein mindestens zwei Auffassungen von Umgangssprache konkurrierten. Die eine Auffassung meint den gesamten Bereich zwischen Standard und Dialekt, die andere lediglich eine Art regional beeinflußte, gesprochene Standardsprache, d. h. den ‚oberen' Ausschnitt des Standard-Dialekt-Variationsraums. In beiden Fällen wird nur ein Teil der Alltagssprache herausgegriffen. Wichtiger noch ist aber eine andere Unklarheit, die im linguistischen Umgang mit dem Begriff Umgangssprache auffällt: teils wird darunter lediglich ‚Variation' verstanden, teils eine fest umgrenzte, eigene Varietät, die sich zwischen ‚Standard' und ‚Dialekt' schiebt und diese indirekt ebenfalls zu fest umgrenzten Varietäten erklärt.

Soweit nun ‚Umgangssprache' nichts weiter als ‚Standard/Dialekt-Variation' bedeuten soll, kann man den ersteren Begriff getrost durch den letzteren, genaueren ersetzen. Die empirisch interessantere zweite These,

[12] Auer 1988 b.

[13] Vgl. dazu zusammenfassend Nabrings 1981: 76.

[14] Aus der zahlreichen Literatur zum Begriff (nicht: Phänomen!) der Umgangssprache sei lediglich auf Bichel 1973, Cordes 1963, Radtke 1973 und Steger 1984 verwiesen. Zu den wenigen mir bekannten empirischen Untersuchungen, in denen Dialekt und Umgangssprache phonologisch gegeneinander abgegrenzt werden, gehören Engel 1955, Bergmann 1974, Karch 1975 und Schönfeld 1973. Eine Reihe von Autoren gehen davon aus, daß es zwischen Standard und Dialekt nicht nur eine Zwischenvarietät (Umgangssprache), sondern mindestens zwei gibt (vgl. Wiesinger 1980, der noch einen „Verkehrsdialekt" ansetzt), teilweise noch wesentlich mehr (Moser 1960; kritisch dazu Harden 1981: 26–33).

zwischen Dialekt und Standard gebe es in den deutschen Repertoires eine weitere, eigene Varietät, harrt der empirischen Überprüfung. Eine dritte ‚Existenzform' zwischen Dialekt und Standard müßte auf zweierlei Art empirisch begründet werden: zum einen durch strukturelle Kookkurrenzen zwischen den linguistischen Variablen, die sie definieren (also durch eine geringere Variation innerhalb der potentiellen Varietät ‚Umgangssprache' im Vergleich zur Variation zwischen Standard und Dialekt), zum anderen durch die Einschätzung durch die Sprachbenutzer. Selbst wenn die Existenz von ‚Umgangssprachen' im erwähnten Sinn unterstellt werden könnte, wären diese aber nur *ein* möglicher Typ der Organisation eines Repertoires. Sie setzt voraus, daß die Distanz zwischen Dialekt- und Standardpol von den Sprachbenutzern als zu groß eingeschätzt wird, um sie durch ein Kontinuum von Formen zu überbrücken. Möglicherweise qualifizieren sich deshalb gerade die niederdeutschen Sprachgebiete als bester Nährboden für potentielle Umgangssprachen; das ‚Ruhrpott'-Idiom und vielleicht auch das Berlinische wären mögliche Kandidaten. Diese makro-soziolinguistischen Kontexte zeichnen sich dadurch aus, daß der jeweilige Dialekt unter starkem Druck steht und – z. B. im Ruhrgebiet – kaum mehr gesprochen wird. In ihnen lösen sich die Dialekte auf (bzw. werden aus dem alltagssprachlichen Repertoire in das museale Dasein der Grunddialekte gedrängt); ihre Stelle im Repertoire – also die Stelle des Dialektpols – nimmt dann die ehemalige Kompromiß-Varietät (‚Umgangssprache') ein. So ist zwar der ‚neue' Dialekt eigentlich nur eine Ansammlung von Interferenzen zwischen dem ‚alten' und dem Standard;[15] in einer synchronen Perspektive hat er jedoch den ‚alten' im Repertoire ersetzt.

Für zahlreiche mittel- und oberdeutsche Sprechgemeinschaften, vor allem in den Städten, ist jedoch eine andere These zum Verhältnis zwischen Standard und Dialekt plausibler; nämlich, daß es im Zuge des Kontakts zwischen altem Dialekt und Standard nicht zur Ausbildung einer eigenständigen Zwischenvarietät, sondern zur allmählichen Annäherung zwischen den beiden ehemals getrennten Varietäten gekommen ist. So ist die heutige Situation durch die Existenz zweier Pole (Standard/Dialekt) mit fließenden Übergängen geprägt. Bellmann (1983), der diese These vertritt, weist darauf hin, daß in Deutschland eine echte Standard-Dialekt-Diglossie höchstens kurze Zeit – nämlich vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur „Industrialisierung"[16] – bestand; in der Zeit nämlich, in der einerseits die Dialekte noch ohne Einschränkungen verwendet wurden und der Standard durch den Ausbau des Bildungswesens größeren Bevölkerungs-

[15] So Bergmann 1974 und Munske 1983.

[16] Gemeint ist natürlich nicht der Beginn der Industrialisierung, sondern ihre quantitative und qualitative Radikalisierung im Kaiserreich.

schichten bekannt und geläufig wurde,[17] andererseits die funktionale Differenzierung zwischen diesen beiden Varietäten gewährleistet war. Industrialisierung und mit ihr korrelierende Faktoren wie Urbanisierung, geographische und soziale Mobilität führten bald zur „Entdiglossierung", d. h. zum Dialektabbau und zur Regionalisierung der Standardnorm. Bellmann folgert: „So stellt sich das Diasystem [= Repertoire] heute realiter nicht mehr als ein diglossisches Verhältnis distinkter Varietäten dar sondern als ein Dialekt/Standard-Kontinuum, und zwar mit deutlichem Schwerpunkt in dem mittleren Bereich, der überwiegend erst sekundär durch Interferenz zustande gekommen ist, nun aber wachsend hervortritt und kommunikativ genutzt wird." (Bellmann 1983: 123)

1.3. Stadtsprache

Die von Bellmann herausgearbeitete Entdiglossierung in der jüngsten deutschen Sprachgeschichte nahm in den Städten ihren Ausgang und ist hier in der Regel bereits abgeschlossen.[18] In den Städten waren die sozialen Umwälzungen am größten, hier entstanden neue Gesellschaftsschichten, die sich sprachlich abgrenzen mußten, hier konzentrierten sich die aus näheren oder ferneren ländlichen Gebieten importierten Arbeitskräfte, die ihre Dialekte im Kontakt mit dem Standard und mit anderen Dialekten veränderten. Es ist deshalb nur folgerichtig, als typisches oberdeutsches Repertoire, anhand dessen eine deutsche Alltagsphonologie entwickelt werden kann, ein städtisches Repertoire auszuwählen.

Dieselben Gründe, die die Städte für die Phonologie des Alltagsdeutschen so interessant machen (weitgehende Entdiglossierung), machten sie den traditionellen Dialektologen mit ihrem in erster Linie dialektgeographischen Interesse suspekt. Dennoch kann die deutsche „Stadtsprachenforschung"[19] auf eine gewisse Forschungstradition zurückblicken, auch wenn sie immer etwas am Rande der Hauptströmungen der Dialektologie lag (schon weil sich deren dominante Darstellungsweise, nämlich die Fixierung der Arbeitsergebnisse in Form von Karten, in den Städten

[17] Natürlich handelte es sich dabei nicht um die Orthoepie, sondern um Regionalstandards.

[18] Die Schweiz weicht hier, wie so oft, ab (vgl. Baumgartner 1940: 16 *et passim*).

[19] Ein systematischer Überblick über die Forschung steht aus. Kallmeyer 1988, Mattheier & Besch 1985, Radtke 1972 bzw. Dittmar & Schlieben-Lange 1982 stellen verschiedene Teilaspekte dar. Es gibt selbstverständlich auch eine umfangreiche amerikanische und britische Tradition zum Thema, auf die allerdings in der deutschen Forschungslandschaft nur zögernd zurückgegriffen worden ist. Wenig rezipiert wird auch die skandinavische (vgl. Pedersen 1985), osteuropäische (Brang 1986) und italienische Stadtsprachenforschung (etwa: Sobrero 1988).

ausschließt). Statt diese Tradition hier lückenlos nachzuzeichnen, soll lediglich auf die unterschiedlichen Fragestellungen der Stadtsprachenforschung im deutschen Sprachraum hingewiesen werden.

a) Das am häufigsten verfolgte Ziel ist zugleich das angreifbarste: nämlich der Versuch, einen Stadtdialekt quasi wie einen ländlichen Dialekt zu beschreiben, also insbesondere von der für ihn so typischen Variabilität abzusehen. Es gibt eine Vielzahl von Untersuchungen zu Stadtdialekten, in denen dies versucht wird.[20] Zu der reinen Beschreibung des lokalen Dialekts kommt meist die Einordnung in das ländliche Umfeld bzw. eine Skizze zur historischen Entwicklung des Stadtdialekts aus der jeweiligen dialektgeographischen Region hinzu. Die im Vergleich zum ländlichen Umfeld zweifellos vorhandene größere Variabilität in den Städten wurde, wie Einleitungen und Vorworte zu den Grammatiken zeigen, durch eine Reihe von Verfahren ausgefiltert. Das wichtigste davon ist vermutlich die introspektive Methode der meisten Stadtgrammatiker; indem der Forscher lediglich das untersuchte, was er in seinem Kopf an Dialektformen finden konnte, nicht aber den sprachlichen Alltag um ihn herum, konnte er als geschulter Sprachwissenschaftler das vernachlässigen, was nicht sein durfte. Damit geht einher, daß der Gegenstand der Untersuchung oft auf den ‚richtigen' Stadtdialekt eingeschränkt wurde, wie ihn die Bewohner eines bestimmten Stadtviertels und/oder einer bestimmten Gesellschaftsschicht sprechen.[21] Zu den Ausfiltrierungsstrategien gehört auch die explizite Vernachlässigung von Übernahmen aus Kontaktdialekten oder Kontaktsprachen; etwa kann Mayr (1924, ^{2}1930: 9) der Wiener Mundart nur deshalb eine „größere Einheitlichkeit" als den bäuerlichen Varianten des Oberdeutschen zuschreiben, weil er all diese „Unformen" nicht zum Wienerischen zählt.[22]

b) Die zweite Zielrichtung der Stadtsprachenforschung verbindet diese mit der Dialektgeographie, indem sie die Stadt als historisch-soziologischen Faktor analysiert, der auf die Dialektverhältnisse im ländlichen Umfeld in

[20] Z. B. Lasch 1927 (Berlin), Weber 1948 (Zürich, allerdings den gesamten Kanton), Mayr 1924 (Wien), Bräutigam 1934 b (Mannheim); in jüngerer Zeit z. B. Steitz 1981 (Saarbrücken), Rennison 1981 (Salzburg), Klepsch 1988 (Nürnberg).

[21] So Weber 1948: 23 f. unter der Rubrik „Grundlagen der Grammatik": die Mundart von Stadt und See ist „fraglos am meisten der Verflachung und der Überfremdung (durch Dialektmischung und schriftsprachlichen Einfluß) anheimgefallen. Darum habe ich mir nach Möglichkeit die Sprechweise derjenigen Kreise zur Richtschnur gewonnen, die in Wesen und Sprache gute Zürcherart gewahrt haben, im allgemeinen also mehr den ‚bestandenern' Generationen angehören. Vor allem aber ⟨...⟩ hat mir die Sprache meiner engeren ländlichen Heimat als Muster gedient."

[22] Dazu gehören unter anderem „manche recht häßliche Ausdrücke, die aus der jüdischen Gaunersprache, dem sogenannten Jenischen in das Volk gedrungen sind und sich festgesetzt haben, wie ‚Beiß'l' für das Wirtshaus ⟨...⟩" (1924, ^{2}1930: 11).

der einen oder anderen Weise Einfluß nimmt. Die bekannteste Arbeit dieser Art ist wohl Debus' Untersuchung zu den Städten Köln, Kassel und Marburg als „Strahlungspunkten", die die Entwicklung von „Umgangssprachen" in den umliegenden Gebieten fördern (Debus 1962). Die mehrfach vertretene These, daß wichtige Städte als Enklaven dialektgeographische Neuerungen vorwegnehmen, die im ländlichen Umfeld erst langsam ‚nachrücken', beruht auf einer ähnlichen Argumentationslogik.[23] Stadtdialektologische Untersuchungen mit einer solchen Zielsetzung nehmen wie die unter a) erwähnten Ortsgrammatiken prinzipiell an, daß Städte mit demselben dialektologischen Handwerkszeug behandelt werden können wie ländliche Gebiete; auch hier wird die interne Variation vernachlässigt und lediglich die Variation zwischen Stadt und Land thematisiert.

c) Zum dritten gibt es eine Tradition von Untersuchungen zur Stadtsprache, die ausführlich auf die soziale Stratifizierung der Dialektverwendung bzw. der Frequenz dialektaler Realisierungen eingehen und daraus Rückschlüsse auf Sprachwandel — besonders die Verbreitung neuer Formen und die Abgrenzung der Stadtsprache von den umgebenden Mundarten — zieht. Frühe Arbeiten zu diesem Thema kommen aus dem alemannischen Sprachgebiet (vgl. Baumgartner (1940) zu den Städten Biel und Bern, Wolfensberger (1967) zur Gemeinde Stäfa, Günther (1967) zu Freiburg). Erstaunlicherweise ist die von Labov begründete korrelative Soziolinguistik, die ähnliche Zielsetzungen hat, in der deutschen Dialektologie — etwa im Unterschied zur britischen — nur wenig rezipiert worden; erst in jüngster Zeit hat Schlobinski (1987) das Berlinerische in einem theoretischen Rahmen untersucht, der sich explizit an die Tradition der Arbeiten zu den amerikanischen „urban vernaculars" anschließt. Daneben sind Untersuchungen entstanden, die auf ganz andere theoretische Vorannahmen zurückgehen, z. B. auf die der Natürlichen Phonologie, die Moosmüller (1984) als Grundlage ihrer Untersuchung zur schichtenspezifischen Dialektverwendung in Wien dient.[24]

Die Variante c) der Stadtsprachenforschung ist im engeren Sinne als soziolinguistisch etikettierbar; sie bemüht sich in erster Linie um die Erforschung des Zusammenhangs zwischen sozialen Schichten oder Gruppen und einem bestimmten Sprachgebrauch, der die soziale Identität der jeweiligen Gruppenmitglieder mit konstituiert. Dabei werden aber traditionelle dialektologische, oft phonologische, Variablen untersucht; es gibt deshalb deutliche Unterschiede zu der unter e) genannten Zielsetzung der Stadtsprachenforschung.

[23] Etwa gilt Berlin als eine solche Exklave bzw. als Ausgangspunkt einer Trichterbildung an der nieder-/mitteldeutschen Dialektgrenze.

[24] Vgl. dazu die ausführlichere Besprechung in Kap. 5.

d) Die Städte sind schon früh als Ort des Ausgleichs zwischen Dialekten und Standardsprache gesehen worden. Allerdings wurde auch schon früh der Verdacht geäußert, daß nicht alle sprachlichen Veränderungen in der Stadtsprache als Übernahme von Standardformen anzusehen sind; so argumentiert Bach (1924/25) in einer kleinen Arbeit zum Dialekt von Bad Ems a. d. Lahn, die Schriftsprache habe oft nicht unmittelbar auf den Dialekt eingewirkt, sondern nur die Richtung der Veränderung angegeben. (Die von ihm zitierten Beispiele zeigen, daß er dabei an Vereinheitlichungen des Stadtdialekts denkt, in denen eine Form nach dem Muster des Standards auf alle Kontexte generalisiert wird; etwa der schwäbische *ə*-Infinitiv auf den phonologischen Kontext *r* ___, in dem die ältere Mundart noch *n* hatte.)[25] Ähnlich unterscheidet Bräutigam (1934 a) im Mannheimerischen Neuerungen, die „auf dem Wege zur Hochsprache" entstanden sind von solchen, die „Ergebnis der Sprachbequemlichkeit"[26] waren, und von solchen, die durch Dialektmischung infolge des Kontakts zwischen den Industriearbeitern aus verschiedenen Dialektgebieten zustande gekommen sind.

Leider fußen auch die Untersuchungen, die Ausgleichstendenzen in der Stadtsprache erfassen wollen, oft lediglich auf der Intuition des Dialektologen; was die von Kufner (1962) oder von Keller (1975) eingesetzten empirischen Methoden angeht, so muß man Dittmars & Schlieben-Langes Einschätzung folgen (1982: 46), man könne diese „lediglich als merkwürdig bezeichne⟨n⟩" — es wurden nämlich Übersetzungen von Standard- in Dialektsätze untersucht, also, im oben eingeführten Sinn, ganz offensichtlich Elemente einer Konstruktsprache.

Im Augenblick wird das Forschungsinteresse, das die Städte vor allem als Orte des sprachlichen Ausgleichs (Konvergenz) sieht, u. a. in verschiedenen Untersuchungen zur Sprache im Ruhrgebiet (vgl. Mihm (1985) für Duisburg sowie allgemeiner Thies (1982)) verfolgt.

e) Erst in den letzten Jahren haben sich stadtsprachliche Forschungsziele etabliert, die in erster Linie kommunikativ orientiert sind und weniger die Beschreibung sprachlicher Strukturen, als die sprachlicher Verhaltensformen (Funktion der Verwendung des Dialekts bzw. von Dialektalismen) in den Mittelpunkt des Interesses rücken. Zu einer solchen interpretativen Dialektologie gehören auch (mikro-)ethnographische Untersuchungen

[25] Daß es gerade die Kinder der Zugezogenen sein sollen, die den Sprachwandel auslösen, wird man nicht so ohne weiteres glauben wollen; die Tendenz zum Formenausgleich ist ein so weit verbreitetes Prinzip des Sprachwandels, daß man sie nicht unbedingt einer solchen relativ peripheren Sprechergruppe anvertrauen muß.

[26] Mit etwas gutem Willen — und wenn man sein Beispiel, nämlich die a-Verdumpfung, betrachtet — kann man diese „Sprachbequemlichkeit" als „Lenisierung" im Sinne der Natürlichen Phonologie (vgl. Kap. 2, S. 27 f.) verstehen.

(z. B. vermittelt über das Netzwerk-Konzept) sowie Untersuchungen zur Spracheinstellung und Bewertung von Dialektalismen. Neben ‚kleineren' Untersuchungen (z. B. Brinkmann to Broxten 1986) haben sich mit solchen Fragestellungen die umfangreicheren stadtdialektologischen Forschungsprojekte der letzten Jahre beschäftigt; besonders das Mannheimer Projekt „Kommunikation in der Stadt" (vgl. Kallmeyer MS, Kallmeyer & Keim 1987, Schwitalla MS), aber auch das sog. Erp-Projekt (Besch (Hrsg.) 1981 und 1983) sowie das Projekt „Stadtsprache Berlin" (Dittmar, Schlobinski & Wachs 1986; Dittmar & Schlobinski 1987). So ist z. B. für Kallmeyer (MS) das Ziel der stadtsprachlichen Untersuchungen die Analyse von Symbolisierungsprozessen, die „Einblick in die Weltsicht und die Sprachauffassung der Beteiligten" geben und somit die soziale Funktion der Verwendung lokaler Sprachformen aus der Sicht der Teilnehmer zu rekonstruieren erlauben.

Aus dem kleinen Überblick wird deutlich, daß es keine einheitlichen Traditionen der Stadtsprachenforschung gibt, sondern anhand der Verhältnisse in den Städten die verschiedensten sprachwissenschaftlichen (bzw. dialektologischen) Forschungsinteressen artikuliert werden. Da die vorliegende Studie das Ziel hat, die Struktur eines alltagssprachlichen Repertoires im Bereich der Phonologie zu untersuchen, ordnet sie sich in erster Linie der unter d) genannten stadtsprachlichen Zielsetzung unter. Soziolinguistische und interpretative Gesichtspunkte (vgl. c) und e)) sowie der Vergleich mit dem ländlichen Umfeld (b)) werden ebenfalls eine Rolle spielen, dieser Zielsetzung jedoch nachgeordnet bleiben. Das heißt: es geht um die Möglichkeiten, die das sprachliche Repertoire der Konstanzer Sprechgemeinschaft dem Sprachbenutzer anbietet (darin eingeschlossen die Typizität oder Marginalität einzelner Formen und Prozesse für den dialektalen bzw. Standard-Bereich des Repertoires), auch um den Grad der Korreliertheit dieser Formen und Prozesse untereinander; nicht aber darum, wie sich durch die mehr oder weniger häufige Verwendung der Elemente des Repertoires Gruppen von Sprechern — seien es Schichten, Netzwerke, Geschlechter, Altersgruppen usf. — oder Individuen definieren. Soweit die Beziehung zwischen bestimmten quantifizierten sprachlichen Variablen und externen Variablen wie Alter oder Bildung ins Blickfeld der Untersuchung geraten, dienen sie dem bescheideneren Ziel, die sprachlichen Parameter *in puncto* Kontrollierbarkeit durch die Sprecher und Bedeutung für den Sprachwandel einzuschätzen, nicht aber in ihrem Symbolisierungswert für die jeweils angesprochenen demographischen Gruppen als soziale Gruppen.

1.4. Zwei Grundprinzipien

Der vorliegenden Arbeit liegen (neben anderen) zwei Vorannahmen zugrunde, die sicherlich nicht von allen sprachwissenschaftlichen Ansätzen geteilt werden: die rekonstruktive Methode und die Unterscheidung zwischen Zentrum und Peripherie bei der Verwendung sprachwissenschaftlicher Kategorien wie ‚Dialekt' oder ‚Standard'. Beide zusammen lösen das herkömmliche ‚Kästchen'-Denken (‚boxology') auf.

Autoren wie John Gumperz haben immer wieder darauf hingewiesen, daß „Sprache", „Varietät", „Dialekt", „Soziolekt", „Umgangssprache" im Sinne von festen, in sich gleichermaßen eng strukturierten und nach außen eindeutig abgrenzbaren Systemen nicht das primäre empirische Datum der Sprachwissenschaft sein dürfen. Um dem Trugschluß zu entgehen (der doch nur auf eine axiomatische Setzung zurückgeht, die mit einer empirischen Aussage verwechselt wird), Sprache sei nur in solchen Systemen existent, empfiehlt Gumperz, auf eine weniger abstrakte Ebene auszuweichen und von dieser aus die Systemhaftigkeit sprachlicher Gegebenheiten als *analysandum* zu sehen: nämlich auf die Ebene der sprachlichen Repertoires. Gumperz (1969 [1971: 234]) entwickelt diese Idee am Beispiel mehrsprachiger Sprechgemeinschaften:[27]

> If instead of starting with the a priori assumption that two languages are distinct, we take the opposite view and treat them as part of a single whole, many of the difficulties cited above can be avoided. This means that in his fieldwork the linguist would disregard the speaker's view of the languages as distinct entities, and treat them as part of the same *linguistic repertoire* ⟨...⟩.
>
> We then assume that bilingual behavior reflects both an underlying set of general rules which apply to the entire linguistic repertoire and lower order non-shared language specific rules. It is the task of linguistic analysis to discover the dividing line between these two sets of rules.

Obwohl das ‚sprachliche Repertoire' zumindest in der Soziolinguistik zu einem Grundbegriff geworden ist, ist die Tragweite dieses Konzepts (das

[27] Über den Begriff „Sprechgemeinschaft" ist viel geschrieben worden; dennoch sind die zahlreichen Definitionen, die man in der Literatur zur „ethnography of communication" finden kann (vgl. z. B. Saville-Troike 1982), nicht eindeutig. Ohne die Diskussion hier aufrollen zu können, läßt sich an dieser Stelle doch darauf hinweisen, warum Sprechgemeinschaften nicht mit Sprachgemeinschaften gleichgesetzt werden dürfen: sie sind keineswegs durch eine gemeinsame Sprache definiert, sondern können in ihrem Repertoire über eine Vielzahl von ‚Varietäten' verfügen. Wichtig für die Bestimmung einer Sprechgemeinschaft ist, daß zwischen ihren Mitgliedern ein hohes Maß an Kommunikation stattfindet und diese Kommunikation über ein gemeinsames Repertoire von Zeichen abgewickelt wird. Sprechgemeinschaften sind also nicht rein linguistisch bestimmt, sondern durch eine Mischung von sprachlichen und sozialen Faktoren.

sich problemlos auf Standard/Dialekt-Situationen übertragen läßt) oft nicht erfaßt worden. Es geht nicht darum, ein Übersystem zu davon unberührten Untersystemen wie Dialekt und Standard, oder Sprache A und Sprache B aufzubauen, also um eine Art soziolinguistische Variante zu „panlektalen Grammatiken" oder „Diasystemen"; gefordert wird nicht weniger als die phänomenologische Einklammerung und Rekonstruktion der Alltagsbegriffe „Dialekt", „Standard", „Deutsch", „Italienisch", etc. Es geht darum, die Existenz dieser Systeme zu zeigen, statt zu unterstellen (wenn sie denn existieren). Ausgangspunkt ist die Gesamtheit der Formen einer Sprechgemeinschaft, ohne ein Vor-Urteil darüber, zu welchen Varietäten innerhalb dieses Formenrepertoires sie gehören.

Man könnte gegen dieses Vorgehen den Vorwurf erheben, daß ja auch sprachliche Repertoires keineswegs fest umgrenzte Einheit sind; daß sich also z. B. das Konstanzer Repertoire vom — sagen wir — Freiburger nur in relativ wenigen Dingen unterscheidet, daß manche Mitglieder der Konstanzer Sprechgemeinschaft Formen verwenden, die eigentlich aus dem Schwäbischen kommen, usw.; daß also, kurz gesagt, nur ein unscharfer Begriff durch den anderen ersetzt wird. Dieser Vorwurf würde das phänomenologisch-rekonstruktive Verfahren grundlegend mißverstehen; denn jede Klammerung klammert etwas ein und etwas aus. Im vorliegenden Fall werden die internen Strukturen des Repertoires eingeklammert, nicht aber dieses selbst. Es wäre eine andere, dialektgeographische Fragestellung, wie sich ‚die Konstanzer' nach außen abgrenzen.

Das zweite theoretisch-methodische Grundprinzip, das den ‚Geist' der vorliegenden Arbeit bestimmt, betrifft mögliche Strukturen innerhalb des Repertoires. Seine Unterteilung in distinkte Varietäten ist nur eine, extreme Organisationsform; in der Regel bilden sich in einem Repertoire vielmehr mehr oder weniger scharf begrenzte Zonen engmaschigerer Organisation (z. B. ein Dialekt- und ein Standardpol), während andere Bereiche (z. B. zwischen Standard und Dialekt) nur lose organisiert sind. Selbst wenn es sich als gerechtfertigt erweist, feste Varietäten anzusetzen, gibt es innerhalb dieser Varietäten wieder kookkurrierende Strukturmerkmale, die z. B. das ‚typische' Konstanzerische oder den ‚typischen' südwestdeutschen Regionalstandard definieren, während andere Strukturen von diesem ‚Kern' entfernt liegen.

Daß Kategorien nicht scharf umgrenzt sein müssen und in sich prototypischere und weniger prototypische ‚Fälle' vereinigen, ist ein Gesichtspunkt, der in der Sprachwissenschaft durch die Untersuchungen zur Prototypensemantik an Aktualität gewonnen hat.[28] Die Idee ist allerdings im Prager Funktionalismus schon viel früher vertreten worden, und zwar in

[28] Vgl. z. B. Rosch 1977.

Form der Dichotomie „Zentrum" vs. „Peripherie". Daneš (1966: 11) faßt diesen Standpunkt folgendermaßen zusammen:

> ⟨...⟩ insoluble dilemmas and useless disputes can be clearly removed if one gives up the common notion of strict compartmentalization and simply admits the obvious idea, viz. that the organization of linguistic elements in the ‚system of systems' has a different nature, a different structure, than is usually assumed: the classes (and sub-classes) of elements should not be regarded as ‚boxes' with clear-cut boundaries but as formations with a compact core (centre) and with a gradual transition into a diffuse periphery which, again, gradually passes (infiltrates) into the peripheral domain of the next category.

Die Unterscheidung zwischen Zentrum und Peripherie wird sich in der vorliegenden Arbeit in den verschiedensten Formen wiederfinden. Sie steht hinter der Silbifizierungsregel für das hier untersuchte Repertoire, die zwischen den Zentren, nämlich den Silbenträgern, ambisilbische Peripherien zuläßt. Sie steht aber auch hinter der Unterscheidung zwischen phonologischen Strukturen bzw. Regeln, die das Zentrum des dialektalen oder Standard-Repertoirebereichs bestimmen, also dialekt- bzw. standardtypisch sind, und solchen Regeln, die für das Repertoire insgesamt gelten und deshalb dialekt- und standardunspezifische Formen produzieren. Das Denken in Begriffen wie Zentrum und Peripherie erlaubt es, innerhalb eines Repertoires Verdichtungen um Standard und Dialekt zu identifizieren, ohne in den Fehler zu verfallen, diese Verdichtungen als abgeschottete und fest abgegrenzte Varietäten betrachten zu müssen. Es wird gerade dadurch möglich, eine Phonologie zu entwickeln, die den typischen Erscheinungsformen der Alltagssprache gerecht wird.

2. Eine Natürliche Phonologie der Variationsphänomene im Konstanzer Repertoire

Der erste Schritt zu einem Modell der deutschen Phonologie, das in einer realistischen und umfassenden Weise sprachliche Verschiedenheit beschreiben kann, besteht in der empirischen Bestandsaufnahme der Variationsphänomene in dem als Stichprobe aus dem deutschen Sprach-Raum ausgewählten Konstanzer Repertoire.[1] Darunter fallen *alle* in diesem Repertoire möglichen Formen (mit der später noch zu begründenden Einschränkung, daß sie von gebürtigen Konstanzern verwendet werden). Das Repertoire beinhaltet also nicht nur sprachliche Verschiedenheit entlang der Dimension Standardsprache – Dialekt, sondern auch solche entlang einer Dimension, die man oberflächlich als die der Formalität der Sprechweise charakterisieren kann, und die nicht notwendigerweise mit der Dialektalisierungsdimension zusammenfällt. In diesem Kapitel wird zwischen den beiden Dimensionen noch nicht unterschieden, es enthält noch wenig interpretierende oder bewertende Komponenten.

Dennoch setzt selbstverständlich jede Beschreibung, und sei sie noch so ‚datennah', ein theoretisch begründetes Raster von Analysekategorien voraus. Im vorliegenden Fall werden diese der Natürlichen Phonologie entlehnt, die sich für diese Zwecke besonders eignet.

2.1. Natürliche Phonologie und die Beschreibung von Variation

2.1.1. Historische oder phonologische Methode?

Soweit sprachliche Verschiedenheit auf der Standard-Dialekt-Dimension des Repertoires angesiedelt ist, ähnelt das Vorhaben einer empirischen Bestandsaufnahme der Variationsphänomene im Konstanzerischen dem der sog. *Ortsgrammatiken*, die sich in der traditionellen Dialektologie (oft als

[1] Nicht berücksichtigt sind in diesem Kapitel also Phänomene, die dieses Repertoire insgesamt kennzeichnen und von anderen unterscheiden. Auf sie komme ich kurz in Kap. 6 zurück.

Dissertationen[2]) etwa seit der Jahrhundertwende und bis in die 70er Jahre hinein großer Beliebtheit erfreuten. Leider sind sie meist ein ermüdendes Leseerlebnis. Was die Mehrzahl der Arbeiten dieses Typs so langweilig macht, sind vor allem drei Dinge: a) die historische Methode, die zu einem überdifferenzierten, starren Gerüst von mhd./ahd./vor-ahd. Lauten und Lautverbindungen führt, das systematisch und ohne Berücksichtigung der jeweils synchron im Einzelfall vorliegenden Verhältnisse abgearbeitet wird, b) die Beschränkung auf konservative Sprecher/innen mit korrespondierender Ausblendung aller Variation und Entwicklung sowie c) ein Empirizismus, der nicht über die Kirchturmspitze hinauszuschauen wagt.

zu a): Die historische Methode — also die Rückführung heute zu beobachtender Formen auf ihre Quellen in einer früheren Sprachstufe, in der areale Verschiedenheiten noch fehlen bzw. als fehlend unterstellt werden — ist das Handwerkszeug der traditionellen Dialektologie. Sie hat den unbestreitbaren Vorteil, die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen vergleichbar zu machen, indem sie das *tertium comparationis* liefert, auf dem die gesamte diatopische Analyse ruht. Das Verfahren hat jedoch zwei wesentliche Nachteile.[3] Der erste ist, daß die Methode offensichtlich nicht anwendbar ist, wenn die beobachteten Formen keine eindeutige historische Quelle haben, sei es, weil sie erst nach dem Mittelhochdeutschen in den Dialekt gekommen sind (vgl. die Variation zwischen *Ou* und *au* in Wörtern wie *flAusə* und *auto*, oder zwischen *ai* und *äi* in *plaitə* im Konstanzerischen), sei es, weil auch die gerade als Vergleichspunkt verwendete Sprachstufe schon Variation kennt (etwa mhd. *kenn(e)t* vs. *kant* entsprechend dial. *k'Ennt* vs. *k'annt*, ahd. *denkjan* und *dankjan* entspr. dial. *dEnkt* vs. *dacht*, etc.).[4] In beiden Fällen gibt es einen Ausweg, denn es läßt sich natürlich immer eine jüngere oder (noch) ältere Sprachstufe finden, auf der eine gemeinsame Quelle vorliegt. Dies bedeutet aber, daß die Vergleichsbasis (Sprachstufe) von Fall zu Fall wechselt, die diachrone Tiefe der Analyse also schwankt. Das zweite, wichtigere Defizit der historischen Methode liegt darin, daß sie in vielen Fällen Unterscheidungen macht, die für die beschriebenen Sprecher des Dialekts irrelevant sind. Die konkurrierende Möglichkeit, nämlich die Standardsprache als Vergleichspunkt zu benützen (die ja für die Sprecher der relevante Bezugspunkt ist), wird aus ideolo-

[2] Für Konstanz liegt eine unveröffentlichte Tübinger Dissertation von Karl Joos etwa aus dem Jahre 1928 vor (eine Zusammenfassung ist als Brunner 1937 erschienen).

[3] Vgl. dazu auch die Diskussion bei Ris 1981: 76 ff.

[4] Auf die Idealisierung einer mhd. Normsprache ohne Variation, die diesem Vorgehen zugrunde liegt, ist in neueren Arbeiten oftmals hingewiesen worden. Leider sind dieser Erkenntnis nur in unzureichendem Maße historische arealphonologische Studien nachgefolgt, die alltägliche ahd., mhd. oder frühnhd. Texte erfassen (Ausnahme: der Historische Südwestdeutsche Sprachatlas von 1979).

gischen Gründen gar nicht in Erwägung gezogen. Es ist aber für die synchrone Analyse eines alemannischen Dialekts völlig unnötig, vor-ahd. *t* und *p* als Ausgangspunkt für die Beschreibung von Alternanten wie /t ↔ d/, /ts ↔ dz, s/ bzw. von /p ↔ b/, /pf ↔ bf, f/ zu nehmen, denn die einschlägigen Dialekte haben die 2. Lautverschiebung in diesem Bereich in völliger Übereinstimmung mit dem Standard durchgeführt. Obwohl die Rückführung auf eine gemeinsame Quelle für eine historische Rekonstruktion der 2. LV im gesamtdt. Sprachgebiet nötig ist, gruppiert das heutige Sprachgefühl eines alemannischen Sprechers die Plosive, Affrikaten und Frikative aus germ. *p, t, k/pp, tt, kk* nicht zusammen, sondern setzt sie mit denen des Standards gleich. Zugleich verfehlt die Beschreibung nach vor-ahd. Quellen die für alle Plosive (und Affrikaten) geltenden Lenisierungstendenzen des Dialekts.

Natürlich soll das nicht heißen, daß mittelhochdeutsche oder ältere Vergleichspunkte für die dialektologische Beschreibung irrelevant sind. Zu fragen ist allerdings in jedem Einzelfall, ob ein zu beobachtender Prozeß auf lexikalische (nicht mehr phonologische) Kontexte bezug nimmt, die alten Lautunterschieden entsprechen, oder ob der Prozeß rein phonologischer Natur ist bzw. lexikalisierte Anwendungsbedingungen hat, die sich nicht unter einen historischen Lautstand zusammenfassen lassen. Zwei Beispiele aus dem Alemannischen in Konstanz können die beiden Fälle illustrieren: die Verdumpfung von [a] zu [ɑ] ist im Stadtdialekt auf Wörter mit mhd. *â* beschränkt[5]. Der Prozeß nimmt keine Rücksicht auf die heutige Entwicklung: alte Langvokale können gekürzt sein und werden trotzdem verdumpft (z. B. in *nOmAl* aus mhd. *mâl, hOnt* aus mhd. *hân*), alte Kurzvokale können heute gedehnt sein und bleiben trotzdem unverdumpft (z. B. in *wahnsInnig, nah*). Die Anwendungsbedingungen für die Verdumpfung setzen also ganz offensichtlich auch noch im heutigen Dialekt eine lexikalische Gruppenbildung voraus, die (ziemlich genau) einem bestimmten mhd. Lautstand entspricht. Es ist also in der linguistischen Beschreibung gerechtfertigt, auf diesen Lautstand zurückzugreifen. Anders im Fall der Verdumpfung von std. *au*: im Konstanzerischen werden sämtliche std. *au* mit großer Wahrscheinlichkeit als *Ou* realisiert, und zwar unabhängig von ihrer historischen Quelle (mhd. *ou* wie in *Oug*, mhd. *û* wie in *brOuchə*, nhd. *au* wie in *Outo*). In diesem Fall ist die ältere Sprachstufe irrelevant geworden: eine alte phonemische Distinktion ist verschwunden. Heutiger Bezugspunkt für die dialektalen Formen ist die Standard-Lautung, in der ebenfalls mhd. *û* und *ou* zusammengefallen sind (vgl. unten, 2.2.6. und 2.2.8.). In diesem Fall gibt es keinen Grund, in der phonologischen Beschreibung auf den alten Lautstand zurückzugreifen. Zu folgern ist allgemein: die Wahl des historischen *tertium comparationis* ist selbst eine

[5] Vgl. unten, 2.2.5. Die Darstellung ist hier etwas vereinfacht.

empirische Frage. Sie ist für jeden Prozeß neu zu entscheiden. Die traditionelle Vorgehensweise – Abarbeiten eines Gerüsts von alten Lauten oder Lautverbindungen – überdifferenziert. (Gelegentlich unterdifferenziert sie übrigens auch.)

Entsprechend geht die folgende phonologische Analyse zunächst von den oberflächennahen Variationsphänomenen aus. Mögliche historische Entsprechungen werden in jedem Fall diskutiert und als relevant oder irrelevant eingestuft. Ziel ist es, die heutige ‚Domäne' einer Regel – sei es, daß sie sich am Standard orientiert (wie im Fall der *au*/*Ou*-Variation), sei es, daß sie einer lexikalischen Gruppenbildung entspricht, die der Phonemik einer älteren Sprachstufe geschuldet ist (wie im Fall der *a*-Verdumpfung) – zu *ermitteln* und nicht *vorauszusetzen*.

zu b): Die Lektüre einer der von 80 bis 20 Jahren geschriebenen Ortsgrammatiken löst bei den heutigen Sprechern aus der jeweiligen Gegend – je nach Einstellung und Interesse – ungläubiges Erstaunen oder vage Erinnerungen aus. Die gegenwärtige sprachliche Situation erkennt niemand mehr wieder, die gefundenen Formen haben die ehrwürdige Aura von Museumsexponaten. Der Grund dafür ist die Selbstbeschränkung der traditionellen Dialektologen auf konservative alte Sprecher und der Verzicht auf die Konfrontation mit anderen Sprechergruppen.[6] Die Alltagssprache ist komplexer und einfacher. Sie ist komplexer, weil viele Wörter nicht nur eine, sondern mehrere mögliche Realisierungen haben, die mit verschiedenen sprachlichen und außersprachlichen Faktoren zusammenhängen; sie ist einfacher, weil zahlreiche der in den traditionellen Ortsgrammatiken aufgeführten Formen in angestrengten Befragungen ans Tageslicht gefördert wurden, im heutigen Dialektgebrauch aber praktisch nicht vorkommen. (Das gleiche gilt für viele phonologische Kontextbeschränkungen, die irrelevant geworden sind.[7]) Die folgende Darstellung nimmt die zusätzliche Komplexität der variablen Realisierungen auf sich, spart aber Einzelformen aus, die in den untersuchten Daten (je ca. 10 Minuten von ca. 50 Sprechern) nicht oder fast nicht vorkommen und dadurch als peripher ausgewiesen sind. Das Interesse gilt einer relativ kleinen Zahl rekurrenter Variationsphänomene, die für den Gesamteindruck der Stadtmundart entscheidend sind.

zu c): Der Bezug auf theoretische Fragestellungen wird in den traditionellen Ortsgrammatiken vermieden. Sie bestehen meist lediglich aus einer umfangreichen Belegsammlung, nach historischen Quellen geordnet. Teil-

[6] Vgl. zu diesem methodischen Vorgehen die kritischen Bemerkungen bei Chambers & Trudgill 1980: 33 ff.

[7] Ein Beispiel aus dem Konstanzerischen: Joos (1928) stellt noch einen Einfluß folgender Nasale auf den Öffnungsgrad (Gespanntheit) von Vokalen fest, im heutigen Konstanzerischen ist der Kontext ohne Bedeutung (vgl. unten, 2.3.4.).

weise werden selbst allgemeine Prozesse, die eine Vielzahl von Lauten betreffen, nicht gesondert zusammengefaßt und erklärt, sondern bleiben im historischen Raster versteckt. Im Gegensatz dazu geht die folgende Darstellung von einer Dreiteilung aus, die Prozesse an der Silbenperipherie, Prozesse im Silbenkern und rhythmische Prozesse unterscheidet; die beobachteten Variationsphänomene werden dann jeweils einschlägigen natürlichen „Teleologien" zugeordnet, die in ihnen mehr oder weniger stark zum Tragen kommen. Diese Teleologien dienen auch dem Vergleich mit anderen Dialekten und treten so als *tertium comparationis* an die Stelle der alten Sprachstufen.

2.1.2. Natürliche Phonologie

Die Natürliche Phonologie, wie sie von Stampe (1972 [1979]) begründet und in Europa v. a. von Dressler und Mitarbeitern weiterentwickelt worden ist,[8] muß man in erster Linie als eine Theorie zur Erklärung von

[8] Eine umfassende Darstellung der Natürlichen Phonologie und der Ergebnisse einschlägiger Forschungsarbeiten kann an dieser Stelle nicht gegeben werden. Allgemeine Darstellungen finden sich (zusätzlich zu Stampe 1972 [1979]) in Donegan & Stampe (1979 b) bzw. Dressler (1984). Etwas simplifizierend ist die Einführung von Edwards & Shriberg (1982). Wichtige Untersuchungsbereiche werden von den folgenden Schriften erfaßt: Donegan (1978) zur Natürlichen Phonologie der Vokale, Goman (1981) zur Natürlichen Phonologie der Konsonanten (im Detail allerdings angreifbar), Hutcheson (1973) zur Natürlichen Phonologie der Konsonantenassimilation, Hurch (1988) zur Aspiration, Tonelli (1981 [1984]) zum Boznerischen Italienisch und Bairisch, Hentschel (1986) zur kontrastiven Vokalperzeption Deutsch/Polnisch, Stampe (1987) zur Frage der zugrundeliegenden Repräsentationsebene, Stampe (1969) zur Kindersprache sowie Wojcik (1981) zum Versuch eines Brückenschlags zur Generativen Phonologie. Verwiesen sei außerdem auf die von Dressler & Tonelli (1985) bzw. von Méndez Dosuna & Pensado Ruiz (1990) herausgegebenen Aufsatzsammlungen. Auf die Erweiterung des Ansatzes durch Dressler (1986) und seine Anwendung auf die Standard-Dialektphonologie durch Dressler & Wodak (1982) bzw. Moosmüller (1984 und 1987) werde ich in den Kapiteln 5 und 6 zurückkommen.
Eine einflußreiche Kritik an Natürlichkeitsansätzen wurde von Anderson (1981) formuliert. Sie geht jedoch im Wesentlichen an den Positionen der Natürlichen Phonologie vorbei. Anderson argumentiert zurecht, daß die Natürliche Phonologie versucht, perzeptuelle, artikulatorische, kognitive und soziale – also im engeren Sinn außerlinguistische (oder besser: außergrammatische) – Prinzipien aufzudecken, die phonologische Erscheinungen erklären können, konstruiert daraus aber einen in den Schriften der Natürlichen Phonologen durch nichts abgedeckten Gegensatz zur Generativen Phonologie und ihrer Suche nach einer „Sprachfähigkeit" (*language faculty*), die von allen anderen menschlichen Informationsverarbeitungssystemen unabhängig ist. Tatsächlich sind die beiden Ansätze zumindest in dieser Hinsicht miteinander kompatibel: während sich die Natürliche Phonologie der menschlichen Sprachfähigkeit ‚subtraktiv' nähert, indem sie versucht, möglichst viele nicht nur auf die Sprache beschränkten Regelmäßigkeiten abzuziehen,

Sprachveränderung im lautlichen Bereich sehen. Dabei kann Sprachveränderung sowohl diachron im Sinne von Lautwandel gemeint sein, als auch synchron im Sinne von Unterschieden zwischen verschiedenen Erscheinungsformen einer Sprache (Standard/Substandard, formell/informell etc.); sie kann sich historisch auf die Veränderung bestimmter Sprachen beziehen oder ontogenetisch auf den Spracherwerb des Kleinkindes. (Die Bereiche Sprachwandel, Unterschiede zwischen formellen und informellen Sprachformen und (Erst-)Spracherwerb sind zugleich die wichtigsten Gebiete, aus denen die empirischen Belege für die theoretischen Aussagen der Natürlichen Phonologie stammen.) Die Theorie ist also — ganz im Gegensatz zu den herkömmlichen strukturalistischen und generativen Ansätzen in der Phonologie, aber durchaus, zumindest bei Stampe, in bewußter Anknüpfung an vorstrukturalistische Traditionen in der Linguistik — dynamisch angelegt. Entsprechend ist es wenig sinnvoll, Natürliche Phonologien von variationsfreien (idealisierten) Einzelsprachen oder -Varietäten zu schreiben; um herauszufinden, was als ‚natürlich' gelten kann, müssen immer mehrere Sprachen oder Erscheinungsformen von Sprache zusammen (und gegeneinander) gesehen werden. Um einen Vergleich zu wählen:[9] Die Natürliche Phonologie verhält sich zur strukturalistischen und generativen Phonologie wie die Filmaufnahme zur Einzelbildphotographie: wie die Bilder im Kino laufen lernen, dabei ihren Status als autonome Zeichen verlieren und nur noch im Kontext dessen, was vorher und nachher steht, Sinn machen, so werden sprachliche Strukturen in der Natürlichen Phonologie dynamisiert. Und wie das Einzelbild, so erscheint nun auch die idealisierte synchrone Sprachbeschreibung einer unrealistischen Statik unterworfen. Eine Theorie, in der die Zeichen laufen lernen, führt ganz von selbst dazu an, Sprache immer im Wandel und in der mit dem Wandel notwendigerweise verbundenen Variabilität zu sehen. Sie ist deshalb auch besonders geeignet für eine erste Darstellung sprachlicher Verschiedenheit, wie sie dem Phonologen in einem Repertoire wie dem Konstanzer entgegentritt.

Die Natürliche Phonologie versucht, sprachliche Veränderungen aus funktionalen Prinzipien, sog. „Teleologien"[10] zu erklären. (Auch diese Vorliebe für funktionale Erklärungen und für teleologische Entwicklungslinien schlägt eine Brücke zu vorstrukturalistischen Traditionen in der Linguistik, z. B. zu Sievers, Trubetzkoy oder Sapir („drift"!), die den

nähert sich ihr die Generative Phonologie ‚additiv', d. h. durch direkte Auflistung der Bestandteile der „Universal Grammar". Es kann nicht die Rede davon sein, daß die Natürliche Phonologie behaupte, „that every aspect of language has an explanatory basis in some other domain" (Anderson 1981: 495).

[9] Ich verdanke ihn Frank Müller (mündl.).

[10] Vgl. Drachman 1980.

Natürlichen Phonologen verwandter sind als Bloomfield oder Chomsky.) Hinter diesen teleologischen Erklärungen steht die Annahme, daß „sowohl die Phoneme einer Sprache als auch ihre phonetischen Realisierungen durch phonologische Prozesse produziert werden, die das Überbleibsel universaler natürlicher Prozesstypen sind, die im Spracherwerb inhibiert werden“[11] (Dressler 1984: 30). Ziel teleologischer Entwicklungen sind also sprachliche Strukturen, die die Anwendung einer Menge schon vorsprachlich gegebener Prozesse optimieren. Diese müssen vom Menschen nicht erworben werden, sondern sind von Anfang an verfügbar. Zwar können sie im Spracherwerb (oder in der Sprachentwicklung, oder beim Übergang von informelleren zu formelleren Sprechweisen) unterdrückt werden, soweit kulturelle sprachliche Normen dies fordern; die natürlichen Prozesse selbst sind aber Teil der kognitiven Ausstattung des Menschen. Der Erwerb der Regeln einer Einzelsprache besteht deshalb nicht aus dem Erwerb der natürlichen Prozesse, sondern deren teilweiser oder gänzlicher kulturspezifischer Unterdrückung. Ebenso wird die Anzahl der anzuwendenden Regeln beim Übergang zu informelleren Sprechweisen, z. B. bei der Verwendung von Allegroformen, nicht, wie in generativen Beschreibungen von Schnellsprechformen impliziert wird, größer; d. h., es kommen nicht sog. Allegro-Regeln zu den sonstigen phonologischen Regeln hinzu. Vielmehr nehmen lediglich die kulturell überformten Einschränkungen ab, und die unter diesen liegenden Prozesse kommen vermehrt zum Tragen. Daß natürliche Prozesse nicht erworben werden müssen, zeigt sich nicht zuletzt in der Behandlung von Lehnwörtern, die eine in der Aufnahmesprache nicht erlaubte phonotaktische Struktur haben. In diesen Lehnwörtern können Lautsubstitutionen vorkommen, die in der Aufnahmesprache mangels geeigneter Umgebungen nicht auftreten und deshalb auch sicherlich nicht erlernt sein können. Ein Beispiel dafür ist die Auslautverhärtung; sie wird auch im Lehnwortgut von Sprachen beobachtet, die in ihrem nativen Wortschatz keine finalen Obstruenten kennen und muß deshalb ein natürlicher Prozeß sein.

Anders als in der generativen Grammatik ist die universale sprachliche Grundausstattung des Menschen, zu der die phonologischen Prozesse gehören, für die Theorien sprachlicher Natürlichkeit nicht sprachimmanent. Natürliche Prozesse sind trotz ihrer Universalität nicht Teil einer „Sprachfähigkeit“, deren Prinzipien nur für die Sprache Relevanz haben. Ganz im Gegenteil: natürlich werden Prozesse gerade dann genannt, wenn sie außersprachliche Begründungen haben, also auf Faktoren zurückführbar sind, die außerhalb der kognitiven Repräsentation von Sprache selbst stehen. In der Phonologie ergeben sie sich vor allem aus deren Funktion, Sprache aussprechbar und perzipierbar zu machen. Natürliche phonolo-

[11] Aus dem engl. Original übersetzt.

gische Prozesse sind deshalb oft solche, die die Artikulierbarkeit oder die Perzipierbarkeit von Sprache verbessern. Natürliche Prozesse sind zwar mentale Regelmäßigkeiten, d. h. sie sind nicht durch periphere neurale Bedingungen erklärbar; sie haben aber eine phonetische Basis.[12]

Zusätzlich zu dieser phonetischen Basis sind die Teleologien der Natürlichen Phonologie aber auch an die Kommunikationssituation und deren Anforderungen an Sprecher und Hörer gebunden; letztlich sind sie Ausfluß und universalphonologisches Korrelat der fundamental entgegengesetzten Tendenzen des Sprechers, entweder seine sprachlichen Strategien dem Hörer und den von ihm ausgehenden Anforderungen an das zu verstehende Sprachsignal anzupassen, oder umgekehrt unter mehr oder weniger starker Vernachlässigung dieser hörerseitigen Anforderungen die Verständlichkeit zugunsten der eigenen ‚Bequemlichkeit' zu reduzieren. Im einen Fall kommt es zu einer hörerorientierten, im anderen zu einer sprecherorientierten Verbesserung der Kommunikationsbedingungen. Welcher dieser Tendenzen der Vorzug zu geben ist, ist ganz offensichtlich von pragmatischen Gesichtspunkten – der Art der Beziehung zwischen den Gesprächspartnern, den äußeren Bedingungen der Gesprächssituation (Entfernung, Rauschen), dem Grad von situativ gegebener Prädiktabilität der sprachlichen Äußerung etc. – abhängig (vgl. Dressler 1984: 33). Weil sie solche pragmatischen Faktoren mühelos berücksichtigen kann, ist die Natürliche Phonologie mehr als die meisten generativen Strömungen der Phonologie ein *funktionaler* und zugleich *kontextsensitiver* Ansatz.[13]

Hörerorientierte Prozeßtypen werden als *perzeptorische Verdeutlichungen oder „foregrounding" (Fortisierung)*, sprecherorientierte Prozeßtypen als *artikulatorische Schwächungen oder „backgrounding" (Lenisierung)* bezeichnet. Zu den „foregrounding"-Prozessen gehören die meisten Dissimilationen, Epenthese, Dehnung (von Vokalen oder Konsonanten), Diphthongierung, Affrizierung von Frikativen, Umwandlung einer Sekundärartikulation in ein eigenes Segment, bestimmte Typen von Senkung oder Hebung von Vokalen, Spannung (von Vokalen oder Konsonanten), Frikativierung von Approximanten, Umwandlung von Frikativen in Plosive, Denasalierung von Nasalvokalen, Entrundung von Labiopalatalvokalen; zu den „backgrounding"-Prozessen gehören Kürzung, Degeminierung, Zentralisierung von Vokalen, Entstimmhaftung von Konsonanten und Vokalen, Seg-

[12] Eine Zusammenfassung phonetischer Erklärungen für natürliche Prozesse findet sich bei Macari (1978).

[13] Parallelen lassen sich insbesondere zur funktionalen Typologie Seilers ziehen (vgl. z. B. Seiler 1982), wo ebenfalls kommunikative, im engen Sinn außerlinguistische Anforderungen an die Sprache (z. B.: Benennen, Determinieren) zum Ausgangspunkt der linguistischen Beschreibung, v. a. aber zum *tertium comparationis* zwischen den Sprachen werden.

menttilgungen, Konsonantenschwächungen, „flapping", Assimilationen, Verschmelzungen von Segmenten, Monophthongierung, Reduktion eines Segments zu einem sekundären Artikulationsmerkmal, etc.

Es scheint zunächst, als ob alle Fortisierungen nicht-lenisierend seien und umgekehrt, d. h. als ob es sich um komplementäre Mengen von Prozessen handele. Dies ist allerdings nicht der Fall. Es gibt Prozesse, die sowohl (artikulatorisch) lenisierend als auch (perzeptorisch) fortisierend sind – etwa die Insertion eines bilabialen Plosivs zwischen Nasal und Labiodentalfrikativ (vgl. die Variation zwischen *Senf* und *Sempf* aus mhd. *semf* im Deutschen) oder die Entrundung von Labiopalatalvokalen. (*ü* → *i*, *ö* → *e* sind Prozesse, die artikulatorisch gesehen die Lippenrundung vermeiden, andererseits aber auch perzeptorisch gesehen die „Farbigkeit" des Vokals deutlicher machen, indem die Mischung zwischen Palatalität und Labialität verschwindet.) Es ist deshalb sinnvoll, terminologisch zwischen artikulatorischen Schwächungs- und Stärkungsprozessen und perzeptorischen Verdeutlichungs- und Entdeutlichungsprozessen zu unterscheiden, wie dies von Dressler & Drachman (1977) vorgeschlagen wird.

Obwohl solche Fälle der doppelten Optimierung in der Theorie der Natürlichen Phonologie nicht *eo ipso* ausgeschlossen sind, haben sich in der Literatur doch zumindest zwei weitere Kriterien eingebürgert, um einzelne Prozesse als dominante Lenisierung oder Fortisierung einzustufen. Zum einen ist die prototypische Lenisierung ein kontextsensitiver Prozeß, die prototypische Fortisierung hingegen ein kontextfreier. Zum anderen müssen prälexikalische Prozesse, die in der Theorie der Natürlichen Phonologie dazu dienen, Phonemsysteme aufzubauen, also bedeutungsunterscheidende Kontraste herzustellen, immer fortisierend sein, während postlexikalische Prozesse oft lenisierend sind (vgl. dazu auch Kap. 6, S. 271 f.). Um auf die Beispiele zurückzukommen: obwohl die Insertion eines homorganen Plosivs zwischen Nasal und Frikativ im Deutschen phonetisch gesehen sowohl Eigenschaften einer Lenisierung als auch solche einer Fortisierung hat, ist der Prozeß wegen seiner Kontextsensitivität und wegen seines postlexikalischen Charakters als Lenisierung einzustufen. Die Entrundung der Labiopalatalvokale ist hingegen eine Fortisierung, wenn sie als prälexikalischer Prozeß ein Vokalsystem konstituiert, das keine gerundeten Vordervokale kennt (z. B. im Italienischen, Schwäbischen, Englischen, etc.).

Für einige potentiell natürliche Variationsphänomene gilt, daß ihre phonetische Basis noch zu wenig erforscht ist, als daß sie einer fortisierenden oder einer lenisierenden Teleologie zugeordnet werden könnten. Ein ziemlich guter Kandidat dafür scheint die Vokalrundung vor Lateral, etwa im Bairischen, zu sein; sie ist bestenfalls als akustische Angleichung zu interpretieren und scheint weder die Produktion noch die Perzeption zu erleichtern.[14]

[14] Vgl. Moosmüller 1984: 18 ff., Rennison 1981: 116 ff.

Nach Stampe, Dressler u. a. erschöpfen die Teleologien der Fortisierung und der Lenisierung jedoch prinzipiell die Menge aller natürlichen Prozesse. Davon abweichend werden in diesem Kapitel zwei weitere, *prosodische Teleologien* eine zentrale Rolle spielen, die nur teilweise artikulatorisch bzw. perzeptorisch Relevanz haben.[15] Sie bestimmen das Ziel natürlicher phonologischer Strukturveränderungen, die in erster Linie kognitiv begründet sind. Die erste dieser prosodischen Teleologien betrifft die *optimale Silbenstruktur.*

Die ideale Silbe ist durch zwei Merkmale gekennzeichnet. Zum einen nimmt die Sonorität von der Silbenperipherie zum Zentrum hin zu. Dies bedeutet, daß die besten Silbengipfel die Vokale sind, unter ihnen sind wiederum die sonoreren den chromatischen[16] vorzuziehen. Mit abnehmender Sonorität und zunehmender Geräuschbildung folgen dann die übrigen Sonorlaute (Liquide, Nasale), die ebenfalls in vielen Sprachen selbst im sorgfältigen (Lento-)Stil Silbengipfel sein können, dann die Frikative und schließlich Plosive und Affrikaten. Die letzten beiden bilden die ideale Silbenperipherie, weil sie die Lautung eindeutig unterbrechen. Diese Sonoritätsabstufung, die schon von Sievers aufgrund phonetischer Überlegungen entwickelt worden ist (vgl. ^{5}1901), erlaubt es nicht nur, einzelne Sprachen danach einzustufen, wie nahe sie dem Ideal kommen,[17] sie macht überdies Prognosen über Silbenstrukturbedingungen. Es ist nämlich zu erwarten, daß in Konsonantenverbindungen im Anstieg oder Abfall einer Silbe die genannte Sonoritätshierarchie eingehalten wird.

Das zweite Merkmal der idealen Silbe ist, daß sich die nicht-silbentragenden Elemente (die Peripherie) nicht gleichermaßen nach links und rechts verteilen, sondern präferiert im Silbenanstieg stehen.[18] Je geräuschvoller Segmente sind, um so eher leiten sie die Silbe ein, während der Silbenabfall ganz fehlen kann oder vergleichsweise sonor ist. Es ist dieses zweite Merkmal idealer Silben, das mit der vorher erwähnten Fortisierungs- und Lenisierungsteleologie besonders deutlich interagiert: Fortisierungen im Anstieg und Lenisierungen im Abfall verstärken die ideale Silbenstruktur, folgen also zusätzlich der Teleologie der idealen Silbe, während For-

[15] Damit ist die Anzahl der prosodischen Teleologien noch nicht erschöpft, es ist jedoch möglich, die wichtigsten Phänomene im Konstanzer Repertoire zu beschreiben. Eine gewisse Rolle spielt auch im Konstanzerischen die Tendenz, die Anzahl der Moren in der prosodischen Grundeinheit der Sprache (Silbe oder phonologisches Wort) konstant zu halten. Diese Tendenz wird in Kap. 3.2.4. ausführlich besprochen. (Zur Anwendung der Teleologie der Morenkonstanz auf andere Varietäten vgl. Auer (1989).)

[16] Vgl. Abschnitt 3 in diesem Kapitel.

[17] So folgt das Deutsche der CV-Teleologie nur wenig: CV (Kurzvokal!) als Silbenstruktur für einsilbige Wörter kommt nicht vor, und der Silbenabfall kann aus komplizierteren Konsonantenverbindungen bestehen als der Silbenanstieg.

[18] Vgl. Pulgram 1970: 71 ff., Malmberg 1962.

tisierung im Abfall und Lenisierung im Anstieg dieser Teleologie zuwiderlaufen (vgl. Donegan & Stampe 1979). Die optimale Silbe stellt damit eine Art goldenen Schnitt zwischen Lenisierung und Fortisierung dar und bringt beide Tendenzen in Balance. Aus typologischer Sicht entspricht dem die Tatsache, daß Sprachen — welche anderen Silbenstrukturen sie auch erlauben mögen — zumindest auch, und in manchen Fällen ausschließlich, Silben des Typs CV(:)[19] zulassen.[20]

Es gibt verschiedene Gründe für die Linkslastigkeit der nicht-silbischen Elemente. Vor allem etabliert die regelmäßige Abfolge von CV-Silben einen Rhythmus, einen steten Wechsel zwischen Peripherie und Gipfel — nach jedem Gipfel beginnt in prädiktabler Weise eine neue Silbe. Das Problem, von mehreren Konsonanten oder Vokalen den einen der ersten, den anderen der zweiten Silbe zuzuordnen, besteht nicht, die Silbenstruktur ist durchsichtig. Nun wäre dies natürlich auch mit einem regelmäßigen VC-Rhythmus zu erreichen. Die CV-Silbe wird jedoch dadurch begünstigt, daß der Silbenanfang perzeptorisch salienter ist als die übrigen Bestandteile der Silbe.[21] Der CV-Rhythmus verbindet also Elemente erhöhter perzeptorischer Leistung (Anstieg) mit solchen geringerer Belastung (Gipfel), was wiederum mit der typologischen Präferenz der Sprachen übereinstimmt, im Konsonantenbereich mehr phonologische Distinktionen zu etablieren als im Vokalbereich und die oft redundanten, konsonantischen (also nicht silbenwertigen) Flexionsaffixe zu suffigieren, nicht zu präfigieren.[22]

Die CV-Silbe wird außerdem dadurch gestützt, daß die wichtigsten und perzeptorisch deutlichsten akustischen Veränderungen im Übergang zwischen initialen Konsonanten und Silbenträger stattfinden, während am Silbenende Artikulationsgenauigkeit und -geschwindigkeit sowie Lautstärke und Tonhöhe absinken (vgl. Kohler 1977). Schließlich interagiert die Dominanz von CV über VC mit der ebenfalls universalen Präferenz für progressive (vs. regressive) Assimilation (vgl. Ohala & Kawasaki 1984: 115 f.). Da im allgemeinen Vokale schwächer sind als Konsonanten, werden

[19] Es ist nicht ganz klar, ob es sich bei der Vokalposition gleichermaßen um einen Lang- oder Kurzvokal handeln darf. Die immer wieder zitierte Tendenz des Sprachwandels, geschlossene Silben zu öffnen (vgl. Pulgram 1970: 66 ff.), bezieht sich meist auf die Umwandlung einer schweren VC-auslautenden Silbe in eine ebenfalls schwere V:-auslautende, oder aber einen wortinternen Übergang, der zur Resilbifizierung führte (wobei auch Ambisilbizität nicht ausgeschlossen werden kann).

[20] Vgl. dazu Lass 1984: 134 ff. sowie Bell & Hooper 1978: 8 ff.

[21] Vgl. Fraisse 1974, Tonelli 1981: 105, Allen & Hawkins 1980. Ein Überblick über verschiedene Studien, die belegen, daß der Wortanfang (= Silbenanstieg, wenn man keine extrasilbischen Elemente zuläßt) vom Gesichtspunkt der Sprachverarbeitung her am wichtigsten ist, findet sich in Cutler, Hawkins & Gilligan 1985: 736 ff.

[22] Cutler, Hawkins & Gilligan 1985.

sie eher als diese von benachbarten Lauten beeinflußt. Ein initialer Konsonant ist deshalb vor Vokal relativ geschützt gegen qualitätsverwischende Assimilationen, so daß die relevanten paradigmatischen Oppositionen erkennbar bleiben, während umgekehrt finale Konsonanten nicht nur die vorausgehenden Vokale färben, sondern auch selbst von ihnen folgenden Konsonanten assimiliert werden können.

Neben der universalen und natürlichen Tendenz zur optimalen Silbe wird im folgenden eine zweite prosodische Teleologie eine Rolle spielen. Es ist dies die Teleologie der *rhythmischen Alternanz*, d. h. das Prinzip der Alternanz zwischen schweren und leichten Elementen. Dieses Alternanzprinzip hat weit über die Phonologie hinaus für das menschliche Denken und Verhalten Relevanz und ist deshalb sicherlich — im oben eingeführten Sinn — natürlich; es läßt sich jedoch nicht auf phonetische Artikulation und Perzeption zurückführen, sondern nur auf allgemeine Prinzipien der menschlichen Informationsverarbeitung.[23]

Gemäß der Teleologie der rhythmischen Alternanz zwischen hervorgehobenen (Primär- oder Sekundärakzent tragenden) und nicht hervorgehobenen Silben tendieren Sprachen dazu, einerseits längere Senkungen ohne dazwischenliegende Hervorhebung, andererseits zwei oder mehr benachbarte Hervorhebungen zu vermeiden.[24] Jeder phonologische Prozeß, der das eine oder andere verhindert, unterstützt die Teleologie.

Während diese Tendenz universale Gültigkeit hat, ist die Relevanz der darüber hinausgehenden Tendenz zur *rhythmischen Konstanz* (Isochronie) auf die sog. akzentzählenden Sprachen beschränkt. Auch wenn sich die starke Isochroniehypothese (etwa im Sinne von Abercrombie 1967: 97) — nämlich, daß in „akzentzählenden" Sprachen die Füße gleiche Dauer haben — meßphonetisch nie bestätigen ließ, kann es doch als gesichert gelten, daß die Anzahl der Silben in einer Tongruppe in einer Sprache wie dem Deutschen oder Englischen zur durchschnittlichen Dauer (Länge) der Silben umgekehrt proportional ist.[25] Daraus folgert, daß diese Sprachen die Längenunterschiede zwischen den Tongruppen nicht zu groß werden lassen und zu diesem Zweck Nebensilben kürzen oder elidieren. Die Reduktion hat auf der segmentalen Ebene immer einen lenisierenden Effekt (Langvokal wird zu Kurzvokal, Vollvokal zu (kürzerem) Reduktionsvokal), d. h. die Teleologie der rhythmischen Konstanz interagiert systematisch mit Schwächung und Entdeutlichung.

Rhythmische Alternanz und rhythmische Konstanz wirken zusammen und ergeben die rhythmische Struktur einer Sprache wie des Deutschen

[23] Vgl. Auer (im Druck).

[24] Zu den Details dieser Alternanz vgl. z. B. Selkirk 1984 für das Englische.

[25] Vgl. Uldall 1971, 1972; Lea 1974. Ein ausführlicher Literaturüberblick zum Thema akzent- vs. silbenzählende Sprachen wird in Auer & Uhmann 1988 gegeben.

einschließlich der meisten[26] seiner Dialekte. Wiederum gibt es dafür außersprachliche, perzeptionspsychologische Gründe: der Wechsel zwischen ‚wichtigen' und ‚unwichtigen' (hervorgehobenen und nicht hervorgehobenen, vordergründigen und hintergründigen) Elementen steuert die Aufmerksamkeit des Rezipienten in prädiktabler Weise und entlastet ihn so.[27]

In den Abschnitten 2, 3 und 4 dieses Kapitels wird untersucht, welche Typen von sprachlicher Verschiedenheit im Konstanzer Repertoire zu finden sind und ob bzw. wie sie sich im erwähnten Sinn unter Teleologien einordnen lassen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die einzelnen Prozesse in unterschiedlichem Maß Überformungen unterliegen, die sich vor allem darin zeigen, daß ihre Gültigkeit lexikalisch oder morphologisch restringiert ist.

2.1.3 Die Silbe

Die in diesem Kapitel als Ordnungs- und Vergleichsmaßstab dienenden Teleologien nehmen explizit auf die Silbe bezug. Es sind deshalb einige einleitende Überlegungen zur Bedeutung und zur Darstellung der Silbe in der vorliegenden Untersuchung angebracht.

Die Silbe, so wie wir sie hier verstehen wollen, besteht aus einem Sonoritätsgipfel (Silbenkern oder Nukleus), einem fakultativen Silbenanstieg („onset") und einem fakultativen Silbenabfall („coda"). Silbenanstieg und Silbenabfall bilden die Peripherie der Silbe. Als abgeleiteter Begriff kann der Reim der Silbe als Silbenkern + Silbenabfall definiert werden. Die hierarchisch unmittelbar untergeordneten rhythmischen Einheiten im Reim heißen Moren, die übergeordneten (rhythmische) Füße; der Silbe kann also einerseits eine bestimmte Anzahl von Moren (mindestens eine) zugeordnet werden, andererseits ist sie an der Konstitution rhythmischer Füße beteiligt.

Für die weitere Diskussion wird an dieser Stelle eine mehrlagige Darstellungsform für Silben eingeführt, die in der Tradition jüngerer „hierarchischer" Ansätze in der Phonologie steht. Grundprinzip dieser Ansätze ist, daß die linear-segmentale Ebene, die in der klassischen generativen Phonologie alle phonologischen Informationen vereint, in mehrere sog. Lagen („tiers") gespreizt wird, auf die bestimmte phonologische Phänomene extrahiert werden.[28] In früheren Arbeiten wurden vor allem Tonmuster in afrikanischen Tonsprachen auf diese Weise von den Segmenten getrennt;[29] inzwischen besteht die Tendenz, alle supra-segmentalen phonologischen Eigenschaften (also auch Assimilationen) auf eigene Lagen zu heben (z. B.

[26] Vgl. aber Moosmüller 1988, die für den Wiener Dialekt silbenzählenden Rhythmus annimmt.

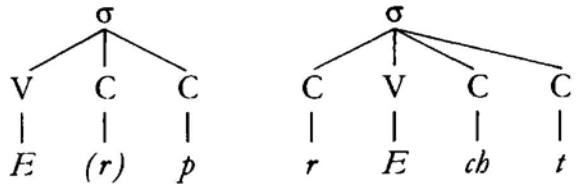
[27] Vgl. Norris & Cutler 1986, Allen & Hawkins 1978.

[28] Natürlich ist dies keine neue ‚Erfindung'; die Firth'schen „Prosodien" (Firth 1948) sind vielmehr als unmittelbare nicht-generative Vorläufer der heutigen hierarchischen Ansätze zu sehen.

[29] Vgl. Goldsmith 1976.

Nasalierung, Vokalharmonie).[30] Zu den phonologischen Erscheinungen, deren Behandlung auf einer eigenen Lage bestimmte Vorteile für die Analyse mit sich bringt sowie in jedem Fall eine intuitivere Darstellung ermöglicht, gehört auch die Silbe.

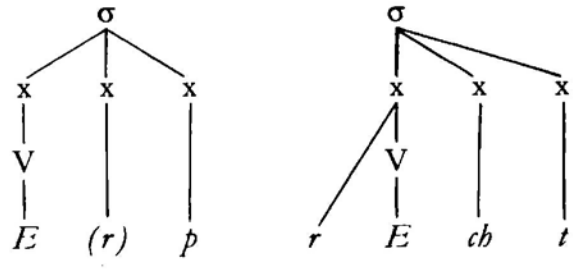
Die hier gewählte Schreibweise orientiert sich an der von Clements & Keyser (1983) entwickelten „CV-Phonologie". Clements & Keyser unterscheiden eine segmentale, eine CV-Lage sowie eine Silben-Lage; etwa wird das Wort *Erbrecht* (entsprechend der Orthoepie mit Auslautverhärtung zu sprechen) folgendermaßen dargestellt:[31]



Clements & Keyser zufolge entspricht einer bestimmten Anzahl von Segmenten aber nicht immer eine gleiche Anzahl von CV-Elementen (wie in unserem Beispiel). Vielmehr kann ein Segment von zwei „C" (dann handelt es sich um einen Langkonsonanten) oder von „VC" dominiert werden (dann handelt es sich um einen Langvokal oder Diphthong). Umgekehrt werden z. B. ‚echte' Affrikaten nur von einem „C" dominiert, obwohl sie zwei Merkmalsmatrizen kombinieren.

Die unterste, segmentale Lage ist als Kürzel für Konstellationen von phonologischen Merkmalen zu lesen, die oberste Lage faßt die Segmente zu Silben zusammen. Nicht ganz so klar ist hingegen die Definition der mittleren, CV-Lage (vgl. die ausführliche Diskussion in Auer 1989). Offensichtlich sind bei der Konzeptualisierung der Theorie zwei unterschiedliche Ideen zusammengeflossen: die der Unterscheidung zwischen Silbenträger und Silbenperipherie und die der Morenorganisation. Allerdings ist die CV-Lage überspezifiziert, wenn lediglich der Silbenträger gekennzeichnet werden soll; dies leistet nämlich auch die (V-) Indizierung einer der Assoziationslinien zwischen σ und Segmenten. Umgekehrt ist die CV-Lage nicht mit der Moren-Lage identisch; denn nach allgemeiner Meinung zählen Elemente vor dem Silbennukleus nicht als Moren.

Um die theoretischen Mängel der CV-Lage zu vermeiden, wird im folgenden zwischen einer Silben-Lage, einer Moren-Lage (auf der nicht zwischen C und V unterschieden wird, sondern lediglich x für Moren markiert sind) und einer segmentalen Lage unterschieden. Die Assoziationslinie zwischen σ und Silbenträger wird durch V indiziert. Das Wort *Erbrecht* wäre dann folgendermaßen darzustellen:[32]



[30] Vgl. z. B. Clements 1980.

[31] Der Glottisverschluß ist hier nicht berücksichtigt.

[32] Ich lasse an dieser Stelle noch offen, ob Sonorkonsonanten als Moren zu zählen sind.

Wo lediglich die Silbenstruktur eine Rolle spielt, kann auf die Moren-Lage verzichtet werden (und umgekehrt). In der vorliegenden Arbeit ist die Moren-Lage vor allem für die Beschreibung der Dehnung im Alemannischen wichtig (vgl. 3.2.4.).

Um die Bedeutung der Silbe für eine Sprache wie das Deutsche richtig einzuschätzen, ist es wichtig, zwischen der Festlegung des Silbenträgers (also der Indizierung einer Assoziationslinie mit V) und der Festlegung der Silbenbegrenzung (also den Assoziationslinien zur σ-Lage) theoretisch und praktisch zu unterscheiden. Von den beiden ist die Alternanz zwischen silbentragenden und nicht-silbentragenden Laut(kett)en phonetisch und psychologisch gesehen die grundlegendere Tatsache. Es gibt keine Sprache, deren phonetische Realisierung diese Unterscheidung nicht machen würde. Für Sprecher und Hörer ist die Anzahl der Silben in einer mehrsilbigen Äußerung relativ leicht festzustellen. Ganz anders verhält es sich mit den Silbengrenzen; hier werden von schriftkundigen Sprechern/Hörern oft lediglich die gelernten und linguistisch ganz irrelevanten Trennungsregeln der Orthographie angewendet.[33] Tatsächlich sind die Silbengrenzen in den sog. akzentzählenden Sprachen oft variabel und in vielen Fällen überhaupt nicht eindeutig festzulegen.[34] In diesen Sprachen spielt die Silbe als Einheit, die nicht nur durch den Silbenkern, sondern auch durch ihre Umgrenzung definiert ist, eine weniger wichtige Rolle als in den sog. silbenzählenden Sprachen.

Die Unsicherheit der Silbengrenzen war den älteren Phonetikern-Phonologen des Deutschen eine Selbstverständlichkeit; von Sievers ([5]1901) bis zu von Essen ([5]1979: 136)[35] besteht darüber Einigkeit. In jüngeren psycholinguistischen Experimenten zeigen Bell & Hooper (1978: 7) bzw. Fallows (1981), daß (englische) Silbengrenzen von den Sprachbenutzern weit weniger eindeutig wahrgenommen werden, als dies der Linguist möglicherweise gerne hätte; Hyman (1985: Kap. 3) argumentiert anhand des Gokana, daß es Sprachen gibt, die zwar nicht ohne Silbengipfel, aber durchaus ohne fest umgrenzte Silben auskommen; Lass (1984: 267) belegt am Englischen, daß auch hier ambisilbische Segmente nötig sind (etwa in Wörtern des Typs *habit*); zum gleichen Ergebnis kommt Wiese (1986 b) für das Deutsche.[36] Hingegen kennen Clements & Keyser (1984) keine ambisilbischen Konsonanten, und eine neuere Arbeit zur Metrik des Deut-

[33] Pulgram 1970: 12.

[34] Vgl. auch hier die ausführlichere Diskussion in Auer 1989 sowie in Auer & Uhmann 1988.

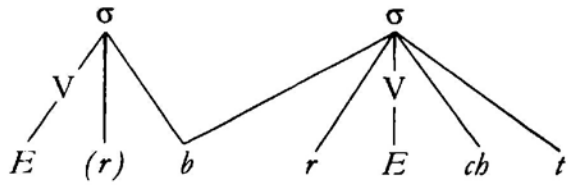
[35] Er geht so weit zu behaupten, daß „man in der unbefangenen Rede ⟨...⟩ keine silbische Gliederung ⟨findet⟩", obwohl der Sprecher, wenn er will, silbisch gliedern *kann* (S. 136).

[36] Sein wichtigstes Argument ist allerdings deduktiv: da er für das Deutsche keine offenen Silben zulassen will, muß nach Kurzvokal ein konsonantischer Silbenschluß folgen.

schen geht sogar davon aus, daß „die Sprecher wahrscheinlich einer Meinung sind, daß die Silben nicht überlappen“[37] (Giegrich 1985: 46).

Es ist unwahrscheinlich, daß sich diese Meinung für irgendeine deutsche Varietät durchgehend halten läßt, sie gilt aber sicher nicht für das Konstanzer Repertoire (und zwar sowohl für dessen Standard- als auch für dessen Dialektseite). Man muß sich hier der Tatsache bewußt sein, daß eine rein phonetische (apparative oder auditive) Festlegung der Silbengrenzen in vielen Kontexten nicht möglich ist. Erst die Existenz spezifischer sprachlicher Prozesse, die auf die Silbengrenze bezug nehmen, erlaubt es, die Silbe als phonologische Einheit genauer zu fassen — so etwa in manchen Varietäten des Amerikanischen die Nasalierung.

Auch in der deutschen Orthoepie gibt es einige solche Prozesse; Auslautverhärtung und Glottisverschlußinsertion markieren in bestimmten Varietäten des Deutschen zwar nicht immer, aber doch in wichtigen Fällen die Silbengrenze. Diese Prozesse fehlen aber im Konstanzerischen weitgehend. Es ist deshalb sinnvoll, von der schwächeren Hypothese auszugehen, daß die Silbengrenze nicht notwenigerweise zwischen zwei Segmenten liegen muß, sondern auch auf ein (manchmal sogar zwei) Segmente fallen darf, die dadurch ambisilbisch werden. So kann im Beispiel *Erbrecht* zwar die Auslautverhärtung des /b/ als Evidenz für eine Silbengrenze nach diesem Segment angesehen werden; da diese aber im Konstanzer Repertoire (wie in vielen anderen) unüblich ist, ist hier



zu silbifizieren.[38]

[37] Übersetzt aus dem engl. Original.

[38] In seiner wichtigen Arbeit zur Theorie der Silbe versucht Pulgram 1970, die Ambisilbizität von Segmenten, die er durchaus akzeptiert, dadurch zu neutralisieren, daß er zwischen phonemischen und phonetischen Silben unterscheidet und Ambisilbizität in den letzteren Bereich verweist („⟨...⟩ not all phonologically determined syllable boundaries need be phonetically signalled under all circumstances ⟨...⟩ for the reason ⟨...⟩ that emic segmentation is not necessarily based upon, or coterminous with, etic boundary signals“, 1970: 20 f., vgl. auch seine Silbifizierungsregel für das Englische, S. 48 ff.). Seine phonemischen Silben sollen aufgrund der jeweils sprachspezifischen phonotaktischen (Morphemstruktur-) Regeln bestimmt werden. Allerdings ist auch Pulgram klar, daß diese Regeln in einer Sprache wie dem Englischen oder dem Deutschen zu wenig spezifisch sind, um eindeutige Silbengrenzen festzulegen. Er muß deshalb allgemeinere Prinzipien („principle of maximal open syllabicity“, „principle of minimal coda and maximal onset“,

Die Silbengrenzen werden im Konstanzerischen durch die folgende Silbifizierungsregel festgelegt:

Silbifizierungsregel

a) Der Silbenträger wird zuerst an σ angeschlossen und die Assoziationslinie mit V indiziert.
b) Nach links gehend werden die nächsten Segmente solange an denselben σ-Knoten angeschlossen, wie es die Silbenstrukturbedingungen des Konstanzerischen erlauben.
c) Verbleibende Segmente werden rechts an σ angeschlossen.
d) Das/die am weitesten links stehende/n C-Element/e einer Silbe wird/werden zugleich an die vorausgehende Silbe angebunden, wenn die folgenden Bedingungen erfüllt sind:
- Die zusätzlichen Elemente im Silbenabfall der linken Silbe entsprechen der Sonoritätshierarchie.
- Die linksstehende Silbe endet nicht auf Langvokal.
- Die rechtsstehende Silbe trägt nicht den Hauptakzent.

Zu dieser Silbifizierungsregel sind einige Kommentare notwendig.

zu a): Obwohl manche silbentragende Elemente möglicherweise schon zugrundeliegend als solche markiert werden müssen,[39] läßt sich in der großen Mehrzahl der Fälle das jeweils silbentragende Segment aus seiner phonetischen Beschaffenheit ableiten: sonorste Segmente sind auch beste Silbenträger. Als Silbenträger kommen deshalb in erster Linie die Vokale in Frage. Nasale und Laterale[40], im Presto auch Frikative (besonders *sch* und *s*) können aufgrund bestimmter Vokal-Tilgungen zu Silbenträgern werden (vgl. 2.4.4.).

„principle of the irregular coda", 1970: 47) einführen, die aber selbst nur unter Rekurs auf phonetische und wahrnehmungspsychologische Gesichtspunkte gerechtfertigt werden können, die Pulgram durch die Abtrennung phonemischer von phonetischen Silben gerade irrelevant macht. (Den Verweis auf die sprachtypologische Häufigkeit der offenen Silbe halte ich lediglich für ein empirisches Indiz, nicht für eine Erklärung.) Die Trennung emischer von etischen Silben scheint deshalb wenig sinnvoll; die Silbe ist eine phonetische Einheit. Wenn Pulgram schreibt (1970: 59), „syllabation as a process on the emic level is not founded upon the degree of phonetic (articulatory, acoustic) possibilities and capabilities of the speaker and hearer", dann überschätzt er die Möglichkeiten und auch die theoretische Stringenz der Generalisierung von Silbengrenzen aus der Position vor bzw. nach Pause ins Wortinnere. Die entgegengesetzte Extremposition wird von Wiese (1986a, b) vertreten, der derselben Position so wenig Bedeutung zumißt, daß er finale und initiale Konsonantenverbindungen in silbische und extrasilbische Elemente auflöst, wenn sie nicht universalen Silbifizierungsbedingungen genügen. Beide Positionen scheinen mir in ihrer Radikalität unhaltbar. Sie beruhen letztlich beide auf der systematischen Ausklammerung phonetischer Gesichtspunkte aus der Phonologie.

[39] Man kann hier an die Unterscheidung zwischen fallenden und steigenden Diphthongen denken, die sich auf diese Weise treffen läßt. Vgl. auch Fußnote 50.

[40] /r/ wird vokalisiert und steht in diesem Fall als vokalischer Silbenträger zur Verfügung.

zu b): Die Konstanzer Silbenstrukturregeln werden aus den möglichen Silbenstrukturen nach bzw. vor Pausa[41] abstrahiert. Sie sind denen des Standards ähnlich. Bekanntlich erlaubt das Deutsche im Wort- (und daher auch Silben-) Auslaut andere Lautverbindungen als im Anlaut.[42] Für die Silbifizierung durch die genannte Regel, die der Anlautkonstitution Vorrang gibt, sind aber nur die Strukturregeln für den Silbenanstieg wichtig. Sie spiegeln — mit Ausnahme des Verhaltens der Frikative *s* und *sch* — die universale Sonoritätsskala[43] wider:

$$\textit{sch, (s)} < \begin{cases}\text{Plosiv} \\ \text{Affrikata}\end{cases} < \text{Frikativ} < \begin{cases}\text{Nasal} < \text{Liquid} < \text{Vokal} \\ \text{Halbvokal}\end{cases}$$

Phonetische Plosive sind im Konstanzer Stadtdialekt die Lenes [b̥, d̥, g̊] (auch als Halblenes [π, τ, κ] mit seltener, fakultativer Stimmhaftigkeit) sowie die Fortes [p, t, k, ʔ], zu den Frikativen zählen [s] und [ʃ], das immer stimmhafte [v] sowie [f, ç] und [x, h] — sämtlich stimmlos. Die (phonetischen) Affrikaten sind [ts] und [pf] (stimmlose Fortes) sowie [ks]/[g̊z̥] (stimmlose Fortis oder Lenis), die Sonorkonsonanten [l, R, m, n] und [ŋ], die Halbvokale [j, w].

Dazu kommen weitere Beschränkungen, die die Kombinierbarkeit der Segmente untereinander betreffen und meist mit den aus dem Standard bekannten übereinstimmen[44]. Unterschiede entstehen im Zuge lexikalischer (morphologischer) Prozesse, die im Konstanzerischen in Abweichung vom Standard die Konsonantenverbindungen *kf-, gs-/ks-, gsch-/ksch-, gm-* ergeben können (vgl. 2.4.4.).

Der für das Deutsche und seine Dialekte sowie für andere Sprachen charakteristische Sonderstatus von *s* und *sch* (sie kommen entgegen der Sonoritätshierarchie im Silbenanstieg vor Plosiv und im Silbenabfall nach Plosiv vor, vgl. *Matsch, sprechen,* etc.) ist mit der vergleichsweise höheren Geräuschwirkung dieser Frikative in Verbindung gebracht worden.[45]

[41] Es gibt natürlich auch eine Korrelation zwischen der Position vor Pausa und dem morphologischen Wort: Wörter können vor Pausa stehen. Manche Phonetiker (z. B. Meier 1964: 378) haben vermutet, daß das „subjektive Silbengrenzgefühl" statistisch aus der wortfinalen und deshalb potentiell präpausalen Position generalisiert wird (vgl. auch Hyman 1978). Dies würde erklären, warum sich dieses Gefühl gerade mit der Begrenzung von Silben so schwer tut, die im Wortauslaut nicht vorkommen — z. B. im Deutschen die kurzen CV-Silben.

[42] Vgl. Seiler 1962. Zur größeren Toleranz von Abweichungen von der Sonoritätshierarchie im Abfall als im Anstieg vgl. Pulgram 1970.

[43] Dazu allerdings kritisch Bell & Hooper 1978.

[44] Vgl. Heidolph *et al.* 1981: 967 ff.

[45] Vgl. Sievers ^{5}1901: 205, auch Donegan & Stampe 1978: 32 und Tonelli 1981: 114. Zum Sonderverhalten von *st* in *Pabst, Obst* etc. mit fakultativer dialektaler ə-Insertion siehe Paul 1884: 122 f.

zu d): Die genannte Silbifizierungsregel impliziert, daß prävokalische Konsonanten nach Kurzvokal immer ambisilbisch sind (etwa in *Mutter*, klitischem *hat er*, etc.), solche nach Langvokal aber zur nächsten Silbe gehören. Evidenz für diese Unterscheidung ist der hörbare Unterschied zwischen Formen wie *se:t er* und *se:t der* (‚sagt er, sagt der', beide klitisch), während etwa *hat der* und *hat er* im Andante und schnelleren Tempi nicht unterscheidbar sind, sowie der typologisch nachweisbare Zusammenhang zwischen Vokalkürze und konsonantischer Deckung der Silbe (vgl. Maddieson 1985).[46] Die rhythmische Beschränkung, daß betonte Folgesilben den fraglichen Konsonanten ausschließlich an sich binden (vgl. in diesem Sinn auch Sievers ^{5}1901: 210), impliziert vor allem, daß Silben, die von einem Reduktionsvokal getragen werden, nur dann von einem ambisilbischen Konsonanten gefolgt werden können, wenn auch die Folgesilbe einen Reduktionsvokal als Silbengipfel hat.[47]

Das Konstanzerische kennt (im Gegensatz zu einigen umliegenden Dialekten) keine ‚echten' Geminaten mehr.[48] Geminaten sind allerdings innerhalb des phonologischen Wortes[49] möglich, wenn finale und initiale homorgane C-Segmente nach Langvokal aufeinandertreffen. Hier bleibt ein Unterschied zwischen *Flieder* und *flieht* + *der*, etc.:

[46] Auch für Joos (1928, § 24) hat das Konstanzerische nach Kurzvokal ambisilbische Konsonanten – von ihm irreführend mit den Geminaten gleichgesetzt. Er scheint allerdings Lenis-Plosive von dieser Regel ausnehmen zu wollen und ordnet sie der zweiten Silbe zu (§ 37). Dies ist sowohl im konkreten Fall des Konstanzerischen als auch auf dem Hintergrund allgemeiner Teleologien recht unwahrscheinlich. Der Stadtdialekt tendiert nämlich in Übereinstimmung mit der CV-Teleologie im Silbenabfall eher als im Anstieg zur Schwächung zu Lenis (vgl. unten, 2.2.2.). Joos' Silbifizierung kreiert Lenis-Anstieg und Fortis-Abfall.

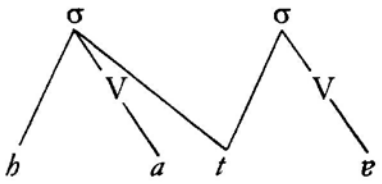
[47] Evtl. sind auch wortfinale Reduktionsvokale als Silbengipfel zu betrachten, deren Anstieg maximal einen Konsonanten haben kann, d. h. *besch*$^{\&}_{d}$*ə* statt, nach der bisherigen Silbifizierung, *be*$^{\&}_{sch.d}$*ə*. Wahrscheinlich ist die Lage der Silbengrenze hier variabel (tempoabhängig?), worauf z. B. die Variation zwischen *tochdɐ* und *tochtɐ* schließen läßt. Die Tendenz betonter Silben in akzentzählenden Sprachen, Konsonanten an ihre Peripherie zu binden, steigt mit der Sprechgeschwindigkeit (Bell & Hooper 1978: 7; Bailey 1980).

[48] Im ländlichen Nahbereich von Konstanz (Wangen, Höri) beobachtete Singer 1965 „längere Artikulationsdauer der Fortes", allerdings keine „echten" Geminaten, also „Konsonanten mit zwei Druckgipfeln" (S. 166). Keller 1968: 451 demonstriert den Übergang zu einer nicht mehr durch Gemination unterstützten Fortis/Lenis-Unterscheidung anhand von Messungen mit verschiedenen Sprechern aus Jestetten (bei Waldshut). Auch hier gehen die Geminaten also zunehmend verloren. Sie sind aber natürlich weiterhin in den angrenzenden Schweizer Dialekten zu finden.

[49] Vgl. Kap. 6, S. 269.



Nach Kurzvokal wird hingegen obligatorisch ein Konsonant getilgt (vgl. 2.2.3.), man erhält also z. B. aus *hat* + *der*



Oberhalb der Ebene des phonologischen Wortes (in Komposita und im Satz) ist die Gemination im Konstanzerischen, wie auch in vielen anderen deutschen Dialekten, im unmarkierten Andante obligatorisch (vgl. z. B. *Lehmann* vs. *Lehmmann*). In schnelleren Tempi verschwinden die Geminaten auch hier. Umgekehrt wird im Lento-Stil, besonders in Vorlese-Aussprache, der letzte Teil der Silbifizierungsregel insgesamt mehr oder weniger irrelevant (es tauchen dann Silbifizierungen wie *ra&tə* (Kurzvokal!) auf, meist mit einer Verschlußbildung am Ende der ersten Silbe, also *ra(ʔ)tə*). Je größer also der zeitliche Abstand zwischen den Silbengipfeln, um so weniger verschmelzen die Peripherien. Die gesamte (Re-)Silbifizierung ist variabel und insbesondere vom Sprechtempo abhängig.

Die Silbifizierungsregel gibt also ein Verfahren an, nach dem – bei vorgegebenem Silbengipfel – die Ausdehnungen der Silben bestimmt werden können. Auch wenn man davon ausgeht, daß zugrundeliegende phonologische Einträge noch nicht silbifiziert sind (sicherlich was die Silbengrenzen angeht, größtenteils auch in bezug auf den Silbenkern), muß man annehmen, daß dies doch schon auf einem sehr ‚tiefen' Niveau der phonologischen Ableitung geschieht. Im Laufe der morphologischen Umformung zugrundeliegender Einträge durch Derivations- und Flexionsregeln sowie Kompositionsverfahren und im postlexikalischen Bereich kommt die einmal silbifizierte Einheit aber natürlich in syntagmatischen Kontakt mit anderen Einheiten. Die Möglichkeiten der Silbifizierung verändern sich auf jeder dieser Ebenen. Für eine Theorie der Resilbifizierung (die hier nicht gegeben werden kann) ist es auch hier wesentlich, zwischen Festlegung des Silbenkerns und Festlegung der Silbengrenzen zu unterscheiden. Es gibt gute Evidenz dafür, daß sich bei der Resilbifizierung zwar die Zuordnung der Peripherie-Elemente zu den Silbenträgern verändert, daß aber nicht alle Silbenträger selbst (d. h. die V-indizierte

V-indizierte Verbindung zwischen Silben-Lage und segmentaler Lage) bei jedem Resilbifizierungsvorgang neu festgelegt werden.[50]

Die Frage ist, ob die Silbifizierungsregel nach jeder morphologischen oder syntaktischen Operation erneut durchlaufen wird (und sich die Silbengrenzen entsprechend verschieben), oder ob die einmal festgelegte Silbifizierung gegen gewisse morphologische oder syntaktische Veränderungen immun ist. Es ist offensichtlich, daß sich Sprachen in diesem Punkt sehr stark unterscheiden. Das Französische kann als Musterfall für das eine Extrem gelten; hier wird fortlaufend neu silbifiziert, so daß an der Oberfläche die Silbengrenzen gänzlich unabhängig von den morphologischen und sogar syntaktischen Grenzen sind und sich „mots phonétiques" erst auf der Phrasenebene bilden lassen.[51] In einer solche Sprache ist die Silbenstruktur zwar sehr deutlich, sie läßt sich jedoch nur bedingt als perzeptive Strategie zur Entdeckung morphologischer (und daher semantischer) Einheiten einsetzen.[52] Im Deutschen (Orthoepie) ist die automatische Resilbifizierung auf das phonologische Wort beschränkt (deshalb: *E(r)p&rEcht*, denn Komposita bestehen aus zwei phonologischen Wörtern). Das Konstanzerische verfährt hingegen weniger restriktiv, es erlaubt teilweise die Resilbifizierung noch in den postlexikalischen Bereich hinein.[53]

[50] Das wäre schon deshalb unplausibel, weil in gewissen Fällen — z. B. bei Diphthongen, die in manchen Sprachen steigend oder fallend sein können — eine lexikalische Festlegung des Silbenträgers nötig ist, die auf späteren Ableitungsstufen nicht wieder verloren gehen darf (vgl. z. B. Kenstowicz & Rubach 1987). In anderen Sprachen — z. B. dem Polnischen — entstehen Diphthonge erst durch phonologische Regeln (Vokalisierung des velaren [ł] zu *u*). Um zu vermeiden, daß der neu entstandene Vokal zum Silbenträger wird und um sicherzustellen, daß er als Halbvokal realisiert wird, muß die Silbizität des linksstehenden Vokals unantastbar sein.

Andererseits gibt es aber auch Fälle, in denen ein Silbenträger verloren geht und ein benachbartes Segment — in der Regel ein Sonorkonsonant — dessen Status übernimmt (vgl. im Deutschen die Schwa-Tilgung vor Nasal, etwa in *gebm̩*). Die allgemeinen Regelmäßigkeiten der Silbifizierung sind noch zu wenig erforscht, als daß man eine generelle Struktur angeben könnte. Vielleicht gibt es gewisse Prozesse — Tilgungen — die die Verlagerung eines Silbenkerns auslösen können und dabei die prinzipielle Möglichkeit der Dissoziation von σ und silbentragendem Segment (auch ohne Verlust der ganzen Silbe) voraussetzen, während andere das nicht tun.

[51] Vgl. Müller 1987 (Ms), Pulgram 1970: 35, Hyman 1978.

[52] Vgl. Norris & Cutler 1985 zum unterschiedlichen Status der Silbe als perzeptorischer Einheit im Französischen und Englischen. Sie ziehen daraus allerdings den ungerechtfertigten Schluß, die Silbe sei im Französischen für die Entdeckung der Wortgrenzen von besonderer Bedeutung (S. 699).

[53] Vgl. dazu das Beispiel der r-Resilbifizierung, Kap. 3.2.6. Dieser Unterschied zwischen Konstanzer Repertoire und Orthoepie bezieht sich wohlgemerkt nur auf die Silbengrenzen; die Möglichkeit, ganze Silben zu tilgen, ist auch im Konstanzerischen im Bereich der Komposition und Syntax nicht mehr gegeben (vgl. **aŋ&lanz̩ug* ‚Angelanzug').

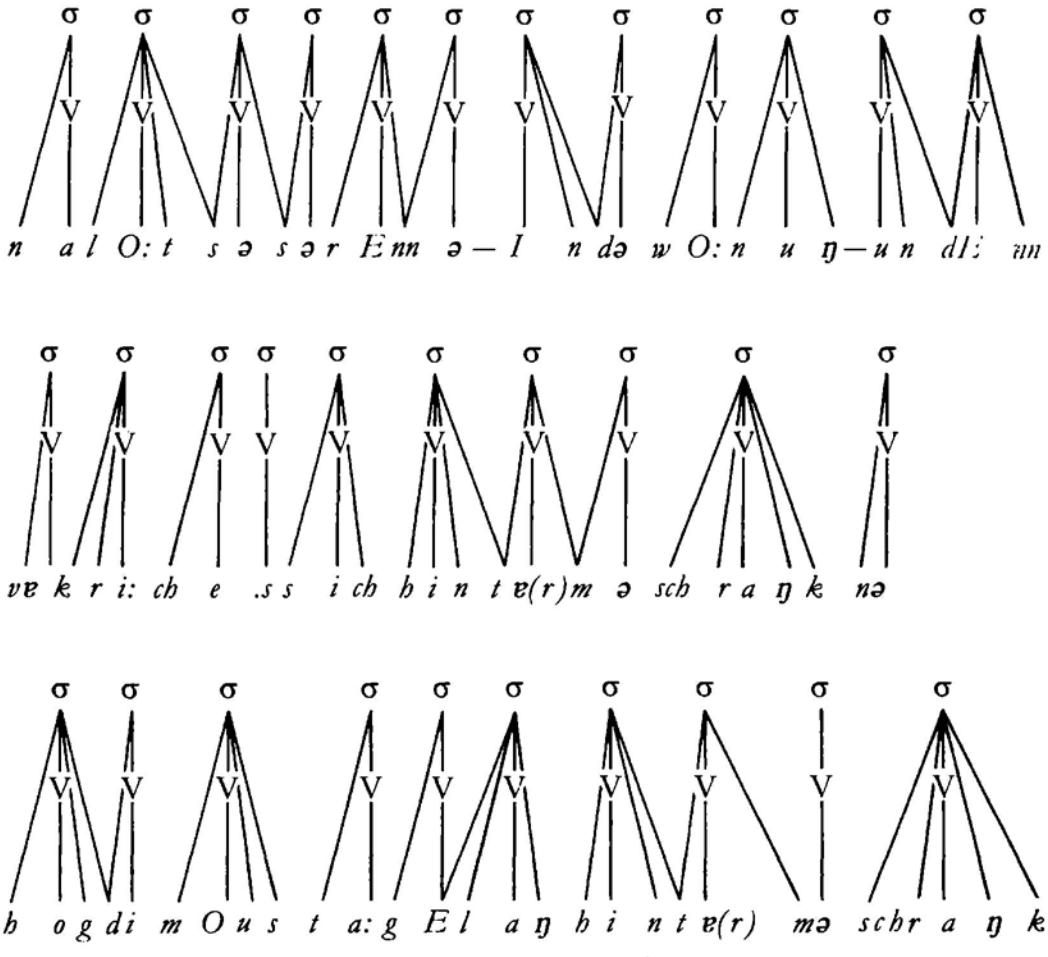
Eine letzte Anmerkung betrifft die Frage extrasilbischer Elemente. Die vorgestellte Silbifizierungsregel unterscheidet zwischen universaler Sonoritätshierarchie und sprachspezifischen Silbenstrukturbedingungen. Vor allem im Silbenabfall gibt es im Deutschen wesentliche Unterschiede zwischen den beiden. Im Gegensatz dazu geht z. B. Wiese (1986 a, b) davon aus, daß alle Segmente, die die universale Sonoritätshierarchie verletzen, extrasilbisch sind. Vor- und Nachteile des Konzepts der Extrasilbizität können hier nur angedeutet werden. Schwierigkeiten ergeben sich zumindest mit all jenen Sprachen und Dialekten, die einen kompensatorischen Zusammenhang zwischen der Länge des silbentragenden Vokals und der Silbendeckung kennen (wie das Norwegische, Isländische, Bairische und auch das Alemannische[54]) und zugleich ‚extrasilbische' postnukleare Elemente zulassen. Im Bairischen kann z. B. kein Zweifel darüber bestehen, daß nicht-homorgane, zwei Plosive enthaltende Auslautstrukturen wie /mOgst/ ‚magst du' (gegen *i mO:g*), /legd/ (gegen *i le:g*) oder /Obst/ Kurzvokal fordern; das wortauslautende /st/ oder /d/ nimmt also an dem rhythmischen Ausgleichsprozess teil und kann deshalb nicht außerhalb der Silbe stehen. Ein Ausweg bietet sich dort an, wo man die Quantitätsbeziehungen statt auf der Ebene der Silbe auch oder sogar besser auf der Wortebene behandeln kann (wie dies tatsächlich für das Bairische zutrifft).

Es bleibt aber doch die Frage nach der positiven Evidenz für eine weitgehende theoretische Annahme wie Extrasilbizität. Als Testfall sind Resilbifizierungsprozesse anzusehen: Laute, die nicht mit einem σ assoziiert sind, sollten sich in dem Augenblick an eine benachbarte Silbe anschließen, in dem eine solche Silbe vorhanden ist und die Resilbifizierung den Silbenstrukturbedingungen nicht widerspricht. Etwa werden extrasilbische Konsonanten im Französischen zum Silbenanstieg der Folgesilbe, wenn ein vokalisch anlautendes Wort folgt; daraus ergibt sich Evidenz dafür, daß die sog. stummen Konsonanten des Französischen ohne Assoziation zum σ zu repräsentieren sind. Eine extrasilbische Behandlung der von der universalen Sonoritätshierarchie abweichenden Laute im Deutschen läßt ebenfalls erwarten, daß diese Laute an die syntagmatischen Nachbarsilben angebunden werden, wenn dies möglich ist, und nicht etwa ambisilbisch werden. Zum Beispiel müßte *besteigt er* als *bes&taig&ter* (in der Orthoepie mit auslautverhärtetem [taik] und aspiriertem [t^hɐ]) silbifiziert werden, *der Stefan* als *ders&tefan* etc. Für eine solche Silbifizierung gibt es aber nicht die geringste Evidenz. Daraus ist zu folgern, daß die lexemein- und ausleitenden Konsonanten des Deutschen, die die universale Sonoritäts-

[54] Dieses Problem wird in den folgenden Kapiteln noch eine wichtige Rolle spielen. Die empirischen Details finden sich in Kap. 3, Abschn. 2.4.; zum Bairischen vgl. Auer 1989, zu der skandinavischen Sprache Andersen 1984.

hierarchie verletzen, trotzdem zur Silbe gehören, d. h. eben nicht extrasilbisch sind. Will man die Divergenz zwischen universaler Sonoritätshierarchie und sprachspezifischen Silbifizierungsregeln hervorheben, kann man (wie Vennemann 1988: 11) diese Konsonanten als Appendices bezeichnen, die zwar zur Silbe gehören, nicht aber zu ihrem Zentrum („core").

Zur Erläuterung der oben eingeführten Silbifizierungsregel für das Konstanzerische sei abschließend ein kurzer Textausschnitt zitiert:



Bei der Darstellung der sprachlichen Variabilität im Konstanzer Repertoire mit den Mitteln der Natürlichen Phonologie gehen wir im folgenden von der Struktur der Silbe aus und unterscheiden drei große Bereiche: a) Variation an der Silbenperipherie, b) Variation im Silbenkern und c) Variation in Abhängigkeit von der rhythmischen Struktur, die sich aus der Abfolge phonetisch prominent(er)er und weniger prominenter Silben ergibt.

2.2. Variation an der Silbenperipherie

2.2.1. Aspiration

Wie eine Reihe der nun zu diskutierenden segmentalen Variationstypen ist die Aspiration ein Phänomen, das beliebige Ausprägungen haben kann, d. h. es handelt sich um ein phonetisches Kontinuum. Die Aspiration tritt ausschließlich bei Fortis- und (selten) Halbfortis-Plosiven auf und ist deshalb von deren Verteilung abhängig (vgl. 2.2.2.). Sie läßt sich aufgrund dieser Tatsache mit gutem Recht phonologisch als eine (variable) Verstärkung der Lenis-Fortis-Opposition verstehen, obwohl sie phonetisch auf einer anderen Ebene liegt.

Die kontextfreie Aspiration folgt offensichtlich einer Fortisierungsteleologie, die im Falle von *t* und *p* auch eine artikulatorische Stärkung (doppelte Artikulation) mit sich bringt. Sie ist beim velaren Plosiv häufiger als beim bilabialen und alveolaren, wohl weil dieser aufgrund der Nähe der Artikulationsstelle zur Glottis an sich schon dazu neigt, aspiriert zu werden.

Aspiration wird nur bei den Fortes und Halbfortes beobachtet; diese sind jedoch keineswegs automatisch behaucht, wie dies in einigen niederdeutschen Dialekten der Fall ist.[55] Obwohl der Prozeß selbst kontextfrei ist, ergeben sich für die Häufigkeit seiner Anwendung bestimmte Gewichtungen aus der Position des Plosivs in der Silbe. Die Aspiration ist am häufigsten bei Plosiven in silbeninitiale Prä-Iktus-Position (*k'aisse, k'ald, t'e:, t'a·geszäit, p'aɐ̯*), seltener in zweiter Position im Silbenanstieg in akzenttragender Silbe (*schp'a:r*). In einer Reihe von Fällen dient die Aspiration hier der semantischen Hervorhebung (Erstaunen, Überraschung, Steigerung, Gestelztheit können so markiert werden), teils auch im Zusammenhang von Reparaturen. Im Silbenabfall ist Aspiration nur in finaler Position, und zwar fast ausschließlich vor Pausa zu beobachten.[56] Aber nicht alle präpausalen Fortes sind aspiriert; die phonologische Umgebung erlaubt es also auch hier nicht, die beobachtete Variation aufzulösen. In

[55] Vgl. Seidelmann 1976.

[56] Phonologische Pausa und phonetisches Schweigen (= die Abwesenheit von sprachlichen Signalen, Pause) sind nicht identisch. Pausa kann z. B. auch gegeben sein, wenn eine intonatorische Phrase endet, ohne daß tatsächlich Schweigen eintritt. So ist ein Turnnachlauf wie *oder* oder *gell* durch eine intonatorische Grenze vom übrigen Turn abgetrennt, und es wird mit der vor Pausa üblichen Frequenz aspiriert (etwa in *vI:lən daŋk' (g)Ell* oder *k'Ennt gə(j)*). Auch das Turnende impliziert Pausa, selbst wenn der andere Teilnehmer unmittelbar weiterspricht und kein Schweigen entsteht. Allerdings muß ein solches Turnende an einem möglichen Übergabepunkt („transition relevant point") liegen: erfolgreiche Unterbrechung im Turn impliziert keine intonatorische Grenze und wird daher auch nicht durch Aspiration markiert.

zweiter Position im Silbenabfall (etwa vor Frikativ: *Eps* ‚etwas', *fli:sts* ‚fließt es', *biks* ‚Büchse') oder vor einer neuen Silbe (*nint me* ‚nichts mehr') wird nicht aspiriert.

Die Aspiration ist also im Konstanzerischen[57] kein Prozeß, der zur klaren Identifizierung von Silbengrenzen verwendet werden kann; mit der ‚Auslautverhärtung' und der Verwendung des Glottisverschlusses dient der Prozeß vielmehr der Markierung von Ende bzw. Anfang (Glottisverschluß) von *Äußerungen* oder phonologischen Phrasen (d. h. vor bzw. nach Pausa), die natürlich immer auch Silbengrenzen implizieren. Es ist wohl nicht zu spekulativ, wenn man dahinter eine universale Implikationsbeziehung vermutet, die sich aus der Hierarchie der prosodischen Konstituenten ergibt: wenn ein solcher Grenzprozeß auf einer bestimmten prosodischen Ebene wirksam ist, so findet er auch auf den hierarchisch übergeordneten Anwendung, nicht aber umgekehrt. D. h.: wenn Silben durch die genannten Prozesse begrenzt werden, dann auch phonologische Phrasen, aber Varietäten, die Grenzprozesse für phonologische Phrasen kennen, müssen diese nicht auf der Silbenebene anwenden.

Von der kontextfreien Aspiration muß die assimilatorische Aspiration von Plosiven vor Silben, die mit *h* anlauten, strikt unterschieden werden (wie z. B. in *it' hie* ‚nicht hier'). Hier ist ein assimilatorischer Lenisierungsprozeß am Werk, der vor allem der Teleologie der artikulatorischen Schwächung dient und keine perzeptorische Funktion hat (vgl. auch Abschnitt 2.2.12.).

2.2.2. Gespanntheit (Lenis/Fortis)

Die Unterscheidung von Fortes und Lenes im Konstanzer Repertoire tritt weitgehend an die Stelle der Stimmhaftigkeitsopposition in der Orthoepie (die in Konstanz nur /v/ und /f/ unterscheidet). Allerdings ist auch die Gespanntheitsopposition sowohl phonetisch als auch phonologisch im Vergleich mit anderen deutschen Dialekten – etwa den bairischen – von relativ geringer Bedeutung. Phonetisch sind die Unterschiede fließend und wenig ausgeprägt; oft ‚springen' die Sprecher auf dem Kontinuum zwischen Lenis und Fortis nur kurze Distanzen. Auditiv ist es überhaupt nur bei den Plosiven möglich, den Unterschied mit einiger Sicherheit zu hören und zu transkribieren. (Im folgenden werden die Fortes als *p, t, k*, die Lenes als *b, d, g* und die dazwischenliegenden Halbfortes als π, τ, κ notiert.

[57] Dasselbe gilt übrigens für den Standard, wo zwar initial fast durchweg, medial aber nur etwa zur Hälfte (nach Zählungen von Knetschke & Sperlbaum 1987: 185 bei Nachrichtensprechern) aspiriert wird.

Als diese drei Realisierungen zusammenfassende Symbole werden bei Bedarf *B, D, G* verwendet.)[58]

Phonologisch gesehen ist die Gespanntheitsopposition von vergleichsweise geringer Bedeutung, weil das Konstanzerische (auf der Standard- *und* Dialektseite des Repertoires) eine deutliche Tendenz hat, in vielen phonologischen Kontexten die Unterschiedung zwischen Fortis und Lenis zu verwischen. Dann haben wir es mit einem Laut zu tun, dessen Gespanntheit lediglich aufgrund von Präferenzen mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit vorhergesagt werden kann, jedoch nicht aufgrund von Regeln — im Sinne einer Allophon-Verteilung — determiniert ist.[59]

Ausgeschlossen ist die Fortis-Lenis-Neutralisierung lediglich im prävokalischen Silbenanlaut (die ambisilbische Position mit eingeschlossen) lexikalischer Simplicia. Die Verteilung entspricht hier meist der aus der Orthoepie zwischen stimmlosen und stimmhaften Plosiven bekannten. Es gibt jedoch eine Anzahl von in Richtung auf Lenis abweichenden Wörtern, die teilweise aus der alten Quelle, vor-ahd. *d*, erklärbar sind; vgl. die Variation zwischen std. *tu:n* und dial. *duə, tOiv* vs. *dOiv|daiv, pav* vs. *baə*, aber auch *natü:vlIch* vs. *nadIvlich* u. a. Diese Abweichungen sind — im Gegensatz zu den übrigen Fortis-Lenis-Kontinua — nicht skalar, sondern kategorisch. Die Standardverteilung folgt hier mehr als die dialektale mit ihren zahlreicheren Lenes einer kontextfreien Fortisierungsteleologie.[60]

Bei einem Teil der Informanten[61] konnte allerdings mit großer Sicherheit auch ein jüngerer, ebenfalls kontextfreier, aber gegenläufiger Fortisierungsprozeß identifiziert werden. Diese Sprecher verstärken in silbeninitialer Position zugrundeliegende Lenes zu Halbfortes oder Fortes.[62] Der Prozeß ist skalar und nicht lexikalisiert. Man erhält so: *ja τEs Isch, τa hEv X., πIs mv τrAufkOmmə, τaß dəs, — ti=ka:ri·n, ja ti· frOit sich.* Im Wortinneren beobachtet man diese Fortisierung kaum. Dieselben Sprecher reduzieren Geminaten /Bb/ und /Dd/ in den zulässigen Umgebungen nicht — wie die meisten Sprecher (vgl. 2.2.3.) — zu einfachen Lenes, sondern verwandeln sie in die entsprechenden Halbfortes oder Fortes: aus *und* + *dəs* wird

[58] Nach Singer 1969: 25 ist der Gespanntheitsunterschied im ländlichen Umfeld von Konstanz noch deutlich hörbar und wird durch die Opposition zwischen schwachgeschnittenem und scharfgeschnittenem Akzent unterstützt. Für die Stadt selbst trifft dies sicherlich nicht zu.

[59] Vgl. zu diesem Typ von „Archiphonem", der von beiden neutralisierten Phonemen vertreten werden kann, Trubetzkoy 1939: 70–74.

[60] Diese kontextfreie Fortisierung ist ausführlich bei Goman 1981: 135 ff. beschrieben.

[61] Es handelt sich um jüngere bis mittelalte Informanten, die leicht bis mittelstark dialektal sprechen.

[62] Für /g/ lassen sich keine gesicherten Aussagen machen. Die Fortisierung scheint hier aber wesentlich seltener zu sein.

Untəs, aus *nImmd + dəs nImmtəs*, aus *nichd + daß nichtaß*, aus *richdIg + gəbÜv(r)tIg richdIkəbÜv(r)tIg*, aus *gədAuv(r)d + dəs + Isch gədAuv(r)təsIsch*, aus *dEŋd + daß dEŋtaß* (‚gedacht daß'), etc. (Andere Sprecher haben hingegen *richdigi:rig* ‚richtig gierig', *undEnn* 'und dann', etc.) Dies ist zweifellos die traditionellere Behandlung der Geminaten, die auch bei Joos (1928: § 34) belegt ist, heute jedoch die Ausnahme darstellt.

In den neutralisierenden Positionen gelten für alle Sprecher die folgenden Präferenzen, die von den einzelnen Informanten unterschiedlich stark befolgt werden und die untereinander zu Konflikten führen können:

a) Vor Pausa (also in derselben Position, in der auch aspiriert wird) wird mit einiger Regelmäßigkeit ‚Auslautverhärtung' zu Fortis durchgeführt: *it* — (‚nicht'), *hOt* — (‚hat'), *hap* — (‚habe'), etc.

b) Plosive, die nach einem oder mehreren Konsonanten und vor der Silbengrenze stehen, werden sonst meist als Lenes realisiert. Diese Lenes können weiter zu Approximanten reduziert oder auch ganz getilgt werden (vgl. 2.2.4.). Beispiele: *hald gəbO:rə, Umsons(d) wa(r), glEgd ja, übahAubd, gsagd mEnsch*, etc. Die Approximanten kommen durch die bekannte artikulationsphonetische Tatsache zustande, daß silbenfinale Verschlußlaute oft lediglich aus einem Verschluß, aber keiner nachfolgenden Plosion bestehen. Wird allerdings die Silbengrenze durch spätere Resilbifizierung verschoben, so daß der Plosiv nun eine neue Silbe einleitet bzw. ambisilbisch wird, dreht sich die Tendenz zur Lenisrealisierung in ihr Gegenteil um und man beobachtet stattdessen teils Fortis, wie in den folgenden Fällen vor Klitika: $Un^{t}_{\&} + äh$, $möch^{t}_{\&} + i$, $hal^{t}_{\&} + ə$, $Ech^{t}_{\&} + ə$, $schduga(r)^{t}_{\&} + v$, $zusammə hEŋ^{t}_{\&} + Un(d)$. Die Variation zwischen Lenis und Fortis vor den Suffixen *-ə* und *-ə(r)/-v*, etwa in *tochtv* vs. *tochdv*, kann man entsprechend als Variation in der Silbifizierung interpretieren.

Alleinstehende silbenauslautende Fortes werden, soweit sie nicht vor Pausa stehen, ebenfalls lenisiert, allerdings mit deutlich geringerer Wahrscheinlichkeit. Es gibt also keine Auslautverhärtung, sondern eine tendentielle Auslauterweichung.

Die Präferenzen a) und b) können miteinander in Konflikt kommen, z. B. in *Ev(r)nschd* —: hier hat sich b) gegen a) durchgesetzt.

c) Im Kontext *sch*___ steht meist Lenis: *konschdants, schdra·ßə, schbra:ch, schdain*, etc.

d) Rechtsstehende Segmente assimilieren in Konsonantenverbindungen in unterschiedlichem Maß ihnen vorausgehende Plosive. Eine intervenierende Silbengrenze kann die Assimilation behindern.

/l/: Während der Std. nicht neutralisiert (vgl. *blatt* vs. *platt*), steht im Konstanzerischen fast immer Lenis (*blos, glav, glE:nv*; aber: *klausu·r*). Besonders durchgängig ist die Lenis vor Lateralliquid, wenn die Konsonantenkombination durch Reduktion des Präfixes *ge-* zustandegekommen ist (*glaŋgt, kennəglEen(d)*). Im Gegensatz dazu reicht der Einfluß rechtsste-

henden *r*'s zwar aus, um auch in dieser Position die zugrundeliegende Fortis : Lenis-Opposition zu verwischen (*indressant'*- vs. *drotz, dran* vs. *t'ran, krig, krad, praitə*); der lenisierende Einfluß ist aber wesentlich weniger deutlich.

/n, m, ŋ/: Nasale haben deutlich lenisierenden Einfluß (*sEldn̥, maisdn̥s, gmEldət*). Ebenso lenisiert vermutlich /w/ (*gwaksn̥, gwEsə*, aber nicht über Silbengrenze: *it wi*).

/h/ fördert — auch über Silbengrenze hinweg — die Fortis-Realisierung: *unt hOt, glErnt hAt, khövet hOnt* ‚gehört haben'. Die Fortisierung ist auch bei Reduktion von *ge-* deutlich festzustellen (*k'et* ‚gehabt').

/s, sch/: /s/ hat eindeutig, /sch/ weniger deutlich eine fortisierende Wirkung (*halt=**so**, **hats** Auch, hOt se **k**sagd, **ps**Ondərə, hap **sch**On, dOi**tsch**, sollt **sch**O, dialEg**t** **schw**Etsə* ‚Dialekt schwätzen', *Ent**sch**bannung*).

Der dominant progressive Charakter der Gespanntheitsassimilation zeigt sich darin, daß z. B. *s* vorausgehenden bilabialen Plosiv (*glAup=s, op=s*) beeinflußt, nicht aber folgendes *b* (*Aus bEveli:n*), ebenso vorausgehenden alveodentalen Plosiv (*frOit=sich, Iɐŋt=so=n̥* ‚irgend so ein', *wEnnt=sE* ‚wollen Sie'), aber nicht folgendes *d* (*daß=dU, gwußd was*), *sch* vorausgehenden, aber nicht folgenden Alveodentalplosiv (*hetsch* ‚hättest du', ***unt schdudi:rə***, aber *di:nschdag, e(r)schdə* usf.). Paare wie *duŋgl̥ha:rigə* vs. *duŋkəl* zeigen, daß Vokale nicht lenisierend wirken. Interveniert ein Schwa zwischen rechtsstehendem Lenis-Lateral und linksstehendem Fortis-Plosiv, so wird der Assimilationsprozess unterbrochen. Die Assimilation ist also eine Nahassimilation.[63]

Präferenz d) kann wiederum mit b) in Konflikt kommen. Dann setzt sich entweder die Schwächung in finalen Konsonantenverbindungen durch (*sin(d) si, landschaft*) oder die durch folgende Fortis ausgelöste progressive Assimilation (*hOnt schO*).

Alle Gespanntheitsassimilationen folgen der segmentalen Lenisierungsteleologie. Die unter b) genannten Prozesse entsprechen der Tendenz zur optimalen Silbe, die den Anlaut verstärkt, den Auslaut aber schwächt.

2.2.3. Geminatenvereinfachung

Im phonologischen Wort wird nach Kurzvokal von zwei aufeinanderfolgenden Konsonanten, die sich lediglich in bezug auf die Gespanntheit unterscheiden, der linke getilgt. Wenn zwischen den beiden eine Silbengrenze liegt, führt die Degeminierung meist zur Ambisilbizität. Es kommt so zu Formen wie *mach$^{\&}_{d}$e ka·fe* ‚macht den Kaffee', *un$^{\&}_{d}$i* ‚und die', *mi$^{\&}_{d}$ɐ*

[63] Der Konstanzer Stadtdialekt kennt einige lexikalisierte Fälle von Fernassimilation wie wohl in ***d**E:**d**=i* (‚täte ich'). Vgl. dazu auch die parallelisierende Frikativierung in ***richtich***, 2.2.10.

‚mit der', *hA$^{\&}_{m}$v* ‚haben wir', etc. Nach Langvokal bzw. Diphthong entstehen Geminaten, die erst im Allegro nach der gleichen Regel reduziert werden können: *gse:d&dEv* ‚gesagt der', *gu:d&dəs* ‚gut das', *tsaid&dO* ‚Zeit da'. Daß die Regel nicht auf den Silbenabfall beschränkt ist, zeigt sich bei der Reduktion von Präfixen des Silbentyps CV zu C (z. B. *ge-* zu *g-*), die vor Plosiv immer zur Tilgung eines der Konsonanten führt (*gangə*, nicht etwa *g-gangə*).

Die Degemination ist eine artikulatorische Vereinfachung, die aber den Silbenanlaut schwächt, weil sie die Silbengrenze verwischt. Sie entfernt die Konstanzer Stadtsprache von der optimalen CV-Struktur.

2.2.4. Tilgung von Plosiven in Konsonantenverbindungen

/D/ kann in der Stellung C(C)__&C getilgt werden, wobei Zwischenstufen (Approximanten) möglich sind (vgl. *hambal*, ‚Handball', *krig(d) wail, dIaleg(d) so* (vs. *dialEgt'* -), *hör(d)mv, Un wail* ‚und weil' etc.). In seltenen Fällen kommt es vor Nasal zur Reduktion zu [ʔ] mit Nasalplosion (*gse:ʔmId*, ‚gesagt mit'). Erst bei nachlässiger Sprechweise wird auch im Kontext V__&C ein /D/ getilgt; dies führt ggfls. zur Resilbifizierung als $V^{C}_{\&}$: *ʔiguəd*, ‚nicht gut'.

In Formen wie *hamball, ʔiguəd*, auch *hOgmOnd* ‚hat gemeint', liegt im Gegensatz zu *krig(d)* etc. eine Degeminierung nach vorheriger Assimilation eines Plosiv-Clusters (progressive Assimilation des Dentals an den folgenden Velar oder Labial) vor, die Joos (1928: § 35) auch — unabhängig von der Degeminierung — z. B. in *mit(ə)m khImbfurt* ‚mit dem Kind fort' beobachtet hat.

Sehr häufig wird nach *sch* getilgt (fast durchgängig in den Formen der 2. Ps. Sg. Präs. — *heisch, meinsch* —, in *isch* ‚ist', *letsch, sonsch*, etc.). In diesen Formen unterscheidet sich der Konstanzer Stadtdialekt von vielen anderen schwäbischen und alemannischen Dialekten, auch schon denen der ländlichen Umgebung, die wesentlich weniger häufig elidieren. (Bereits im benachbarten Radolfzell ist die Tilgung unüblich.) Wenn vor Vokal Resilbifizierung erfolgen kann, d. h. der zugrundeliegend finale Plosiv nun im Redekontext eine neue Silbe einleitet, muß die Tendenz zur Vereinfachung einer CC-Verbindung mit der Tendenz der optimalen CV-Silbe konkurrieren und ist entsprechend seltener, jedoch nicht ausgeschlossen (vgl. *bIschtEbə* aus ‚bist du eben'). In der *schD*-Endung bleibt sie quasi-obligatorisch.

Lexikalisierte Formen mit Tilgung ambisilbischen /D/s beobachtet man in *werre/worre*, alternierend mit *we(r)də, gewo(r)də*.

Daß von den Plosiven vor allem das alveodentale /D/ so häufig getilgt wird, hängt mit der besonderen Anfälligkeit von Zungenspitzenkonsonanten für Beeinflussungen aus der Umgebung zusammen. Ein weiteres

Beispiel für diese Anfälligkeit ist die Assimilation des zugrundeliegenden /n/, nicht aber der übrigen Nasale, an Umgebungsplosive (vgl. den nächsten Abschnitt).

Im Zusammenhang der Tilgung anderer Plosive in Konsonantenverbindungen ist der Status von *ŋ* zu diskutieren. Der Stadtdialekt zeigt hier eine positionsabhängige Alternation zwischen *ŋ* und *ŋg*, die deutlich für die zugrundeliegende Analyse von *ŋ* als /nG/ spricht. Das entscheidende Umgebungsmerkmal ist die Lage der Silbengrenze: /ng/ wird vor allem im absoluten Silbenauslaut zu *ŋ* vereinfacht (etwa: *laŋ* –), kann jedoch, wenn es durch Resilbifizierung an den Silbenanfang rückt, als *ŋ&g* realisiert werden. So alternieren *gaŋ* und *gaŋ&gə, wEŋ* und *wEŋ&gələ*. Die Bedingungen, unter denen postnasales silbenauslautendes /g/ erhalten bleiben, unterscheiden sich stark von denen des Standards, wo folgende stimmlose Plosive und Frikative sowie Pausa erhaltend wirken (Knetschke & Sperlbaum 1987: 170 f.).

In zweitletzter Silbenposition bleibt /G/ im Kontext *ŋ*___ *s/sch*, etwa in *laŋksam, lEŋgschd*, seltener auch in *ŋ*___ /D/ variabel erhalten. Die Erhaltung hat artikulationserleichternde Teleologie (Übergang von Nasal zu Frikativ, vgl. auch Abschn. 2.2.15., bzw. zu nicht-homorganem Plosiv). Die Tilgung im Silbenauslaut ist eine Lenisierung, die zugleich die Teleologie der optimalen Silbe stützt. Im Vergleich zur Orthoepie, wo die silbeninitiale Position nur in Kombination mit dem Hauptakzent auf der Folgesilbe g-erhaltend wirkt (Typ *Koŋgréß*), sind die g-Tilgungsbedingungen im Konstanzer Repertoire eingeschränkter.

2.2.5. Nasalassimilation

/n/ wird in der Regel von Folgekonsonanten in bezug auf die Artikulationsstelle beeinflußt (mit Ausnahme von /x/, das viele Sprecher nach /n/ zu *sch* machen, also regressiv assimilieren[64]): *hamball* (nach vorhergegangener Elision des Alveodentalplosivs), *wEmɐ* ‚wenn wir', *aŋg(ə)wo·nhaitə, umEglich, kamɐ* (‚kann man'). Die beiden zuletzt genannten Beispiele zeigen, daß der Folgekonsonant selbst ein Nasal sein kann. Dieser setzt sich dann gegen den Vorgänger durch. Über Wortgrenzen ist die progressive Nasalassimilation allerdings nicht obligatorisch, wie Formen wie *sIn mIdEɐ* (‚sind mit der') belegen.

Die regressive Nasalassimilation ist auf silbisches /n̩/ beschränkt (vgl: *habm̩, sa:gŋhaft, nIegn̩s*). Im Konfliktfall kann sich der eine oder der andere Assimilationstyp durchsetzen, also: *Iegn̩(d)wo* oder *Iegŋ(d)wo* oder *Iɐŋ(d)wo*.

[64] Tonelli 1981: 132 führt das abweichende Verhalten von *ch* auf artikulatorische Schwierigkeiten bei der Bildung einer velaren Friktion bei gesenktem Velum zurück.

In Formen wie *haṃ, geṃ, aiŋ(d)lich, iaŋ(d)wi* wird der zunächst regressive Nasalassimilation auslösende Plosiv in einem weiteren Reduktionsschritt getilgt. Der Vereinfachungsprozeß läuft der Teleologie der optimalen Silbe zuwider, indem er dem nasalen Silbengipfel einen linken, peripheren Verschlußlaut entzieht, d. h. den Silbenanstieg schwächt. Es handelt sich denn bei der Tilgung des Plosivs auch nur um eine Zwischenstufe zu einer weiteren rhythmischen Vereinfachung, die dem Nasal den Silbenstatus nimmt (*ham* etc.).

Die Tilgung ist ebenso wie die regressive Nasalassimilation fakultativ, d. h. es kommen auch die Formen *aigŋ(d)lich* und *aigṇ(d)lich* vor. Wird jedoch getilgt, so muß vorher assimiliert werden (**aiṇ(d)lich*).

Die Verschmelzung von Plosiv und silbischem Nasal sowie auch die diese „fütternde" Nasalassimilation ist im Standard häufig, wird jedoch in dialektalerer Sprechweise durch die fast durchgängige Endnasaltilgung in *-en* „ausgeblutet": diese verhindert die Schwa-Tilgung, die wiederum Bedingung für den silbischen Status des Nasals ist. Dennoch wäre es falsch, die Verschmelzung zu einem reinen Standard-Prozeß zu deklarieren, wie die genannten Beispiele mit silbenfinalem *-end* (‚eigentlich') zeigen: hier ist die Endnasaltilgung auch im Dialekt nicht anwendbar, und die Silbifizierung des Nasals tritt voll in Kraft.

2.2.6. s/sch-Assimilationen

S gleicht sich mit mittlerer Häufigkeit einem folgenden *sch* an und wird dann nach 2.2.3. getilgt. Innerhalb des Wortes ist der Prozeß sehr häufig (vgl. sogar *franze:schə*, ‚französische'), in der 2. Ps. Sg. Präs., wo auf *s* auslautende Stämme das Konjugationssuffix *sch* (aus /sd/) erhalten, obligatorisch: *waisch, haisch*, etc. Zum Wort gehören auch klitische Elemente; die Assimilation ist also hochfrequent, wenn das *s* ein klitisches Element (v. a. proklitisches *dəs*) ausleitet (vgl. *dəschdImd*, ‚das stimmt'), *dsch̩bä:d* (‚zu spät', über *tsschbä:d*[65]), vgl. auch *desch* aus *dəs=isch* mit klitischem *isch* (s. unten, 2.2.16.). Oberhalb der Wortebene wird der Prozeß seltener, jedoch nicht unmöglich (vgl. *alledIŋschO* ‚allerdings schon'). Es handelt sich um eine eindeutige Lenisierung.

2.2.7. regressive ch-Assimilation

Ebenfalls häufig lenisierend ist die häufige assimilatorische Annäherung von /x/ an die Artikulationsstelle des vorausgehenden Nasal im Kontext *n___*: *manschmal*. (Die Assimilation tritt meist zusammen mit der Pseu-

[65] Beachte das silbische *s* bzw. (nach Assimilation) *sch*!

doaffrizierung — vgl. 2.2.15. — auf: *mantschmal.*) Dazwischenliegende Silbengrenze hält den Assimilationsprozeß im Konstanzerischen — im Gegensatz zu anderen Dialekten — auf (**mEnschə* ‚Männchen').

2.2.8. Liquidvokalisierung und -tilgung

Das im Konstanzerischen silbenanlautend oder ambisilbisch als uvularer Frikativ oder Vibrant realisierte /r/ neigt vor Konsonant und Pausa (d. h. in letzter bis viertletzter Position in der Silbe) zur Vokalisierung zu *ɐ*, wobei dieses *ɐ* mehr oder weniger stark r-gefärbt sein kann (Schreibweise *(r)*).[66] Im Falle des Laterals ist die Tendenz zur Vokalisierung ebenfalls vorhanden, aber — im Gegensatz etwa zu den bair. Dialekten — kaum ausgeprägt. In beiden Fällen handelt es sich vor Konsonant um natürliche Schwächungsprozesse mit Lenisierungsteleologie.

Beginnen wir mit dem Lateral. Einigermaßen regelmäßig ist hier im mittleren Sprechtempo nur die Vokalisierung bei der Nachlaufpartikel *gell* (realisiert als *gE(l), gəj, gə(j)*, etc.). Der vorausgehende Vokal /e/ wird oft zentralisiert und/oder gerundet. Es gibt außerdem einige dialektale Wörter, die obligatorische l-Tilgung (nicht: -Vokalisierung!) verlangen, und zwar immer in der Position ___*t* (C): *sot* (‚sollte'), *sotsch* (‚solltest'), *wet* (‚wollte'), *wetsch* (‚wolltest'), *witsch* (‚willst'). Diese l-Tilgung ist völlig lexikalisiert und nicht mehr produktiv.[67]

In nachlässiger Sprechweise breitet sich der Prozeß der l-Schwächung im Silbenabfall auf andere Wörter aus, und zwar ebenfalls vor allem in der Position vor Konsonant. Meist entsteht ein Approximant, der den vorausgehenden Vokal färbt: *rado(l)fɣEllɐ* vs. *radəlfɣEllɐ* (gleicher Sprecher), *ha(l)t, wechn̩* (selten für ‚welchen'). Im Presto beobachtet man auch Tilgung in intervokalischer Position, etwa in *natÜ(I)ch* ‚natürlich'.

Die r-Vokalisierung ist im Konstanzerischen produktiv,[68] jedoch ist die Häufigkeit der Prozeßanwendung von einer Reihe phonologischer Kontextmerkmale abhängig. Die wichtigste Rolle spielt der folgende Laut: vor Vokal kann ein zugrundeliegend silbenfinales /r/ durch Resilbifizierung silbeninitial werden. Diese Möglichkeit besteht alternativ zur Reduktion zu *(r)* bzw. *ɐ*, so daß in prävokalischem Kontext die nicht-reduzierten r-Formen deutlich häufiger sind als in präkonsonantischem oder präpausalem

[66] Vgl. die ausführlichere und quantitative Behandlung in Kap. 3.

[67] Im letztgenannten Fall handelt es sich wohl um eine analogische Einfügung des Plosivs auf der Grundlage der in 2.2.15. genannten Fortisierungsteleologie.

[68] Im Gegensatz zu dem von Scheutz 1985: 145 ff. beschriebenen bair. Dialekt des oberösterreichischen Mühlviertels ist die Konstanzer r-Vokalisierung sicherlich ein phonologischer Prozeß und keine „via-Regel" (im Sinne der Natürlichen Generativen Phonologie). Die Anwendung auf neue Wörter (z. B. *subɐ* ‚super') läßt darüber keinen Zweifel. „Falsche r-Restitutionen" wie in bair. *wieren* ‚wie einen' gibt es nicht.

Kontext. Die Resilbifizierung des /r/ vom Silbenabfall ist selbstverständlich — wie die Resilbifizierung allgemein — auch von der Stärke einer gegebenenfalls intervenierenden morphologischen bzw. syntaktischen Fuge abhängig: je enger die grammatische Verbindung zwischen den beiden Silben, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit der r-Erhaltung. So ist die Resilbifizierung vor Suffix — wie übrigens auch im Standard — obligatorisch (*konschdanze&r̥isch*), im komponierten Wort, zwischen Wort und manchen[69] klitischen Erweiterungen des Wortes sowie nach Präfix häufig (vgl. *übɐ&rall, ga:&red* ‚gar nicht', *vɐ&rainsloka·l, Ɛv&rinnɐ(r)n*), über Wortgrenzen hinweg selten (Typ *spa:&rich*, ‚spar ich').

Die Teleologie der r-Erhaltung in dieser Position ist selbstverständlich die der optimalen Silbe, denn sie verhindert den Hiatus, der die schlechteste Möglichkeit der Silbentrennung überhaupt darstellt. Konsonantischer Silbenanstieg — selbst mit dem ‚schwachen' Sonorkonsonanten — ist besser als fehlender Silbenanstieg.

Zu beachten ist schließlich, daß die dialektale Form des indefiniten Pronomens (std. *man*) /mar/ lautet. Vor Vokal beobachtet man daher häufig *sagt mɐ&rIt* ‚sagt man nicht', *wi mɐ&r̥ə wasɐ(r) wa(r)m macht*; ‚wie man das Wasser warm macht', usf. Wenn das /r/ hier reduziert wird, kommt es zu Homophonie mit der dialektalen Form des Personalpronomens 1. Sg. Dat. und 1. Pl. Nom. /mir/, klitisch *mɐ(r)*.[70] Eine weitere lexikalische Sonderform ist die Entsprechung zu std. ‚mehr', die im Dialekt r-los ist (also *me*, auch in *nime*, ‚nicht mehr').

Im Silbenanstieg hat das Konstanzerische in wenigen, lexikalisierten Formen die r-lose Variante anstelle einer im Standard *dr*-anlautenden: *dusse, dinne* (‚draußen, drinnen', aus *da* + *ussen* und *da* + *innen*).

2.2.9. n-Tilgung

Es ist eines der auffälligsten und am schwersten zu unterdrückenden Merkmale des Alemannischen allgemein und auch des Konstanzerischen, daß der finale Nasal in auf *-en* auslautenden Wörtern im Nebenakzent

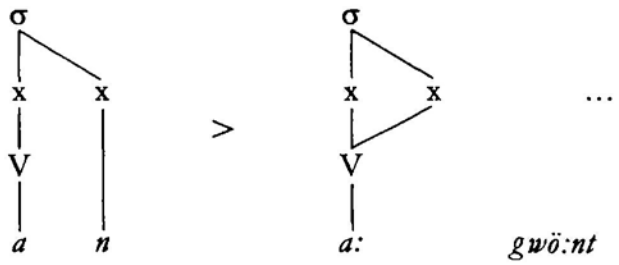
[69] Die Verhältnisse sind hier sehr kompliziert. Es scheint, daß die Klitisierung in manchen Fällen auch die Tilgung fördert: *dɐ (ʔ)éɐrIch* ist ‚besser' als *ʾdə&réɐrIch* (‚der Erich').

[70] Diese Homophonie ist wohl die diachrone Erklärung für die Ersetzung von std. *n* durch *r* im Konstanzer Indefinitpronomen. Vor Konsonant wird in std. /man/ nach 2.2.9. der finale Nasal getilgt, in std. und alem. /mir/ in der klitischen Variante des Pronomens die finale Liquida vokalisiert und dann getilgt. Dadurch müssen sich Unsicherheiten über die zugrundeliegende, vor Vokal benötigte Form ergeben haben, die zu einer analogisierenden Rekonstruktion nach dem Vorbild der definiten Personalpronomina geführt haben. Evidenz für einen allgemeinen Bindekonsonanten /r/, der nicht lexikalisch vorgegeben ist, sondern durch eine phonologische Regel eingefügt wird, gibt es nicht, denn das historisch unmotivierte ‚Binde-r' kommt ausschließlich im Indefinitpronomen vor. Wenn im Alemannischen überhaupt ein Bindekonsonant eingefügt wird, dann ist es ein /n/ (vgl. den folgenden Abschnitt).

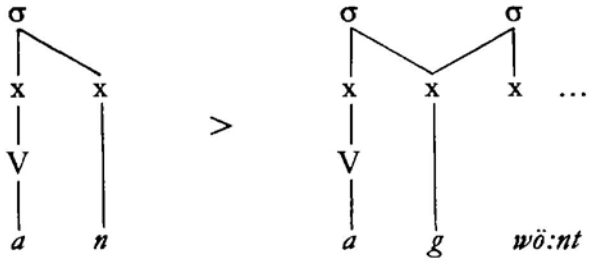
getilgt wird. Die Tilgung erfolgt unabhängig von morphologischen Kriterien, d. h. es kann sich um das Infinitivsuffix, um das Pluralsuffix in der Verbkonjugation oder das Pluralsuffix in der Nominalflexion handeln, aber auch um nicht analysierbare Nebensilben, z. B. in Ortsnamen (vgl. *ge·ə, miɐ sagə, də buəbə, Kreuzlingə, Ebə, hafə*).

Weit weniger produktiv ist die silbenfinale n-Tilgung unter Hauptakzent. Sie ist auf eine Gruppe allerdings recht häufiger Wörter eingeschränkt: die Possessivpronomina (vgl. *sai vatɐ* neben *main kafe* usf.), die Artikelformen zu *kein, ein,* teils *den* (z. B. *kai, ə, də*), die Negationspartikel, die Lokaladverbien bzw. -präfixe *nai* und *dra* (*nebedra:*), die Präpositionen/Präfixe std. *an* und *von* (*vU|vo*), die Lexeme std. *schon* (*schO*) und *Mann* (*mO, mO:*). Im Silbenabfall vor Konsonant wird in *suschd* (‚sonst') getilgt (Staubsches Gesetz). Der Ausfall des /n/ führt nur bei vorausgehendem Tiefvokal teils zu einer deutlichen Nasalierung. Im lexikalischen Silbenabfall kann es zu kompensatorischer Dehnung eines ursprünglich kurzen Vokals kommen (vgl. *a:gwö·nt*).[71] Diese Dehnung stellt sicher, daß die Silbengrenze vor dem folgenden Konsonanten liegt. Hingegen ist die Silbe nach Kurzvokal ambisilbisch gedeckt. Phonologisch gesehen ist daher die n-Apokope mit gleichzeitiger Dehnung des Vokals die einfachere Entwicklung, die die Silbenstruktur des Wortes nicht verändert, während die Apokope mit erhaltenem Kurzvokal nicht nur auf der segmentalen, sondern auch auf der Moren-Lage dem Präfix ein Element wegnimmt:

– mit kompensatorischer Dehnung:



– ohne kompensatorische Dehnung:



[71] Auch die Partizipialform *gsi(:)*, die mit *gwese* variiert, gehört historisch betrachtet natürlich hierher. Dieser Zusammenhang ist jedoch für die Sprecher nicht mehr durchschaubar. Die ‚standardnähere' Form zu *gsi* ist für sie nicht etwa *gsin*, sondern *gwese|gwe:sn̩|gəwe:sn̩*.

Der komplementäre Fortisierungsprozeß ist die Insertion eines Binde-*n* in zwischenvokalischer Position, z. B. in *wo=n=i* (‚wo ich'), *wa=n=er* (‚was er'), heute sehr selten.

2.2.10. Spirantisierung

Die Schwächung von Lenis-Plosiven zwischen Sonoranten ist im Falle des /d/ und des /g/ ausgeschlossen, für das /b/ – abgesehen von *d(r)üwe* – selten (*awa, selwe, schraiwə*, zahlreiche Gegenbeispiele auch derselben Sprecher). Die aus der Orthoepie bekannte Frikativierung von /g/ im Silbenabfall vor allem nach /i/ (Typ *predicht, könich*) ist im Konstanzerischen auch in standardnaher Aussprache selten und nur in dem Wort *richtich* gebräuchlicher (Fernassimilation?). Auch anlautende Frikativierung von /k/ bzw. Affrizierung zu *kch* (beides hochalemannische Formen) ist nicht zu beobachten.

Wie wohl in allen Varietäten des Deutschen wird der geschriebene Frikativ *ch* im Kontext ___*s* obligatorisch /G/ gesprochen: *wagsə* oder *waksə*.

2.2.11. Finale ch-Tilgung

In einigen Einsilblern[72] wird finales *ch* nach Vokal (besonders nach /i/) häufig getilgt. Tilgungsanfällig sind: *au, no, i, mi, glai, di,* nicht getilgt werden kann z. B. in *sich* (!), *nach, doch, blEch, woch* etc., außerdem natürlich in der Position *e*___+ (*dUech* etc.).

2.2.12. Initiale h-Tilgung

Während die bisher besprochenen Lenisierungstendenzen im Konsonantismus des Konstanzer Stadtdialekts vor allem den Silbenabfall betrafen, beziehen sich die folgenden drei auf den Anstieg; sie laufen daher der Teleologie der optimalen Silbe zuwider.

Für /h/ gibt es eine deutliche Hierarchie der Tilgungsmöglichkeiten:

Obligatorisch muß /h/ zu einer mehr oder weniger starken Aspiration des vorausgehenden Plosivs – also zu einer Sekundärartikulation – reduziert werden, wenn durch rhythmische Vereinfachungen, besonders durch die Verkürzung der Präfixe *ge-* und *be-*, unzulässige initiale Konsonantenverbindungen wie /ph/ oder /kh/ entstünden. Ersatzlose Tilgung ist ebenfalls möglich, nach dem zur Aspiration neigenden /k/ jedoch nicht häufig. Die Gespanntheit des Plosivs, Bedingung für die Aspiration (vgl. 2.2.1.), folgt den in 2.2.2. dargestellten Regelmäßigkeiten (Assimilation an folgendes Fortis-*h*). Auf diese Weise erhält man Formen wie *k'aisə, k'okt,*

[72] Die Tilgung in mehrsilbigen Wörtern, besonders im Suffix *-lich*, ist selten; vgl. etwa *nEmli, Erli.*

p'aoptə (‚geheißen', ‚gehockt', ‚behaupten'), etc. Auch andere rhythmische Reduktionen, die die unerwünschten silbenanlautenden Cluster produzieren, führen zur h-Reduktion, etwa in *tEksə* (‚die Hexe').

Der Ausfall des /h/ mit vorheriger assimilatorischer *h*-Färbung des benachbarten Konsonanten ist ein kontextsensitiver Lenisierungsprozeß und ein viel häufigeres Phänomen als die kontextfreie, fortisierende Aspiration silbenanlautender Plosive (vgl. 2.2.1.); daher dürfen die beiden nicht miteinander identifiziert werden.[73] Die Aspiration als Markierung eines getilgten /h/ hängt deshalb auch davon ab, ob der Anlaut eines Wortes noch als ehemaliges Präfix durchschaut wird; in dem Verb *kaiə/käiə* (‚fallen') aus mhd. *gehîwen* ist dies z. B. ganz offensichtlich nicht mehr der Fall, denn die Aspiration ist hier auf das 2.2.1. entsprechende Maß zurückgegangen.

Während in den bisher besprochenen Fällen zwischen Konsonant und *h* eine früher existierende Silbengrenze erst getilgt wird, befreit sich die h-Reduktion in höherem Sprechtempo zunehmend von der Bedingung, nicht über Silbengrenzen hinweg anwendbar zu sein. Dann kann aus einer Sequenz von Plosiv, Silbengrenze und *h* ein aspirierter ambisilbischer Plosiv werden: $i_{t'}^{\&}Om$ (‚nicht haben'), $dlOi_{t'}^{\&}alt$ (‚die Leute halt'), $va^{\gamma}End\text{ɐ}(r)_{t'}^{\&}Ot$ (‚verändert hat'). Hier wird nun auch der Typ des Vorgängerkonsonanten relevant: nach /x/ ist die Reduktion naturgemäß fast regelmäßig, nach Plosiven variabel.

Noch verschliffener wirken Formen, in denen nach einem Frikativ oder Sonoranten *h* getilgt wird. Diese erlauben im Deutschen keine Aspiration, d. h. der Halbvokal entfällt völlig (*vOɐ(r)nərain*, ‚vorneherein', *m̥En*, ‚wir haben', über *mIɐ hEnt*). Wird *h* nach Vokalen getilgt, gerät man an den Rand des (kontextlos) Unverständlichen (z. B. prestissimo *dɐət*, ‚der hat', über *dEɐ hEt*).

2.2.13. Initiale j-Tilgung

Im Gegensatz zur h-Tilgung ist die j-Tilgung im Silbenanstieg lexikalisiert. Sie tritt variabel auf in den verschiedenen dialektalen Formen zu std. *jetzt* (mhd. *(i)etzuo*), etwa *(j)ez, un=Ets, ets* (aber *bai dEnə jEts)* sowie zu std. *ja*, etwa in *Isch=s (j)O* (aber auch: *Isch=s jO*). Die Vermeidung des Hiatus dürfte bei *jetzt* eine Rolle spielen. Die Gründe für die j-Tilgung sind in den beiden Wörtern recht unterschiedlich. Bei *jetzt* geht die Alternation zwischen *j*-haltiger und *j*-loser Form schon auf mhd. Zeit zurück, bei *ja* ist die Tilgung akzentabhängig: sie tritt besonders in den

[73] Entsprechend kommt er auch in Dialekten vor, die überhaupt keine silbenanlautende Aspiration zulassen — etwa dem Wienerischen (Moosmüller, pers. Mitteilung).

postklitischen Formen auf und ist als Schwächung im Anlaut bei Verlust eines eigenen Akzents auf dem Folgevokal anzusehen.

2.2.14. Verwendung des glottalen Verschlußlautes

Die Verwendung des Glottisverschlusses zur linken Grenzmarkierung vokalisch anlautender Silben ist ein Prozeß, der mit der Resilbifizierung (Anbindung eines finalen Konsonanten an die nächste, vokalisch anlautende Silbe) konkurriert (etwa: *wIvk$_t^{\&}$v vs. wIvkt&ʔEv*). Im Gegensatz zur Resilbifizierung wahrt er die Form der Silbe trotz der gerade durchgeführten morphologischen oder syntaktischen Operation und erhöht daher die semantische Durchsichtigkeit.

Auf dem Hintergrund der eingangs genannten Teleologien für natürliche Prozesse unterstützt der Einsatz des Glottisschlages wegen seiner eindeutigen Umgebung (immer am Silbenanfang), die ihn von anderen je nach Umgebung silbenfinalen oder -initialen Konsonanten unterscheidet, die CV-Teleologie. Perzeptionserleichternde Funktion hat er vor allem im Hiatus (*a·invʔachzig, du ʔum, fəschdə ʔa·psichd*).

In den untersuchten Materialien schwankt der Gebrauch des Glottisschlages vor allem am Wortanfang zwischen den Sprechern stark. Standardnahe Informanten variieren hier zwischen hartem und weichem Einsatz etwa im Verhältnis 1 : 1 und entsprechen damit ungefähr der ‚Hochsprache' (vgl. Krech 1968, S. 26, anhand von Nachrichtensprechern). Im Wort nimmt die Häufigkeit des festen Einsatzes (auch vor Akzent; Typ *bearbeiten*) rapide ab und ist v. a. bei stärker dialektsprechenden Informanten fast null. (Zum phonetischen Wort gehören dabei auch klitische Elemente, wie etwa in *gav=It.*) Bei allen Sprechern besteht die Tendenz, vokalisch anlautende Redebeiträge (fast immer) und turn-internes Neueinsetzen nach Sprechpause — also phonologische Phrasen — durch Glottisschlag zu markieren.[74] Auch hier gilt die schon im Zusammenhang der Aspiration (2.1.1.) erwähnte implikative Zusammenhang, daß Glottisverschlußinsertion auf einer niederen prosodischen Stufe die auf der hierarchisch höheren erwarten läßt, aber nicht umgekehrt.

In der Orthoepie ist der Glottisschlag nach Wurzel (1970: 261 f.) am Anfang „phonetischer Wörter"[75] und/oder direkt vor dem Hauptakzent

[74] Vgl. Krech 1968: 49.

[75] Wurzels „phonetische Wörter" enthalten mehr als klitische Erweiterungen; sie sind nicht prosodisch, sondern (in Anlehnung an Chomsky & Halle 1968) syntaktisch definiert und fassen z. B. Nominalphrasen mit allen Erweiterungen zusammen. Diese Definition hat erhebliche Nachteile und steht der korrekten Analyse der Klitisierung und der ʔ-Insertion im Deutschen eher im Wege, als sie zu vereinfachen. Z. B. werden ihr zufolge Konjunktionen von den ihnen folgenden Nominalphrasen durch eine phonetische Wortgrenze abgetrennt; die Klitisierung und die Unmöglichkeit der Verwendung des Glottisver-

obligatorisch. Im Konstanzerischen sind die Faktoren Akzent und morphologische Grenze ebenfalls relevant, machen die Glottisverschlußinsertion aber lediglich wahrscheinlicher.

2.2.15. ‚Affrizierung' nach Sonorkonsonant

Die ‚Affrizierung' von *f* nach Nasal oder Lateral mit gleichzeitiger Nasalassimilation — etwa in *fümpf*, über Wortgrenze hinweg z. B. in *Im pfrankraichuelAub*— ist auch für *s* → *ts* bzw. *sch* → *tsch* (*gants, wittsch* ‚willst du' — vgl. Anm. 67 —, *mEntsch, maintsch* ‚meinst du', *mitsch-matsch* ‚Misch-Masch' etc.) und für *s* → *ks* (*lanksam*, vgl. 2.2.4.) häufig belegbar. *ch* wird allerdings nicht zu *kch* — einer im Lexikon nicht erlaubten Kosonantenverbindung —, sondern durch progressive Assimilation an vorausgehendes *n* zu *sch* und dann zu der Pseudoaffrikata *tsch* (*mantschmal*).

Die Insertion eines Plosivs zwischen Sonorkonsonant und Frikativ ist, wie schon erwähnt, trotz der implizierten perzeptorischen Verdeutlichung ein kontextsensitiver Lenisierungsprozeß, der die Artikulation erleichtert: der Nasal erfordert ja die vollständige Blockierung des oralen Luftstroms, die für den folgenden Frikativ wieder aufzuheben ist, damit ein Kontinuant artikuliert werden kann. Der Übergang realisiert sich je nach Sprechgeschwindigkeit am besten in einer mehr oder weniger starken Plosion.

In nachlässigerer Sprechweise sind die ‚Affrizierungen' seltener; hier kommt es umgekehrt auch zur ‚De-Affrizierung' lexikalischer *ndsch*-Cluster, etwa in *könnsch, finsch* (‚könntest Du, findest Du') entsprechend der in 2.2.4. erwähnten Tendenz zur Vereinfachung von Konsonantenverbindungen.[76]

schlusses in Fällen wie *wEnn=e* ‚wenn er' zeigt aber, daß es die Konjunktion ist, die den Hauptakzent behält und das schwächere Pronomen an sich zieht; die syntaktische Grenze ist hier irrelevant. Wurzel weist allerdings ausdrücklich darauf hin, daß seine ʔ-Regel nicht alle Fälle erfaßt. Für viele Standard-Sprecher dürfte sie zu schwach sein, also zu wenige Glottisverschlüsse einführen (z. B. ist der *ʔentladene Wagen* nach Wurzel nicht möglich).

[76] Der Prozeß der Pseudoaffrizierung wird von Mohanan 1986: 162 f. auch für verschiedene Varietäten des Englischen beschrieben (*prints* für ‚prince', *winds* für ‚wins' etc.). Seiler 1962 beobachtet die ‚Affrizierung' in einer Hannoveranischen Variante des Regionalstandards; sie ist seiner Untersuchung zufolge dort so obligatorisch, daß er /fümf/ und /ʃimft/, /komt/ und /pumt/ phonemisiert. Es ist verführerisch, auch im Konstanzerischen die Affrizierung in einer solchen Art mit der d-Tilgung im Silbenabfall (vgl. 2.2.4.) in Verbindung zu bringen; allerdings müßte die Regel variabel und tempoabhängig sein. Dieses Vorgehen impliziert allerdings einen strukturalistischen, oberflächennahen Phonembegriff, denn sonst müßte man /pum/ als zugrundeliegenden Stamm ansetzen muß; für die verschiedenen Flexionssuffixe müßte dann ein /p/ auch vor Vokal (*ich pumpe*) eingefügt werden — sicherlich keine sehr erstrebenswerte Lösung.

2.2.16. s-Palatalisierung

Noch wesentlich schlechter als die finale n-Tilgung können alemannische (und hier: Konstanzer) Sprecher die Palatalisierung von *s* zu *sch* vor Plosiv selbst in standardnaher Sprechweise unterdrücken. In der Standardsprache und verschiedenen deutschen Dialekten ist dieser Prozeß aus historischen Gründen morphologisiert und auf den Stammanlaut beschränkt. Der relevante Kontext ist also weder der Anfang des morphologischen Wortes (sonst wäre in *bestimmt* keine Palatalisierung möglich), noch der der Silbe (sonst müßte std.-sprachl. in *reinste, Konstanz* palatalisiert werden), sondern der des Lexems.[77] Der Stadtdialekt generalisiert nun die Umgebung für die s-Palatalisierung, indem er den Prozeß über den Anlaut hinaus auf alle Kontexte vor Plosiv ausdehnt (also: *bIschd, gascht, maischdə, wEnIgschdn̩s, wEschp,* etc.), solange keine Morphemgrenze interveniert.

Die Wahrscheinlichkeit der s-Palatalisierung in den in der Orthoepie nicht erlaubten Kontexten ist unter allen Sprechern ziemlich groß (meist 90—100%, bei standardnahen Sprechern bis auf ca. 60% sinkend). Wie auch in der Orthoepie sperren sich ‚Fremdwörter' gegen die Palatalisierung, solange ihr lateinisch-griechischer, englischer oder französischer Ursprung noch erkannt wird. (Trotzdem findet man z. B. *indUschdri:, schdrabaziö:s, majEschdEdIsch, prOtEschdIvrə, inschdali:re, kataschdrO:f.*) Dies ist auch der Grund, warum die Generalisierung der s-Palatalisierung nur selten auf den Kontext ___*k* ausgedehnt wird: es handelt sich hier immer um ‚Fremdwörter' (*ʔdischgudi:rə, ʔʔschkarabäus, ʔschka:t*; allerdings ist *Egschdra* — im Gegensatz zu *ʔʔegschdre:m* — möglich, wohl weil das Wort schon nicht mehr durchgehend als Fremdwort eingestuft wird).[78]

[77] Dies gilt für die traditionelle Silbifizierung *kOn&stanz* etc., aber auch, wenn man ambisilbische Konsonanten zuläßt — etwa in Analogie zu der in diesem Kapitel aufgeführten Silbifizierungskonvention für das Konstanzerische; die /st/-Sequenz gehört dann sowohl zur linken als auch zur rechten Silbe. Unter dieser letzteren Annahme (Ambisilbizität) ließe sich die morphologische Beschränkung der s-Palatalisierung allerdings für diese Wörter aufheben, wenn man den Prozeß auf silbenanlautendes, aber nicht ambisilbisches *s* beschränkt. Im Falle von *bestimmt* müßte die Silbengrenze nach unserer Palatalisierungsregel wegen des Hauptakzents ja vor dem *s* liegen, d. h. es wäre die Bedingung für Palatalisierung (silbeninitiale Position) erfüllt. Auch diese Lösung scheitert allerdings in Wörtern wie *anspannen*, wo die Silbifizierung unter der Annahme möglicher Ambisilbizität *an&spannen* sein müßte, trotz des ambisilbischen *s* aber die Palatalisierung nicht verhindert wird.

[78] Das Problem der s-Palatalisierung in ‚Fremdwörtern' erfordert eine genauere Untersuchung. Die Kategorie ist recht heterogen, wenn man bedenkt, daß es geradezu dialektale Fremdwörter gibt —, wie etwa *EschdImi:rə* — und andererseits solche, die erst über den Standard in das Repertoire Eingang gefunden haben — etwa *laszi:f*. Ebenso gibt es deutsche Wörter und Namen, die dem Dialekt fremd sind und entsprechend kaum palatalisiert werden, etwa *ʔʔEffi bri:schd.*

Die Anwendungsbedingungen für die s-Palatalisierung sind auch gegeben, wenn zugrundeliegend folgendes /d/ tilgbar ist, so etwa in der 2. Ps. Sg. des Verbs (*legsch* aus /legsd/). Es ist außerdem zu beachten, daß die Regel im Zweifelsfall auf dem dialektalen lexikalischen Input operieren muß. So ist die durchweg fehlende Palatalisierung in *(j)Ets* nicht etwa auf den phonologischen Kontext *t*__*t* zurückzuführen (denn vgl. *lEdsch(d)mOl* etc.), sondern auf die dialektale lexikalische Form /(j)Ets(a)/ aus mhd. *(i)etzuo,* frühnhd. *jetz*.[79] Das Umgekehrte gilt für *andEvsch* aus dial. /anderst/.

Daß die Palatalisierung allerdings auch im Dialekt nicht allein unter Rekurs auf die oberflächennähere Einheit ‚Silbe' korrekt formulierbar ist,[80] zeigt sich daran, daß eine Wort- und auch schon eine Morphemfuge zwischen *s* und Plosiv die Palatalisierung aufhält.[81] So spricht man *(es) hais* + *t*, aber *(du) hai* + *schd* (das wurzelfinale *s* wird entsprechend 2.2.6. getilgt; wir haben hier einen neuen Beleg für die dominant regressive Richtung der Prozesse), *laischd* + *ət, isch* (von ‚sein') und *i* + *schd* (‚ißt du'), aber *(er) is* + *t* (‚er ißt'), *gro:ß* + + *tail* aber *grö:* + *scht* + *e* + + *tail* + *s*, etc. In manchen Fällen ist die morphologische Struktur eines Wortes nur noch bedingt durchschaubar. Es kommt dann zu Variationen wie zwischen *sams* + *tag* und *samschdig* oder *donne(r)schda:g*, die sich bequem über die Existenz bzw. das Fehlen einer morphologischen Trennungsfuge erklären lassen.[82]

Besonders interessant ist die Realisierung von std. *das ist*. Da das Verb klitisiert werden kann, erhält man über *dEs Isch* (die häufigste Realisierung der Vollform) und Zwischenstufen wie *dE&Isch, dEs&sch̩* und *dE&sch̩* (die beiden letzten mit silbischem Frikativ) die ebenfalls sehr häufige Reduktionsform *dEsch*. Diese ist nun aber schon so weit von der ursprünglichen Form entfernt, daß immer wieder die falsche Verdopplung *desch isch* beobachtet wird. Begünstigt wird sie sicherlich durch die Parallelisierung im Silbenauslaut (eine Art Fernassimilation wie auch im Falle von *richtich*, vgl. oben, 2.2.10., die umgekehrt auch manchmal die Nicht-Anwendung der Palatalisierung in *des is* bewirkt). Überhaupt führen die ziemlich komplexen morphologischen und phonologischen Bedingungen der Palatalisierung bei hoher Anwendungswahrscheinlichkeit dieses Prozesses

[79] Vgl. aber dial. *Obschd* trotz mhd. *ob(e)z*.

[80] Ammon & Loewer 1977: 57 täuschen sich also, wenn sie schreiben, das *s* werde vor silbenschließendem Verschluß palatalisiert.

[81] Diese Beschränkung gilt aber offenbar nicht für alle Dialekte. Vgl. insbes. für das Boznerische Tonelli 1981: 113, derzufolge auch *(er) lI:sch* (‚er liest') möglich ist.

[82] So ist wohl auch die Variation in der Aussprache einiger Ortsnamen zu erklären: *Ra:vn̩schbu(r)g* und *Din̩lschdOɐf* aber **All̩nschbach* (allerdings ist die n-Apokope in beiden Fällen unmöglich: **Ra:vəschbu(r)g*, **Alləschbach*.)

und hoher Frequenz passender Umgebungen hin und wieder zu fehlerhaften Formen, die vor allem das finale *s* in einsilbigen grammatischen Morphemen betreffen (neben *desch isch* z. B. *ka:s=əsch* statt richtig *kannsch* oder *ka:sch=əs* ‚kannst du es', *bisch kuɐts fOɐ...* 'bis kurz vor', *wEnn ich=sch gElt het* ‚wenn ich das Geld hätte'). Möglicherweise liegt der Grund für diese leichte Unsicherheit darin, daß das die Palatalisierung bedingende finale *d* im Dialekt oft getilgt wird und die Sprecher daher ziemlich ‚tief' greifen müssen, um die korrekten Formen produzieren zu können.[83]

Im Gegensatz zu den anderen diskutierten Variationstypen ist es im Falle der s-Palatalisierung nicht einfach, eine Teleologie für den Prozeß anzugeben. Artikulatorische Gesichtspunkte fallen aus, denn *sch* ist dem folgenden Plosiv artikulatorisch nicht ähnlicher als *s*. Eine mögliche Erklärung könnte akustischer Art sein: die Formantenstruktur des *sch* ist deutlich ausgeprägter als die des *s*, es ist ‚geräuschvoller' und meist auch länger. Das *sch* zeigt im hohen Frequenzspektrum eine unperiodische Energiebündelung, die dem *s* fehlt. Unter dem Aspekt der Dissimilierung der Elemente im Silbenanstieg/-abfall unterscheidet sich *sch* deshalb besser von einem folgenden Plosiv als *s*.[84] (Freilich wird dieses Argument durch die häufige Tilgung des finalen Plosivs im Alemannischen geschwächt. Obwohl in diesem Fall kein Anlaß zur Dissimilation mehr besteht, wird die s-Palatalisierung nicht weniger häufig.) Es scheint sich bei der s-Palatalisierung also um eine dissimilierende Fortisierung zu handeln, die nicht artikulatorisch, sondern nur perzeptorisch begründet werden kann.

2.3. Prozesse im Silbengipfel

Auch für die Analyse der Variation bei den Vokalen beziehen wir uns auf die drei Teleologien artikulatorische Lenisierung, perzeptorische Fortisierung und optimale Silbe. Um ihre Anwendbarkeit auf vokalische Varia-

[83] Daß ich hier trotzdem von eindeutig ‚falschen' Realisierungen spreche, ist durch die Grammatikalitätsurteile der Sprecher begründet: kein Konstanzer würde die zitierten Formen auch nur für marginal akzeptabel halten. Es gibt Dialekte, in denen sich die erneute Anwendung eines morphologischen Prozesses (bzw. hier einer lexikalischen Einfügung) nach einem ihn verdunkelnden phonologischen Prozeß etabliert hat und als mehr oder weniger tolerabel eingestuft wird. (Dazu Genaueres in Plank 1985.) Für Konstanz gilt dies nicht.

[84] Ohala & Kawasaki 1984 zeigen, daß die möglichen Konsonantenverbindungen im Silbenanstieg und -abfall nicht nur nach dem Gesichtspunkt der Sonoritätszunahme zum Silbengipfel, sondern auch nach dem (untergeordneten) Gesichtspunkt des maximalen Kontrastes organisiert sind.

tionsphänomene zu zeigen, ist zunächst kurz auf die Theorie der Vokale einzugehen, wie sie in der Natürlichen Phonologie — v. a. von Stampe (1972) und Donegan (1978) — entwickelt worden ist.

Danach haben Vokale zwei Kardinaleigenschaften: Sonorität (Klangfülle) und Chromatizität (Farbe). Sonorität ist die Grundeigenschaft von Vokalen *qua* Silbenträger. Je sonorer ein Vokal, um so ‚besser' der Silbengipfel. Die optimale CV-Silbe kombiniert maximale Sonorität im V-dominierten Element mit minimaler Sonorität im C-dominierten Element. Die Färbung eines Vokals kann auf mehreren Dimensionen erfolgen, von denen Palatalität und Labialität die wichtigsten sind. Vokalsysteme haben die universale Tendenz, Farbigkeit um so mehr zu einem distinktiven Merkmal zu machen, je höher der Vokal ist. Umgekehrt sind tiefere Vokale weniger geeignet, chromatische Unterschiede zu tragen, während ihre Sonorität zunimmt. Farb-Unterschiede auf einer bestimmten Sonoritätsebene (Höhe) implizieren typologisch gesehen solche auf der nächsthöheren Ebene.

Die Vokale, die die Eigenschaften Sonorität, Palatalität und Labialität jeweils am besten verwirklichen und daher perzeptorisch die klarsten Silbenträger darstellen, sind *a, i, u*. Die übrigen Vokale vermischen die Farben oder Kardinaleigenschaften in einer Weise, die ihnen einen weniger ausgeprägten (eindeutigen) Charakter gibt. So sind die mittelhohen Vokale *e, o* ein Kompromiß zwischen Farbigkeit und Klangfülle, die vorderen Rundvokale *ü, ö* vermischen Palatalität und Labialität.

Ein natürlicher Fortisierungsprozeß besteht im Vokalbereich in der Verstärkung der Farbe oder der Sonorität, je nachdem ob es sich um einen eher hohen oder eher tiefen Vokal handelt (also etwa *ü* → *i*, *e* → *i*, *o* → *a*, *o* → *u*). Farblose Hochvokale ([ɨ, ʉ]) werden deshalb gern gesenkt. Wird die Farbigkeit verstärkt, so ist Palatalisierung häufiger als Labialisierung. Den umgekehrten, die Perzeption erschwerenden Effekt haben Prozesse wie *a* → *O*, *i* → *e*, *i* → *ü* und natürlich auch alle Zentralisierungsprozesse wie *E* → *ə*, *i* → [ɨ], etc. Damit kann eine artikulatorische Erleichterung einhergehen. Meist ist aber für die Einstufung eines Prozesses im Vokalbereich die perzeptorische Seite wichtiger als die artikulatorische. Dem entspricht, daß es sich durchweg um kontextfreie Prozesse handelt.

Diphthongierung hat oft den Effekt, die Eigenschaften eines Vokals zu polarisieren, d. h. die beiden Kardinaleigenschaften — Sonorität und Farbigkeit, die sich ja tendenziell ausschließen — auf zwei Segmente zu verteilen, die dann dem einen bzw. dem anderen Pol angenähert sind. Es handelt sich hier um eine Dissimilation, wie sie vor allem bei den Hochvokalen häufig ist. Artikulatorisch geht die Diphthongierung nicht unbedingt mit einer Erschwernis einher; vor allem bei Langvokalen erfordert die Fixierung der Artikulationsorgane auf eine bestimmte Position über einen längeren Zeitraum hinweg eine ‚unnatürliche' Koordination, so daß

Langvokale mehr als Kurzvokale die Tendenz haben, sich in (zunächst Primär-) Diphthonge zu verwandeln.[85]

Dissimilativer Farbverlust zur Verstärkung des Kontrastes zwischen silbischem und nicht-silbischem Glied des Diphthongs ist in Prozessen wie *ou* → *au, ei* → *ai* oder → *oi* zu konstatieren. Umgekehrt können Diphthonge durch Lenisierung einander angeglichen und im Extremfall wieder zu Monophthongen werden.[86]

Neben den genannten Merkmalen Sonorität und Farbe sind für die Analyse des Konstanzerischen die Merkmale ‚Gespanntheit' und ‚Länge' notwendig. Lange Vokale sind deutlicher zu perzipieren als kurze und verstärken dadurch ihre jeweiligen Eigenschaften (Farbe, Sonorität). Gespannte Vokale haben extremere Formantenpositionen als ungespannte und sind somit ebenfalls perzeptorisch deutlicher; zugleich erfordern sie größere artikulatorische Anstrengung. Die Gespanntheitsopposition gilt nur für die nicht-tiefen Vokale und ist daher als Verstärkung der Farbigkeit zu sehen. Es handelt sich also um ein Merkmal, das Palatalität oder Labialität schon voraussetzt. Ungespannte Vokale werden — da sie weniger farbig sind — leichter gesenkt als gespannte. Umgekehrt werden ungespannte Vokale auch leichter farblos als gespannte („richer-get-richer principle").

2.3.1. Delabialisierung von Labiopalatalvokalen[87]

Allen std. *ö* und *ü* sowie ihren ungespannten und/oder langen Entsprechungen können im Konstanzer Stadtdialekt mehr oder weniger vollständig entrundete (delabialisierte) Vokale entsprechen. Allerdings ist die Entrundung nur bei sehr konservativen Informanten häufig. Viele Sprecher verwenden die nicht-labialen Vordervokale nur noch in Kookkurrenz mit anderen deutlichen Dialektmerkmalen im selben Wort, etwa in *biachɐ* ‚Bücher' zusammen mit der nicht durchgeführten nhd. Monophthongierung, in *nadIɐrlich* zusammen mit der intervokalischen Lenisierung, in *sche:* bzw. *schE:* (‚schön') zusammen mit der n-Apokope, in *drEbə* ‚drüben' zusammen mit der Senkung. Die Delabialisierung erfaßt nicht nur mhd. Kurzvokale (*pfits* ‚Pfütze', *biks* ‚Büchse', *ʒrIck* ‚zurück'), sondern auch mhd. *iu*/*ǐu̯*, soweit auch im Standard nicht diphthongiert (*nadiɐrlich, diɐ* ‚Türe'), und mhd. *üe* (*biachɐ*).

[85] Hier spielen auch weitere Teleologien eine Rolle, besonders die Tendenz, die Anzahl der Moren in der prosodischen Einheit (z. B. in der Silbe) konstant zu halten.

[86] Es gibt allerdings auch Diphthongierungen und Monophthongierungen (wie etwa in *a* → *au*), die keine natürliche Motivation haben. In solchen Fällen ist zu vermuten, daß ein nicht mehr belegter Zwischenschritt (etwa *a* → *O*) rekonstruiert werden muß.

[87] Vgl. dazu die quantitative Detailuntersuchung in Kap. 3, Abschn. 2.5.

Delabialisierung ist ein kontextfreier Fortisierungsprozeß, der die doppelte Färbung von *ö/ü* durch Wegnahme der Labialität aufhebt und so die palatale Farbe deutlicher erkennbar macht.

2.3.2. Zentralisierung im Hauptakzent

Komplementär dazu ist die perzeptorisch und artikulatorisch schwächende, aber kontextfreie Zentralisierung von kurzen, ungespannten Vokalen. Sie unterstreicht die Entspannung und die schon dadurch gegebene Abschwächung von Palatalität oder/und Labialität. Betroffen sind v. a. *I* und *E*, selten *O, Ö, U, Ü*. Die Lenisierung entfärbt zu den entsprechenden zentralisierten oder Zentralvokalen [ɜ, ɨ, ï, ë]. Bei den Palatalvokalen *E, I* kann die Schwächung jedoch auch durch Zumischung von Labialität entstehen, so daß die Realisierungen dieser Vokalphoneme mit denen der Phoneme *Ü* und *Ö* überlappen. Die Zentralisierung ist manchmal auch mit Senkung verbunden (*drübə* vs. *drÖbə, wO(r)ʒələ* ‚Wurzeln').

I: Die traditionellen Analysen gehen für das Alemannische in der Regel von ausschließlich gespanntem Kurz-/i/ aus. Im Konstanzerischen ist hingegen bei vielen Informanten eine teils starke Tendenz zur Zentralisierung/Labialisierung festzustellen. Anzeichen für die Kontextabhängigkeit dieses Prozesses (im Sinne einer Assimilation) gibt es nicht.[88] Beispiele: *schdïmmt* vs. *schdImmt, iɐŋwï* vs. *Iəŋwi, nÜmme, nïmme* vs. *nImme, rÜchdig, mich* vs. *mïch* vs. *mIch, ïch* vs. *Ich* vs. *ï* vs. *I, nïx, vəmïsst*, usf.

E: Die Zentralisierung/Labialisierung ist hier weniger ausgeprägt als im Falle des *I* und findet sich nur bei Sprechern, die auch *I* stark zentralisieren. So etwa: *schdɜlld, rëcht, schnÖllɐ, grɜchnət, gëll*, aber auch: *schnEll, dEngt, wEnn, Elf, schwEtsə*. Folgendes /l/ scheint die Zentralisierung zu begünstigen, erklärt die Variation aber nicht annähernd.

2.3.3. Länge

Wie in vielen hoch- und niederalemannischen (nicht: schwäbischen) Dialekten sind auch im Konstanzerischen die mittelhochdeutschen Kurzvokale, die im Standard gedehnt worden sind, teilweise erhalten. Die quantitative Analyse[89] ergab auf einer Skala von 1 bis 3 (1 = alle Kürzen erhalten, 3 = keine Kürzen erhalten) einen mittleren Wert von 1.49, wobei die einzelnen Informanten zwischen 1.06 und 2.0 schwankten. Diese Werte deuten auf die vergleichsweise hohe Relevanz der Kürzen für das Gesamtbild des Stadtdialekts hin.

[88] Es gelten natürlich weiterhin die wenigen Kontextpräferenzen für die Entspannung von Kurzvokalen; vgl. 2.3.4.

[89] Vgl. Kapitel 3, Abschn. 2.4.; dort findet sich auch eine ausführlichere phonologische Diskussion.

Neben der personenabhängigen Präferenz spielen phonologische und lexikalische Umgebungsfaktoren eine Rolle. Wichtigster phonologischer Einflußfaktor ist die Stellung des Kurzvokals in einfach gedeckter vs. ‚offener' Silbe, genauer, in $\_\_ C_1\&$ vs. $\_\_ \overset{\&}{C}$. Vor ambisilbischem Konsonanten (also in Mehrsilblern) sind alte Kurzvokale eher (aber nicht immer!) erhalten als vor einfachem silbenauslautendem Konsonanten. Dies zeigt sich in Paaren wie *schla:g* (Nomen) vs. *schlagə, -hofə* (in Eigennamen) vs. *-ho:f, gra:b* (Nomen) vs. *grEbɐ, ha:s* vs. *hasə* (Plural), *bade* und *badisch* vs. *ba:d.*[90] Doppelt oder dreifach gedeckte Silben sind allerdings in der Regel kurz: *kapt, k'olt, gibd, sagd, lesd* usf. Es gibt also einen Zusammenhang zwischen Silbendeckung und Länge des Silbengipfels.

Des weiteren steht die Dehnung in Interaktion mit anderen Dialektalisierungsprozessen. So impliziert die Erhaltung der std.-sprachl. Endsilbe *-en* in der folgenden Silbe Dehnung des Stammvokals, während die reduzierte, dialektale Endsilbe *-ə* mit Kurz- und Langvokal kookkurrieren kann: *obə* vs. *o:bn̩, lebe* vs. *le:bm̩, segələ* vs. *sɛg̩l̩n̩*,[91] *gebə* vs. *ge:b·m.* Eine ähnliche Beziehung besteht zwischen Reduktion der Präfixe *ge-/be-/zu-* und Kürze. Auch in diesem Fall impliziert die Erhaltung des Affixes die Dehnung, während bei Reduktion/Tilgung lange und kurze Vokale möglich sind: *ʒvil* vs. *ʒuwi:l, ʒogə* vs. *gəʒo:gə.* Weitere Implikationsbeziehungen gelten für die dialektale Verbmorphologie (*biglə̈d* ‚gebügelt'), das Diminutivsuffix *-ələ* (*nEgələ*) und das Präfix *vɐ-* anstelle von std. *Eɐ-* (*vɐʒEllet* vs. *EɐʒE:lə*), vielleicht auch für andere.

Schließlich gibt es lexikalische Kookkurrenzen. Wird ein Wort als standardsprachlich eingestuft, wird es wie im Standard gedehnt, auch wenn es im Dialekt Lexeme vom gleichen Stamm gibt, in denen der Kurzvokal üblich ist. Dies erklärt die Längen in Wörtern wie *ju:gn̩d, ke:hllaut, bilduŋswe:g, trAubəle:sə, bestre:bn̩* (wobei die Dehnung teilweise noch durch phonologische Umgebungsfaktoren und Kookkurrenzen begünstigt wird).[92]

In weiteren lexikalisierten Fällen läßt sich keine Erklärung für die Tatsache finden, daß mit relativ großer Konsistenz der Lang- oder Kurzvokal verwendet wird. Zu den meist kurzen Lexemen gehören *abɐ, Ebə, Obə, Odɐ, ʒImlich, nEmlich, mÖglich, SchwIrig(kaitə), widɐ, habə* & Paradigma, *nEmə* & Paradigma; zu den meist langen *fa:rə, glo:gə, gwo:nt, wo:nuŋ,* etc., *(ob)wo:l* u. a.

[90] Der „paradigmatische Ausgleich" in Richtung Länge, von dem Seidelmann 1983: 185 spricht, ist also keineswegs systematisch durchgeführt.

[91] Zur Beziehung zwischen Dehnung und Sproßvokal in der folgenden Silbe vgl. Gabriel 1967.

[92] Vgl. auch Kap. 3, S. 146 f.

Die Teleologie der Dehnung ist zunächst die einer (perzeptorischen) Verdeutlichung. Zugleich unterstreicht sie die CV-Teleologie, indem sie ambisilbische zu eindeutig einer Silbe zugehörigen Segmenten macht. (Umgekehrt verwischt die dialektalere Realisierung die Silbengrenzen.) Aber auch die dialektalen Quantitätsverhältnisse folgen einer Teleologie, die allerdings auf der prosodischen Ebene liegt und die Morenzählung im phonologischen Wort betrifft. (Die Natürlichkeit der dialektalen Dehnungsverhältnisse wird in Kap. 3.2.4. genauer dargestellt.)

2.3.4. Gespanntheit[93]

Die Spannung der Vokale variiert sehr stark (vgl. eine Äußerung wie *ich nimm* ***It*** v***Il*** *milch*) und ist nur (noch) wenig von phonologischen oder lexikalischen Kontextfaktoren gesteuert. Es handelt sich weitgehend um kontextfreie Prozesse. Die aus der Orthoepie bekannte Korrelation zwischen Vokallänge und Vokalspannung ist jedenfalls im Konstanzerischen tendenziell aufgelöst, und zwar sowohl bei den Lang- als auch bei den Kurzvokalen.

Die gespannte Artikulation der *Kurzvokale* (außer *e*) ist ein Merkmal, das sich auch bei manchen Sprechern in sehr konsistenter Weise findet, die allgemein ein nur schwaches Dialektalisierungsniveau zeigen. Einige Beispiele: ***i*** *vs.* ***I:*** *bide, i, bislə, sich, sichd* vs. *bIn, Isch, schlImm, Ich, wIdɐ, nImmɐ.* ***o*** *vs.* ***O:*** *toll, lockɐ, oda, also, scho, kommd* vs. *sOnsch, Odɐ, kOmmd, kOnschdanz.* ***u*** *vs.* ***U:*** *zuckɐ, kummə, zu, untə* vs. *zU, mUß, UnsɐN, dOch.* ***ö*** *vs.* ***Ö:*** *löfl̩, könnə* vs. *mÖcht, schÖn.* ***ü*** *vs.* ***Ü:*** *fünfɐvIɐzik, übɐra:l* vs. *zrÜck, brÜck, ÜbɐN.* (Bei *Ü/Ö* konkurriert die Spannung mit der Entrundung zu *I, E*, die selten weiter zu *i, e* führt.)

Im Fall von *e* vs. *E* ist das Verhältnis am ehesten zugunsten der entspannten Form unausgeglichen, im Fall von *o* vs. *O* ist bei manchen Sprechern die gespannte Variante überzufällig häufig. Bei beiden Vokalen gibt es eine phonologische Umgebung, in der Öffnung obligatorisch ist. Dies ist für den Vordervokal der Kontext ___ Nasal, für den Hintervokal der Kontext ___ Sonorkonsonant (vgl. *brEnnə, blEndə, schEmə* ‚schämen'; *hOnig, bOrgə, bOrə, sOrg,* etc.).[94]

[93] Vgl. zu den Gespanntheitsverhältnissen in den schweizerdeutschen alemannischen Dialekten zusammenfassend Haas 1978. Während die im SDS beschriebenen Grunddialekte eine erstaunliche Vielfalt in sich (notwendigerweise) konsistenter Vokalsysteme mit unterschiedlichsten Gespanntheitsoppositionen aufweisen, scheint das Konstanzerische im Spannungsfeld zwischen den hochgradig idiosynkratischen Verhältnissen in den einzelnen Nachbardialekten und dem einfachen System des Standards weitgehend die Flucht in die ‚freie' Variation angetreten zu haben.

[94] Der entspannende Einfluß des folgenden Nasals (bzw. allgemein von Sonoranten) ist vermutlich auch für andere phonologische Entwicklungen als Erklärung brauchbar;

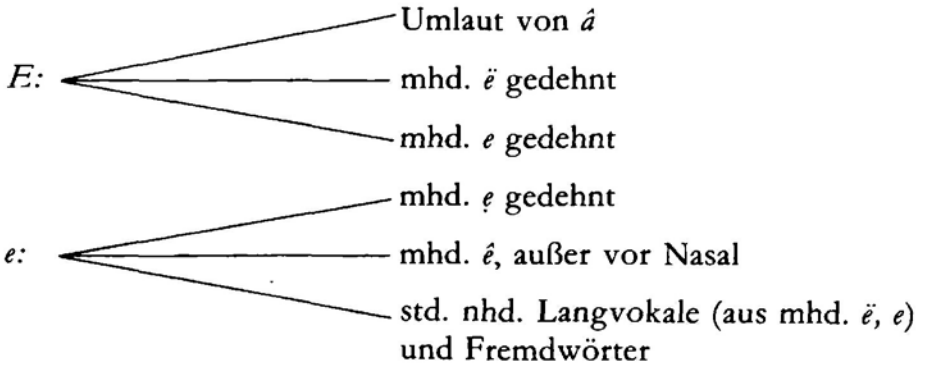
Die Unterscheidung zwischen den alten Primär- und Sekundärumlauten und mhd. *ë* ist im untersuchten Stadtdialekt weiterhin relevant. Primärumlaute können gespannt realisiert werden (etwa *bet, bewegə, tellɐ* allerdings auch *rEdə* ‚reden', *lEfḭ* ‚Löffel', *tEllɐ*), Sekundärumlaute und mhd. *ë* sind eher ungespannt (*blEttɐ, sEgə* neben *segə* ‚sagen'; *bEchɐ, gEld*; aber auch *lesə*). Die alten Lautstände sind allerdings unter dem Einfluß des Standards unscharf geworden. Einerseits werden die Primärumlaute von der im Standard geltenden Korrelation zwischen Spannung und Länge beeinflußt, die Kurzvokale automatisch ungespannt macht. Andererseits dürfte die Variation im Falle des *ë* dort größer geworden sein, wo im Standard gedehnt und gespannt worden ist (*fEdərə* vs. *fedərə, lEsə* vs. *lesə*); hier wird die Vokalqualität des Standards trotz erhaltener dialektaler Quantität teils in den Dialekt übertragen, während Vokale, die auch im Standard kurz und entspannt sind, im Stadtdialekt fast immer ebenso behandelt werden (*schnEck, bEchɐ, gEld* etc.).

Bei den übrigen Vokalen gibt es keine Tendenzen, die über die allgemeine Präferenz des jeweiligen Sprechers für Spannung/Entspannung hinausgehen. Einzige Ausnahme ist die Variation zwischen *i* und *I* in den /i/-haltigen Suffixen *-ig, -lich, -isch*. Sie werden eher gespannt als ungespannt artikuliert (*richtig, -sinnig*).

Die Gespanntheitsverhältnisse bei den *Langvokalen* sind einheitlicher, für den Gesamteindruck aber wegen ihrer wesentlich geringeren Häufigkeit weniger entscheidend. *i:, u:, ü:* sind durchweg gespannt. Abweichungen von der Gespanntheitskorrelation beobachtet man wiederum am ehesten bei den mittelhohen Vokalen *e:, o:, ö:*. Beim palatalen Mittelvokal ist bekanntlich auch in der Orthoepie ein langes, ungespanntes *E:* möglich (vgl. std. *lähmen, Mähre* vs. *lesen, Klee*), während der entsprechende Kurzvokal obligatorisch entspannt wird. Im Konstanzer Dialekt ist die Verteilung *E:* vs. *E* anders geregelt. Hier steht /E:/ wie im Standard als Umlaut von /a/, etwa in *schwE:bisch, gfE:vlich,* aber auch anstelle von mhd. *ë* (‚altes', offeneres *e*) und für den mhd. Sekundärumlaut mit gleichzeitiger Dehnung dieser alten Kurzvokale (etwa in *ʒE:n* ‚zehn' — selten *ʒEe; lE:rarIn, lE·se, E·rəvoll, gsE·ə* bzw. in *schdE:b, glE:slə*). Überöffnung ist selten (*fä:led* ‚fehlen', *sEgrEdä:rin*). Damit konkurrieren zum einen die geschlossenen (Std.-)Formen, zum anderen die dialektaleren offenen Kurzvokale (*lErarin, lEsə, fEdɐrə* ‚Federn'). Hingegen wird mhd. *e* (geschlossseneres Primär-Umlaut-*e*) wie in der älteren Sprachstufe meist gespannt gesprochen, wobei Dehnung auftreten kann, aber nicht muß (vgl. *e:lEnd,*

insbesondere für die nhd. Senkung von Hochvokalen (2.3.9.) sowie die Extremdiphthongierung von mhd. *î* (2.3.6.). Allerdings wird die Wirkung eines Nasals auf den Vorgänger-Vokal in der phonetischen und phonologischen Literatur sehr unterschiedlich beschrieben; vgl. etwa zusammenfassend Beddor 1983 und Entenman 1977.

gwesə vs. *gwe·sə*). Außerdem gibt es einige typisch standardsprachliche Wörter mit meist gespanntem Langvokal (/e:/, etwa *fide:l*). Mhd. *ê* ergab ebenfalls meist /e:/ (*schnee, see*[95]). Insgesamt ist die mhd. Unterscheidung zwischen *ë/e* und *ę* für die heutige Realisierung des palatalen mittelhohen Vokals noch immer wichtiger als die — davon unabhängige — Dehnung. Schematisch ergibt sich das folgende Bild:



Vielleicht analogisch zur Variation zwischen /E:/ und /e:/ variiert im Konstanzerischen auch bei den langen mittelhohen Labial- und Labiopalatalvokalen die gepannte frei[96] mit der (selteneren) ungespannten Variante: *vɐlO:rə, lO:s, sO:, wO:l* gegen *so:, obwo:l, ho:chdOitsch, ʒo:gə, schÖ:n* vs. *schö:n*, etc.[97] Phonetisch kann der gespannte Langvokal auch als Primärdiphthong [oö] oder [oɔ] realisiert werden.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß vor vokalisiertem /ɾ/ — also im Diphthong /V(:)ɐ/ — immer der ungespannte Vokal steht. Auch mhd. *ë* ist allerdings nicht überoffen. (Vgl. *hEɐ* ‚her', *mEɐ* ‚mehr', *dEɐ* ‚der' gegen seltenes *me(.)ɐ* und *ʔhä:ɐ*.)

[95] Ausnahmen sind *ʒwE:* ‚zwei' und *glE:* ‚klein'. In diesen Reliktformen könnte noch die Tendenz zur Entspannung vor zugrundeliegenden Sonorkonsonanten erhalten sein, die Joos 1928 generell für das Konstanzerische konstatiert, die in den hier untersuchten Daten aber nur für die mittelhohen alten Kurzvokale nachgewiesen werden konnte.

[96] Ein entspannender Einfluß folgender Sonorkonsonanten konnte auch hier nicht festgestellt werden (anders Joos 1928: §§ 106, 159). Vgl. Fußnote 95.

[97] Aufschlußreich sind hier die Messungen von Iivonen 1983, der einen Düsseldorfer und einen Züricher Sprecher gegenüberstellt. Vergleicht man die Vokalsysteme der langen und der kurzen Monophthonge dieser Sprecher, fällt vor allem auf, daß die mittleren Langvokale *e:* und *o:* des Zürichers wesentlich geöffneter sind als die des Düsseldorfer Sprechers. Seine Werte für den 1. Formanten unterscheiden sich nur wenig bzw. gar nicht (für *o/o:*) von den entsprechenden Kurzvokalen.

Aus der Perspektive der Natürlichen Phonologie unterstützen sich Länge und Spannung bzw. Kürze und Entspannung gegenseitig. Lange Vokale sind besser perzipierbar als kurze und deshalb besonders geeignet, Chromatizitätsunterschiede zu tragen; dasselbe gilt für gespannte Vokale. Entspannung von Vokalen impliziert Senkung bzw. Zentralisierung und verringert die perzeptorische Deutlichkeit von Vokalfärbungen, Dehnung hingegen ermöglicht es, die extremen Punkte des Vokalraums auszunützen. Es ist also zu erwarten, daß gespannte Vokale gedehnt werden, entspannte Vokale aber gekürzt (und umgekehrt). Die in der deutschen Standardsprache geltende Gespanntheitskorrelation verbindet zwei verwandte Eigenschaften von Vokalen, die sich so gegenseitig verstärken, während die Auflösung dieser Korrelation im Dialekt zwei entgegengesetzte Vokaleigenschaften kombiniert und so wechselseitig neutralisiert.

2.3.5. Verdumpfung von /a:/

Beim Tiefvokal ist im Konstanzerischen die Gespanntheit irrelevant; dies entspricht der Tatsache, daß Spannung die Farbigkeit von Vokalen verstärkt, die Farbigkeit im sonorsten (tieften) Bereich aber wesentlich geringer ist als im weniger sonoren. Hingegen kann der Konstanzer Tiefvokal — vor allen Konsonanten, auch Nasalen — zu *A* und sogar *O* verdumpft werden, d. h. er nimmt labiale Färbung an, bis er phonetisch mit dem labialen ungespannten /O/ zusammenfällt. Da /a/ durch die Labialfärbung an Sonorität verliert, haben wir es mit einem — allerdings kontextfreien — Entdeutlichungsprozeß zu tun.

In der Regel haben die verdumpften /a/ mhd. *â* zur Quelle: *schdO:ts* aus mhd. *stân, gO:t* aus mhd. *gân* (beide Verben obligatorisch verdumpft, wenn die Kontraktionsform gebraucht wird), *schwA:bə, schdrO:sə* (jeweils Plural), *wO:ɐ* (‚wahr'), *O:bn̥d*; aber auch: *wa:(r)schainlich, schbra:chwissənschaft, pa:ɐ, nOɐma:l.* Im Dialekt oder/und in der jeweiligen Position kann der alte Langvokal allerdings gekürzt sein — so in *mA(l), dO, jA, nOch(h)E(r).*

Bei der Entscheidung, ob verdumpft werden soll, spielt die Einstufung des jeweiligen Wortes als ‚dialektal' oder ‚standardnah' offenbar eine Rolle. Eine Reihe von ‚Fremdwörtern' können nicht verdumpft werden (**schbeziO:l, *altO:ɐ, *schbinO:t*). Die Verdumpfung ist in dieser Hinsicht vom lexikalischen Kontext abhängig. Evidenz für die Relevanz des Merkmals ‚Dialektalität' ergibt sich aus der obligatorischen Verdumpfung der dialektalen Kontraktionsformen für *gehen, stehen.*

Zu diesen Kontraktionsformen gehören auch die durchgängig gekürzten Formen aus mhd. *hân*, die mit denen aus *haben* in der 1. Ps. Sg. und im Plural des Präsens konkurrieren. Werden die Kontraktionsformen verwendet, muß auch hier verdumpft werden (vgl. *hOn=i, hAnt sə, hAndɐ* (‚ihr'), *mIɐ hOnd*), während bei den nicht-kontrahierten Formen verdumpft wer-

den kann, aber nicht muß (vgl. *i hAb, mIv hAm, hAmv* vs. — seltener — *hab i, mIv ham*, aus *habm̥*; allerdings *ʔʔk'Abt* — die dialektale Form ist hier *k'et*). Im Falle der nicht-kontrahierten Formen hat die Verdumpfung — wohl in Analogie — auf mhd. *a* übergegriffen. In den auch im Standard einsilbigen Formen der 2./3. Sg. sind die unverdumpften Varianten möglich, jedoch mit Ausnahme sehr standardnaher Sprecher im Vergleich zu *hAsch, hAt* selten.

Schließlich beobachtet man in einigen Fällen auch spontane kontextfreie Verdumpfung, etwa in *Abv, hAlt, dAnke, brAchd* (‚gebracht'). Bekanntlich haben andere deutsche Dialekte (Bairisch) die a-Verdumpfung auf die Kurzvokale ausgedehnt; die festgestellte spontane Verdumpfung könnte ein Schritt in diese Richtung sein.

2.3.6. Diphthongierung[98]

Die mhd. Langvokale *î, û* und *iu* (einschl. Umlaut-*iu*) werden im Konstanzerischen zu Diphthongen, und zwar: *î* zu *äi*[99] oder (vor Nasal obligatorisch) zu *ai* (*wain, läicht, sain, bäi*); *û* zu *Ou* oder *Au* oder *au* (*brOucht, haus, mAus, maus*), *iu* zu *Oi* (= std.), zu *ai* (*raimə*, ‚räumen'[100]), zu *Ai* (*lAit*, ‚Leute'), *äi* (*zäig*) oder *Öi* (*əndÖischd*). Variation mit dem alten Langvokal tritt lediglich (für *î*) in *gsi* auf (‚gewesen' — hier ist die monophthongische Form obligatorisch und meist mit Kürzung verbunden)[101], für *û* in *us, uf, druff, druss(e)* (auch hier immer kurz)[102], für *iu*/*iu* in *nint* (>**ni:nt* > **nü:nt* ‚nichts'). Außerdem sind die Langvokale natürlich in einer Reihe von (Fremd-) Wörtern erhalten, die auch im Std. nicht diphthongiert worden sind, etwa in *Paradies, natürlich*, u. a.

Insgesamt gesehen ist die Variation zwischen Diphthongen und Monophthongen heute nur noch von geringer Bedeutung und längst zugunsten der standardnäheren Formen entschieden.

Historisch gesehen ist die sog. nhd. Diphthongierung ein kontextfreier Fortisierungsprozeß durch Dissimilation. Dabei wurde im Falle von *î* und *û* vermutlich zunächst die Gespanntheit dissimiliert, so daß Diphthonge

[98] Vgl. dazu die quantitative Detailuntersuchung, Kap. 3, Abschn. 2.1.

[99] Manchmal ist zusammen mit der Senkung auch eine Zentralisierung des ersten Glieds des Diphthongs zu beobachten, die bis zum *ə* gehen kann. Um die Darstellung nicht unnötig zu komplizieren, verzichte ich im folgenden auf die explizite Nennung dieser phonetischen Variante zu *äi*.

[100] Aus md. *riumen*.

[101] Gekürzte Monophthonge in den nicht akzenttragenden Possessivpronomina *mein, dein, sein* sind heute fast ausgestorben. Ebenso selten ist monophthongisches *-bi* (z. B. in *dəbi* ‚dabei').

[102] Die verwandten Formen *außer, d(a)rauf, raus, rauf* können höchstens durch sekundäre Allegro-Reduktionen monophthongisch werden.

erster Stufe[103] entstanden (*iI* und *uU*). Weiteres dissimilatives Senken der ersten Komponente des fallenden Diphthongs führte zu *ei, äi* bzw. *ou, au*. Auf dieser (2.) Stufe ist die Dissimilation bei vielen Konstanzern stehengeblieben; nur ein Teil von ihnen hat variabel eine weitere dissimilative Senkung zu std. *ai, au* vollzogen, und zwar eher beim vorderen als beim hinteren Diphthong (vgl. 2.3.8.).

2.3.7. Monophthongierung

Der scheinbar komplementäre Prozeß, über den im späten Mittelhochdeutschen wieder hohe Langvokale in das Vokalsystem eingeführt wurden — die sog. nhd. Monophthongierung von *uo* zu *u:*, *ie* zu *i:* und *üe* zu *ü:* — hat Konstanz ebenfalls erst später erreicht und zeigt — im Gegensatz zu den alten Langvokalen — noch deutliche Schwankungen.[104] Die Vordervokale haben sich eher an die Standardsprache angepaßt: *kriəgt, nivɐ* sind im Vergleich zu *li:b, wi(:)*, und *siəß* ‚süß' oder *griəßə* ‚grüßen' (mit obligatorischer Entrundung) im Vergleich zu *müsse/misse* seltener als *guət, gsuɐcht, I muəß* im Vergleich zu *muttɐ, bru:dɐ*.

Die Teleologie der Monophthongierung eingleitender Diphthonge (mit Schwa als zweiter Komponente) ist die einer Fortisierung: die lange Dauer des Schallereignisses verbessert die Wahrnehmung und Identifizierung des Lautes. Im vorliegenden Fall läßt sich der Wandel aber auch systemorientiert erklären. Wenn man davon ausgeht, daß die Diphthongierung der alten Langvokale früher in den Konstanzer Stadtdialekt kam als die Monophthongierung von *ie, uo, üe* (dafür spricht, daß der erstgenannte Prozeß heute noch weit weniger abgeschlossen ist als der zweite), dann entstand durch diese kontextfreie Verstärkung im System eine nur noch schwach besetzte Position, nämlich die der langen Hochvokale. Vielleicht auch in Analogie zu den Kurzvokalen (wo natürlich weiterhin *i, ü* und *u* bestanden) lag es nahe, diese Lücke durch einen anderen kontextfreien Prozeß aufzufüllen.

Zu den in 2.3.6 und 2.3.7. besprochenen Fortisierungen kommt eine dritte dazu, die schon bei der Behandlung der alten Langvokale angedeutet wurde:

2.3.8. Dissimilation von Diphthongen durch Senkung

Der Prozeß der dissimilativen Fortisierung von alten Langvokalen ist im Konstanzerischen nicht so weit fortgeschritten wie in der Orthoepie. Während letztere nur die Extremdiphthonge *ai, au* kennt, variieren die Konstanzer zwischen diesen und den Diphthongen 2. Stufe, *äi, ou*. In

[103] Vgl. zu dieser Terminologie Wiesinger 1970.

[104] Vgl. die quantitative Detailanalyse in Kap. 3, Abschn. 2.3.

ihrem Fall ist die Senkung des ersten Gliedes noch nicht bis zum sonorsten Vokal, dem /a/, durchgeführt, sondern sozusagen auf halbem Weg stekkengeblieben.

Dieselbe Variation zwischen Diphthongen 2. und 3. Stufe findet sich auch in der Realisierung des mhd. Diphthongs *ou*, der im Konstanzerischen meist bewahrt ist, teils aber auch zu std. *au* weiter dissimiliert wurde.[105] So variieren *Auch, Ou, Oug* mit *glaub, kaufə*, etc. Auch dieser Fortisierungsprozeß ist kontextfrei, und es gibt heute kein Indiz dafür, daß die Konstanzer Sprecher noch zwischen den beiden mhd. Quellen für die *au/ou*-Variation unterscheiden. In beiden Fällen und mit etwa gleich großer Häufigkeit wird entweder die verdumpfte oder die extremdiphthongierte Form gebraucht. Auch neue Wörter (*Auto, gOudi*) nehmen an dieser Variation teil.

Anders verhält es sich mit dem mhd. Vorderdiphthong *ei*. Er wird nur selten als *äi/əi* realisiert. Die wichtigste Variation ist hier die zwischen *ai* und *Oi*, wobei *Oi* weiter zu *O* monophthongiert werden kann. So stehen *zwaide, aiŋlich, kai, bain* neben *wAisch, kOi(n), wOisch* und *kOn, mOn* ‚(ich) meine'.[106]

Mhd. *öu* als Umlaut von *ou* — etwa in *öuglîn, geböume* — wurde ebenso wie mhd. *iu/ü̂* nach Diphthongierung (vgl. oben) teilweise entrundet und gesenkt (bzw. umgekehrt), so daß heute std. *Oi* mit *Ai, ai* und mit *äi* konkurriert (vgl. *Öiglə, bäim* ‚Bäume').[107]

Ahd. *-egi-*/mhd. *²ei* wird im Dialekt teils noch als *e:* realisiert, und zwar vor allem in (*er*) *se:t* ‚er sagt', seltener in den Paradigmen von *legen* und *tragen* (etwa in *le:t* ‚legt', *dre:sch* ‚trägst').

2.3.9. Senkung und Hebung von Monophthongen

Vor Nasal sind im Std. eine Reihe von mhd. Hochvokalen zu den entsprechenden mittelhohen Vokalen gesenkt worden; das Schwäbische hat diese Senkung noch konsistenter durchgeführt. Umgekehrt ist das Konstanzer Alemannische in einigen Fällen bei der mhd. Form geblieben (obwohl es vielleicht früher vor Nasal die Senkung mitgemacht hat, wie die Reliktformen *nEənə* ‚nirgends' und *mOnt* aus mhd. *muoz*, sowie *dOnt* aus mhd. *tuon* zeigen). Die häufigsten Lexeme, in denen eine ältere, dialektale mit einer neueren Standardform konkurriert, sind *kummə* (Infinitiv, Partizip, Präsens) und *sunsch*[108]. Ohne mhd. Entsprechung beobachtet man dieselbe Alternanz in *gnummə* und *vu(n)* vs. std.-näher *gnommə, vO(n)*.

[105] Vgl. die quantitative Detailuntersuchung in Kap. 3, Abschn. 2.2., S. 114 ff.

[106] Vgl. die quantitative Detailuntersuchung in Kap. 3, S. 114 ff.

[107] Die ältere — analog zu mhd. *ou* → dial. *O(:)* gebildete — monophthongische Form *E(:)* (vgl. Joos 1928, § 229) ist noch in *bEm* ‚Bäume' als Reliktwort erhalten.

[108] Vgl. dazu Benware 1985.

/i/ wird im Dialekt zu /e/ gesenkt in *frev* ‚früher', *kevchlə* ‚Küchlein', *krevgə* ‚kriegen', etc., umgekehrt std. /e/ als /i/ realisiert in *i:ß=i, nimm=i, schbrich=i, si:=I* ‚sehe ich' (seltener, wenn das Personalpronomen vorangestellt wird). Bei den zuletzt genannten Formen handelt es sich wohl um eine analogische Ausdehnung von der 2./3. Ps. Präs. her. Die ursprüngliche Fortisierungsteleologie für die kontextfreie Anhebung ist inzwischen irrelevant; sie ist völlig lexikalisiert.[109]

2.3.10. Weitere Stammvokalvariationen

In einer Reihe weiterer lexikalischer Einzelfälle, die unterschiedliche historische Quellen haben, variieren die dialektalen mit Standard-Stammvokalen ohne heute noch erkennbare phonologische Teleologie (obwohl diese, wie im Falle des Umlauts, durchaus einmal vorhanden gewesen sein mag). So ist im Konstanzerischen noch in einem Lexem Palatalisierung durch folgendes *sch* — ursprünglich eine Assimilation der Artikulationsstelle — dokumentiert, nämlich in *wEschə* ‚waschen'. In einigen Fällen kennt der Stadtdialekt umgelautete Formen, die im Standard nicht möglich sind, etwa in *wEllə* ‚wollen' und ‚gewollt', *i wEt* etc. ‚ich wollte', *sEgə* ‚sagen'[110], *kEnnt* ‚gekannt', *dEŋ(g)t* ‚gedacht'. Umgekehrt wird die im Std. gebräuchliche umgelautete Form im Dialekt gelegentlich durch eine nichtumgelautete ersetzt, etwa in *drugd* ‚drückt', *hupft* ‚hüpft', etc.

Weitere lexikalische Variation war festzustellen in *du dEvfsch* vs. *du davfsch, frE:gsch* vs. *frA:gsch* (falsche nhd. Analogie zu *drE:gsch*), *ket* vs. *kabd, lOufd* vs. *lOifd, gO:t* etc. vs. *ge:t* etc., *schdA:t* etc. vs. *schde:t.*

2.4. Rhythmische Variationsphänomene

Als akzentzählende Sprache hat das Deutsche als rhythmische Grundeinheit die Tongruppe („Fuß"); sie besteht aus mindestens einer, in der Regel aus mehreren Silben, die um eine Akzentsilbe gruppiert sind. Vokale, die nicht den (Haupt-)Akzent tragen, können verschiedenen Reduktionsprozessen unterworfen sein. Die Form dieser Prozesse im Konstanzerischen ist Gegenstand dieses Abschnittes.[111]

[109] Die von Joos 1928: § 63 noch beobachtete Hebung von mhd. Primärumlaut zu *i* vor /ɪ/ (*irbə, kirtsə*) ist verschwunden.

[110] Die Form läßt sich — entgegen Seidelmanns Feststellung (Seidelmann 1983) — durchaus noch beobachten.

[111] Natürlich gibt es auch konsonantische Prozesse, die von der Lage des Hauptakzents abhängig sind, etwa die Verwendung des Glottisverschlußlautes oder die Tilgung von /D/ vor silbischem Nasal. Sie wurden bereits in Abschn. 2 dieses Kapitels behandelt.

2.4.1. Zentralisierung im Nebenakzent

Während die in 2.3.2. besprochene Zentralisierung die Akzentsilbe betraf, kennt das Konstanzerische natürlich auch die Zentralisierung in der Nebensilbe. Auf der dialektalen wie auf der Standard-Seite des Konstanzer Repertoires wird /e/ zentralisiert, bei vielen Sprechern allerdings (im Gegensatz zur Orthoepie) nur bis zum [ɜ] – also einem Zentralvokal im vorderen oberen Bereich des Vokalraums – statt bis zum *ə* (etwa *bodɜ, gabəlɜ*).[112] Teils bleibt zugrundeliegendes /e/ auch erhalten.[113] Bei der phonetischen Realisierung des /e/ spielen im Auslaut vokalharmonische Aspekte eine Rolle; es gibt eine deutliche Tendenz, die Qualität eines /e/ im Hauptakzent im auslautenden Nebenakzent zu imitieren (d. h. es ist in *lEbə* eine offenere Variante zu erwarten als in *gebə*).

Mit steigender Sprechgeschwindigkeit werden auch andere Vokale als zugrundeliegendes /e/ – sogar Diphthonge – zentralisiert, wenn sie im Nebenakzent stehen oder zu stehen kommen (etwa: *radəlfʒEllɐ(r)*, lexikalisiert in *əlai(n), dəʒu(ə), dəfIɐ, a(r)bət*). Im Gegensatz zum Standard läßt der Dialekt also auch wortinitiales Schwa zu.

2.4.2. Kürzung und Monophthongierung im Nebenakzent

Mit der Zentralisierung verwandt ist die Kürzung. Phonetisch gesehen kookkurrieren die beiden Phänomene sehr häufig.

Einige konsistent kurz gesprochene Silben im Konstanzerischen lassen sich durch ihre Position im Nebenakzent erklären. So steht der mhd. Stamm *spilen* im Fall von *baischpIl* im Nebenakzent und bleibt aus diesem Grund kurz; auch in Zusammensetzungen mit *-dag* wird der alte Kurzvokal häufig beibehalten (*fEschdag*). In der dialektal reduzierten Form *-dig* ist Dehnung sogar ausgeschlossen (*samschdig*), während das gleiche Lexem alleinstehend immer mit Langvokal gesprochen wird. Gleiches gilt für Komposita mit *hof, ban, weg* etc.

Einsilbler wie *so, da, i* (‚ich'), *wi* (‚wie'), *di* (‚die'), usf. haben in der Orthoepie und zugrundeliegend auch im Konstanzerischen lange Vokale, die auf verschiedene historische Quellen zurückgehen. Sie werden in nicht akzenttragender Position meist gekürzt (*s=isch só:* vs. *s=isch so=ə sách*),[114] d. h. sie verlieren eine More. Den gleichen Effekt hat die spontane Re-

[112] Keller 1968: 449 berichtet aus Jestetten bei Waldshut eine Opposition /e ~ ə/ je nachdem, ob der oberflächlich finale Schwa-Laut zugrundeliegend vor /n/ steht oder nicht, also etwa *di letschtə* ‚die Letzten' vs. *di letschte* ‚die Letzte'. Dem Höreindruck nach besteht diese Opposition im Konstanzerischen nicht.

[113] Ich habe aus Gründen der Übersichtlichkeit bei Zentralisierung allgemein *ə* notiert, auch wenn phonetisch [ɜ] besser zutrifft.

[114] *Diə, wiə* wurden in seltenen Fällen beobachtet.

duktion von Diphthongen zu Monophthongen etwa in *glab* ‚(ich) glaube', *ibɐhOpt* ‚überhaupt' (aus mhd. *ou*). Beim Diphthong *ai* ist diese Monophthongierung in der Regel mit Zentralisierung zu Schwa verbunden; vgl. *gottsədaŋk, əmAl* (‚einmal', mit Zweitbetonung).[115]

2.4.1. und 2.4.2. sind artikulatorische Schwächungen mit perzeptorischer Entdeutlichung. Die perzeptorische Lenisierung gilt allerdings nur auf der Silbenebene. Betrachtet man die rhythmische Gruppe, so unterstreichen die diskutierten Prozesse den Kontrast zwischen Hauptakzent und Nebenakzent und unterstützen die Teleologie der rhythmischen Alternanz. Zugleich komprimiert 2.4.2. die betroffene Nebenakzentsilbe und ermöglicht so den Längenausgleich, der der Teleologie der rhythmischen Konstanz dient.

2.4.3. Schwa-Tilgung

Die nach 2.4.1. reduzierten zugrundeliegenden /e/ können unter bestimmten Bedingungen getilgt werden. Diese Tilgung ist als Fortsetzung der Zentralisierung unter Nebenakzent, d. h. als nächste Schwächungsstufe anzusehen.

Die genauen Bedingungen für die Tilgung anzugeben, ist schon in einer monolektalen Analyse des Deutschen sehr schwierig und führt zu Regeln von beeindruckender Komplexität.[116] Die Fakten sind — in der Standardsprache — etwa diese: stammauslautende [ə] müssen vor Derivations- und Flexionsaffixen getilgt werden, es alternieren also *Affe — Äffin, Stunde — stündlich*; in *böse* bleibt nur das Plural-Suffix /e/ erhalten, während in *grau — graue* ø und /e/ alternieren. Eine Vielzahl von Suffixen verliert unter bestimmten Bedingungen ihren Silbenträger (etwa in *hungern, lächeln, Fe-*

[115] Bei den im Abschnitt 2.3.8. besprochenen Fällen lexikalisierter Monophthongierung des /Oi/ handelt es sich hingegen um ein Phänomen, das (heute) von der Lage des Hauptakzents unabhängig ist.

[116] Vgl. Wurzel 1970: 172 ff., Strauss 1982: 92 ff., Wiese 1986 b, Issatschenko 1974, Scheutz 1986: 103 ff., Hamans & Noske 1988. Auffällig ist, daß die Datengrundlage der beiden erstgenannten Autoren — die in der üblichen generativen Herangehensweise lediglich mit ihren persönlichen Intuitionen arbeiten — beachtliche Schwankungen in der Akzeptabilität bestimmter Tilgungsformen zeigt; ein Indiz dafür, daß in diesem hochkomplexen Terrain die Kompetenz des sog. idealen Sprecher-Hörers ins Straucheln kommt. Vor allem bei Strauss finden sich zahlreiche (meiner persönlichen Intuition folgend) falsche Akzeptabilitätsangaben (etwa *des *Lärmes, ?*Regelung, *erhaltnes*), Wurzel hält *dem Könige* für unmöglich.
Eine kurze Diskussion der Schwa-Tilgung findet sich auch in Kiparsky 1972 [1982: 92]. Er verweist unter Rekurs auf Lindgren 1953 darauf, daß der Verlust des finalen Schwa funktional beeinflußt ist — so kann z. B. der Dativ-Marker [ə] verloren gehen, nicht aber die wichtigere homophone Plural-Markierung (zumindest nicht im Standard). Es handelt sich also ganz offensichtlich um einen stark grammatikalisierten Prozeß.

dern; aber nicht bzw. nur variabel in: *Frauen, Mannes, malen*). Verschiedene mehrsilbige Stämme mit unbetonter zweiter Silbe verlieren diese vor Affixen (etwa in *hungrig, Lächler* etc.). Beim Genitiv und Dativ alternieren fakultativ schwa-erhaltende und obligatorisch schwa-lose Formen (*Sohn(es), Berg(es), Baum(e)*; aber **Vateres,* **Schneee,* **Legátes*). Dazu kommen Variationsphänomene, die sich aus dem Verlust eines Schwas vor Nasal oder Liquid ergeben, wobei dieser zum Silbenträger gemacht wird.

Es gibt trotz der Komplexität der Tilgungsregeln im Detail einige Grundprinzipien der Schwa-Tilgung. Am wichtigsten ist dabei, daß die Tilgung fast immer der rhythmischen Konstanz dient, indem sie Folgen unbetonter Silben reduziert. Dabei muß aber sichergestellt werden, daß keine extrasilbischen Konsonanten entstehen, es muß also die Sonoritätshierarchie gewahrt bleiben. Reduktionen, die die semantische Durchsichtigkeit der morphologischen Zusammensetzung des Wortes massiv reduzieren, werden vermieden; aus diesem Grund dürfen keine Geminaten erzeugt werden (etwa in *arbeit* + *et*, das im Std. nicht zu *arbeit-t* oder — nach Geminatenreduktion — *arbeit* werden kann).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit sind lediglich die variablen Realisierungen im Konstanzer Repertoire von Interesse, die teils mit den fakultativen Tilgungen des Standards übereinstimmen, teils darüber hinausgehen oder aber auch dahinter zurückbleiben. Es handelt sich besonders um die folgenden Fälle:

a) Wird in zugrundeliegendem unbetonten /er/ der Liquid vokalisiert, stehen bei gleichzeitiger e-Reduktion zu *ə* zwei Zentralvokale nebeneinander: *əɐ*. Von diesen kann der erste, wie auch in der Standardsprache, getilgt werden: *le:ɐ* vs. im Hauptakzent *Eɐscht.*[117] Die Silbe bleibt erhalten, verliert aber eine More, und zwar die ursprünglich silbentragende. Die Silbifizierungsregel macht automatisch das *ɐ* zum Silbenträger. Die Reduktion ist im Suffix fast obligatorisch, im Präfix (z. B. in *ver-, er-*) variabler.

b) Vor Lateral und Nasal, im Presto auch vor *s* und *sch*, können ursprünglich silbentragende Vokale nach Reduktion zu *ə* — also im Nebenakzent — ebenfalls getilgt werden. Entsprechend der Silbifizierungsregel wird die Resilbifizierung automatisch das nächstsonore Element der Silbe zum Silbenträger machen, es sei denn, der links vom getilgten Schwa stehende Konsonant ist sonorer als der potentielle neue Silbenträger. In diesem Fall wird er an die linksstehende Silbe angehängt. So erhalten wir schon in sorgfältiger Sprechweise *ge:gn̩d, löfl̩, sa:gŋhaft, Öpfl̩, gsaml̩(ə)d* aber auch *wa(r)n, iɐ(r)m*; in weniger sorgfältiger Artikulation *aigŋ(d)lich, Iɐgn̩(d)wo* aber auch (nach Plosivtilgung) *aiŋlich, Iɐŋwo* (die Schwa-Tilgung „füttert" in all diesen Fällen die Nasalassimilation); *sch=flaicht* ‚ist viel-

[117] Zu Formen wie *le:ɐrIn* (mit *ɐ* trotz erhaltenem /ɐ/) vgl. die Diskussion in Kap. 3, Abschn. 2.6.

leicht' aber auch *desch, fains, braits*. Außerdem kommen Zwischenformen wie *iɐɲwi:, desch* ‚das ist', *saim* ‚seinem', *ham* ‚haben' vor. Obwohl hier — phonologisch gesehen — eine weitergehende Reduktion zu einem Einsilbler möglich wäre, bleibt die Spur des getilgten Silbenträgers /e/ noch in Form einer eigenen Silbe erhalten.

c) *ə* kann im Kontext (C) ___ {r/l} V ausfallen und zum Verlust einer Silbe führen, wenn dadurch eine überlange Senkung (zwei oder mehr Nebenakzentsilben) weniger lang wird. Wiederum wird die verbleibende Liquida resilbifiziert. Beispiele: *intrEssant, unsre, amrikanisch, kOnschdanzrisch*, usf. Auch diese Reduktion ist nicht dialekttypisch, wenn sie auch in den Untersuchungen zur Schwa-Tilgung im Standard oft nicht berücksichtigt wird.[118]

d) Die unbetonten Präfixe[119] vom Typ CV, also *be-, ge-, zu-, da-* können im Konstanzerischen reduziert werden. Bedingung für die Tilgung des vokalischen Elements ist, daß die Sonoritätshierarchie nicht einer Anbindung an die Folgesilbe im Wege steht. *ge-* → *g-* hat den weitesten Anwendungsbereich und ist vor allen Konsonanten außer initialen Plosiven möglich. (In diesem Fall wird lediglich in den Partizipien auch noch das verbleibende *g-* getilgt; vgl. *gangə, baut, dacht, druckt.*) *be-* → *b-* ist auf den Kontext vor *s/sch* beschränkt (*psu:ch, psOndɐ(r)s, pschaißn*). *da-* kann lediglich vor *r* zu *d-* werden (*dran, drAuf*, aber **dmit, *dfOn*), *zu-* (jedoch nur als Präfix, nicht als Präposition oder Komparativpartikel!) vor Liquiden, Nasalen und Frikativen (*zfi:l, zfridə, zrick, zmiəd* ‚zu müde', *zammə* mit Degeminierung). In den beiden zuletztgenannten Fällen geht der Tilgung natürlich die Reduktion des /a/ bzw. /u/ zu Schwa voraus. Die Schwa-Tilgung im Präfix kann auch sekundär (postlexikalisch) entstandene Silben des CV-Typs erfassen, die zugrundeliegend CVC sind, aber durch r-Vokalisierung und folgende Doppelschwa-Vereinfachung (vgl. oben) reduziert wurden; vgl. *zrissə* ‚zerrissen'.[120]

e) Auslautendes *-ə* wird in einem Maß getilgt, das weit über das in der Orthoepie erlaubte hinausgeht. Betroffen sind die stammauslautende Schwas im Nominativ maskuliner und neutraler Nomina (*Oug, bu:b*; aber *kassə, aschə, blumə*), das Plural-Suffix (*bOim, lAit* ‚Leute'), der Imperativ (*sag!*) (obligatorisch), die 1. Ps. Präs. beim Verb (*i=gang* ‚ich gehe', *hab=ə=mi* ‚habe ich mich') und prädikative Adjektive (*bisch be:s* ‚bist du

[118] Sowohl Wurzel 1970 als auch Strauss 1982 lassen hier nur die nicht-reduzierten Formen zu.

[119] Wesentlich ist, daß diese Präfixe als solche erkannt werden. In Wörtern wie *gemein, geheim* ist keine Reduktion möglich (vgl. dazu Wodak-Leodolter & Dressler 1978: 37).

[120] Dagegen wird das aus /vEr-/ erhaltene /v/ im Allegro bis Presto oft silbisch, etwa in *flaicht, fschdO:sch*, aber **fgO:t, *fwischt, *fnOmmə*.

böse'). Beim attributiven Adjektiv[121] und selbstverständlich in den schwachen Präteritumformen außer in *ich hatte* (soweit sie verwendet werden) bleibt finales Schwa erhalten. Tilgung ist weiterhin nicht möglich, wenn Schwa durch den Abfall eines finalen Konsonanten in die Auslautposition gerückt wurde (also etwa im Infinitiv *habə*). Umgekehrt gibt es jedoch einige Fälle, in denen der Dialekt stammauslautende Schwas bewahrt hat, die im Standard verloren gegangen sind — so in *kranə* ‚Kran', *sibenə, ʒEnə*.

f) Der Genitiv ist im Konstanzerischen selten; im Dativ werden fast nur die schwa-losen Formen verwendet.

g) Schließlich kann die Partizipialendung der schwachen Verben auf *-ed* bei *d*-auslautendem Stamm getilgt werden (*gret* ‚geredet', *gmElt* ‚gemeldet'). Die Tilgung ist durch Schwa-Elision und folgende Reduktion der /dd/-Sequenz, teils mit Fortisierung verbunden, zu erklären.

h) Die Standardregel, nach der in mehrsilbigen Stämmen stammauslautendes [ə] vor bestimmten Suffixen getilgt wird, fehlt in dialektaler Sprechweise. Betroffen ist eine Gruppe von Lexemen, die im Std. auf *-əln* oder *-ərn* enden, im Dialekt hingegen auf *-ələ* oder *-ərə* (nach obligatorischer n-Apokope). Beispiele: *fEdɐrə, gabələ*,[122] *baiərə* (als Volksstamm, nicht als Land), *vɐbEssɐrə*. Allerdings widerspricht die so entstandene x̀xx-Struktur der Alternanzteleologie (längere Senkung), so daß — entsprechend c) — Variation zwischen *hagələ* und *haglə, gabələ* und *gablə*, etc. zu beobachten ist.

Phonologisch verwandt und ebenfalls vom Standard abweichend ist die Erhaltung eines Schwa zwischen zwei Konsonanten im dialektalen Verbparadigma, wo die Verbindung Konsonant & /D/ in Konsonant & Schwa & /D/ aufgelöst wird (*hebəd, gEbəd, langəts, schlaichəd, k'ockət*). In all den genannten Fällen bewahrt die dialektalere Form die mhd. Ausgangsform.

2.5. Zwei illustrative Beispiele

Die folgenden beiden Transkriptausschnitte zeigen die einzelnen Variationsphänomene in ihrem Zusammenspiel. Der erste Ausschnitt kommt aus einem Gespräch in einer Gruppe von Informanten, die zu den stärksten Dialektsprechern gehören (W = männlich, K und M = weiblich, alle zwischen 40 und 50, obere Unterschicht). Die Ziffern verweisen auf die Abschnitte, in denen die jeweiligen Variationsphänomene behandelt wer-

[121] Die ältere, endungslose Attribution des Adjektivs (etwa vom Typ *ə nöi huus* ‚ein neues Haus') ist in Konstanz nicht mehr möglich.

[122] Im Plural. Der Singular *-ələ* entsprechend std. *-(ə)l* ist (im Gegensatz zu Seidelmann 1983) in meinen Daten nicht mehr nachweisbar.

den, ein Minus vor der Ziffer bedeutet, daß der jeweilige Prozeß nicht eintritt:

Ausschnitt 1

W:	hOsch	*O*: 3.5.; *sch*: 2.16., 2.6., 2.3. (*schsch*); klit. *du* zu ø)
	wEnIgsch	*E*: 3.4., 3.3. (mhd. *ë*); I: 3.4.; *gsch*: 2.2., 2.4. (/wenigst/)
	was In	*I*: 3.4.
	k'assə	*k'*: *die* zu Aspiration klitisiert; *ə*: 4.1., −4.3.
	näi	*äi*: 2.9., 3.6., −3.9.
	In	*I*: 3.4.
	d=ju:gn̩dkassə −	*u:*: −3.3.; *gn̩*: −2.5., −2.4.; *d*: 2.2.; *k*: −1.1.; *ə* 4.1., −4.2.
K:	dA waɐ	*A*: 3.5., 4.2.; *ɐ*: 2.8.
	so=n̩	*o*: 3.3., 3.4.
	glE:nɐ	*gl*: 2.2.; *E:*: 3.3. aus /E:/; *ɐ*: 4.1./4.3., 1.8.
	bUɐ	aus mhd. *uo*
	dA:gschda ⌐ndə	*A:*: −4.2., 3.5.; *gsch*: 2.2., 4.3. (Präfix).; *schd*: 2.2.; *ə*: 2.9., 4.1.
M:	└mhm	
K:	ʔabɐ	ʔ: 2.14.; *a*: 3.3.; *ɐ*: 2.8., 4.3.
	dEɐ	−4.3. (Hauptakzent!), 2.8.
	waɐ	2.8.
	nIt so	*I*: 3.4.; *ts*: 2.2.; *o*: 3.4., 3.3.
	frOindlIch	*Oi*: −3.8., 3.6.; *dl*: 2.2.; *I*: 3.4. (!)
	wi	3.4., 4.2.
	ʔaiɐn (Namen)	ʔ: 2.14.; *ai*: 3.8., 3.6.; *ɐn*: aus /Ern/ 2.8., 4.3.[123]
	− dəm	4.2., 4.1.
	hOsch	*O*: 3.5., −2.12.; *sch* aus /hast + du/ über 2.17., 2.3.
	jəd(ə)s mOl	*ə*: 3.1.; *(ə)*: 4.3.; *d*: wegen intervenierendem Schwa-Rest nicht an folgendes *s* assimiliert (1.3.); *mOl*: 3.3., 3.5.; *l*: −2.8..
	sagə	*a*: 3.3., −3.10. (Umlaut); *ə*: 2.9., 4.1.
	mIəssə	*Iə*: −3.7., 3.1.; *ə*: 2.9., 4.1.
	sag Au	*a*: 3.3., −3.10.; *g*: keine Auslautverhärtung (2.2.); *Au*: −3.9., 2.11. (ch-Tilgung)

[123] Die ‚Verwechslung' von Nominativ und Dativ/Akkusativ in dieser Form ist eine systematische Erscheinung des Konstanzerischen.

	daŋgschÖ:n	*ŋ*: 2.5.; *g*: 2.2. (*n* setzt sich gegen *sch* durch); *gsch*: 4.3. (Schwa-Tilgung); *Ö*: 3.3., 3.4., −3.1.: *n*: −2.9.
	w(ə)n̩ Eps	*(ə)*: (4.3.); *n̩*: 3.4 (getilgtes /də/.); *E*: 3.4.; *ps*: 4.1., 4.3., 2.2. (lexikalisierte Kurzform aus /Ebis/)
	grIəgt hOsch	*gr*: 2.2.; *Iə*: −3.7.; *t* + *h*: −2.12.; 2.2.; *O*: 3.5.; *sch*: 2.16., 2.4.
	( )nsch	wohl ‚sonst' (vgl. 2.16.)
	grIəgsch	vgl. oben; *gsch*: −2.2., 2.16., 2.3. aus /-st + du + das/ nach Klitisierung
	nEksch mOl	*E*: 3.4., *sch*: 2.16., 2.4., 4.3.: *O*: 3.3., 3.5.;
	nint me (.)	*nint*: vgl. 3.1., −3.6., 3.3.; *me*: vgl. 2.8.
	du dEɐ waɐ	*dEɐ*: 2.8.; *aɐ*: 2.8.
	Um-mEglich	*U*: 3.4., *m*: 2.5., −2.3., *E*: 3.4.; *gl*: 2.2., *i*: 3.4.
M:	dn̩	Allegroform aus *den*; 4.3.
	hOsch	*O*: 3.4.; *sch*: 2.16., 2.4., Klitisierung von /du/→ø
	ga(r)Ik'Öɐ(r)də(n)	*(r)*: 2.8.; *Ik* (aus /it ge-/) 2.3., 2.4.; *k'*: 4.3. (Präfix), 2.1. & 2.12.; *Öɐ*: −3.1., 2.8.; *d* (Allegroform aus /dd/): 2.3.
	glEnə zwugl̩	*gl*: 2.2.; *E*: vgl. 3.3., *ə*: 2.9., 4.1.; *u*: 3.4., *g*: 2.2., *l̩*: 4.3.
	gE(j)	2.8.
K:	(jA) hOd al	*jA*: 3.5., *hO*: 3.5., −2.12.; *d*: 2.2.; *al* aus /al/
	blos	*bl*: 2.2.; *o*: 3.3., 3.4.
	mItə biks	*I*: 3.4.; *t*: Geminata zur Fortis, 2.3.; *ə*: 4.3.; *i*: 3.1., 3.4.; *ks*: 2.2., 4.3.
	gschIdl̩n̩	*gsch*: 4.3. (Präfix), −2.2.; *I*: 3.1., 3.4.; *d*: 2.2.; *l̩*: 4.3., 2.4.; *n̩* aus /und/, 4.1., 4.3., 2.4.
	hOgmOnndO	*O*: 3.5., *g*: 2.2., 2.3., 2.4., 4.3. (Präfix) aus /t + gE/; *O*: 3.8.; *d*: 2.3. (Allegroform); *O*: 3.5., 3.3.
	fli : st(s)	*st(s)* aus /s + t/
	gEld vU	*E*: 3.4.; *ld*: 2.2.; *vU*: 2.9., 3.9.
	sElbɐ	*E*: 3.4., *ɐ*: 2.8., 4.3.

Übertragung:

W: hast du wenigstens was in die Kasse rein in die Jugendkasse –

K: da war so ein kleiner Bub dagest[anden
M: [mhm
K: aber der war nicht so freundlich wie euer (Name) – dem hast du jedesmal sagen müssen sag auch dankeschön wenn du etwas gekriegt hast sonst kriegst du das nächste Mal nichts mehr (.) du der war unmöglich
M: den hast du gar nicht gehört den kleinen „Zwuckl" gell
K: ja (der) hat immer bloß mit der Büchse geschüttelt und hat gemeint da fließt das Geld von selber

Im Kontrast dazu nun ein Ausschnitt aus einem Gespräch mit einer 26jährigen Studentin (R), die einen standardnahen Sprechertyp repräsentiert:

R:	di=sch̩ di=sch̩	*i*: 3.4., 4.2.; *sch̩*: aus /ist/ über 2.16., 2.4.
	schO von	*schO*: 2.9., 3.4.; *von*: –2.9., 3.4., –3.9.
	ʔanfaŋ ʔan	*ʔ*: 2.14.; *an*: –2.9.
	begaisch(d)ɐd	*e*: –4.1.; *ai*: 3.8.; *(d)*: 2.4. (allegro); *ɐ*: 2.8.; *d*: 2.2. (keine ALV)
	k(w)e:sə –	*k(w)*: 2.2. (!); *e:*: –3.3., 2.9.
A:	ja	
R:	vOɐ ʔallm̩ –	*ɐ*: 2.8.; *ʔ*: 2.14.; *m̩*: 4.3.
	t'i hAʔjA	*t'*: 2.2., 2.1.; *i*: 3.4., 4.2.; *A*: 3.5.; *ʔ*: (2.4.) Glottiseinsatz ist hier letzte Reduktionsstufe des Plosivs; *jA*: 3.5. (spontan), –2.13.
	übɐhAupt kai	*ü*: –3.1.; 3.3.; *ɐ*: 2.8.; *Au*: –3.8.; *t*: 2.2. (Fortis zwischen Fortes!): *kai*: –3.8., 2.9.
	luschd k'abd	*schd, bd*: 2.2.; *u*: 3.4.; *k'*: 4.3. (Präfix), 2.12., 2.2.
	des zu machə	*des*: –4.1.; *zu*: 3.4., –4.3.; *ə*: 2.9., 4.1.
	gEll –	–2.8.
	ɪi hAten	*ɪ*: 2.2.; *i*: 4.2.; *A*: 3.5.; *t*: aus /dd/, 2.3.; *e*: 3.10. (/den/ vs /dan/)
	hAld	*A*: 3.5. (spontan); *ld*: 2.2., keine ALV
	ʔainfach nEd	*ʔ*: 2.14.; *ain*: 3.8., –2.9.; *nEd* aus /nEd/ vs. /it/
	gwußd was	*gw*: 4.2. (Präfix), 2.2.; *u*: 3.4.; *was*: die dialektale Form wäre /wa/
	sə sOnsch	*sə*: 4.4.; *sOnsch*: 2.4., aber –2.9., 3.4.
	machə sOll (.)	*ə*: 4.1.; *O*: 3.4.
	nA hAt=sə	*A*: 3.5., *t*: 2.2. vor *s*; *sə*: 4.4.
	deŋkd oke: –	*e*: 3.10., 3.4., 4.3. und g-Tilgung vor Plosiv; *d*: 2.2. (Auslaut-Cluster);

so isch sə	*o, i*: 3.4.; *sch*: 2.16.
we·nIgsdn̩s	*e·*: 3.3., 3.4.; *gsdn̩*: der Cluster wird wohl durch den Nasal insgesamt Lenis (2.2.); *n̩*: 4.3.
mAl ʔandɐt'alb	*A*: 3.5.; ʔ: 2.14.; *ɐ*: 2.8., 4.3.; *t'*: 2.12.; *lb*: 2.2. Auslaut, evtl. von folgendem *j* beeinflußt
jAɐ vUn də	*Aɐ*: 3.5., 2.8.; *Un*: —3.9., —2.9.; *də* ist klitisch
schtra:ß	*t*: 2.2.; *a:*: —3.5.; *ss*: 4.3.
(w)Ek — —	*k*: 2.2., aber —2.1. trotz Pausa
jA tisch	*jA*: 3.5.; *t*: 2.2.; *i*: 3.4., klitisches /ist/ = *sch*; *sch*: 2.16.
also jetz	*o, e*: 3.4.; *jetz*: keine d-Tilgung, aus /jets/, vgl. 2.4.
fOiɐ und	*Oi*: 3.6., 3.8.; *ɐ*: 2.8., 4.3.
flammə di	*ə*: 4.1., —4.3.; *di*: 4.2.
ganzə zait —	*ə*: 4.1., —4.3.; *ai*: 3.6., 3.8.; *t*: 2.2. vor Pausa, —2.1.
ʔabɐ said	ʔ: 2.14. nach Pausa, *ɐ*: 2.8., 4.3.; *ai*: 3.6., 3.8.; *d*: 2.2. nicht vor Pausa
ʔanfang du (.)	ʔ: 2.14. evtl. Emphase; *du*: 4.2.
ʔE·ɐlich	ʔ: 2.14. nach Pausa; *E·ɐ*: 2.8., 3.4.; *i*: 3.4. (!); *ch*: —2.11. bei Mehrsilblern
dəs had sIch	*dəs*: 4.4.; *ds*: 2.2. (!); *I*: 3.4.; *ch*: —2.11. bei Einsilblern
kai ʔáinzIgs	*ai*: —3.7., 3.8., 2.9.; ʔ: 2.14. wohl unter Emphase; *ai*: —3.7., 3.8.; *gs*: 4.3., aber keine regressive Gespanntheitsassimilierung im Auslautcluster (2.2.)
mal gʔEndɐt	*mal*: —3.5.; *gʔ*: 4.3., 2.14. (selten!); *ɐ*: 2.8., 4.3.
bis je(ts) —	*i, e*: 3.4.; *j*: —2.13.
schaff bis	*fb*: 2.4.; *i*: 3.4.
nachts um	*u*: 3.4.
halpfi:ɐ	*pf*: 2.15.(?), 2.2.; *ɐ*: 2.8.
untɐ	*ɐ*: 2.8., 4.3.; *nt*: zur Fortis vgl. 2.2. und Fußnote 48 in diesem Kapitel
ʔUmschtEnd=	ʔ: 2.14.; *schtʼ: 2.2., E*: 3.4.; *d*: keine ALV, 2.2., 4.3. (Pluralsuffix)
nə —	
mid vo·ɐberait'e	*i*: 3.4.; *ɐ*: 2.8.; *be*: —4.1., —4.3.; *ai*: 3.8.; *t'*: 2.1. (!); *e*: —4.1.

ʔuntsowait'ɐ	*ʔ*: 2.14.; *u, o*: 3.4.; *t*: 2.2. vor /s/; *ai*: 3.6., 3.8.; *t'*: zur Fortis vgl. Fußnote 48 in diesem Kapitel; 2.1. (!); *ɐ*: 2.8., 4.3.
un — ʔalso	*un*: 3.4., 2.4. trotz Pausa; *ʔ*: 2.14.; *o*: 3.4.;
i(ch) wais	*(ch)*: 2.11.; *ai*: —3.7., 3.8.;
Au it'ə	*Au*: 3.8., 2.11.; *t'*: vgl. Fußnote 48 in diesem Kapitel; *ə*: 4.1., 4.4.

Übertragung:

R: die ist die ist schon von Anfang an begeistert gewesen —

A: ja

R: vor allem — die hat ja überhaupt keine Lust gehabt das zu machen gell — die hat dann halt einfach nicht gewußt was sie sonst machen soll (.) dann hat sie gedacht o.k. — so ist sie wenigstens mal eineinhalb Jahre von der Straße weg — — ja — die ist also jetzt Feuer und Flamme die ganze Zeit — aber seit Anfang du (.) ehrlich das hat sich kein einziges Mal geändert bis jetzt — schafft bis nachts um halb vier unter Umständen ne — mit Vorbereiten undsoweiter und — also ich weiß auch nicht

Die Gegenüberstellung zeigt eine Reihe von gemeinsamen Dialektmerkmalen. So ziehen sich durch beide Ausschnitte Phänomene wie die s-Palatalisierung (2.16.), die n-Apokope in finalen /-en/-Sequenzen (2.9.), die Verdumpfung (3.5.) (vgl. etwa *mOl, hOsch* und *hAt, mAl*), die mangelnde Durchführung der Extremdiphthongierung in Wörtern mit std. *au* (3.8.) (vgl. das durchgängige *Au* für std. *auch* in beiden Transkripten), die e-Apokope (4.3.) (vgl. *biks* und *schtra:ß*) und der Wechsel zwischen gespannten und ungespannten Kurzvokalen (3.4.). Außerdem finden sich in beiden Ausschnitten Reduktionsprozesse wie die Vereinfachung von Konsonanten-Clustern (2.4.) (vgl. *hOgmOnnd* ‚hat gemeint' und *schaff bis* ‚schafft bis') oder die Geminatenvereinfachung (2.3.). Auch die Verteilung der Lenes und Fortes ist in den meisten phonologischen Kontexten gleich.

Daneben stehen aber auch deutliche Unterschiede. So entrunden nur die Sprecher im ersten Ausschnitt (3.1.) (vgl. *gschidlɳ* ‚geschüttelt und', *ummEglich* vs. *übɐhAupt*), die Sprecher bewahren hier die alten Kurzvokale häufiger als im zweiten Ausschnitt (3.3.) (vgl. *sagə* und *k(w)e:sə*), sie führen auch im Falle von mhd. *î* die Diphthongierung nur bis zum *äi* durch (3.6., 3.8.) (vgl. *näi* vs. *ʒait*), sie ersetzen mhd. *ei* durch *O* (vgl. unter 3.8.) (*gmOnnd* vs. *kai* ‚kein' im zweiten Ausschnitt), sie verwenden gelegentlich *ai* für mhd. *öü/iu* anstelle der Standardform *Oi* (vgl. *aiɐn* ‚euer'). Dazu kommen Merkmale wie die häufige Verwendung des Glottisverschlusses (2.14.), seltenere n-Tilgung im Hauptakzent (2.9.) und die gespannte Artikulation anlautender Lenis /d/ (v. a. im Artikel, *ʒi hAt* etc.) im zweiten Ausschnitt, die für den Eindruck einer hier standardnäheren Sprechweise mit verantwortlich sind.

3. Sechs Einzelanalysen

3.1. Anlage und Anliegen des Kapitels

In diesem Kapitel wird die Perspektive der Gesamtschau, die das Zurücktreten vor dem Gegenstand erfordert, mit der Lupe der Einzelanalyse vertauscht. Sie erfaßt die Entrundung, die Vokalisierung von *r* im Silbenabfall, die Dehnung der mhd. Kurzvokale, die Erhaltung der mhd. Diphthonge *ie* und *uo/üe*, die Erhaltung der mhd. Langvokale *î* und *û/iu* sowie das Verhalten der mhd. Diphthonge *ei* und *ou*. Es geht darum, den Charakter der genannten Variablen genauer zu bestimmen, indem weitere Analysedimensionen ins Spiel gebracht werden, die den Status der Variablen in einer realistischen Standard-Dialekt-Phonologie beleuchten:

a) die diachrone Dimension: ist die beobachtete Variation aus einer älteren Sprachstufe zu erklären?

b) dialektgeographische Verteilung: für welche Gebiete des (alemannischen) Sprachraums sind die beobachteten Varianten typisch?

c) quantitativ-phonologische Unterschiede: wie sieht die quantitative Verteilung der Variablen in einer Stichprobe Konstanzer Sprecher aus? Welchen Einfluß haben phonologische, morphologische und lexikalische Kontextfaktoren auf diese Verteilung?

d) quantitativ-soziolinguistische Unterschiede: ist die Realisierung der Variablen in einen Zusammenhang mit extralinguistischen Faktoren wie Alter, Geschlecht oder Bildungsniveau zu bringen?

e) Sprachwandeldimension: aus a)—d) und im Vergleich mit einer älteren Untersuchung über das Konstanzerische (Joos 1928) lassen sich Vermutungen darüber anstellen, ob die heutige Variation stabil oder neueren Ursprungs ist.

Die genannten Fragen werden in diesem Kapitel zunächst getrennt für die neun Variablen behandelt. In einem zweiten Schritt werden quantitative Zusammenhänge der Variablen untereinander analysiert. Als statistisches Hilfsmittel kommen die üblichen inferenzstatistischen Methoden wie Mittelwertvergleich, Korrelationsanalyse, Varianzanalyse und Faktorenanalyse zum Einsatz. Die Quantifizierungen beziehen sich in erster Linie auf den Zusammenhang der neun Variablen untereinander und mit den drei externen Faktoren ‚Alter', ‚Geschlecht' und ‚Bildung'.

Exkurs: Das verwendete Corpus

Die folgenden Detailanalysen basieren auf einem Corpus von Sprachaufnahmen, das in den Jahren 1984 und 1985 in Konstanz erhoben wurde. Die zunächst etwas über 100 Informanten waren alle gebürtige Konstanzer, die den größten Teil ihres Lebens in der Stadt verbracht hatten. Überdies war mindestens ein Elternteil in Konstanz gebürtig. Der Frage, ob eine Untersuchung zur Stadtsprache eine solche Vorauswahl treffen darf, kann hier nur andeutungsweise nachgegangen werden. Es ist offensichtlich, daß die genannten Einschränkungen eine Vielzahl linguistisch und soziolinguistisch interessanter Probleme ausblenden; insbesondere Fragen der dialektalen ‚Akkulturation' Fremddialektaler, die wiederum nach deren Herkunft (nähere bodenseealemannische Umgebung, z. B. Höri, oder gesamtalemannischer Raum, andere deutsche dialektale Großräume) zu differenzieren wäre.[1] Verwandt damit ist das Problem der sprachlich-dialektalen Sozialisation von Kindern fremddialektaler Eltern, die in Konstanz im Spannungsfeld zwischen Familiendialekt und Sprache des Umfelds (besonders der Freunde) stehen. Ein weiterer interessanter, hier aber nicht berücksichtigter Aspekt der Stadtsprachenforschung wäre der Einfluß langjähriger Aufenthalte außerhalb Konstanz' und der damit möglicherweise verbundene Dialektverlust. Schließlich ließe sich argumentieren[2], daß auch die Mehrsprachigkeit zur Stadtsprache gehört, die durch die Wanderbewegungen innerhalb von Europa zunehmend wichtig wird.

Die Erhebung setzte also ein enges Konzept von Stadtsprache voraus, das nicht die Gesamtheit aller in Konstanz hörbarer Formen meint. Die genannten Beschränkungen stellen sicher, daß der untersuchte Ausschnitt aus dem Konstanzer Repertoire ethno-dialektologisch als „Konstanzerisch" eingestuft wird. Damit baut die Analyse — wie jede sozialwissenschaftliche Untersuchung — letztlich auf vorwissenschaftlichen, ethno-theoretischen Annahmen auf, die zwar verschiebbar, nicht aber eliminierbar sind.

Die Aufnahmen erfolgten teils offen, teils verdeckt. Im ersteren Fall fungierten drei Konstanzer Studentinnen als Erheberinnen, die sich — explizit und über ihren Sprachgebrauch — als Konstanzerinnen vorstellten und ihre gewohnte informelle Varietät verwendeten. Diese liegt — in bezug auf das Konstanzer Spektrum — relativ nahe am Standardpol, hat jedoch immer eine deutliche dialektale Färbung, die sich in den Gesprächen ‚unter Konstanzern' teils noch verstärkte (Konvergenz auf den Informanten zu).

Die Informanten wurden auf zwei verschiedene Weisen kontaktiert. Die wichtigste Kontaktaufnahme ergab sich im Schneeballsystem im sozialen Umfeld der Erheberinnen, wo Verwandte und Freunde sowie deren Verwandte und Freunde (teils über Mittelsmänner und -frauen) erfaßt wurden. Ein wesentlicher Teil dieser Gespräche wurde von den Informanten unbemerkt aufgenommen, mit der nachträglichen Bitte, der wissenschaftlichen Auswertung zuzustimmen. Die zweite Art der Kontaktaufnahme erfolgte über eine Zeitungsnotiz in der Regionalpresse, in der vage zur Mitarbeit an einem dialektologischen Projekt aufgefordert wurde. Der Charakter der Aufnahme des ersten Typs ist meist völlig spontan und konversationell, der Charakter der Aufnahmen des zweiten Typs weist eher Interview-Züge auf. Während außerdem im ersten Fall die Auswahl der Informanten zufällig war, ließ im zweiten

[1] Vgl. zu einer solchen Untersuchung Wolfensberger 1967; hier wurde das Verhalten von zugezogenen Bürgern in der Schweizer Gemeinde Stäfi mit dem der alteingesessenen verglichen.

[2] Dies tun z. B. Kallmeyer, Keim & Nikitopoulos 1982 für das Mannheimer Projekt „Kommunikationsstrukturen in der Stadt".

Fall die Motivation für die Kontaktaufnahme mit der Universität ein besonderes (positives?) Interesse am Dialekt vermuten.

Die Vermutung, daß sich diese Unterschiede auf den Dialektalisierungsgrad auswirken könnten, ließ sich quantitativ nicht bestätigen. Vergleicht man die Werte der Informanten aus den beiden Aufnahmesituationen miteinander, so ergibt sich folgendes Bild (zur Quantifizierung vgl. die Angaben in den folgenden Abschnitten dieses Kapitels):

	Zeitungs-Kontakte	‚Schneeball'-Kontakte
Rundung	83	84
Dehnung	24	84
Diphthongierung von (ie)	96	86
Diphthongierung von (uo)	78	72
Dialektale Realisierung von (ou)	8	19
Dialektale Realisierung von (ei)	90	79
Diphthongierung von (û)	73	77
Dialektale Realisierung von (î)	64	65
Dialektale Realisierung von (û)	8	11
Vokalisierung von (r) vor Vokal	60	63
(n)	(19)	(32)

Alle Werte sind hier so transformiert, daß sie zwischen 0 und 100 variieren können. Dabei repräsentiert 100 die maximale Standardannäherung, 0 die maximale Dialektrealisierung. Man sieht, daß die Mittelwerte für die beiden Erhebungsweisen oft eng beieinander liegen; die leicht höheren Werte für die Vokalisierung von /r/ vor Vokal, die dialektale Realisierung von mhd. *û* und *î*, die Monophthongerhaltung in mhd. *û* und die Entrundung der Labiopalatalvokale bei den ‚Schneeball-Kontakten' sind statistisch unerheblich. Lediglich bei der Variablen ‚dialektale Realisierung von mhd. *ou*' und vor allem bei der Dehnung liegen die Werte der Zeitungs-Gruppe deutlich näher am Dialektpol als die der restlichen Informanten. Dafür drehen sich die Verhältnisse bei der diphthongischen Realisierung von mhd. *ie* und *ei* aber gerade um: hier hat die Zeitungs-Gruppe die standardnäheren Werte. Die Erhebungssituation scheint sich also nicht einheitlich auf den Dialektalisierungsgrad ausgewirkt zu haben. Im folgenden wird deshalb zwischen den beiden Typen von Gesprächen nicht mehr unterschieden.

Bei sämtlichen Aufnahmen trug die Unauffälligkeit der verwendeten Cassetten-Tonbandgeräte (Sony TCM 600 mit externem ECM 150 Mikro) wesentlich zur informellen Qualität der Aufnahmen bei. Dazu kam, daß die Erheberinnen im Falle der offenen Aufnahmen bestrebt waren, die Rolle der ‚Interviewerin' zu vermeiden. Abgesehen von einigen biographischen Informationen bei persönlich unbekannten Informanten wurde auf jede Themensteuerung verzichtet. So war die vorherrschende Gesprächsgattung die des *small talk*, d. h. die der leichten, wenig involvierten Konversation über unstrittige und selten gesichtsbedrohende Themen. In einem Fall kam es zu einer geschäftlichen Transaktion, in einigen anderen zu Argumentationen — einmal sogar zu einem Streit — zwischen den Informanten.

Soweit möglich, wurden die Gespräche nicht mit einzelnen, sondern mit Paaren oder, in selteneren Fällen, größeren Gruppen von Informanten geführt. Die Konstanzer, die zusam-

men aufgenommen wurden, kannten sich in der Regel gut (Familienangehörige, Freunde, Arbeitskollegen). Auch im Falle der Gespräche, die über die Zeitungsnotiz zustande gekommen waren, wurde versucht, Angehörige oder Freunde mit einzubeziehen. Hier mußten wir uns allerdings in einigen Fällen mit Einzelgesprächen begnügen.

Bei den offenen Aufnahmen lag der Beginn der tatsächlichen Aufzeichnung in der Regel vor dem Zeitpunkt, zu dem die Informanten bemerkten, daß sie schon aufgenommen wurden. Durch diesen ‚Trick' ließ sich der Einfluß des Aufnahmegeräts abschätzen. Zu gleichen Zwecken wurden die Telefonate, die den über die Zeitung arrangierten Gesprächen vorausgingen (Terminabsprache) herangezogen. In keinem Fall konnte ein Einfluß des Aufnahmegeräts festgestellt werden.

Insgesamt ist das hier gewählte Verfahren der Datenerhebung grundlegend von dem der traditionellen Dialektologie verschieden. Zu diesen traditionellen Vorgehensweisen ist auch die des südwestdeutschen Sprachatlas zu zählen, aus dem die mehrfach zitierte Untersuchung Seidelmanns zur dialektgeographischen Lage Konstanz' (Seidelmann 1983) ihr Material bezieht. Im Falle der SSA wurden (im Gegensatz zum älteren Schweizerdeutschen Sprachatlas) explizit keine „natürlichen" Gespräche erhoben, weil in diesen die intendierte „Grundmundart" nicht gesprochen worden wäre. Stattdessen wurden die Informanten instruiert, die traditionellste verfügbare Varietät ihres Repertoires zu verwenden (E. Werlen 1984: 109 f.). Hingegen haben wir in den von uns geführten Gesprächen die Informanten — soweit überhaupt Erläuterungen notwenig waren — gebeten, sich ‚wie sonst im Umgang mit Freunden' zu verhalten; als Ziel der Untersuchung wurde die Beschreibung des heutigen Konstanzerischen angegeben. Dies führte des öfteren zu Reaktionen wie ‚den richtigen Dialekt kann sowieso niemand mehr', bzw. der Sprecher verwies auf seine eigenen seiner Meinung nach unzureichenden Dialektkenntnisse. Sobald die Informanten aber erst einmal von dem Druck befreit waren, einen möglichst reinen Dialekt zu produzieren, konnten sie eine für sie natürliche Sprachebene finden.[3]

Aus dem zur Verfügung stehenden Material wurden 51 Informanten zur Transkription ausgewählt. Kriterium waren neben der Aufnahmequalität v. a. Gesichtspunkte der Ausgewogenheit des Corpus nach Alter, Geschlecht und Bildungshintergrund. Die prozentualen Anteile sind aus den Diagrammen Abb. 1–3 ersichtlich.

Für die Interpretation der quantitativen Ergebnisse unter soziolinguistischem Blickwinkel ist es wichtig, die Abhängigkeit zwischen diesen Variablen einschätzen zu können. Dazu wurden Alter, Bildung und Geschlecht paarweise verglichen und sowohl die Mittelwertunterschiede als auch die Korrelationen (nonparametrisch über Kendalls τ b- und τ a-Koeffizient, parametrisch mit dem Pearsonschen Korrelationskoeffizienten) auf Signifikanz überprüft. Es

[3] E. Werlens Einwand, die „conversation dirigée" könne „nur dann die intendierten grundmundartlichen Daten ⟨ergeben⟩, wenn die grundmundartliche Sprechweise der ‚natürlichen' Lebenssituation ‚Mundarterhebung' angemessen wäre" (1984: 109) ist richtig, aber auch paradox; denn es ist ja nicht etwa so, daß die „conversation dirigée" (oder auch „non-dirigée") keine brauchbaren dialektologischen Daten ergäbe. Vielmehr hat sich die Dialektologie lange Zeit geweigert, mit Daten zu arbeiten, die in der Alltagswelt der Sprecher ihren Platz haben. Wenn der Grunddialekt die Sprechweise der „natürlichen" Konversation wäre (und damit über „conversation dirigée" erhoben werden könnte), gäbe es keine „Lebenssituation ‚Mundarterhebung'" — die Erhebung der Grundmundart könnte in spontanen Alltagskonversationen erfolgen.

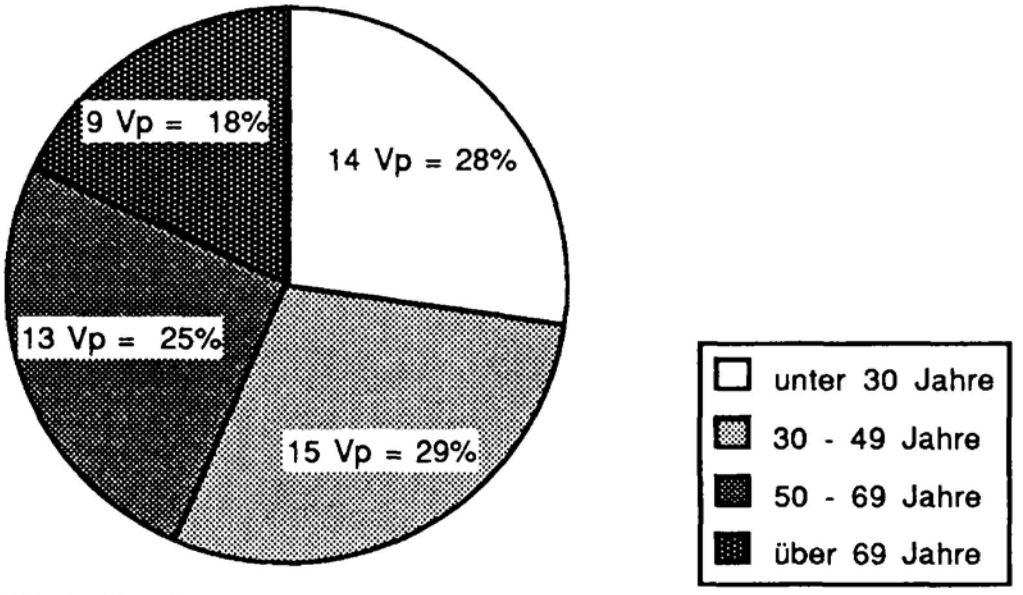
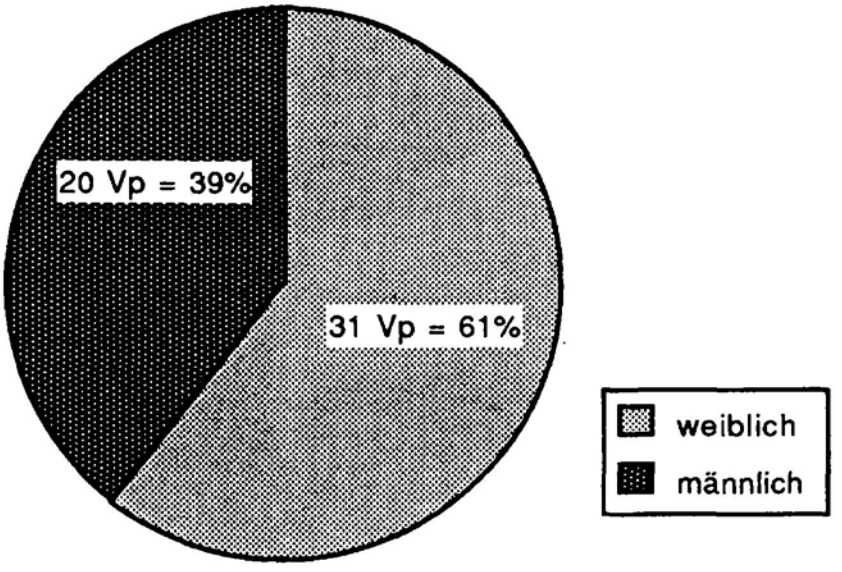


Abb. 1: Alter der Informanten



ergaben sich keine signifikanten Abhängigkeiten zwischen Geschlecht und Alter[4] und Geschlecht und Bildung[5], jedoch eine eindeutige Abhängigkeit von Bildung und Alter (χ^2 signifikant of .0001-Niveau, Kendall $\tau a = .50$, Kendall $\tau b = .53$ — je signifikant auf 0.0-Niveau, Pearsonscher Koeffizient $r = .65$ — signifikant auf .0001-Niveau). Je jünger unsere

[4] Kendall $\tau a = .11$, Kendall $\tau b = .12$, Pearson = .12. Keine Signifikanzen.
[5] Kendall $\tau a = .11$, Kendall $\tau b = .13$, Pearson = .14. Keine Signifikanzen.

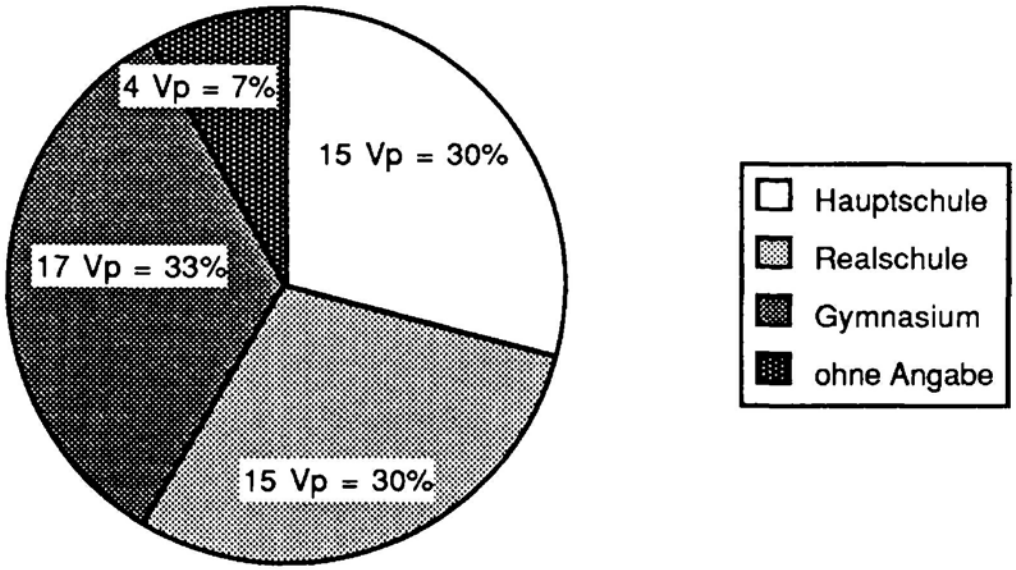


Abb. 3: Schulabschluß der Informanten

Informanten, desto bessere Schulbildung haben sie. Dies entspricht den Verhältnissen in der Grundgesamtheit.[6]

Die meisten der 51 Kerninformanten kommen aus dem engeren Stadtgebiet von Konstanz, und zwar entweder aus der linksrheinischen Innenstadt (17 aus dem „Paradies", 16 aus der Altstadt) oder aus Petershausen (6), dem ältesten rechtsrheinischen Stadtteil.[7] Stadtteile, die erst in jüngerer Zeit eingemeindet wurden — wie etwa Litzelstetten — wurden nicht berücksichtigt.[8]

Die untersuchte Sprechergruppe ist von der oberen Unterschicht und der unteren und mittleren Mittelschicht dominiert — soweit solche Angaben impressionistisch möglich sind.

[6] Die Interdependenzen zwischen den einzelnen Variablen wurden außerdem für jede der untersuchten linguistischen Variablen nocheinmal getrennt überprüft. Es ergaben sich in jedem Fall hochgradig signifikante Werte für Alter × Bildung, in keinem Fall für Geschlecht × Alter bzw. Geschlecht × Bildung.

[7] Die übrigen Stadtviertel sind wie folgt vertreten: Fürstenberg 1, Wollmatingen 2, Königsbau 1, Allmannsdorf 4, Staad 1, ohne Angaben 3.

[8] Die Informanten aus der linksrheinischen Altstadt kommen aus dem Gebiet diesseits oder jenseits der „Laube", die der alten Stadtbefestigung entspricht. Die außerhalb der Stadtmauern gelegenen Gebiete Konstanz' waren bis in das letzte Jahrhundert nur spärlich besiedelt. Zentrum der dortigen bäuerlichen Bevölkerung war das sog. Paradies, dessen Dialekt noch heute als besonders altertümlich gilt. (Die Untersuchung von Joos 1928 geht von dieser Paradieser Mundart aus.) Die heutige Bezeichnung „Paradies" hat sich jedoch (auch administrativ) auf den gesamten Bereich jenseits der „Laube" ausgedehnt, der seit dem späten 19. Jahrhundert städtisch besiedelt ist. Die Angaben der Informanten, sie seien „im Paradies" aufgewachsen, ist deshalb zweideutig. Nachweisbar „echte" Paradieser sind in unserem Corpus zu selten, um einen systematischen Vergleich mit den übrigen Sprechern zu erlauben.

Es fehlen Vertreter der sozial peripheren Gruppen. Das Übergewicht der mittleren Angestellten, kleinen Selbständigen, von Facharbeitern, Rentnern und Hausfrauen sowie — in der jüngsten Altersgruppe — der relativ hohe Anteil von Studenten dürfte wiederum den Verhältnissen in Konstanz insgesamt entsprechen.[9] Die Stadt hat als Handels-, Verwaltungs- und Einkaufszentrum mit starker Tourismus-Branche und kaum Industrie ein wenig differenziertes Sozialprofil.

3.2. Die Einzelanalysen

3.2.1. Mhd. î/û/(iu)

3.2.1.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches

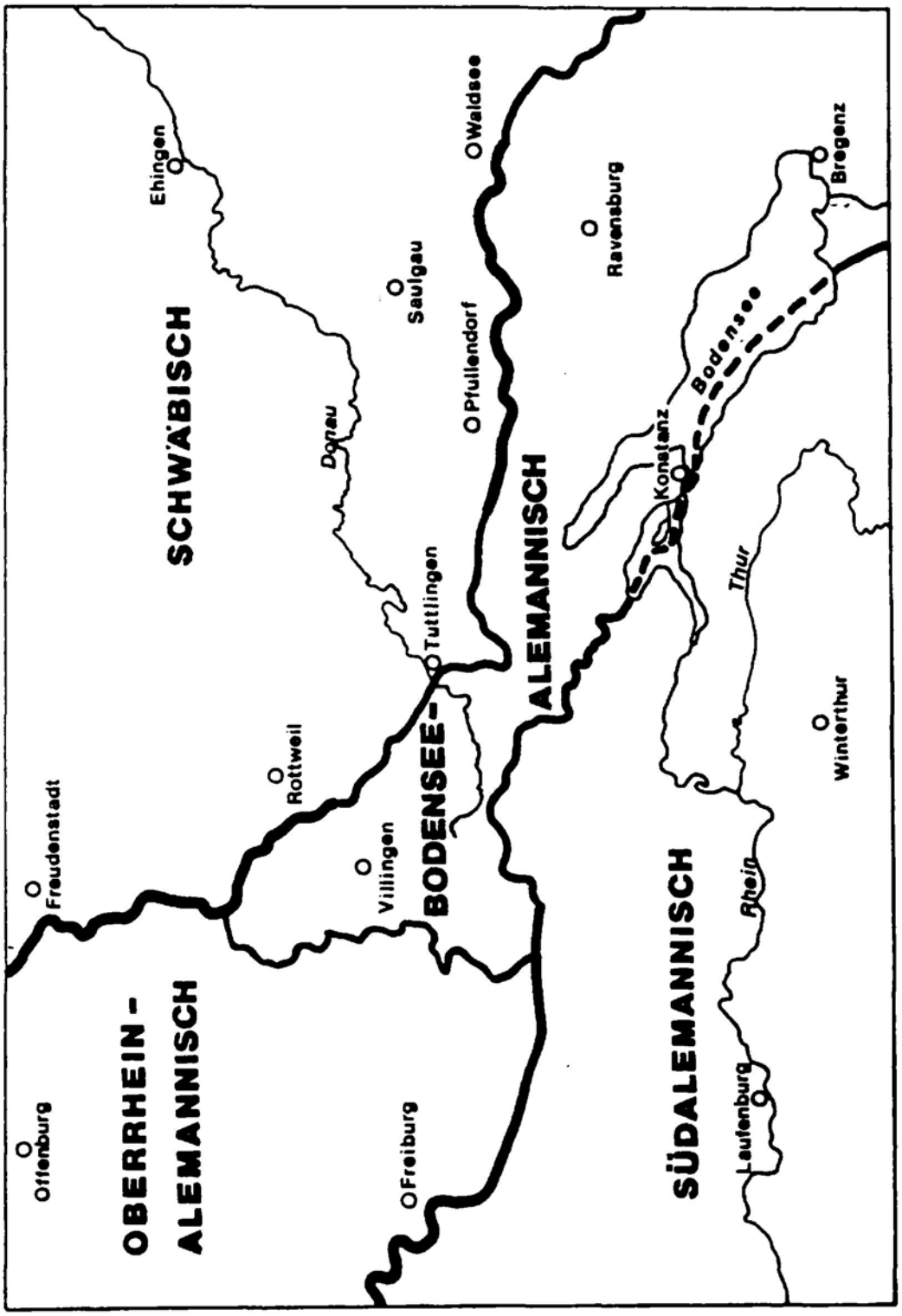
Das Verhalten der Laute, die im heutigen Stadtdialekt auf mhd. *î* und *û* zurückgehen, steht nicht zufällig am Beginn dieses Kapitels. Die Erhaltung der alten Monophthonge bzw. ihre Diphthongierung wie in der Standardsprache stellt nämlich die in der traditionellen südwestdeutschen Sprachgeographie wichtigste Isoglosse dar, die den schwäbischen vom alemannischen Teil des Gesamtalemannischen abtrennt. Die Kartendarstellung auf S. 90 zeigt die Lage von Konstanz im sog. bodenseealemannischen Raum, zwischen nördlicherem Schwäbisch und südlicherem Hoch- oder Südalemannisch.

Zugleich ist die Diphthongierung der mhd. hohen Langvokale eine der markantesten — und daher auch am besten dokumentierten — Erscheinungen beim Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen. Man nimmt allgemein an, daß die nhd. Diphthongierung ab dem 12. Jahrhundert von Kärnten ausgehend weite Teile des deutschen Sprachgebiets erfaßt hat, jedoch sowohl im Norden als auch im Südwesten nicht bis zu dessen Grenzen vordringen konnte.[10] Im Südwesten scheint sich die Ausbreitung im 15. Jahrhundert verlangsamt zu haben,[11] und zwar entlang einer Linie, die im Schwarzwald nordsüdlich verläuft und dann nördlich des Bodensees leicht südlich von Rottweil, Tuttlingen,

[9] Offizielle statistische Angaben für Konstanz sind mir nicht bekannt. In der Sprechergruppe sind die folgenden Berufe vertreten: (Fach-)Verkäuferinnen, Fähreangestellter, Chemielaborant, Computerfachleute, Verwaltungsangestellte, pensionierte und aktive Schreiner, Sekretärin, Masseurin, Arzthelferinnen, Studentinnen, Büroangestellte, Hausfrauen, Kaufmänner, Rechtsanwaltsgehilfinnen, Versicherungsfachleute, Ärztin, Bankangestellte, Lehrerin, Serviererin, Gastwirt, Rentner, Bibliotheksangestellter, Sanitäterin, Druckereibesitzer, Bahnangestellter, Buchbinder-Azubi, Drogeriebesitzer.

[10] Vgl. etwa Tschirch 1975: 164 ff. für eine Zusammenfassung der üblichen Argumentation.

[11] Nach Besch 1967: 75, 77 fanden sich in der zweiten Hälfte des 15. Jh. im heutigen Schwäbischen noch Monophthonge.


OBERRHEIN-
ALEMANNISCH
SCHWÄBISCH
BODENSEE-
ALEMANNISCH
SÜDALEMANNISCH
Offenburg
Freudenstadt
Freiburg
Villingen
Rottweil
Tuttlingen
Donau
Ehingen
Saulgau
Pfullendorf
Waldsee
Ravensburg
Konstanz
Bodensee
Bregenz
Thur
Winterthur
Rhein
Laufenburg

Pfullendorf, Waldsee, Sonthofen nach Osten abschwenkt.[12] Lange bewegte sich die Isoglosse im Gebiet nördlich des Bodensees – wenn überhaupt – nur noch sehr langsam südwärts. Moser, der 1954/55 Bohnenbergers 30 Jahre ältere Linienziehung überprüfte, fand nur im östlichen Teil (im Württembergischen Allgäu bis zum Illmensee) eine Veränderung um einige Dörfer, jedoch kaum Bewegung im mittleren Abschnitt seines Untersuchungsfelds (Langgassen bis zur Donau) und Stabilität im Westteil (Möhringen a. D. bis Schramberg). In jüngster Zeit stellte Ruoff (mündl.) im Schwarzwald ein geringfügiges, im Raum Radolfzell ein starkes Vordringen der Diphthonge fest.

Diese älteren dialektgeographischen Aussagen sind allerdings im Rahmen der traditionellen Dialektologie und ihres Forschungsinteresses sowie ihrer Methodologie zu sehen. Dies bedeutet insbesondere, daß ausschließlich ländliche Gemeinden erfaßt wurden und als Informanten konservative ältere Sprecher dienten. Konstanz müßte arealdialektologisch gesehen im monophthongischen, hochalemannischen Gebiet liegen; *de facto* wurde aber schon in den Studien zum Südwestdeutschen Sprachatlas (Seidelmann 1983, auf Erhebungen nach 1972 basierend) festgestellt, daß in der Stadt die alten Monophthonge fast gänzlich fehlen.

Die in diesen Erhebungen zum Südwestdeutschen Sprachatlas berücksichtigten Informanten waren sechs Konstanzer aus der Innenstadt sowie drei Sprecher aus dem Stadtteil Paradies im Alter zwischen 45 und 79 Jahren. Da wir mit der Dissertation von Joos aus dem Jahre 1928 eine ältere Studie zur Verfügung haben, die ebenfalls den Dialekt konservativer Sprecher, allerdings fast nur aus dem „Paradies", beschreibt, ist ein diachroner Vergleich möglich. Daraus ergibt sich, daß es sich bei der Diphthongierung in der Stadt Konstanz um eine relativ junge Entwicklung handelt, denn Joos fand außer im Hiatus und in Wörtern „aus der Schrift" noch durchgängig Monophthonge. Auch wenn wir davon ausgehen, daß die damaligen „Paradieser" wesentlich konservativer als die Stadtbewohner selbst sprachen, dürfte die Diphthongierung nicht viel älter als 100 Jahre sein.

3.2.1.2. Quantitative Verteilung und Kontextanalyse

Auch die Erhebungen zum SSA folgten – darauf wurde bereits hingewiesen – dem traditionellen Verfahren der Elizitierung eines „Grunddialekts" und haben daher eine traditionelle *bias*. Es war also zu erwarten, daß die heutige quantitative Verteilung der Monophthonge im Stadtdialekt den Seidelmannschen Befund eher noch radikaler widerspiegelt. Die Verteilung ist aus den Abbildungen 4 und 5 ersichtlich, in denen die beiden

[12] So die Karten bei Jutz 1931, Bohnenberger 1953, Wiesinger 1979: 87, Steger & Jakob 1983, Seidelmann 1983, Schöller 1938/39.

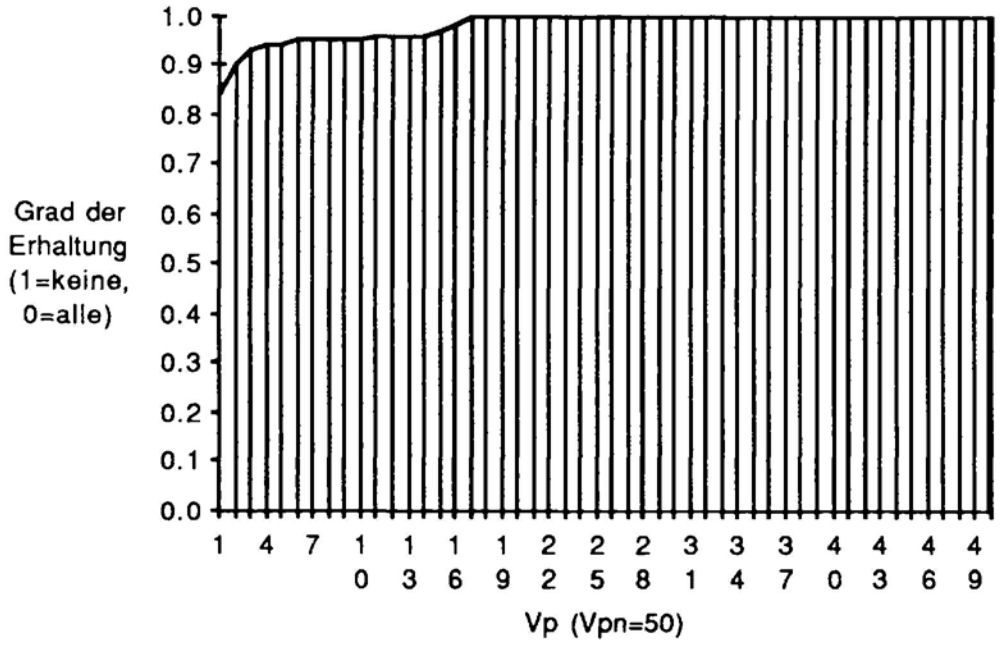


Abb. 4: Diphthongierung von mhd. *î* (Rangordnung nach steigenden %)

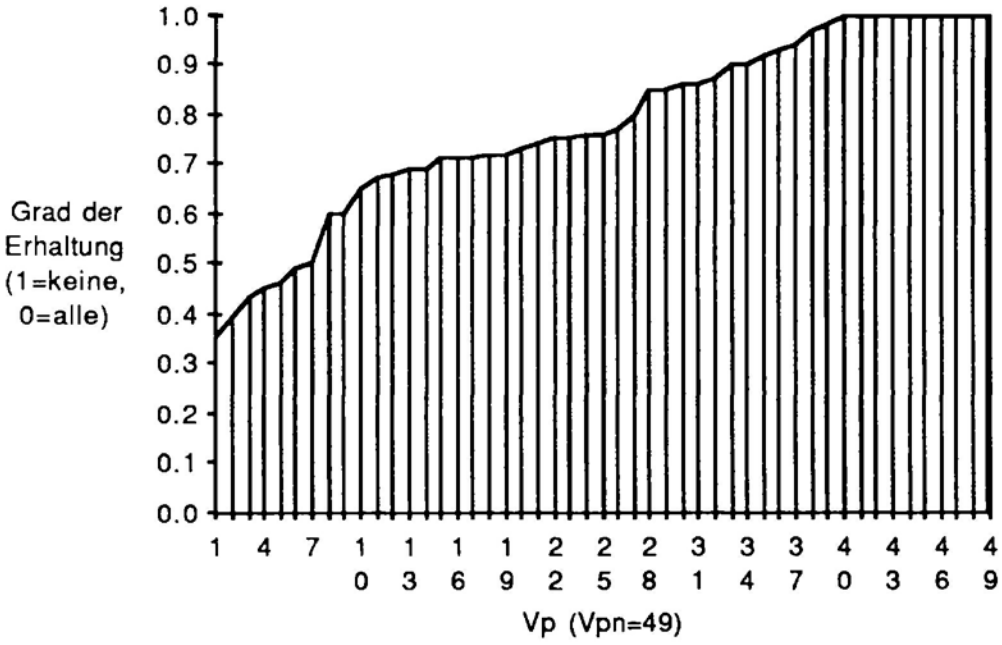


Abb. 5: Diphthongierung von mhd. *û* (Rangordnung nach steigenden %)

mhd. Hochvokale getrennt behandelt werden — aus Gründen, die mit dem unterschiedlichen Verhalten der hinteren und vorderen Vokale im Konstanzerischen insgesamt zu tun haben und die im weiteren Verlauf der Diskussion deutlich werden sollen.

Die Abbildungen zeigen einen Kurvenverlauf entsprechend der Rangordnung, die für die jeweils dargestellte Variable individuell errechnet wurde; d. h. die Informanten sind auf der x-Achse nach ihren prozentualen Anteilen diphthongischer Realisierungen von mhd. *î/û* geordnet.[13] Das Ordnungskriterium ist der ansteigende %-Wert für die abgebildete Variable. Die einzelnen Informanten können natürlich nicht von einer Kurvendarstellung zur nächsten miteinander verglichen werden, denn der Informant mit Rang *n* hat mit großer Wahrscheinlichkeit in keiner anderen Variablendarstellung denselben Rang. Vergleichbar sind aber die Kurvenverläufe selbst: Je flacher die Kurve, um so weniger differenziert die untersuchte Variable die Sprechergruppe. So sind z. B. im Falle von mhd. *î* theoretisch Werte zwischen 0 (völlige Erhaltung) und 1 (völlige Diphthongierung) möglich. Tatsächlich erreicht jedoch kein Informant einen Wert unter 0.84. Die Variable differenziert also relativ schlecht. Auch Teilabschnitte des Kurvenverlaufs haben Aussagekraft. Es ist möglich, daß eine Kurve am Anfang und Ende scharf ansteigt, im Mittelbereich jedoch flach ist; oder umgekehrt, daß die Kurve kontinuierlich oder vor allem im Mittelbereich ansteigt.

Zur Interpretation dieser Kurventypen läßt sich weiterhin auf das Konzept der Wellentheorie zurückgreifen, wie sie in jüngerer Zeit von Bailey (z. B. 1973) vertreten worden ist. Die Idee ist, daß sich zumindest bestimmte Typen von Sprachwandel in einer Sprechgemeinschaft und in einer Varietät in Wellen ausbreiten. Der Wandel erfaßt zunächst nur bestimmte sprachliche Kontexte (die sich möglichst aufgrund universaler Kriterien vorhersagen lassen sollten) und nur bestimmte Gruppen der Sprechgemeinschaft; er weitet sich in den folgenden Stadien kontinuierlich (und dabei immer schneller werdend) sowohl auf weitere Kontexte als auch auf größere gesellschaftliche Gruppierungen (z. B. soziale Klassen, Altersgruppen) aus, bis schließlich — spiegelbildlich zu seinem Beginn — nur noch wenige, ebenfalls wieder aus universalen Gründen die Erhaltung fördernde Umgebungen übrig bleiben, ebenso wie nur noch bestimmte, konservative Teile der Sprechgemeinschaft auf der alten Form beharren. Genauso ist mit einer wellenförmigen geographischen Ausbreitung zu rechnen.

Das Modell ist in Abb. 6 zusammengefaßt (entnommen aus Kristensen & Thelander, 1984: 235). Allerdings kann die graphische Darstellung nur zwei der drei ‚unabhängigen' Variablen erfassen, in deren Abhängigkeit sich der prozentuale Anteil der neuen Formen verändert. In Abb. 6 sind dies die soziale Verteilung (x-Achse) und die zeitliche Entwicklung (z-Achse). Statt der Zeitachse ließe sich genauso die Liste der linguistischen

[13] Die Ränge entsprechen den Zahlen auf der x-Achse (zweistellige Zahlen stehen aus technischen Gründen untereinander!).

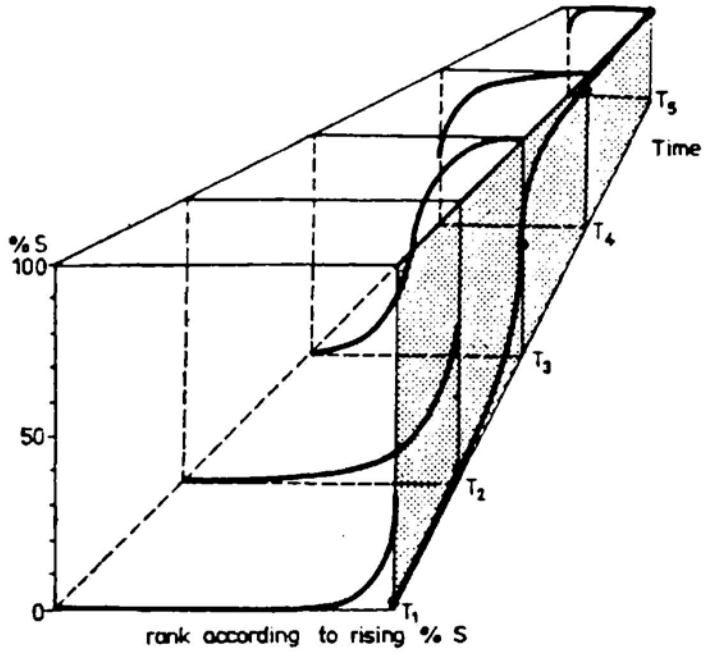


Abb. 6: Modell der Wellentheorie

Kontexte denken, die nach ihrer innerlinguistisch determinierten Tendenz geordnet sein müßte, die Neuerung aufzunehmen. Nach Bailey ist der diachrone Wellenverlauf mit dem Wellenverlauf durch die linguistischen Kontexte strukturell identisch.

Um ein Bild über den augenblicklichen Stand eines Sprachwandels zu bekommen, muß eine synchrone Verteilung wie in den Abb. 4 und 5 auf dem Hintergrund dieses Modells gesehen werden. Im vorliegenden Fall kommt die Verteilung der Variable mhd. (î) dem Zeitpunkt (T_5) aus dem Modell nahe, während die Variable (û) eher Zeitpunkt (T_4) entspricht. Im Falle von (î) scheint der Sprachwandel also praktisch abgeschlossen zu sein; nur 17 von 50 Informanten verwenden nicht durchgängig die neue, diphthongische Variante, und auch diese nur sehr selten ($\bar{x} = 0.98$, $s^2 = 0.032$). Hingegen zeigen im Falle von (û) immerhin noch 40 von 49 berücksichtigten Informanten Variation, und die Anzahl der erhaltenen Monophthonge geht bei den konservativsten Sprechern bis zu 65% ($\bar{x} = 0.78$, $s^2 = 0.186$).[14]

[14] Die variierende Zahl der berücksichtigten Informanten aus dem Gesamtcorpus von 51 Sprechern geht darauf zurück, daß bei einigen Sprechern zu wenige Belege verfügbar waren, um einen Prozentwert zu berechnen.
Sprecher mit (vergleichsweise) höheren Werten für (î) haben auch hohe Werte für (û), und umgekehrt. In Zahlen: der Pearsonsche Korrelationskoeffizient liegt bei .46 und ist auf .001-Niveau signifikant.

Wir könnten nun (î) und (û) als zwei verschiedene Kontexte für die einzige Variable ‚Diphthongierung mhd. hoher Langvokale' ansehen und haben dann zwei Kurvenverläufe zur Verfügung, die zwei Stadien der wellenförmigen Ausbreitung dieses Phänomens im Konstanzerischen repräsentieren. Die Hintervokale hätten dann die alten Formen besser bewahrt als die Vordervokale.

Hier wird nun freilich deutlich, daß die rein quantitative Auswertung von Sprachmaterial zu Fehlinterpretationen führen kann. Ist es wirklich die Zungenstellung, die die Erhaltung bestimmt? Oder versteckt sich hinter den unterschiedlichen Kurvenverläufen für (î) und (û) ein anderer, intervenierender Faktor, der in den Zahlen nicht mehr zum Ausdruck kommt? Ein Blick auf die monophthongisch verbliebenen Lautrealisierungen bestätigt diesen Verdacht. Die lexikalische Analyse zeigt nämlich, daß die erhaltenen Monophthonge im Falle des mhd. *û* fast alle in den Verbalpräfixen oder Richtungsadverbien (bzw. Präpositionen) *us, uf, druf, drusse, husse, dusse* (in diesen beiden Fällen ist der Monophthong sogar obligatorisch) und *nuf* stehen.[15] Abb. 7 gibt den Kurvenverlauf für den Anteil erhaltener Monophthonge in diesen Wörtern bzw. Morphemen für eine Untergruppe von 20 Informanten, für die mind. 10 Belege verfügbar waren.

Aus dem Vergleich der Abb. 4, 5 und 7 wird klar, daß der Unterschied zwischen den ersten beiden Kurvenverläufen durch die Vermischung eines

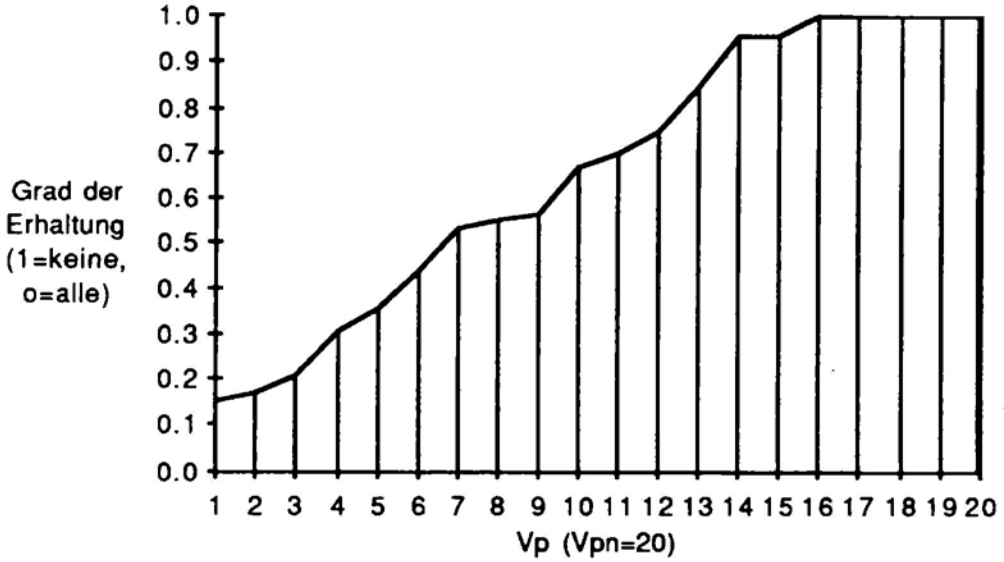


Abb. 7: Diphthongierung von mhd. *û* in *us, uf,* etc. (Rangordnung nach steigenden %)

[15] Es handelt sich dabei um lexikalische Kontexte, die nicht nur für das Konstanzerische monophthongerhaltend gewirkt haben. Auch in den schwäbischen Varietäten des Alemannischen trifft man hier Monophthonge.

4 entsprechenden Verlaufs für (û) in den oben genannten Ableitungen aus *uf|us* und des Kurvenverlaufs für die übrigen Wörter mit mhd. *û* zustande kommt. Behandelt man diese getrennt, so ergibt sich für die Variablen (î) und (û) dasselbe Bild. (Für (î) gibt es nur einen, wesentlich weniger häufigen lexikalischen Kontext, in dem die Erhaltung des alten Hochvokals sogar obligatorisch ist, nämlich das Partizip *gsi* für std. *gewesen*.)

Warum sollten sich die genannten Ableitungen aus *uf|us* anders verhalten als das Gros der Wörter mit altem *û*? Zunächst ist zu beachten, daß nicht alle solche Ableitungen monophthongisch bleiben können. Dies zeigt die Übersicht über die obligatorischen und fakultativen lexikalischen Kontexte für die Monophthongierung/Diphthongierung in Tab. 1.

Tabelle 1: Lexikalische Kontexte für die Monophthongerhaltung

obligatorische Monophthonge	fakultative Monophthonge	obligatorische Diphthonge
husse (> *hie-außen*)	*us|aus*	*naus, hinaus*
dusse (> *da-außen*)	*uf|auf*	*draus, daraus*
	druf|drauf	*rauf, herauf*
	drusse|draussen	*rauf, heraus* (eine Ausnahme)
	nuff|nauf	*außer*
		darauf
		raus

Aufgrund von Kookkurrenzrestriktionen lassen sich die beiden Fälle obligatorischer Monophthongerhaltung erklären (Präfix *da-* reduziert zu *d-* und Präfix *hie-* reduziert zu *h-* fordern als Dialektalismen die Monophthongerhaltung), ebenso die obligatorische Diphthongierung in den Zusammensetzungen mit *dar-, her-* und *hin-* (*daraus, herauf, hinaus*), in denen die nicht-reduzierten Formen des lokalen Präfix mit der standardnäheren Lautung des Stammvokals kookkurrieren. Auch *außer* mit seiner in dieser Liste abseits stehenden morphologischen Struktur läßt sich vielleicht noch erklären. Hingegen ist es im Falle der (variablen) Simplicia *auf|aus* sowie der Kurzformen *draus|naus|rauf|raus* (fast nur diphthongisch) sowie für *draus* nicht möglich, Kookkurrenzrestriktionen zu finden, die die jeweilige Realisierung begründen könnten. Gegen diphthongisches *raus|rauf* stellt sich variables *nauf*, gegen diphthongisches *draus* variables *drauf*.

Unbeachtet blieb bisher die *segmentale* Kookkurrenz von Monophthongerhaltung und Kürzung. Sämtliche erhaltene Monophthonge sind aus ursprünglichen Langvokalen zu Kurzvokalen zusammengezogen worden. Aus phonologischen Gründen ist von den beiden Prozessen — Dehnung und Diphthongierung — der Quantität die Priorität zu geben. Denn wie bereits in Kap. 2 gezeigt wurde (vgl. S. 61 f.), ist die Diphthongierung

von Langvokalen ein natürlicher Fortisierungsprozeß, der auf der graduellen Dissimilation des Ansatz- und Endpunktes des Langvokals beruht (von Primärdiphthongen wie *Ii* über Sekundärdiphthonge wie *ei* zu Extremdiphthongen wie *ai*). Diese Dissimilation ist für zweimorige Laute wesentlich natürlicher als für einmorige, denn der Diphthong beansprucht ja ebenfalls (mindestens) zwei Moren. Hingegen müßte ein Kurzvokal bei der Diphthongierung nicht nur auf der segmentalen, sondern auch auf der rhythmischen Ebene verändert werden. Kürzung und Diphthongierung sind deshalb alternative phonologische Prozesse, die Langvokale durchlaufen können, während Kurzvokale i. d. R. zuerst gedehnt und dann erst diphthongiert werden. In unserem Fall bedeutet das, daß die Kürzung der betroffenen Monophthonge mit großer Wahrscheinlichkeit der Faktor war, der sie vor der Diphthongierung geschützt hat. Für die Kürzung selber läßt sich keine synchrone phonologische Begründung geben. Die Vermutung, daß hier der Präfix-Status vieler der genannten Morpheme eine Rolle spielen könnte, drängt sich auf; da aber die fraglichen Präfixe immer den Hauptakzent tragen, ist eine Kürzung phonologisch hier nicht plausibler als im Stamm der betroffenen Wörter.

Kommen wir nun noch einmal auf die wenigen erhaltenen Monophthonge zurück. In welchen Wörtern stehen sie? Eine Durchsicht des Materials ergab — zusätzlich zu den schon besprochenen Formen aus *auf/aus* und *gsi* — die folgenden:

I) *Paradies* (immer)
II) *bi* (‚bei'), *mIn, sIn, blIbə* (nur in diesen 4 Belegen)
III) *schaffhu:sə, schwi:ɀe, schwi:ɀ, schwi:ɀedü:tsch* (auch: *schwü:ɀedü:tsch*) (häufig)
IV) *gottsədank, Owl* (>*alleweil*), *wəl* (>*weil*) (mehrmals)
V) *bru:chsch* (‚brauchst du'), *wi:we* (‚Weiber') (mehrmals)

Im Falle von I) erklärt sich die Erhaltung durch die Ausnahmeentwicklung im Standard; in III), der umfangreichsten Liste, handelt es sich eindeutig um Nachahmungen des Schweizerdeutschen in Eigennamen; II) enthält die wenigen Fälle, in denen die alten Langmonophthonge auch außerhalb der schon erwähnten lexikalischen Kontexte gekürzt und daher erhalten wurden;[16] die unter IV) genannten Formen sind spontane bzw. lexikalisierte Kürzungen, die nicht auf mhd. *î* selbst, sondern auf die schon vorher diphthongierte Variante zurückgehen, die im Nebenakzent zu einem (erneut monophthongischen) Zentralvokal reduziert wurden. Die beiden

[16] Seidelmann 1983 bezeichnet *min, din, sin* als Konstanzer Reliktformen. In meinem gesamten Material spontaner Sprache erschöpfen sich diese Reliktformen auf die beiden Belege in II.

in V) genannten Wörter sind die einzigen ‚echten' Erhaltungen im Corpus. Als phonologischer Prozeß ist die Diphthongierung im Konstanzerischen also sowohl für mhd. *î* als auch für *û* abgeschlossen.

3.2.1.3. Quantitative Verteilung der Ersatzlaute

Wenn die alten Langvokale diphthongiert worden sind, welchen Grad hat die Dissimilation von Silbenträger und *off-glide* bei den einzelnen Sprechern erreicht? Phonetisch gesehen waren — mit Ausnahme der Primärdiphthonge, die zwar ebenfalls vorkommen, jedoch nicht auf mhd. *î* und *û* beschränkt sind — alle Diphthongierungsstufen festzustellen: von *ei* bis *ai*, und von *ou* bis *au*. Außerdem zentralisieren manche Sprecher den Ansatz des Diphthongs; man beobachtet dann *əi* bzw. (seltener) *əu*. Für die quantitative Auswertung wurde jedoch nur berücksichtigt, ob die standardüblichen Extremdiphthonge erreicht wurden oder nicht. Die Abbildungen 8 und 9 zeigen die interne Rangordnung für die Variablen ‚dialektale vs. Standard-Realisierung von mhd. *î*' (dial-î) und ‚dialektale vs. Standard-Realisierung von mhd. *û*' (dial-û). Als dialektale Realisierungen galten dabei die erhaltenen Monophthonge sowie die Sekundärdiphthonge, als nicht-dialektale die Extremdiphthonge sowie einige abweichende Formen.[17]

Die Korrelationen der Variablen (î) und (dial-î) bzw. (û) und (dial-û) erreichen Werte von .32 (î/dial-î) bzw. .43 (û/dial-û) (Pearsonscher Korrelationskoeffizient). (Nur der letztere ist, auf .001-Niveau, signifikant.) Die Korrelation zwischen (dial-î) und (dial-û) entspricht mit einem Wert von .46 (signifikant auf .001-Niveau) der zwischen (î) und (û) genau.

Auch im Falle der Variablen (dial-î) und (dial-û) besteht ein Ungleichgewicht zwischen der Entwicklung der vorderen und der hinteren Langvokale. Bei (î) und (û) war es möglich, dieses Ungleichgewicht auf lexikalische Kontexte zurückzuführen. Im vorliegenden Fall gelingt dies nicht mehr: mhd. *û* ist im heutigen Konstanzerischen bei weitem häufiger durch einen Sekundärdiphthong vertreten als mhd. *î*. Einschränkend gilt lediglich, daß es im Falle von (dial-î), nicht aber im Falle von (dial-û) einen phonologischen Kontext gibt, der die Dissimilation zum Extremdiphthong fordert, nämlich die Umgebung __ N.[18] Die These von der wellenförmigen Ausbreitung des Prozesses der Diphthongierung, die zuerst die vorderen,

[17] Es handelte sich dabei um einige wenige Fälle von *Ai/Oi*, eigentlich die dialektale Realisierung von mhd. *ei* (vgl. unten, 3.2.2.2.). Diese sind als eine interessante, wenn auch marginale Unsicherheit bei der Zuordnung von mhd. *î*- und *ei*-Lexemen zu heutigem *ei/ai* bzw. *Oi* zu werten; beide sind ja im Std. zu *ai* zusammengefallen.

[18] Eine quantitative Untersuchung des Einflusses eines folgenden Nasals auf die Realisierung des Diphthongs bei einer Untergruppe von 20 Sprechern ergab bei insgesamt 142 Fällen 139 Extremdiphthonge, eine Allegroform *a(i)*, vier „irrtümliche" *Ai* — vgl. dazu Fußnote 17 — sowie lediglich einen Sekundärdiphthong *ei*.

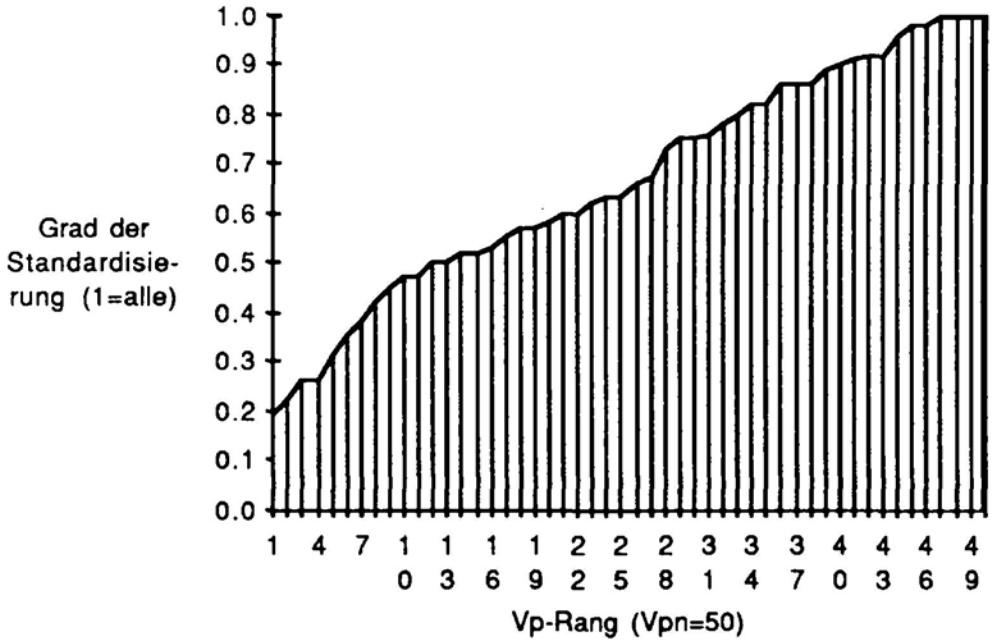


Abb. 8: dialektale vs. Standard-Realisierung von mhd. *î* (Rangordnung nach steigenden %)

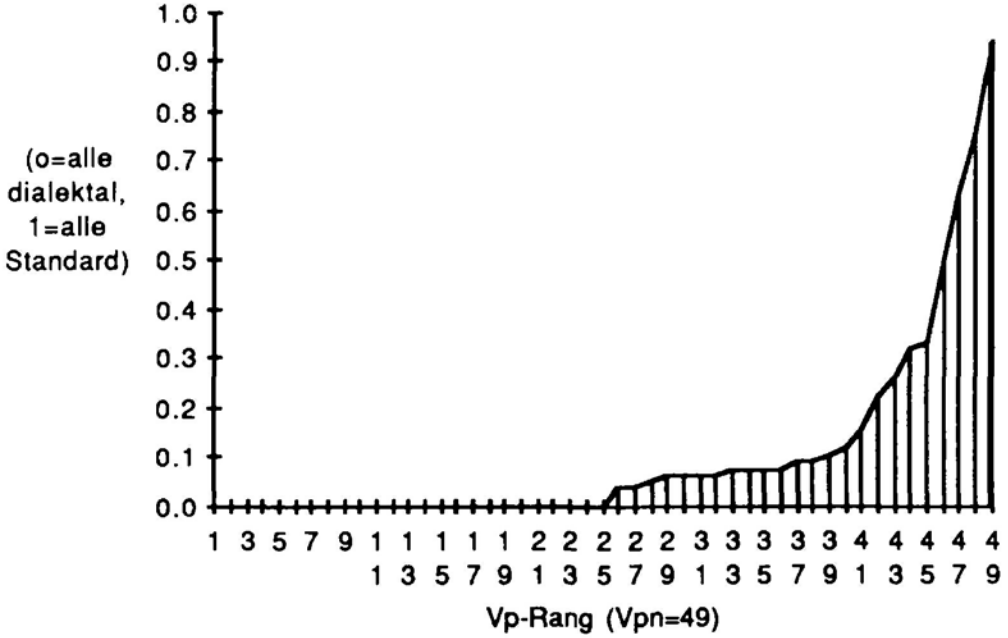


Abb. 9: dialektale vs. Standard-Realisierung von mhd. *û* (Rangordnung nach steigenden %)

dann erst die hinteren Laute erfaßt, gilt also zwar nicht für die Langvokale, wohl aber für die Extremdiphthongierung.

Ein Vergleich mit den Untersuchungen von Joos und Seidelmann zeigt, daß die Realisierung von *î* bzw. *û* als Extremdiphthong noch sehr jung ist. Für mhd. *û* geben beide Autoren den Sekundärdiphthong als die

einzige mögliche diphthongische Realisierung an, für den Extremdiphthong aus mhd. *î* nennt Joos lediglich den Kontext vor Nasal sowie (wie auch Seidelmann) „Wörter aus der Schriftsprache". Das Ungleichgewicht zwischen Vorder- und Hintervokalen hat also schon damals bestanden, in beiden Fällen haben aber die Standardformen einen großen Sprung nach vorn gemacht.

3.2.1.4. Die Diphthongierung von mhd. iu

Wir kommen nun zum Verhalten des dritten mhd. Vokals, der mit *î* und *û* die Merkmale [+ hoch] und [+ lang] teilt, nämlich dem Labiopalatalvokal *iu* (einschl. *ǖ*)[19] sowie dem damit in der Standardsprache zusammengefallenen *öü*. Hier war mit insgesamt nur 495 Belegen keine nach Sprechern differenzierende Analyse möglich. Abb. 10 schlüsselt die Belege nach den folgenden Realisierungen auf: a) *Oi/oi* (also die Standard-Form), b) *ü(:)* bzw. *i(:)*, d. h. die erhaltene Monophthongform mit fakultativer Entrundung, c) *ai* (Extremdiphthong), d) *Ai* (also zwischen *Oi* und *ai*), e) *äi, Ei, əi* (die Form für mhd. *öü* — und teils, im Westen um Rottweil, auch für *iu* — die im nördl. Bodenseegebiet etwa bis zur Diphthongie-

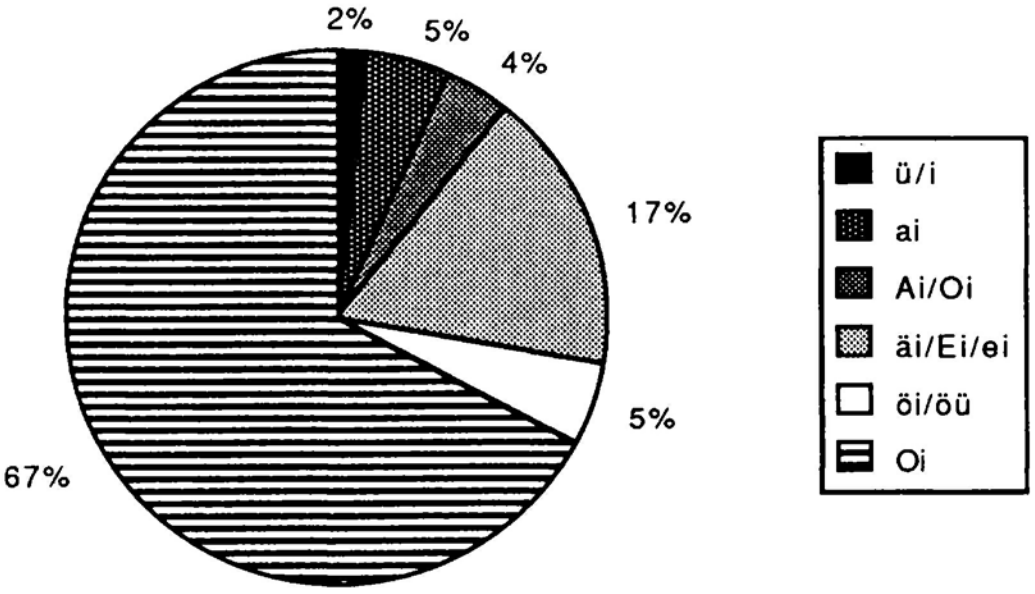


Abb. 10: Realisierungen von mhd. *iu/öü* im heutigen Konstanzerischen

[19] Ich gehe mit Wiesinger 1970, II: 237 ff. und 247 ff. davon aus, daß sich im nördlichen Hochalemannischen, zu dem Konstanz areal gehört, der ahd. Diphthong *iu* über *Iu* und *üu* zu einem echten Monophthong gewandelt hat — was für die übrigen deutschen Dialektgebiete nicht immer zutrifft. Damit ist gesichert, daß ahd. *iu* und ahd. *ǖ* als Umlaut von *û* schon früh zusammengefallen sind.

rungsgrenze anzutreffen ist[20]) sowie f) Labiopalataldiphthong *öi/öü* (entsprechend mhd. *öü*).

Obwohl die Standardformen deutlich vorherrschen und die alten Monophthonge auch hier fast verschwunden sind — die 8 Belege dafür stammen entweder aus der Zitatform *Schwi:zerdü:tsch* oder aus der einzigen verbleibenden Reliktform *nint/nünt* (‚nichts', aus mhd. *niuwent* mit Kürzung) — gibt es doch eine große Anzahl von ‚Zwischenformen', von denen insbesondere *äi* etc. recht häufig ist. Tab. 2 schlüsselt die nicht dem Standard entsprechenden Realisierungen noch einmal nach den wichtigsten Stämmen auf.

Tabelle 2: Lexikalische Analyse für mhd. *iu/öü*

Wort	mhd. Stamm	heute realisiert als *ai*	*Ai/Oi*	*ai* etc.	*öi*	Summe
Zeug	*iu*	2	3	11	1	17
heute	*iu*	4	4	28	8	44
Leute	*iu*	3	5	18	2	28
neu	*iu(w)*	0	2	7	2	11
deutsch	*iu*	4	2	8	2	16
Beutel	*nd. ö:*	1	1	2		4
Fräulein	*öü*				1	1
Heu	*öü(w)*			1		1
treu	*iu(w)*			1		1

Von den *iu*-Stämmen aus dieser Liste gibt Joos (1928: § 174) lediglich für *neu, treu, Teuer(ung)* („Hiatus"-Diphthongierung analogisch im Auslaut), *Beutel* (das eigentlich nicht auf mhd. *iu* sondern auf nd. *ö:* zurückgeht) und für einige „schriftsprachliche Zusammensetzungen" die diphthongischen Formen an, in den übrigen Fällen hatte das Konstanzerische des letzten Jahrhunderts wohl mhd. *iu* — zu *i:* entrundet — bewahrt. Die Stämme mit mhd. *öü* verhalten sich im heutigen Konstanzerischen — obwohl sich dies anhand der wenigen Belege für *Heu* und *Fräulein* nur vermuten läßt — ebenso wie die mit *iu*, hatten aber in der von Joos untersuchten Varietät des Konstanzerischen meist noch die Realisierung *e(:)* und wurden nur vor mhd. *w* (also im Hiatus) und wieder in „schriftsprachlichen Wörtern" diphthongisch gesprochen (also *hEiə* ‚heuen', *schrEiə* ‚streuen', *Eiglə* ‚Äuglein' aber *le:fig* ‚läufig', *hee* ‚Heu', *O:əne:gig* ‚einäugig'; vgl. Joos §§ 196 f.).

Wie erklären sich die zahlreichen Typen von ‚Zwischenformen' im heutigen Konstanzerischen? Warum sind die Verhältnisse so viel weniger

[20] Vgl. Wiesinger 1979, Karten 17 & 18.

einheitlich als im Falle der Diphthongierung von mhd. *î* und *û*? Es ist nicht schwer, eine phonologische Begründung zu finden. Die Labiopalatalvokale sind im Vergleich zu ihren palatalen und labialen Entsprechungen markiert. Sie sind in den phonologischen Systemen der Sprachen der Welt selten und von der Existenz der entsprechenden ungerundeten Vordervokale abhängig. Im Sprachwandel sind sie instabiler als diese.[21] Verantwortlich für diesen markierten Status der Labiopalatalvokale ist nicht so sehr ihre artikulatorische Komplexität als ihre mangelnde perzeptorische Deutlichkeit, die sich aus der Vermischung von Palatalität und Labialität ergibt (vgl. dazu Kap. 2, S. 61). Sie korreliert mit der Zentralität dieser Vokale: *ü*/*Ü* und *ö*/*Ö* klingen zentraler als *u*/*U* und *o*/*O* bzw. *i*/*I* und *e*/*E*.

Wie wir am Beispiel von *î* und *û* gesehen haben, war die früh-nhd. Diphthongierung, die seit etwa 100 Jahren im Konstanzer Stadtdialekt Einzug hält, ein kontextfreier Fortisierungsprozeß, in dem die beiden Moren-Positionen des Langvokals durch bestmögliche Dissimilierung gegeneinander abgesetzt wurden. In beiden Fällen konnte bei der Fortisierung die Labialität keine Rolle spielen, denn eine Labialisierung von *ei*[22] zu *öi* (statt Senkung zu *ai*) oder eine Delabialisierung von *ou* zu [ʌu] (anstelle der Senkung zu *au*) wäre nicht fortisierend, sondern lenisierend (weil zentralisierend) gewesen. Im Falle des *ü:* hingegen standen wesentlich mehr Fortisierungs-‚Routen' offen. Die Fortisierung konnte a) durch Senkung des Silbenträgers von *üü* über *Üü* zu *öü* sowie dann durch Entrundung des *off-glides* zu *öi* erfolgen (auf dieser Route fallen die alten *iu*/*ü* mit dem alten *öü* zusammen), b) durch Delabialisierung von *ü:* zu *i:* und folgende dissimilatorische Senkung des silbentragenden palatalen Hochvokals (auf diese Weise fällt mhd. *iu*/*ü* mit mhd. *î* zusammen), oder c) über *üi* (dissimilatorische Entrundung des *offglide*) und *öi*/*Öi* (Senkung) und weitere dissimilative Depalatalisierung des Silbenträgers zunächst zu einem zentralisierten Hintervokal [ɷi] oder [ʌi], der schließlich zu *oi*/*Oi*/*Ai* gerundet wird. Diese drei wichtigsten Routen sind in Abb. 11 veranschaulicht. (Die eingeklammerten Varianten sind im heutigen Konstanzerischen nicht mehr zu beobachten.) Die Pfeile symbolisieren die dissimilierende und fortisierende Bewegung des Silbenträgers nach unten bzw. die fortisierende, weil dezentralisierende (‚zentrifugale') Bewegung nach außen im Vokalraum.

Der Konstanzer Dialekt des letzten Jahrhunderts hat der Beschreibung bei Joos zufolge erst entrundet und dann weiter durch dissimilative Senkung teilweise zu *ei*/*Ei* diphthongiert (Route b). *Öü* muß, noch bevor die Senkung des Silbenträgers eintrat, zu *öi* und *ei* fortisiert worden sein (Route a) und hat dann — als die *ei*-Position noch nicht durch die

[21] Vgl. Lass 1984: 143 f., Crothers 1978.

[22] Es sei hier daran erinnert, daß in der hier verwendeten Notation die „off-glides" der Diphthonge immer als ungespannte (Halb-)Vokale zu interpretieren sind.

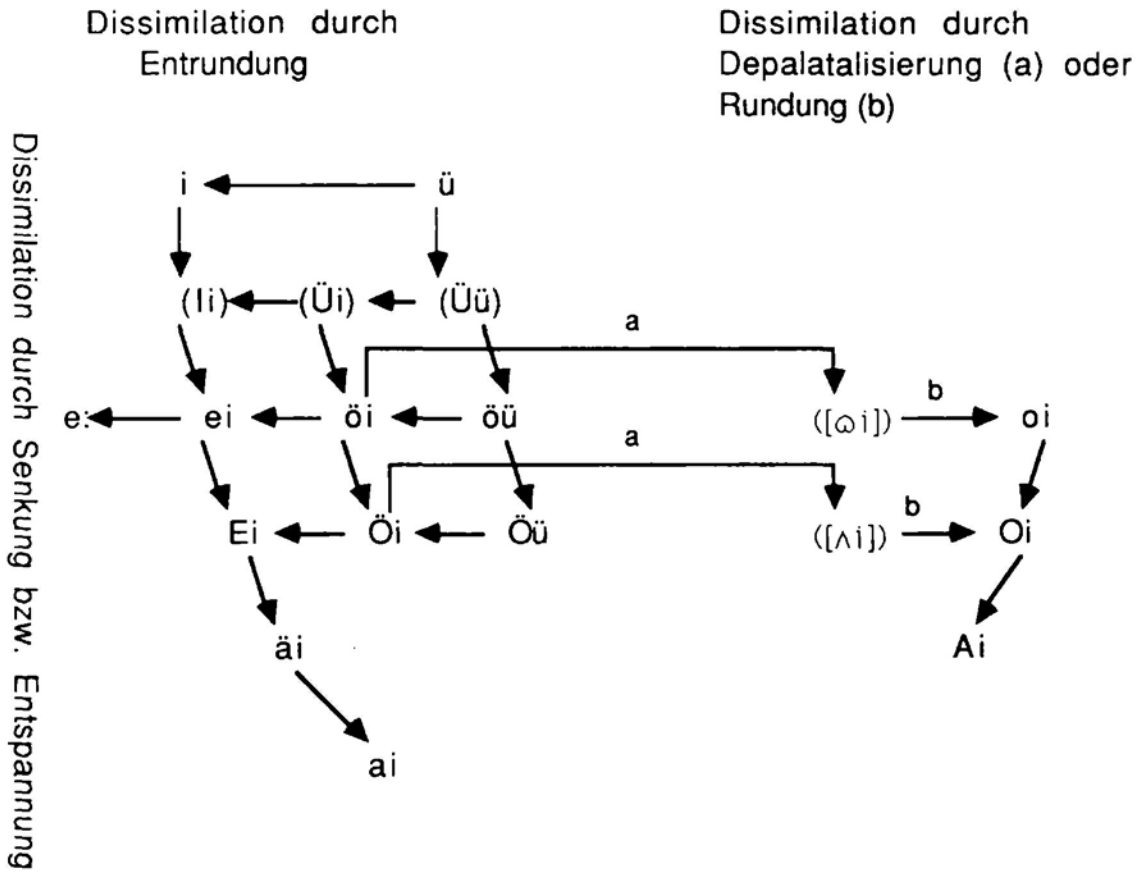


Abb. 11: Entwicklung von mhd. *iu/û/öü*

diphthongierten alten *iu* belegt war — einen sekundären Monophthongierungsprozeß zu *e:* mitgemacht. Für den Standard kann man nicht unbedingt davon ausgehen, daß der Ausgangspunkt für heutiges einheitliches *Oi* ein phonetischer Monophthong *ü:* war. Wiesinger (1970, II: 237 f.) vermutet vielmehr die folgende Entwicklungslinie lediglich für ahd. *iu*: Rundung zu *üu*, dissimilative Senkung zu *öü*, Entrundung zu *öi*, Entrundung und Velarisierung zu *Oi*. Dies entspricht Route c.

In der quantitativen Verteilung der Varianten im heutigen Konstanzerischen hat die für den Dialekt typische Route b in der Entrundung des archaischen *nint* sowie in den 17% *äi/Ei/ei* ihre Spuren hinterlassen. Die weitergehende Senkung von *äi* zu *ai* (5%) ist zwar phonologisch nur folgerichtig, scheint jedoch auch durch Fremdeinflüsse (möglicherweise aus dem Schwäbischen, das für mhd. *öü* heute *ai* hat) gefördert worden zu sein.[23] Auch bei der heute dominanten Standardform *Oi* stellt sich die Frage, ob die historische Entwicklung, die dieser Laut im Standard ge-

[23] Die Senkung ist bei Joos nicht dokumentiert.

nommen hat, im Konstanzer Dialekt noch einmal unabhängig nachvollzogen wurde (phonologisch ist sie ja heute genauso plausibel wie vor 400 Jahren), oder ob die Standardformen in den dazugehörigen Standardlexemen übernommen worden sind und sich analogisch auch auf große Teile des übrigen Wortschatzes ausbreiteten. Die Existenz von Zwischenformen aus Route c (5% *öi*) könnte auf eine eigenständige Entwicklung hindeuten, aber auch ein Schweizer Einfluß ist möglich (dort ist mhd. *öü* heute als *öi*/*öü* realisiert[24]).

3.2.1.5. Zusammenhang mit den externen Variablen

Sind die untersuchten Variablen (î), (û), (dial-î) und (dial-û) mit den externen Parametern der untersuchten Stichprobe verbunden, also mit Alter, Geschlecht und Bildung? Die jeweils zu testende Hypothese ist die eines möglichen positiven Zusammenhangs zwischen Dialektrealisierung und zunehmendem Alter bzw. geringerem Bildungsniveau. Zu diesem Zweck wurden Varianzanalysen für die drei externen Variablen einzeln sowie für deren Interaktionen durchgeführt. Die mehrfachen Varianzanalysen sind allerdings mit Vorsicht zu interpretieren und werden deshalb in der folgenden Diskussion auch nur eine untergeordnete Rolle spielen. Zum einen ist die Zellbesetzung in vielen Fällen sehr niedrig, zum anderen sind die externen Variablen im Falle von Alter und Bildung nicht unabhängig.[25]

Tab. 3 zeigt Mittelwerte, Standardabweichungen und Ergebnisse der einfachen Varianzanalysen für (î), Tab. 4 für (û), Tab. 5 für (dial-î) und Tab. 6 für (dial-û). Dabei gilt (bei Bildung): I = Hauptschule, II = Realschule/Mittelschule, III = Abitur, Hochschule und (bei Alter): I = unter 30, II = 31–49, III = 50–69 und IV = 70 und älter.

Für (î) ist kein Zusammenhang mit externen Variablen festzustellen. Anders bei (û): der Unterschied zwischen den drei Bildungsgruppen ist hoch signifikant. Auch beim Vergleich der Mittelwerte der einzelnen Altersgruppen erreicht der Unterschied zwischen den Gruppen I und II fast Signifikanzniveau (= .02; 5%-Niveau wäre bei <.008 erreicht[26]). Die mehrfachen Varianzanalysen bestätigen die Signifikanz der Variablen Bildung, während die Variable Alter knapp unter 5%-Niveau bleibt. Ein Blick auf die graphische Darstellung zeigt, daß der Einfluß des Alters v. a.

[24] Vgl. SDS I: 128 (*heuen*) und 129 (*räuchern*).

[25] Die mehrfachen Varianzanalysen ergeben jeweils signifikante Interaktionen von Alter × Bildung (Signifikanzniveau <.05 für die dreifache, <.03 für die zweifache Varianzanalyse). Verantwortlich dafür ist der Mittelwert für Hauptschule × <30 Jahre und der für Abitur/Hochschule × >70 Jahre. Beide Werte können wegen der minimalen Zellbesetzungen (1 bzw. 2) und wegen ihrer den Hypothesen zuwiderlaufenden Richtung vernachlässigt werden.

[26] Korrigierte Signifikanzniveaus nach Bonferoni.

Tabelle 3: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache sequentielle Varianzanalysen für (î)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.98	0.04	n. s.
weiblich	0.98	0.02	
Bildung			
I	0.98	0.02	n. s.
II	0.98	0.03	
III	0.99	0.03	
Alter			
I	0.99	0.02	n. s.
II	0.98	0.03	
III	0.99	0.03	
IV	0.96	0.05	

Tabelle 4: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache sequentielle Varianzanalysen für (û)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.79	0.18	n. s.
weiblich	0.76	0.19	
Bildung			
I	0.67	0.17	$< 0.1\%$
II	0.72	0.19	
III	0.89	0.13	
Alter			
I	0.87	0.22	n. s.
II	0.72	0.16	
III	0.75	0.17	
IV	0.76	0.16	

in der Gruppe der jüngsten Informanten mit Abitur/Hochschule zum Tragen kommt (vgl. Abb. 12);[27] auch die Mittelwerte für die Bildungs-

[27] Wegen der hohen Korrelation zwischen Alter und Bildung ist es schwer, noch ausreichende Zellbesetzungen für eine unabhängige Betrachtung der beiden Parameter zu bekommen. Faßt man Haupt- und Realabschluß zusammen und stellt sie der Bildungsgruppe III gegenüber, außerdem Altersgruppen I den Gruppen II–IV, hat die Gruppe

Tabelle 5: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache sequentielle Varianzanalysen für (dial-î)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.64	0.23	n. s.
weiblich	0.70	0.23	
Bildung			
I	0.54	0.23	< 1%
II	0.65	0.23	
III	0.80	0.19	
Alter			
I	0.86	0.15	< 0.1%
II	0.66	0.21	
III	0.58	0.22	
IV	0.49	0.21	

Tabelle 6: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache sequentielle Varianzanalysen für (dial-û)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.11	0.22	n. s.
weiblich	0.09	0.18	
Bildung			
I	0.03	0.05	n. s.
II	0.11	0.25	
III	0.14	0.22	
Alter			
I	0.24	0.30	< 5%
II	0.09	0.16	
III	0.02	0.04	
IV	0.02	0.03	

gruppen selbst (Abb. 13) machen die Bedeutung der Gruppe mit dem höchsten Bildungsniveau (das ja hoch mit dem niedrigen Alter der Sprecher korreliert) augenfällig.

der <30jährigen ohne Abitur dennoch nur 3 Mitglieder, die der älteren Sprecher mit Abitur nur 6. Faßt man Altersgruppen I/II und III/IV zusammen, so ist die Gruppe der jüngeren Sprecher ohne Abitur mit 14 Sprechern gut besetzt, die der älteren mit Abitur aber wieder nur mit 4 Informanten.

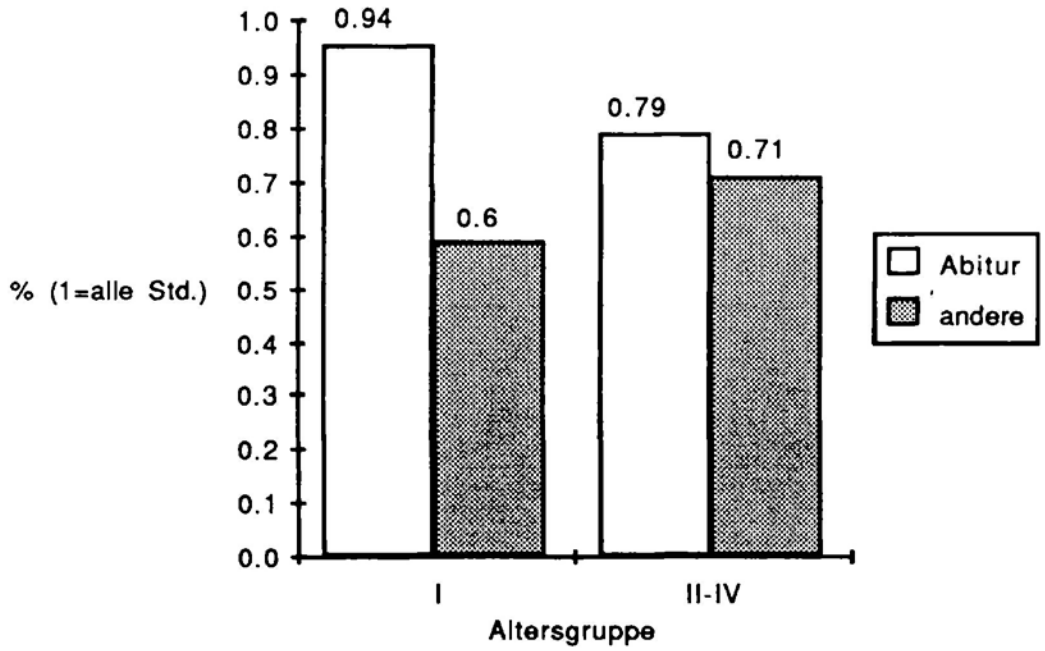


Abb. 12: (û) nach Alter und Bildungsniveau

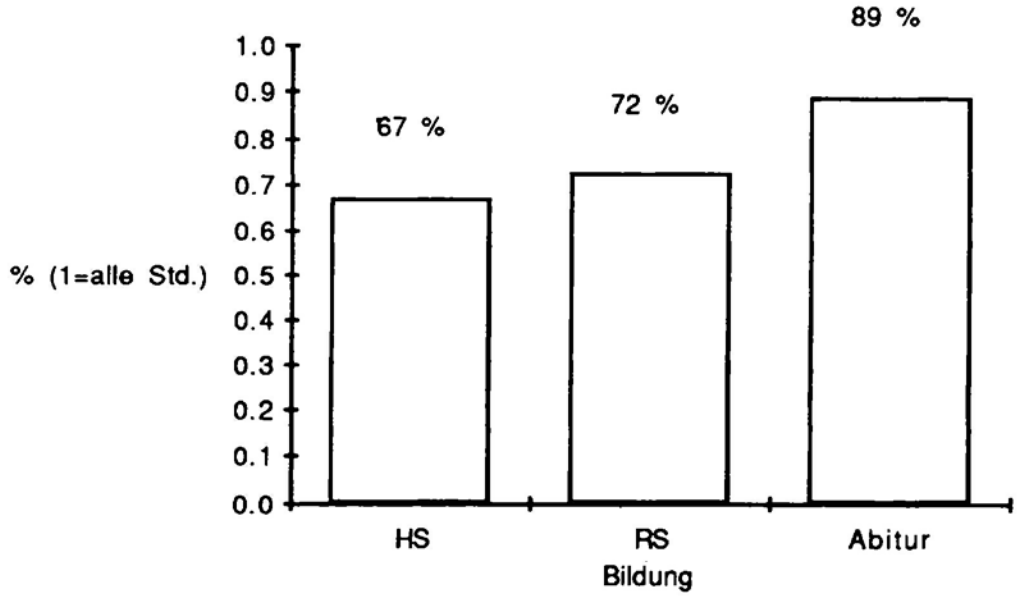


Abb. 13: (û) nach Bildungsniveau

Die Variable (dial-î) interagiert sowohl mit Alter als auch Bildung der Informanten. Der Einfluß wurde in den zweifachen Varianzanalysen für Geschlecht × Bildung und Alter × Geschlecht und für Alter in Alter × Bildung sowie in der dreifachen Varianzanalyse bestätigt. Abb. 14 zeigt den Mittelwertvergleich für die einzelnen Altersstufen, Abb. 15 für die

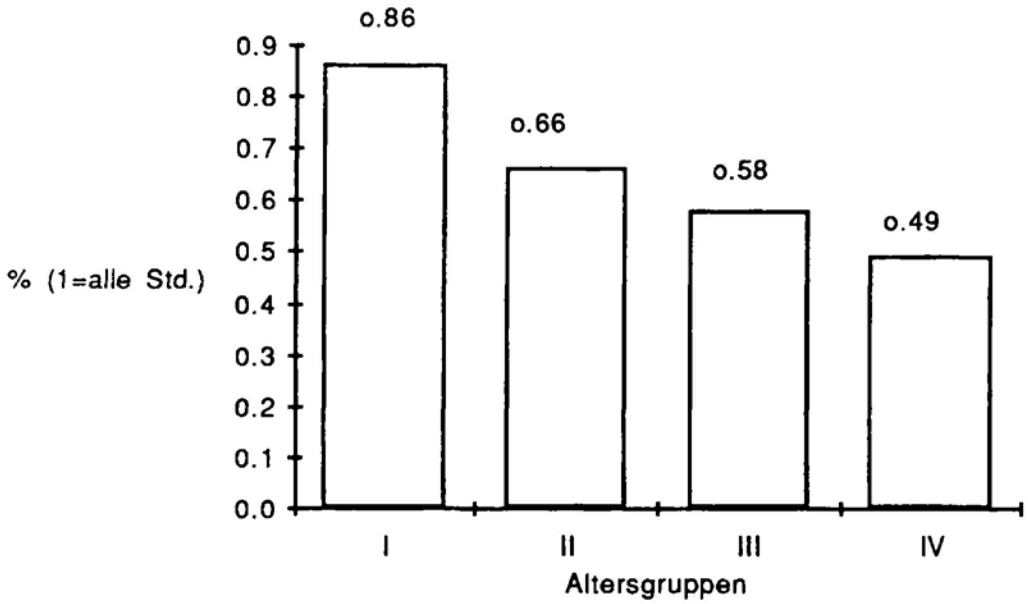


Abb. 14: (dial-i) nach Alter

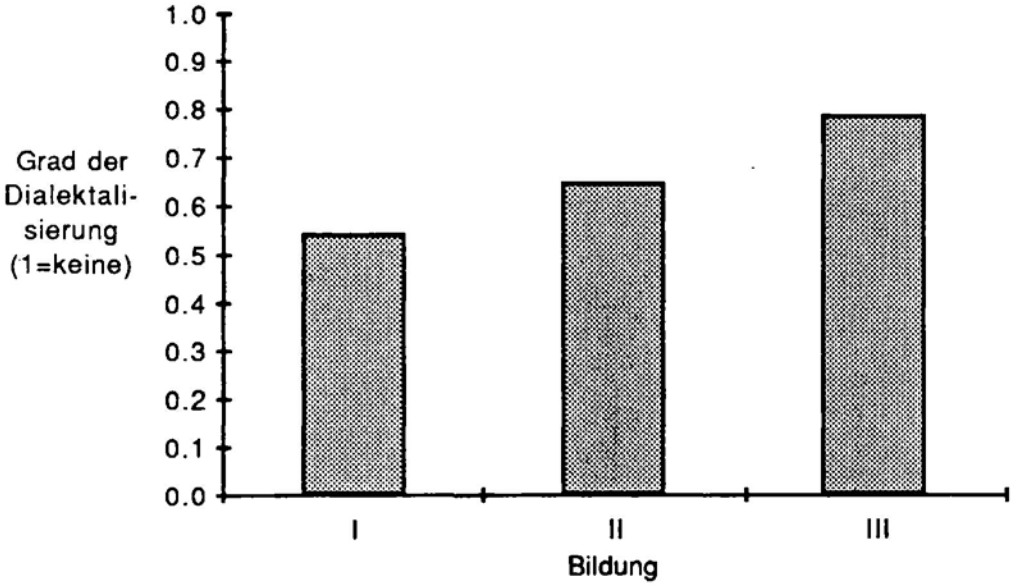


Abb. 15: (dial-i) nach Bildung

Bildungsgruppen, Abb. 16 und 17 die Interaktion der Variablen Bildung und Alter.

Nach Korrektur der Werte ist der Kontrast I : III in Abb. 14 signifikant, der zwischen I : IV höchst signifikant, I : II bleibt knapp unter dem 5%-Niveau. Es ist damit klar, daß vor allem die <30-jährigen stark auf den Standard zu tendieren.

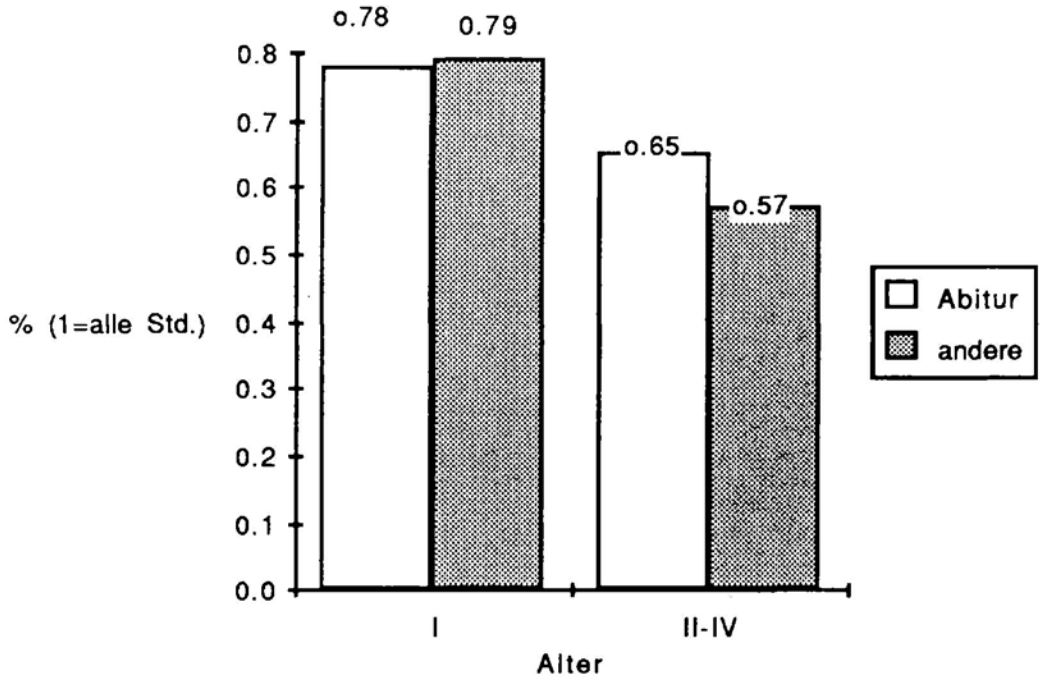


Abb. 16: (dial-î) nach Alter und Bildung: 1. Gegenüberstellung

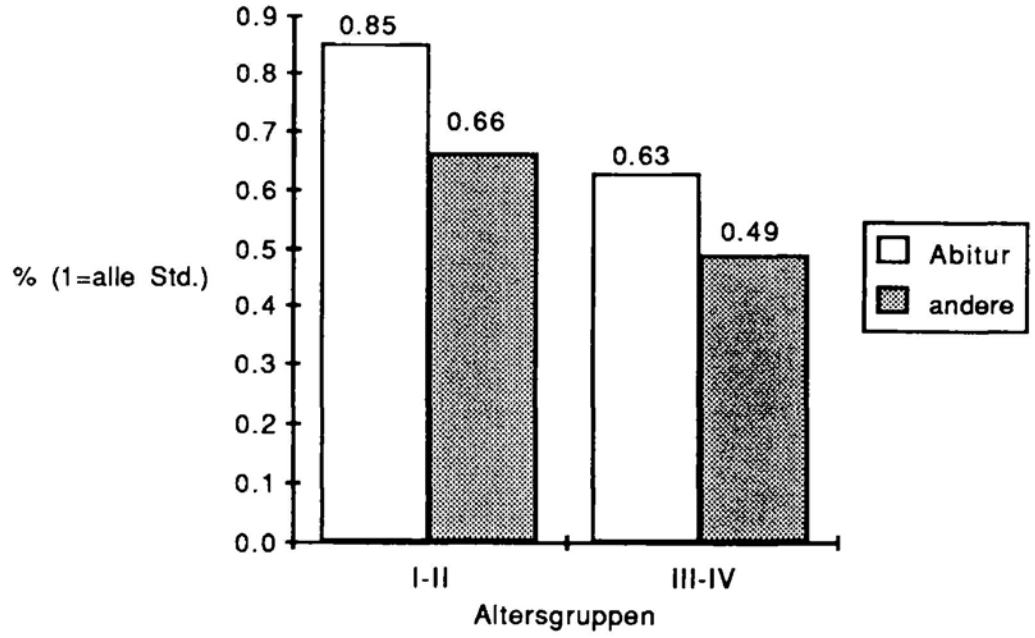


Abb. 17: (dial-î) nach Alter und Bildung: 2. Gegenüberstellung

Der Unterschied zwischen den Bildungsgruppen gewinnt erst ab Altersgruppe II Bedeutung. Die Interaktion zwischen Alter × Bildung zeigt allerdings keine Wechselwirkung mit der Dialektalisierung.

Auch für (dial-û) bestätigt sich die Signifikanz des Parameters Alter in allen Varianzanalysen. Der Parameter Bildung spielt keine nachweisbare unabhängige Rolle (korreliert aber natürlich hoch mit dem Alter der Informanten). Abb. 18 kontrastiert die Mittelwerte für ‚Alter' und bestätigt wieder die Bedeutung der jüngsten Sprecher.

Statistisch signifikant sind die Unterschiede zwischen den Altergruppen I und III (1%) und I:IV (5%, jeweils korrigiert).

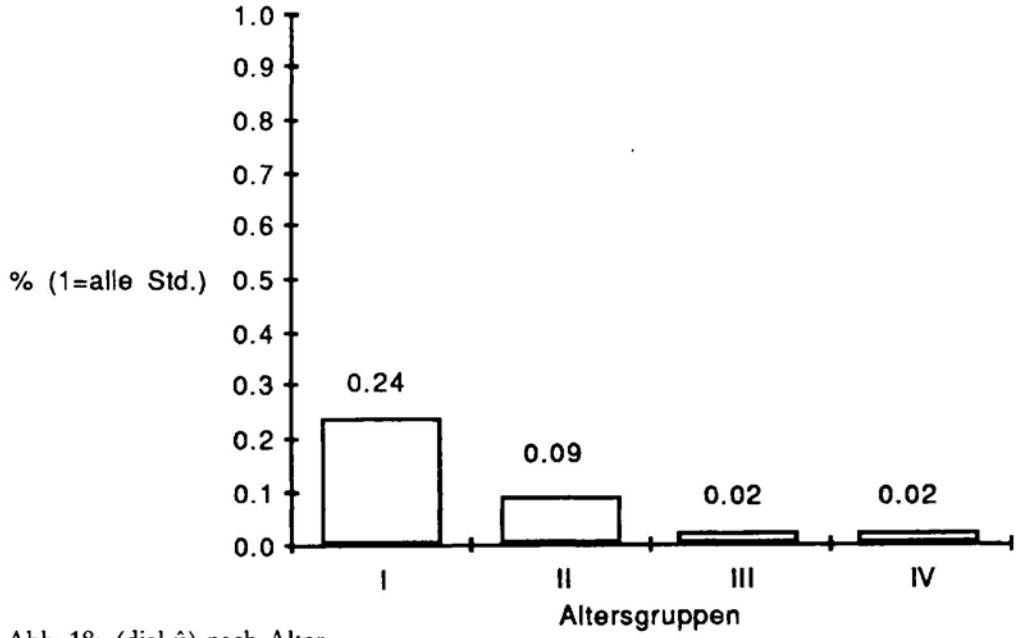


Abb. 18: (dial-û) nach Alter

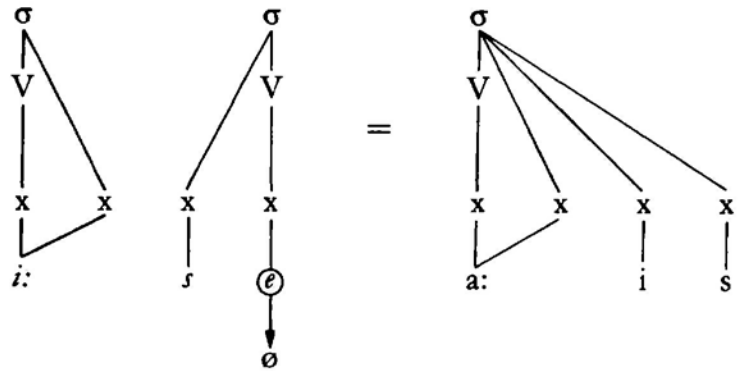
3.2.1.6. Diskussion

Bei der Interpretation dieser Ergebnisse im Lichte des Sprachwandels ist vor allem zu fragen, ob die in Konstanz fast abgeschlossene Diphthongierung als Übernahme von Lautungen aus anderen Varietäten (horizontal im Sinne einer arealen Beeinflussung oder vertikal aus dem Regionalstandard) zu verstehen ist, oder als autochthone Entwicklung des Dialekts, die einer natürlichen Fortisierungsteleologie folgt. Dieselbe Frage ist für die Wahl der Diphthonge zu stellen, die die alten Monophthonge ersetzt haben (also Sekundär- vs. Extremdiphthonge).

Den historischen Phonologen des Deutschen ist es bisher nicht gelungen, den Anlaß für die Diphthongierung im Kärntnerischen des 12. Jahrhunderts herauszufinden. Selbst wenn man davon ausgeht, daß die Diphthongierung zunächst eine prosodische Veränderung des ‚reinen'

Langvokals voraussetzt — „den akzentuellen Wandel zum Steigton mit Zunahme von Atemdruck und Tonhöhe vom Anglitt zur Kernphase und daraus resultierende Dissimilierung" (Wiesinger 1983 (c): 1080) — so bleibt das Problem, wodurch eine solche prosodische Veränderung ausgelöst worden sein könnte. Und dieses Problem wird durch die Annahme einer Polygenese — anstelle der klassischen Annahme einer Monogenese mit großflächiger Ausbreitung aus dem Süden — nicht gelöst, sondern nur vervielfacht. Wredes Hypothese, die Diphthongierung sei durch die e-Apokope bedingt (Wrede 1895/1963), wird in der heutigen Literatur ebensowenig akzeptiert[28] wie strukturelle Erklärungsversuche (etwa über den Zusammenhang mit der frühnhd. Dehnung mhd. Kurzvokale oder mit der frühnhd. Monophthongierung).

Eine systemische Erklärung („Schub" oder „Sog") kann im Falle des Konstanzerischen ausgeschlossen werden, weil sowohl die Monophthongierung von *iə* und *uə* als auch die Dehnung mhd. Kurzvokale im untersuchten Stadtdialekt längst nicht so weit durchgeführt worden sind wie die Diphthongierung (vgl. unten, Kap. 3.2.4.). Der von Wrede vermutete Zusammenhang mit der Apokope finalen Schwas wiederum fällt wegen seiner geringen phonologischen Plausibilität aus. Wredes Problem ist, daß er das Grundprinzip, mittels dessen er die „treibende Ursache" für die Diphthongierung ermitteln will, nämlich das „Prinzip des Morenersatzes", nicht richtig auf seine Daten anwendet. Wäre es so, daß altes *îse* trotz Schwa-Abfall seine Morenzahl behalten sollte, dann müßte ein obligatorischer Lang-Diphthong entstehen. *De facto* sind aber die nhd. Diphthonge nicht länger als irgendwelche älteren.



Während nun für die ‚erste' Diphthongierung eine solche Erklärungsalternative ausfällt, ist es im Konstanzer Fall recht naheliegend, davon auszugehen, daß bei der Diphthongierung Außeneinfluß eine Rolle gespielt hat. Es bleibt die Frage der Art dieser Außenbeteiligung und die Frage nach der Vorbild-Varietät für die heute oft nur sekundärdiphthongierten

[28] Vgl. Lindgren 1961: 54, der zeigt, daß in Wörtern mit Apokope die Diphthongierung nicht früher ist als in solchen ohne.

ehemaligen Langvokale. Man denkt zuerst an den Einfluß der Standardsprache; es ist durchaus möglich, daß ihre Konstanzer Variante im letzten Jahrhundert anstelle der mhd. Langmonophthonge – die damals noch im Konstanzer Dialekt üblich waren – statt der orthoepischen Extremdiphthonge Sekundärdiphthonge aufwies. Aber wie kam der Konstanzer Regionalstandard zu den Sekundärdiphthongen? Neben dem möglichen vertikalen Einfluß kommt auch eine horizontale Ausbreitung aus dem Schwäbischen in Frage: das Schwäbische hat nämlich sowohl in seiner für die Konstanzer „prototypischen" Variante (nämlich der des Stuttgarter Raums) als auch in vielen seiner oberschwäbischen Varianten[29] Sekundärdiphthonge. (Der Grad der dissimilatorischen Senkung des silbentragenden Glieds bzw. seine Zentralisierung schwankt dabei.) Eine weitere mögliche areale Quelle für die Sekundärdiphthonge sind die schweizerdeutschen Realisierungen im Hiatus und Auslaut.[30] Die diphthongischen Substitute für die alten Langmonophthonge in anderen größeren badischen Städten sind z. T. nicht mit denen in Konstanz identisch und scheiden deshalb als beeinflussende Quellen weitgehend aus.[31]

Die Erklärung durch Übernahme aus einer Kontaktvarietät stößt also auf Schwierigkeiten, die daher rühren, daß sowohl für die Sekundär- als auch für die Extremdiphthonge mehrere plausible Vorbilder existieren. Orientieren sich die Informanten, die die Sekundärdiphthonge verwenden, am Schwäbischen, jene, die die Extremdiphthonge verwenden, hingegen an der Standardsprache? Offensichtlich läßt sich das Problem nicht einfach durch die Auflistung der entsprechenden Lautrealisierungen in den benachbarten Gegenden bzw. im Standard beantworten. Um zu einer Entscheidung zu kommen, müssen attitudinale Momente mit berücksichtigt werden.[32] An welchen Varietäten orientieren sich die Konstanzer? Welche halten sie für prestigereich, nützlich, elegant, wohlklingend? Mit Sicherheit

[29] Für Einzelheiten vgl. Auer 1988 a. Zu bemerken ist, daß zumindest in großen Bereichen des Schwäbischen mhd. *ou* gesenkt wurde, so daß sich hier *ou* und *au* (entsprechend mhd. *û* und *ou*) gegenüberstehen. Der Phonemzusammenfall ist also durchaus für das Konstanzerische typisch; er ist gerade für den „dumpfen" Eindruck verantwortlich, den der Stadtdialekt auf schwäbische Dialektsprecher oft macht.

[30] Seidelmann 1983 gibt für Kreuzlingen im Hiatus die Extremdiphthonge an. Hingegen werden nach Wiesinger 1970, I: 183 ff. und dem SDS (Karten I: 148 *schneien*, I: 149 *Blei*, I: 152 *bauen*, I: 153 *Sau*) in den Kantonen Thurgau (abgesehen von einigen südlichen Einsprengseln) und Zürich Sekundärdiphthonge gesprochen (*Ei* oder *ei*). Wieder nach dem SDS (Karten I: 120 *Frauen*, I: 121 *Augen*) ist im Norden die Hiatuslautung des mhd. Langmonophthongs mit mhd. *ou* zusammengefallen, nicht aber im Kanton Zürich (der Extremdiphthong *au* hat).

[31] So zeigt Freiburg nach Günther 1967 *əi* für mhd. *î*, aber *au* für *û*. Allerdings belegt Keller 1968: 448 für den Waldshuter Raum Sekundärdiphthonge.

[32] Vgl. dazu ausführlicher Auer 1988 a.

trifft das nicht auf das Schwäbische zu. Das Schweizerdeutsche genießt zwar eine recht positive Wertschätzung, jedoch scheint die Hiatus-Position zu schwach und zu wenig frequent, um die Realisierung *aller* mhd. *î* und *û* im Konstanzerischen beeinflussen zu können. Die einzige Kontaktvarietät, deren Erwerb ausreichend prestigereich ist, um als Vorbild zu dienen, ist die Standardsprache. Woher kommt aber dann die Variation zwischen Extrem- und Sekundärdiphthongen?

Um eine Erklärung geben zu können, müssen wir ein wichtiges Einzelergebnis aus Kap. 4 vorwegnehmen: während die Variablen (î) und (û) von den Informanten perfekt kontrolliert und entsprechend gezielt eingesetzt werden können, nehmen viele den Unterschied zwischen Sekundär- und Extremdiphthongen nicht wahr; nur für ganz wenige ist die Variation zwischen *au* und *Ou* ein bewußtes Dialektmerkmal, nur für wenige mehr die zwischen *ai* und *äi*. Daraus ist zu schließen, daß die Frage der Diphthongierung von der Frage der Realisierung des Diphthongs (Extrem- vs. Sekundärdiphthong) unabhängig ist, obwohl beide unter die gleiche Teleologie der Fortisierung subsumiert werden können. Hier soll nun die These vertreten werden, daß zwar die Diphthongierung selbst im Sinne einer Übernahme aus einer standardnahen Varietät zu verstehen ist, die Senkung der Sekundär- zu Extremdiphthongen aber als eigenständige, natürlichen phonologischen Prinzipien folgende Entwicklung.

Die Diphthonge, die im Konstanzerischen anstelle der alten Langmonophthonge stehen, sind dieser These zufolge nicht als solche aus einer Kontaktvarietät übernommen worden. Vielmehr hat die Kontaktvarietät die Diphthongierung lediglich ausgelöst, die dann den bekannten Dissimilierungsteleologien folgend ihren Weg genommen hat.[33] Die Kontaktvarietät, die diese ‚Initialzündung' zustande gebracht hat, war der Standard. Die einmal in Gang gesetzte Diphthongierung folgte dann den gleichen phonologischen Gesetzmäßigkeiten, die schon die frühneuhochdt. Diphthongierung steuerten: Dissimilation durch Senkung. Der natürliche Weg dieser Fortisierung geht über die Sekundär- zu den Extremdiphthongen. Bewußt wahrgenommen wurde (zunächst, und auch heute noch zu großen Teilen) lediglich die Diphthongierung selbst, die als Übernahme der standardsprachl. Lautung gesehen wurde, nicht aber der Grad der Dissimilation. Tatsächlich wurde zunächst nur eine Annäherung an die Extremdiphthonge der Orthoepie erreicht. So fallen die neuen Diphthonge phonetisch teils mit denen des Schwäbischen zusammen (oder kommen ihnen doch zumindest sehr nahe), obwohl keineswegs eine Assimilation an diesen Dialekt intendiert war. Das Ziel der Extremdiphthonge im Auge,

[33] Wir haben es hier also mit einem der schon von Bach 1924/25 beschriebenen Fälle zu tun, in denen ein Stadtdialekt nicht direkt Formen aus dem Standard übernimmt, sondern lediglich den Standard zum Auslöser einer eigenen Entwicklung macht.

wurden nur die Sekundärdiphthonge erreicht: man blieb auf halber Strecke stecken. Erst die heutigen jüngsten (für *au/ou*) bzw. jüngeren (für *äi/ai*) Sprecher mit hohem Bildungsniveau dürften auch den *Grad* der Senkung, nicht nur die Diphthongierung selbst, als Dialektmerkmal wahrnehmen.

3.2.2. Mhd. ^{1}*ei* und *ou*

Die Diphthongierung der alten *û* und *î* hat in der heutigen Standardsprache zum Zusammenfall dieser Laute mit den ebenfalls zu Extremdiphthongen dissimilierten mhd. Diphthongen ^{1}*ei* und *ou* geführt. Es liegt nahe, danach zu fragen, ob sich dieser Phonemzusammenfall mit einiger Verspätung auch im Konstanzerischen eingestellt hat.

3.2.2.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches

Ein Blick auf die heutige dialektgeographische Verteilung der beiden Laute ergibt, den traditionellen Flächenuntersuchungen folgend,[34] für *ou* und *ei* ein verschiedenes, jeweils komplexes Bild. Mhd. *ou* ist im Bereich des östlichen Bodensees und in der NO-Schweiz mit wechselnden Öffnungsgraden des Silbenträgers erhalten; westlich von Konstanz[35] sowie im östlichen Bodenseegebiet (Südvorarlberg, um Lindau)[36] wird es hingegen teils zu *o:* monophthongiert. (Durch diese Monophthongierung wird der Phonemzusammenfall mit den alten Monophthongen in diesem Gebiet auch dort vermieden, wo diese diphthongiert worden sind). Im Süden (Thurgau) findet sich der Extremdiphthong *au* (der mit Unterstützung aus dem Züricher Raum in der Schweiz auf dem Vormarsch ist) neben dem älteren *ou* sowie Monophthongierung zu *O* vor Nasal.[37] Die Extremdiphthonge entsprechen auch der üblichen schwäbischen Lautung etwa nördlich der Diphthongierungsisoglosse.

Hingegen ist ^{1}*ei* im gesamten Raum nördlich des Sees und einer Linie quer durch den Hegau und östlich des Schwarzwaldes zunächst zum Extremdiphthong geworden, dann aber zu *Oi/Oə* verdumpft, wobei der *offglide* dieses Diphthongs im westlichen Teil des genannten Gebiets und im Gebiet nördlich des Bodensees — etwa bis südlich von Stockach, Pfullendorf, O Ravensburg, Friedrichshafen — zu einem eingleitenden

[34] Vgl. besonders Wiesinger 1970, II: 91 ff. sowie Karten 15 & 16; Bohnenberger 1953; Jutz 1931; Ruoff 1985 (Karte) sowie für die Entwicklung von mhd. *ei* im Bodenseeraum Gabriel 1981/82: 297 f. mit Karte, Seidelmann 1981 (Karte 9, *Geiß*), speziell für die Höri Singer 1969 (Karte 3, *Seife*) und 1965 (Karte S. 48), Wanner 1941: 40 ff., SDS Karten I: 109 (*Geiß*) und I: 114 (für *ei* im Nordosten), I: 120 (*Frauen*) und I: 121 (*Augen*).

[35] So in der alten Singener Mundart nur vor *m* (vgl. Schreiber 1927: 43), auf der Reichenau jedoch immer (vgl. Möking 1934: 14).

[36] Hier aber nur vor bilabialen Plosiven, vgl. Wiesinger 1970, II: 114.

[37] Vgl. SDS I: 124 (*Baum*) und 125 (*Saum*).

(„ingliding") *Oə* anstelle des sonst ausgleitenden („outgliding") *Oi/Oe* wurde. (Die letztgenannte Form findet sich auch in Singen und der östlichen Höri.) Im nordschweizerischen Gebiet und südlich dieser Linie finden sich hingegen die Extremdiphthonge oder eine Lautung, die der Extremdiphthongierung sehr nahe kommt.[38] Kompliziert wird die Situation auch hier durch die Monophthongierung von *Oi/Oə* zu *O(:)* bzw. *a:*, und zwar *O:* im südl. und westl. Hegau, der mittel-nördlichen Höri und nördöstl. des Bodensees in verstreuten Gebieten,[39] *a:* noch gelegentlich in der Nordostschweiz[40] und der südlichsten Höri (Wangen, Schienen), vor Nasal teilweise auch westlich von Konstanz (z. B. auf der Reichenau).

Mhd. ^{2}ei aus ahd. *egi* ist im Bodenseeraum diphthongisch geblieben und teils als Extremdiphthong (*trait*), teils als Sekundärdiphthong (*treit, träit*) realisiert, teils auch weiter monophthongiert worden (*tre:t* ‚trägt').

Konstanz liegt nach diesen Untersuchungen in beiden Fällen zwischen größeren und kleineren Dialektgebieten. Als geographische Kontaktvarietäten stehen für mhd. *ou* die folgenden Laute zur Verfügung: *Ou* (im unmittelbaren N und S), *O:* (im W und O) und *au* (im S um Zürich und im schwäbischen Norden); für ^{1}ei: *Oə* (im N, NW), *ai* (im S) und *O:/a:* (verstreut im S, N, W). Die Standardlautung stimmt mit der südlicheren, in der Schweiz vorherrschenden (Züricher) Variante überein.

3.2.2.2. Quantitative Verteilung

Im heutigen Konstanzerischen findet man die folgenden Realisierungen:

für mhd *ou*: alle phonetischen Zwischenstufen auf einer Skala von *au* bis *Ou*

für mhd. ^{1}ei: *ai -Ai/Oi—A/O —äi/ei*

Dazu kommen in beiden Fällen sekundäre Reduktionen zu Monophthongen sowie im Falle von *ou* die auch im Std. abweichenden Formen für mhd. *loufen* (im Präs. wie Std. Konstanzerisch meist *lOift*, aber auch *lOuft*, Partizip teils *glOffə* — Formen, die sich auch in bair. und schwäb. Dialekten finden, also nicht mit der kleinräumigen Entwicklung im Westen von Konstanz in Verbindung zu bringen sind); außerdem für mhd. ^{1}ei die Konstanzer Sonderform *klä, klä(:)nɐ* ‚klein(er)' und einige abweichende Realisierungen für die Negationspartikel *nein*, die aus anderen Dialektge-

[38] Wiesinger spricht von den „Lautungen ai — au mit heller, nach überoffenem *ä* neigender A-Komponente" (1970, II: 107), Seidelmann 1983 stellt hingegen im nördlichsten Streifen *Ei* konkurrierend mit *A:* fest.

[39] „Um Tettnang, um Meersburg — Markdorf und zwischen Pfullendorf — Stockach — O Tuttlingen/Donau — NO Friedingen und der OA/OI-Grenze für mhd. ei^{1}" (Wiesinger 1970, II: 123).

[40] In den Konstanz nächsten Belegorten des SDS gelten teils Sonderbedingungen; vgl. v. a. die Einträge für Ermatingen (SDS I: 114, in *Seil: Ei, Oɐ*, in *Weizen: Ei*).

bieten importiert wurden (*nöi, nö:, ne:*). Mhd. ^{2}ei wird im Falle des Verbs *sagen* noch häufig konsonantenlos gesprochen, und zwar immer als Langvokal: *se:t*, Partizip *kse:t* (vs. offenes *sE:t, ksE(:)* ‚sehen').

Bemerkenswert sind die ‚angehobenen' Realisierungen von mhd. *ei* (also *äi, ei*), denn sie sind ohne Entsprechung im Std. oder in einem der benachbarten Dialekte. Quantitativ handelt es sich nur um wenige Fälle, so daß man versucht ist, an Versprecher oder sekundäre, tempoabhängige Prozesse zu denken. Indes kommen die Varianten immerhin bei 14 der Informanten vor. Wir kommen auf diese Lautungen zurück.

Um einen Parameter mit zwei Ausprägungen berechnen zu können, wurden für die quantitative Auswertung jeweils die dialektalen Formen zusammengefaßt. Dies bedeutet, daß die verdumpften Formen für mhd. *ou* und die Realisierung *glOffə* den übrigen Realisierungen gegenübergestellt wurden, sowie *Ai/Oi/A/O* und *klä* den übrigen Realisierungen für mhd. *ei*. Reduktionsformen wurden nicht als dialektal gezählt. Nach internen Rangordnungen ergaben sich in dieser Berechnung die Kurvenverläufe in Abb. 19 und 20.

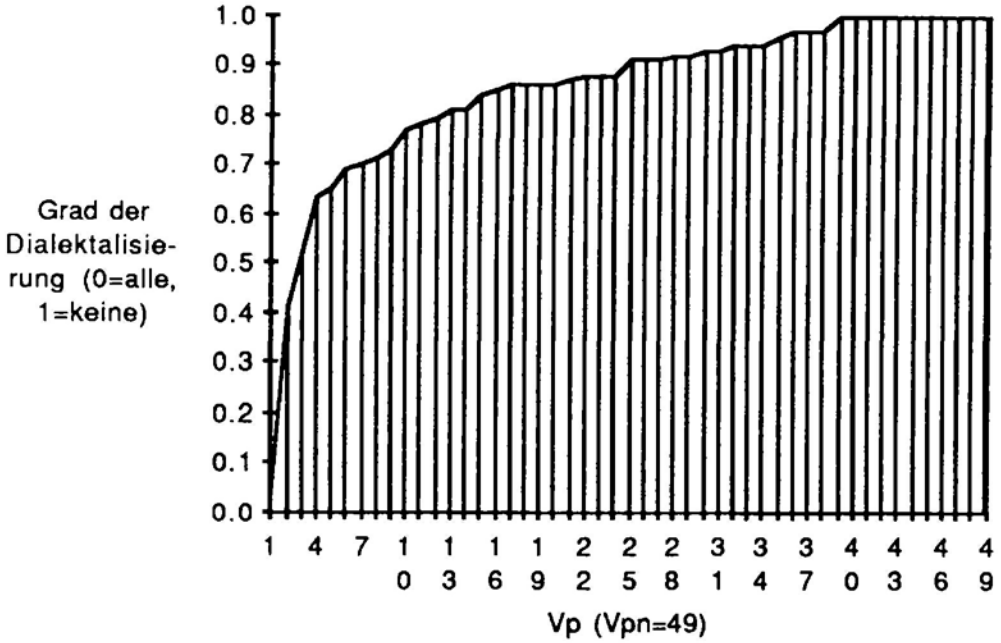


Abb. 19: Realisierung von mhd. ^{1}ei (Rangordnung nach steigenden %)

Im Gegensatz zu den Kurven für die Variablen (î) und (û) handelt es sich hier um zwei linguistisch völlig unabhängige Variablen, d. h. wir können die beiden Kurven nicht als ‚Zustände' des gleichen Typs von Sprachwandel interpretieren. Dennoch bestätigt sich wieder, daß die Vorderzungendiphthonge mehr dem Standard zuneigen als die hinteren Diphthonge. Im Falle von (dial-ou) greifen die Standardformen erst langsam um sich; die meisten Sprecher verwenden in Lexemen mit mhd. *ou* in der

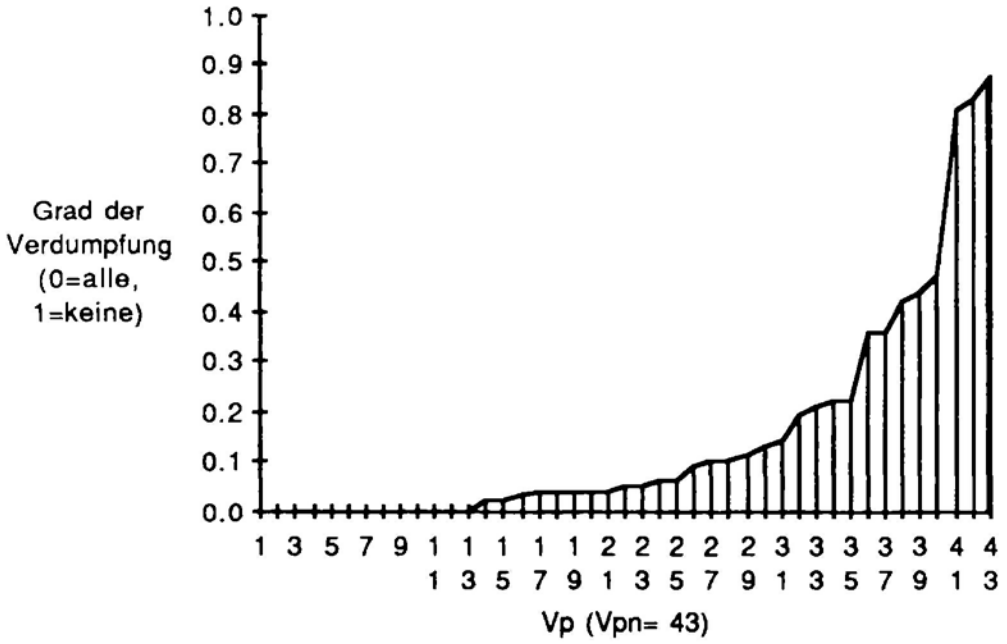


Abb. 20: Realisierung von mhd. *ou* (Rangordnung nach steigenden %)

überwiegenden Zahl der Fälle die gerundeten Silbenträger. Hingegen ist der Kurvenverlauf für (dial-ei) fast entgegengesetzt, d. h. die dialektalen Lautungen sind eher selten.

Die Korrelation zwischen den beiden Variablen liegt mit einem Wert von .22 (nicht signifikant) sehr niedrig. Auch dies deutet auf die Unabhängigkeit der beiden Variablen hin.

Linguistisch interessant ist die Frage, wie sich die Variablen (dial-ou) und (dial-û) zueinander verhalten, die ja beide *ou* und *au* kontrastieren, wenn man einmal die wenigen erhaltenen monophthongischen *u* vernachlässigt. Die Übereinstimmung ist frappierend. Beide Variablen korrelieren hoch (.73, höchst signifikant). Der Mittelwert liegt für (dial-ou) nur wenig über dem für (dial-û) (15.1% vs. 10.5% Standard-Realisierungen bei Standardabweichungen von .23 in beiden Fällen). Die Maxima liegen bei 88% bzw. 94%.

Als Ergebnis dieser sprachinternen quantitativen Überlegungen ist festzuhalten: a) Die Standard-Formen waren im Fall von mhd. ¹*ei* erfolgreicher als im Falle von mhd. *ou*. b) Die alte (mhd.) Unterscheidung zwischen Langmonophthongen und Diphthongen, die im Standard verschwunden ist, bleibt im Konstanzerischen für die Vorderzungenvokale in all jenen Fällen erhalten, in denen Sprecher mhd. *î* durch einen angehobenen Diphthong *äi* ersetzen, mhd. *ei* aber durch den Extremdiphthong *ai*; oder/ und in all jenen Fällen, in denen sie mhd. *î* wie im Std. realisieren, mhd.

ei aber durch *Ai/Oi/A/O*. Dann ergeben sich nämlich die folgenden Kontraste:

(*ei* : *ai*)
(*ai*: *Oi/O*) } ↔ [mhd. *î* : mhd. *ei*] ↔ std. *ai*
(*ei* : *Oi/O*)

Hingegen ist die mhd. phonemische Unterscheidung zwischen *û* und *ou* im Konstanzerischen im Gegensatz zum Schwäbischen und südlicheren Hochalemannischen fast (vgl. unten, 3.2.2.5.) verloren gegangen: abgesehen von genau festgelegten lexikalischen Kontexten, in denen mhd. *û* unter Kürzung erhalten ist, variieren die Sprecher in Wörtern beider mhd. lexikalischer Klassen frei zwischen Sekundär- und Extremdiphthong. Es handelt sich um eine oberflächliche Korrespondenzbeziehung zweiseitiger Art zwischen std. *au* und dial. *ou*, für die die mhd. Lautklassen nicht mehr relevant sind:

std. *au* ↔ dial. *Ou* ↔ (mhd. *û*: mhd. *ou*).

Neue Lexeme werden von dieser Oberflächenkorrespondenzbeziehung mühelos erfaßt, so daß auch Wörter ohne mhd. Entsprechung verdumpft werden können. Entsprechend finden sich *Outo, klAusl̥, flAuse* neben *auto, gaudi*. Hingegen ist es nicht möglich, neue Lexeme mit dem std. Stammvokal *ai* zu *äi* anzuheben: *kEndl̥lait*, aber nie *kEndl̥läit* (engl. *candle-light*).

Aus dieser Sicht kann nun auch die für einen Teil der Sprecher sporadisch festzustellende Anhebung von *ai* als Angleichung an die Entwicklung der Hinterzungenvokale interpretiert werden. Da ja mhd. *ou* und *û* zusammengefallen sind und beide als *ou* realisiert werden können (und sehr häufig auch realisiert werden), scheinen diese Sprecher in Analogie manchmal auch die alten *ei* so wie mhd. *î* zu realisieren: nämlich (meist) als *ai* oder (seltener, dem *ou* entsprechend) als *äi*. Ein wesentlicher Anteil der angehobenen Vorderdiphthonge fand sich übrigens in der Negationspartikel std. *nein*. Die vielen Sonderformen, die für dieses Wort sowieso schon existieren (*ne:, nö:, nöi* neben dem meist üblichen *nai(n)* oder seltenerem, weil schwäbisch konnotierten *nOi*), sprechen dafür, die Anhebungen als Unsicherheitsformen zu sehen.

3.2.2.3. Lexikalische Kontextanalyse

Der Charakter der Variation zwischen *Oi* etc. und *ai* für mhd. ^{1}*ei* wird durch die lexikalische Analyse weiter erhellt. Im Falle von mhd. *ou* gibt es keine Wörter, die besonders häufig oder besonders selten verdumpft werden. Die Sprecher verteilen die beiden Realisierungsformen innerhalb des für sie typischen Prozentsatzes beliebig. Ganz anders verhält es sich mit der Variablen (dial-ei). Die dumpfen Silbenkerne *A/O* sind nämlich

nur in sehr wenigen Lexemen zu beobachten, nämlich den Entsprechungen von std. *weiß(t), kein, ein* (als Pronomen oder Numerale, der Indefinitartikel wird meist klitisiert), *mein(t|en), (da)heim*. In einigen wenigen anderen Fällen kommen selten die diphthongischen, nie aber die monophthongischen Varianten vor: *hOisə* ‚heißen', *nOi* ‚nein'. (Es handelt sich hier wohl um schwäbische Übernahmen, die aber insgesamt gesehen keine Rolle spielen.) In Zahlen: während der Prozentsatz aller dialektalen Realisierungen für mhd. ^{1}ei um einen Mittelwert von 15% streut, ergab eine Auszählung aller Realisierungen von *weiß(t), kein, mein(en)* und *ein* bei einer Zufallsauswahl von 20 Informanten aus insgesamt 204 Formen 33% Monophthonge und 8% Diphthonge, also einen um 26 Prozentpunkte höheren Wert. Die Variation zwischen *Oi|O* etc. und *ai* ist mithin stark lexikalisiert und hat schon aus diesem Grund keinen Prozeßcharakter mehr. Als Dialektkennzeichen dienen nicht die Laute, sondern die genannten Wörter *wOsch, mOn, kOn* etc.

3.2.2.4. Diskussion

Im Gegensatz zu den Variablen (î) und (û) zeigen die Variablen (ei) und (ou) im Konstanzerischen des vergangenen Jahrhunderts ein wenig einheitliches Bild. Nach Joos (1928) variierte häufigeres *ai* mit der traditionellen Form *O:ə*[41] und häufigeres (vor mhd. *w* obligatorisches) *ou* mit traditionellerem *o|O*.[42] Die monophthongischen Varianten von mhd. ^{1}ei waren phonologisch auf die Kontexte vor Nasal und *s* eingeschränkt. Allerdings konnte auch Joos diese Formen lediglich in den oben erwähnten lexikalischen Kontexten (*wOsch, kOn, On, mOn*) sowie zusätzlich in *gmOndroot* und *hOdlə* (‚Gemeinderat', ‚Heidelbeeren') nachweisen. Diese lexikalischen Kontexte haben das Verschwinden der systematischen Lautentsprechung mhd. ^{1}ei ↔ dial. *Oi|O* überlebt.

WOsch, kon, On, mOn etc. konnten Schibboleth-Charakter annehmen, d. h. sie werden als besonders typische Merkmale eingesetzt, die den Sprecher als Konstanzer ausweisen, weil sie nicht mit der lautlichen Realisierung in den großflächigen dialektalen Nachbargebieten übereinstimmen, gegen die sich die Selbstdarstellung der Konstanzer Dialektsprecher richtet, insbesondere nicht mit dem Schwäbischen. So läßt sich im Falle von mhd. *ei* also einerseits eine deutliche Bewegung auf den Standard hin erkennen — schon seit geraumer Zeit ist *ai* die dominante Realisierung

[41] „In sehr vielen Fällen jedoch, die außerdem zu den häufigsten gehören [*sic*; gemeint sind wohl die frequentesten lexikalischen „types"], tritt nicht *òòé* oder eine ähnliche Lautung ein, sondern die schriftsprachliche *ai*. Diese ist wohl durch städtischen Einfluß zu erklären" (Joos 1928, § 176, vgl. auch §§ 176 ff.), d. h. sie war damals in Konstanz schon dominant.

[42] Vgl. Joos 1928 §§ 189 ff.

—, andererseits wurde trotz dieser Entwicklung die Möglichkeit bewahrt, die eigene dialektale und damit lokale Zugehörigkeit zu signalisieren, indem wenige, relativ frequente[43] lexikalische Kontexte erhalten blieben, in denen eine besonders typische, in ihrer regionalen Verbreitung stark eingeschränkte Form tradiert wird. Es ist dies eine typische Form des Dialektwandels (und vielleicht auch -abbaus), der nicht mit „Dialektverlust" gleichgesetzt werden sollte; dieser Wandel impliziert die Reduzierung der lexikalischen Basis bestimmter Standard-Dialekt-Entsprechungen. Der ‚Vorteil' der Entwicklung besteht darin, daß eine komplexe phonologische Klassenbildung, die einem mhd. Lautstand entspricht, aufgegeben werden kann; der Sprecher muß also nicht mehr wissen, welche std. *ai* als *Oi* realisiert werden und welche als *äi*. Andererseits bleibt die Möglichkeit erhalten, mit lexikalischen Mitteln lokale Zugehörigkeit auszudrücken.

Während dies für mhd. ^{1}ei gilt (und übrigens auch für mhd. ^{2}ei, wo v. a. das Verb *sagen* eine ähnliche Schibboleth-Funktion übernimmt), hat sich im Falle des mhd. *ou* eine ganz andere, für den Dialektwandel aber ebenso typische Entwicklung vollzogen. Auch hier handelt es sich für die Sprecher um eine Vereinfachung, die den Rückgriff auf die mhd. phonemischen Distinktionen überflüssig macht, nämlich den Phonemzusammenfall von mhd. *ou* und *û*, diesmal aber nicht zur Standard-Lautung, sondern zur verdumpften Form *ou*. Die Entwicklung bestätigt die schon für die Variable (dial-û) geäußerte Vermutung, daß *ou* von den meisten Konstanzer Sprechern nicht bewußt als Dialektmerkmal wahrgenommen wird. Mhd. *û* hat sich der Entwicklung von mhd. *ou* einfach angeschlossen: die vermeintliche Standard-Form (verdumpfter Diphthong) wurde auch auf diese Formen ausgedehnt.

Die Variablen (dial-ei) und (dial-ou) zeigen also zwei ganz unterschiedliche, dennoch aber typische Wege der Dialektentwicklung: Lexikalisierung zu Schibboleths bzw. Zusammenfall alter phonemischer Distinktionen ohne Entsprechung im Standard. Die gelegentlichen angehobenen Formen (*äi*) für mhd. *ei* sind Spuren der möglichen alternativen Entwicklung, die dieser Laut hätte nehmen können, nämlich Zusammenfall von *ei* und *î* entsprechend dem von *ou* und *û* (also jeweils zu den Wortklassen des Standards), und zwar in die dialektale Form *äi*. Daß sich diese Entwicklung nicht durchsetzen konnte, liegt an ihren ungünstigen historischen Voraussetzungen. Im Gegensatz zu *ou*, das im alten Konstanzer Dialekt ebenfalls als *Ou* (oder *O*) realisiert wurde, hatte mhd. ^{1}ei ja die traditionelle Realisierung *Oi*/*O*, so daß mit *äi* ein gänzlich fremder Laut eingeführt werden mußte. Und prozeßphonologisch gesehen lag *ou* auf dem Weg von *û* zu *au*, *äi* aber nicht auf dem Weg von *Oi*/*O* zu *ai*.

[43] Beachte dazu, daß *wOsch* auch als Turnnachlauf („tag") eingesetzt wird und daher sehr häufig sein kann.

Ein kleiner methodologischer Kommentar sei an dieser Stelle erlaubt: Die angehobenen Formen *äi* etc. sind insgesamt selten. In einem nicht-quantitativen Vorgehen wären sie zweifellos unberücksichtigt, weil von den häufigeren, ins Auge springenden und zudem eher zu erwartenden Formen verdeckt geblieben. Sie werden mit größter Wahrscheinlichkeit auch nie häufiger oder gar dominant werden, sondern eher weiter zurückgehen. Sprachwandel findet hier nicht statt. In einem kategorialen Vorgehen, wie es in der klassischen — aber auch strukturalistischen — Dialektologie üblich ist, sind solche erratischen Kleinentwicklungen deshalb auch gar nicht zu fassen. Trotzdem sind sie für die realistische Beschreibung der dynamischen Entwicklung in einem Repertoire wichtig und linguistisch interessant, auch wenn sie nur ‚Sackgassen' waren, sich die Sprechgemeinschaft als ganze also der Lautung nie angeschlossen hat (aus guten phonologischen Gründen, wie wir gesehen haben).

3.2.2.5. Zusammenhang mit den externen Variablen

Die externen Variablen interagieren mit den Parametern (dial-ou) und (dial-ei) wie in Tab. 7.

Tabelle 7: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache sequentielle Varianzanalysen für (dial-ou)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.15	0.19	n. s.
weiblich	0.16	0.13	
Bildung			
I	0.08	0.08	n. s.
II	0.14	0.24	
II	0.22	0.30	
Alter			
I	0.33	0.35	< 1%
II	0.10	0.14	
III	0.07	0.06	
IV	0.07	0.08	

Der Einfluß der Variable ‚Alter' auf (dial-ou) bestätigt sich in der dreifachen Varianzanalyse (auf <5%-Niveau signifikant) und in den zweifachen Varianzanalysen für Alter × Bildung (<5%) und Geschlecht × Alter (<1%). In diesem letzteren Fall ist auch die Interaktion von Alter und Geschlecht auf 5%-Niveau signifikant. Weitere Variablen oder Variableninteraktionen haben keinen Einfluß. Abb. 21 veranschaulicht die Unterschiede zwischen den Altersgruppen in einem Säulendiagramm.

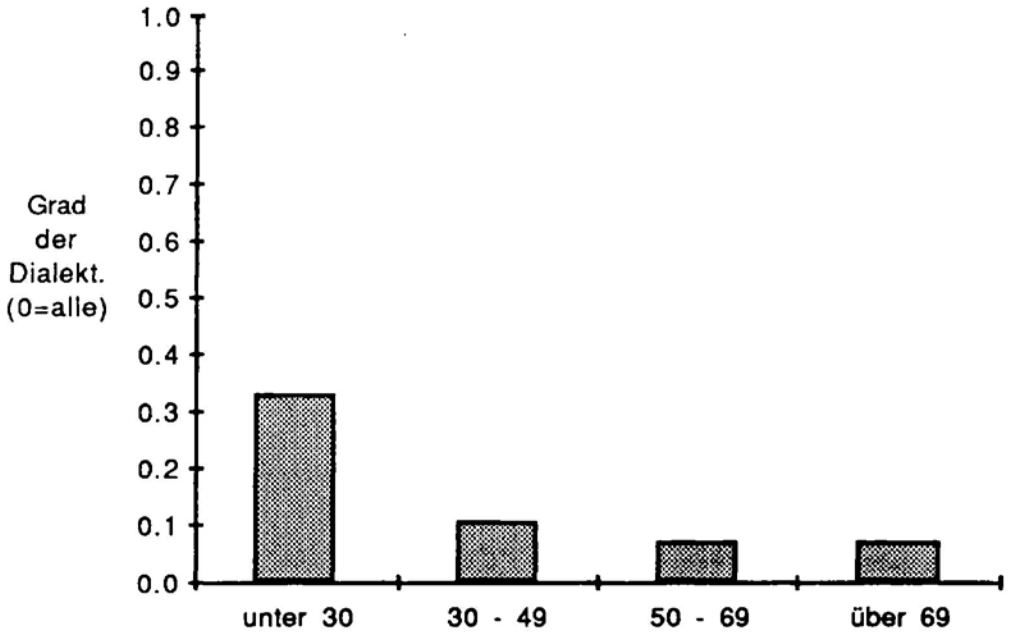


Abb. 21: Mittelwertvergleich für (dial-ou) nach ‚Alter'

Nach Korrektur der Werte erreichen die Mittelwertunterschiede zwischen den Altersgruppen I und III bzw. I und II 5%-Niveau, der Kontrast I : IV bleibt leicht darunter. Deutlich ist auch hier der Einfluß der jüngsten Sprechergruppe zu erkennen, während die Informanten ab 30 sich in der Realisierung von mhd. *ou* nicht wesentlich unterscheiden. Die Verteilung entspricht der für die Variable (dial-û) (vgl. Abb. 18), wo ja ebenfalls die jüngste Sprechergruppe sämtlichen älteren Informanten gegenüberstand. Wiederum drängt sich die Vermutung auf, daß nur für diese Gruppe der phonetische Kontrast *au : ou* überhaupt als Dialektmerkmal wahrnehmbar ist.

Die Darstellung in Abb. 22 läßt es zu, die für die Bewegung auf die Standardlautung entscheidende Gruppe der unter 30jährigen noch weiter zu charakterisieren. Auffällig ist die Verteilung bei den Männern, während die Variable bei den Frauen von der Altersgruppe I zur Gruppe II zu den Gruppen III & IV allmählich abnimmt. Zunächst ist der sehr hohe Wert für die Männer in der Gruppe I bemerkenswert, der jedoch aufgrund der kleinen Zellbesetzung (n = 3) vielleicht nicht sehr bedeutsam erscheinen mag. Wichtiger ist deshalb der Wert in der Gruppe der Männer zwischen 30 und 49 (n = 8), der sowohl im Vergleich zu den Männern unter 30 als auch im Vergleich zu den Frauen im Alter zwischen 30 und 49 stark abfällt. Es ist daraus zu schließen, daß für die Männer die Standard-Realisierung der Variablen (wenn überhaupt) erst in der niedrigsten Altersgruppe eine Rolle spielt, während er bei den Frauen ziemlich kontinuierlich zwischen den Altersgruppen differenziert. Im Falle von (dial-û) ließ sich

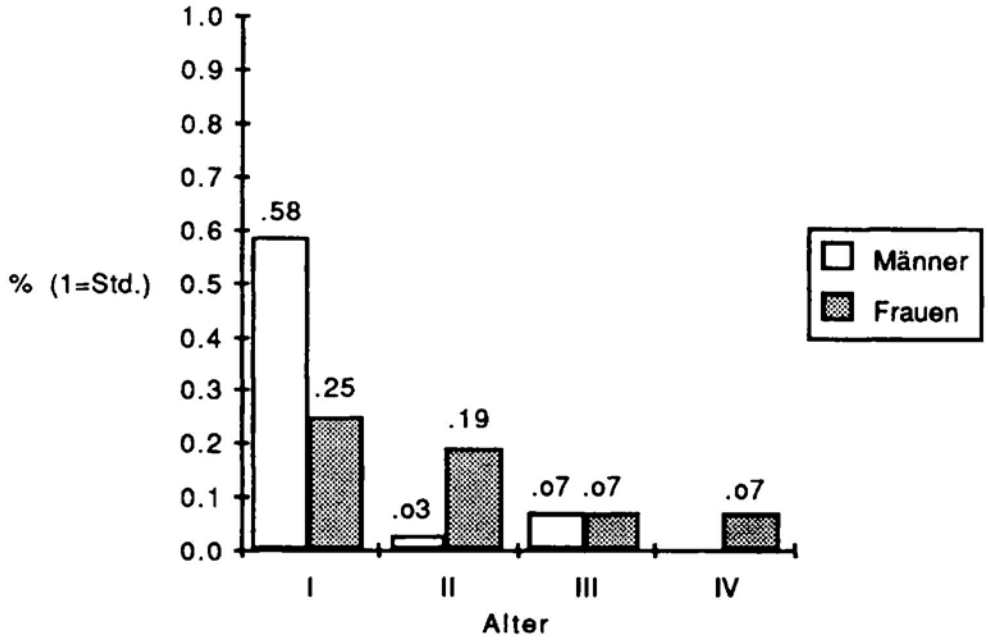


Abb. 22: Zusammenhang zwischen ‚Alter × Geschlecht' und (dial-ou)

übrigens keine solche Interaktion zwischen Geschlecht, Alter und Dialektalisierung nachweisen: die Mittelwerte liegen hier für Frauen und Männer in der niedrigsten Altersstufe um 25%.

Tabelle 8: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache Varianzanalysen für (dial-ei)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.84	0.20	n. s.
weiblich	0.88	0.14	
Bildung			
I	0.80	0.16	n. s.
II	0.86	0.13	
III	0.88	0.23	
Alter			
I	0.94	0.10	< 5%
II	0.86	0.12	
III	0.74	0.29	
IV	0.86	0.08	

Der Einfluß von ‚Alter' ist auch auf die Variable (dial-ei) in allen mehrfachen Varianzanalysen nachweisbar (Sign.-Niveau < 5% in den zwei-

fachen, <1% in der dreifachen Varianzanalyse).[44] Das Säulendiagramm in Abb. 23 stellt die Mittelwerte gegenüber. Lediglich der Alterskontrast I:III ist allerdings groß genug, um (nach Korrektur) auf 5%-Niveau signifikant zu werden. Nur die Gruppe der 50—69jährigen weicht also deutlich von der jüngsten Sprechergruppe in Richtung auf den Dialektpol ab. Die Hypothese, daß zunehmendes Alter mit zunehmend dialektaler Realisierung der Variablen (dial-ei) einhergeht, bestätigt sich nicht.

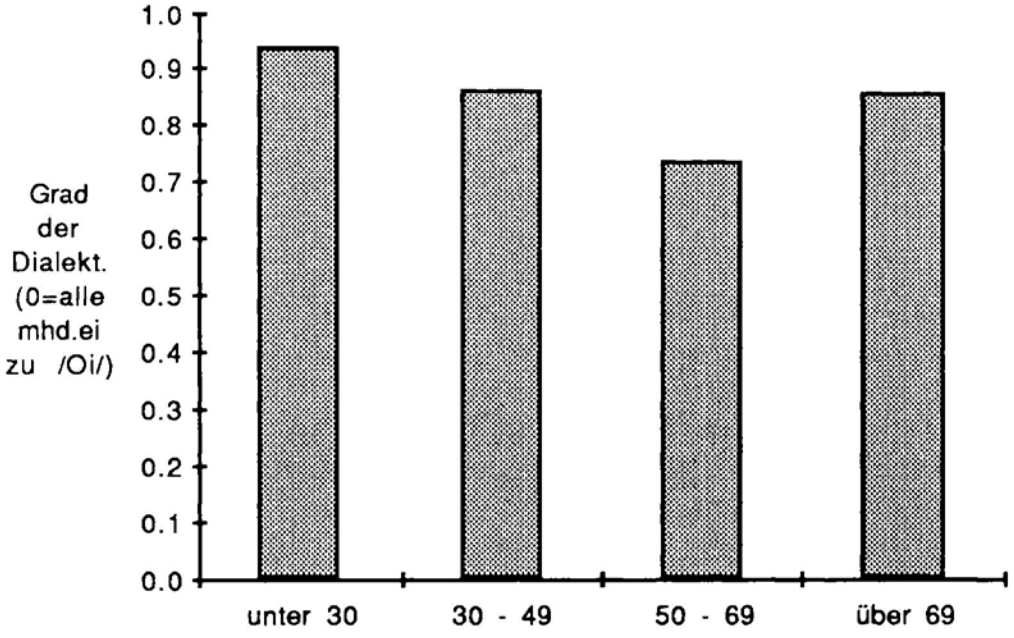


Abb. 23: Mittelwertvergleich für (dial-ei) nach ‚Alter'

Die Variable verhält sich in bezug auf ihre Korrelation mit den externen Parametern ganz offensichtlich anders als (dial-ou). Dies entspricht der bisherigen Vermutung, daß beide unterschiedlichen (sozio-)linguistischen Status haben: (dial-ei) ist nach der oben beschriebenen Dephonologisierung und Lexikalisierung in den wenigen Lexemen, in denen es relevant blieb, zu einem Kennzeichen des regionalen Dialekts geworden, das allen Sprechergruppen zur Verfügung steht. Hingegen ist die Extremdiphthongierung von mhd. *ou/û* ein phonologischer Prozeß, der für einen bestimmten Typ von Informanten, nämlich Männer unter 30 und Frauen unter 50, eine größere Rolle spielt.

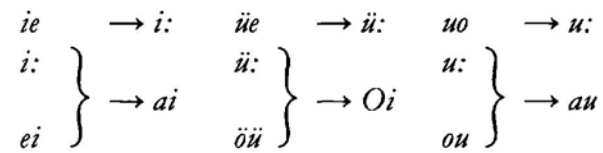
[44] In der dreifachen Varianzanalyse ist außerdem die Interaktion Alter × Bildung und die Interaktion Geschlecht × Alter × Bildung signifikant. Da sich der Einfluß von ‚Bildung' aber in keiner der zweifachen Varianzanalysen wiederholt, werden diese Ergebnisse in der Interpretation vernachlässigt.

3.2.3. Mhd. *ie* und *uo*

Das dritte Parameterpaar, das wir genauer betrachten wollen, schließt sich aus systematischen Gründen an dieser Stelle an. Die beiden mhd. Diphthonge *ie* und *uo* (sowie auch hier ein Labiopalatallaut, nämlich *üe*) haben im Zug der sog. nhd. Monophthongierung einen Prozeß mitgemacht, der in gewisser Weise spiegelbildlich zur nhd. Diphthongierung zu stehen scheint: er führte nämlich in das phonologische System hohe Langvokale ein, während die frühnhd. Diphthongierung ja gerade die hohen Langvokale des Mittelhochdeutschen beseitigte. Trotz dieses systematischen Zusammenhangs darf man historisch gesehen nicht davon ausgehen, daß die Diphthongierung durch einen „Schub" die Monophthongierung verursacht hat. Beide Veränderungen haben in ganz unterschiedlichen Dialektgebieten ihren Ausgang genommen (die Diphthongierung in Kärnten, die Monophthongierung im Ostmitteldeutschen) und wahrscheinlich auch im Ostmitteldeutschen nicht zum Phonemzusammenfall geführt (denn die neuen Monophthonge waren wohl offener als die alten).[45] Nicht auszuschließen ist allerdings eine „Sogwirkung" in den Dialektgebieten, die die Diphthongierung übernommen hatten (z. B. dem Ostmitteldeutschen) und in deren phonologischen Systemen ohne die spiegelbildliche Monophthongierung (und Dehnung mhd. Kurzvokale, vgl. 3.2.4.) die Position der hohen Langvokale fast unbesetzt geblieben wäre. Diese mögliche Sogwirkung ist auch im Falle des Konstanzerischen nicht ausgeschlossen.

Entsprechend ihrem unterschiedlichen arealen Ursprung haben sich die nhd. Monophthongierung und die nhd. Diphthongierung auf verschiedenen Wegen ausgebreitet. Insbesondere fand die nhd. Monophthongierung im Gegensatz zur (früh-)nhd. Diphthongierung, die im Süden lediglich das Alemannische nicht erreichte, im gesamten oberdeutschen Sprachraum keine Verbreitung.

Ungeachtet dieser dialektgeographischen Unterschiede ergibt sich zumindest aus dem Vergleich der phonologischen Systeme der mhd. und der nhd. Literatursprache eine recht eindrucksvolle Parallelität in der Entwicklung der Labio-, Labiopalatal- und Palatalvokale, nämlich:



[45] Vgl. Penzl 1975.

Diese Parallelität, die auch in verschiedenen deutschen Dialekten beobachtet werden kann, hat schon zu Beginn des Jahrhunderts zur Formulierung des sog. Reihenschrittgesetzes durch Pfalz geführt, nämlich:

> In einer indogermanischen Sprache vorhandene vordere und hintere Vokale machen, sofern sie gleiche Höhe und Spannung besitzen, gleichartigen Lautwandel durch, solange nur der eine Vokal ein vorderer und der andere ein hinterer bleibt.
>
> (Pfalz 1918: 29)[46]

Es wird im folgenden zu diskutieren sein, inwieweit sich dieses Gesetz auch auf das Konstanzerische anwenden läßt.

3.2.3.1. Sprachgeographisches

Die mhd. eingleitenden Diphthonge *ie* und *uo* sind nach allen arealdialektologischen Studien im ganzen gesamtalemannischen Raum erhalten, und zwar meist als *u(:)ə* bzw. *i(:)ə*. Lediglich im bayerischen Schwaben ist der eingleitende Zentralvokal tiefer: *uɐ/iɐ*.[47]

3.2.3.2. Quantitative Verteilung

Die heutigen Konstanzer Verhältnisse zeigen im wesentlichen Variation zwischen *iə/uə* (mhd. umgelautet *üə* fällt nach Entrundung meist mit *iə* zusammen, wenn es dialektal realisiert wird; Senkung — wie z. B. in *freɐ* ‚früher', *keɐchlə* ‚Küchlein' — kommt selten vor) und den Standardlautungen. Als Sonderformen sind, für mhd. *uo, dOnd* (‚tun', 1./3. Ps. Pl.) und *mOnd* (‚müssen', 1./3. Ps. Pl.) zu erwähnen (Senkung und Kürzung vor Nasal); beide sind bei starken Dialektsprechern noch regelmäßig in Gebrauch. Die Tiefschwa-Varianten sind ebenfalls, vor allem im Auslaut, zu hören. Die alten Diphthonge wurden teils gedehnt, die neuen Monophthonge teils gekürzt. Auch hier tritt seltene Senkung auf, v. a. in *kregt/kreəgə* ‚kriegen' und *neəməd* ‚niemand'. Abb. 24 und 25 zeigen die Kurvenverläufe nach der internen Rangordnung für die Variablen (ie) und (uo). Es sind jeweils die Standardmonophthonge den dialektalen Diphthongen (einschl. Kürzungen) gegenübergestellt. Nicht berücksichtigt blieb die Position vor Schwa (etwa in *ruə* ‚ruhen') und vor silbenauslautendem /r/, weil wegen der regelmäßigen Vokalisierung dieses Lauts nicht mehr eindeutig zu entscheiden ist, ob der alte Diphthong erhalten ist. Ebenso unberücksichtigt blieb wortinitiales *ie* wie in std. *jemand, jetzt* wegen der abweichenden Entwicklung in dieser Position im Standard.

Wieder zeigt sich das Ungleichgewicht zwischen der Annäherung der vorderen und hinteren Diphthonge an die Standardlautung. Betrachten wir die beiden Variablen als Zustände desselben phonologischen Prozesses,

[46] Zit. nach Wiesinger 1970, I: 16. Vgl. auch die Einleitung zu diesem Werk, das als moderne Anwendung des Reihenschrittgesetzes zu verstehen ist.

[47] Vgl. Wiesinger 1970 Karten 12, 13, (14); Bohnenberger 1953 Karte, Linie 14; Jutz 1931.

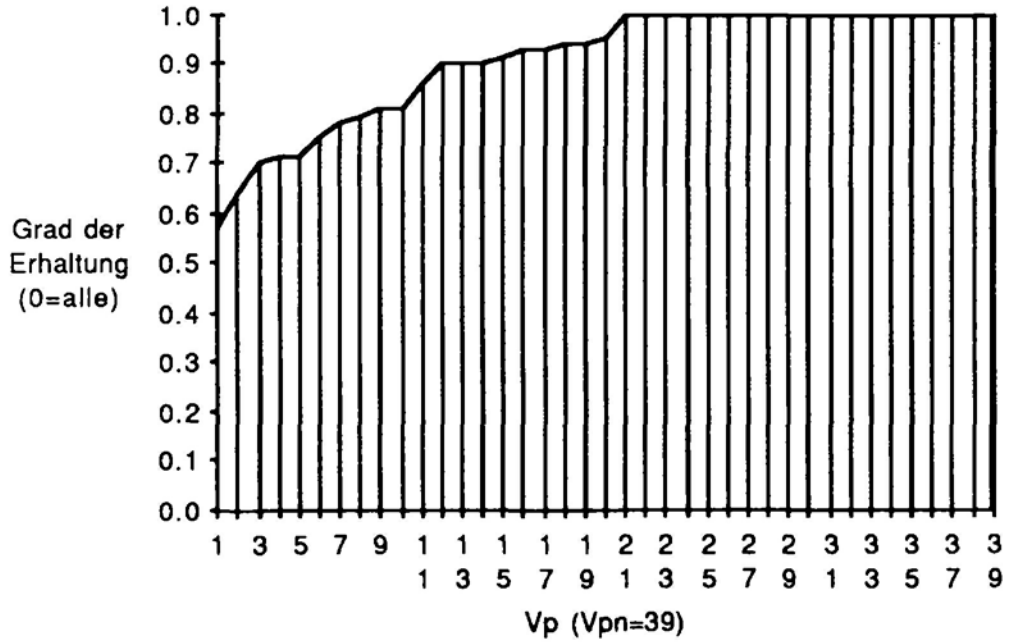


Abb. 24: Monophthongierung von mhd. *ie* (nach steigenden %)

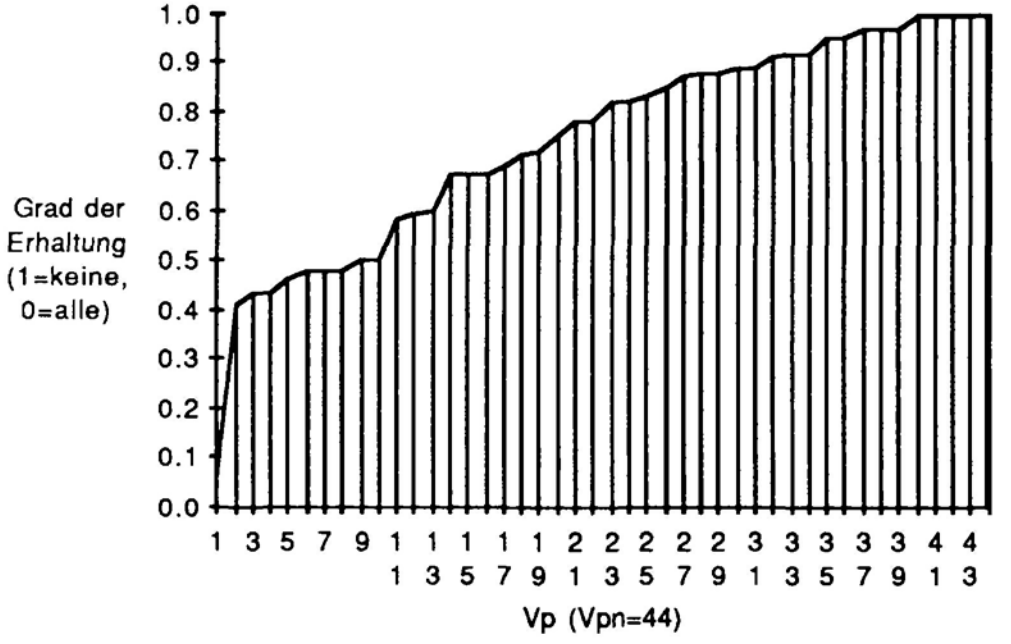


Abb. 25: Monophthongierung von mhd. *uo* (nach steigenden %)

so ist dieser im Falle des (ie) schon weiter fortgeschritten als im Falle des (uo). In beiden Fällen ist die dialektale Lautung bereits in der Minderzahl ($\bar{x} = 0.91$, $s^2 = 0.12$, max. = 1.0, min. = 0.57 für (ie), $\bar{x} = 0.74$, $s^2 = 0.22$, max. = 1.0, min. = 0.12 für (uo)). Die Korrelation liegt mit .64

(sign. auf <0.1%-Niveau) recht hoch und bestätigt die Interpretation als zwei innersprachliche Zustände eines sprachlichen Wandels.

3.2.3.3. Zusammenhang mit den externen Variablen

Die Übernahme der nhd. Langmonophthonge ist in Tab. 9 und 10 nach Alters- und Berufsgruppen sowie nach Geschlechtern differenziert.

Die Werte für Bildung und Alter nehmen zwar hypothesengemäß in den niedrigsten Altersstufen und mit besserer Bildung zu, bleiben jedoch für beide Variablen – für (uo) nur knapp – unter Signifikanzniveau.[48]

Tabelle 9: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache Varianzanalysen für (ie)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.90	0.14	n. s.
weiblich	0.92	0.11	
Bildung			
I	0.87	0.13	n. s.
II	0.92	0.08	
III	0.95	0.10	
Alter			
I	0.96	0.08	n. s.
II	0.90	0.12	
III	0.88	0.13	
IV	0.88	0.15	

Tabelle 10: Mittelwerte, Standardabweichungen und einfache Varianzanalysen für (uo)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	0.71	0.14	n. s.
weiblich	0.76	0.08	
Bildung			
I	0.69	0.31	n. s.
II	0.70	0.28	
III	0.83	0.16	
Alter			
I	0.87	0.14	n. s.
II	0.72	0.20	
III	0.63	0.26	
IV	0.72	0.23	

[48] Auch in den mehrfachen Varianzanalysen wurden für (ie) keine, für (uo) lediglich in der dreifachen Varianzanalyse für Geschlecht × Alter und für Alter signifikante Werte erreicht.

3.2.3.4. Lexikalische Diffusion

Anhand der Variablen (ie) und (uo) läßt sich die lexikalische Diffusion eines Wandels wie der nhd. Monophthongierung im Detail nachzeichnen. Es ist wichtig, sich klarzumachen, daß hinter den sinkenden Prozentzahlen dialektaler Realisierungen für die einzelnen Informanten nicht nur geringere absolute Zahlen für die „tokens" stecken, sondern auch eine abnehmende Anzahl von Lexemen (also „types"), in denen die Dialektlautung noch vorkommt. Zunehmende Annäherung an die Standardsprache bedeutet also auch, daß die lexikalische Basis, in der die Diphthonge möglich sind, immer schmaler wird; bei den standardnächsten Sprechern werden meist nur noch eine handvoll Wörter erfaßt. Auch im Wortschatz einer Varietät oder Sprache breitet sich also der Wandel wellenförmig aus; zuerst sind nur wenige Wörter betroffen, dann, mit zunehmender Geschwindigkeit des Wandels, eine immer größere Anzahl, bis der Wandel sich verlangsamt, weil nur noch wenige Lexeme den alten Lautstand aufweisen.

Um zu analysieren, wie sich die lexikalische Basis verschmälert, wurde eine „type"-Analyse ausgeführt, deren Ergebnisse aus der Implikationsskalierung in Tab. 11 ersichtlich sind.

Das Sample wurde in 6 Gruppen von Sprechern aufgeteilt, die — für mhd. *ie* und *uo* zusammen genommen — einen bestimmten Prozentsatz von Dialektrealisierungen aufwiesen. Etwa haben die 8 Informanten in der untersten Gruppe weniger als 60% Standardrealisierungen, usf. Damit diese Gruppen etwa gleich stark besetzt waren, mußten im unteren Bereich (also bei den dialektnäheren Sprechern) größere Spannweiten zusammengefaßt werden als im oberen. Für die sechs Sprechergruppen wurden jeweils sämtliche Lexeme aufgelistet, in denen die diphthongische Lautung mindestens einmal vorkommt (Zellkennzeichnung ‚1'). Für die Sprechergruppen, in denen dialektale Belege für die jeweiligen Wörter fehlten, mußte überprüft werden, ob dieses Fehlen darauf zurückzuführen ist, daß das fragliche Lexem überhaupt nicht belegt ist (Zellkennzeichnung ‚—'), oder ob nur die Standardvariante vorkommt (Zellkennzeichnung ‚O'). Im ersten Fall kann es sich um eine zufällige Abwesenheit handeln, die durch die geringe Vorkommenswahrscheinlichkeit des Wortes bedingt ist, im zweiten ist zu vermuten, daß das Lexem auf diesem Niveau von Standard-Annäherung nicht mehr dialektal realisiert wird. Lexeme, die nicht mindestens in vier der sechs Gruppen belegt waren, sind getrennt aufgeführt. Es handelt sich, abgesehen von drei Zweiernennungen, immer um Einzelnennungen, die zudem nur in den beiden unteren Gruppen häufig sind.

Schon daran zeigt sich, daß die Gesamtzahl der dialektal ausgesprochenen Wörter in den unteren Gruppen wesentlich größer als in den oberen ist und auch seltenere Wörter umfaßt. Hingegen kommen die Lexeme, die selbst von den standardnahen Informanten dialektal realisiert werden, auch

Tabelle 11: Lexikalische Diffusionsanalyse für mhd. *ie*, *uo*, *üe*

	< 60% (8)	60–70% (5)	75–85% (7)	85–90% (5)	90–95% (7)	> 95% (9 Inf.)
kriegen	1	1	1	1	1	1
zu	1	1	1	1	1	1
tun	1	1	1	1	1	1
gut	1	1	1	1	1	1
Bub	1	1	1	–	1	–
Schule	1	1	1	1	0	1
wie	1	0	1	0	0	1
muß	1	1	1	1	1	0
rufen	1	1	1	1	–	0
müssen	1	1	1	1	0	0
Kuchen	1	1	1	1	0	–
Schuh	1	1	1	–	0	0
nie	1	1	1	0	0	0
suchen	1	1	1	0	0	0
Bücher	1	1	–	0	0	0
niemand	1	1	0	0	0	0

Sondernennungen:

< 60%: *bluəmə*, *bliətlə*, *muətɐ*, *schiəlɐ* (‚Schüler'), *bruɐdɐ*, *schliəßə*, *küəlschrank*, *buɐch*, *schiəbə*, *luəgə*, *kiɐchlə*, *riəchə*, *huɐt*, *fuəß*, *fliəgə*

60–75%: *gnuəg*, *füələ*, *muət* (‚Mut'), *schliəßə*, *müəsli*, *ziəgə*, *schduəl*, *fuəß*

75–85%: *kuɐ*, *liəb*, *briəf*, *schduəl*

95–99%: *fliəgə*

in den anderen Sprechergruppen, teilweise sehr oft, vor (*kriegen*, *zu*, *tun*, *gut*). Die Anordnung der Wörter auf der tabellierten Implikationsskala korreliert also mit ihrer Vorkommenswahrscheinlichkeit im Corpus.

Die Tabelle verdeutlicht weiterhin, wie sich die Anzahl der lexikalischen „types", in denen die Diphthonge stehen bleiben, zusammen mit der Anzahl der „tokens" reduziert, und zwar von 16 Wörtern in der zweittiefsten Gruppe auf 15 (14) in der dritten, 12 (11) in der vierten, 9 (8) in der fünften und schließlich auf eine Restgruppe von 4–6 Wörtern. Lediglich ein Wort, nämlich *wie*, paßt nicht in die Implikationsskala (hier scheint eine ganz zufällige Variation vorzuliegen).

3.2.3.5. Phonologische Kontextanalyse

Daß die Monophthongierung von mhd. *ie* und *uo* als phonologischer Prozeß von der Diphthongierung von mhd. *î* und *û* unabhängig ist und

lediglich das gleiche Paar von Phonemen (hohe Langvokale) als *output* hat, die dort den Regel-*input* stellen, zeigt die phonologische Kontextanalyse.

Im Fall der Diphthongierung ist aus vielen dialektologischen Untersuchungen bekannt, daß die Position des Langvokals in der Silbe einen Einfluß auf seine Realisierung hat. Insbesondere ist die Diphthongierung im Hiatus und am Wortende fast im gesamten alemannischen Raum durchgeführt worden, auch dort, wo sie in anderen Positionen unterblieb.[49] Für (dial-î) und (dial-û) wurde deshalb die Hypothese überprüft, daß die Standardannäherung von der Silbenposition abhängt: je ‚exponierter' (d. h. je weniger durch einen Konsonanten am rechten Silbenrand geschützt) der Laut in der Silbe ist, um so leichter müßte er, der Hypothese folgend, als Extremdiphthong gesprochen werden. Aus Kontrollvariablen wurden die Parameter (dial-ou) sowie (ie) und (uo) in die phonologische Kontextanalyse mit einbezogen. Läge im Falle von (ie)/(uo) der spiegelbildliche Prozeß zur Monophthongierung vor, so wäre auch mit dem umgekehrten Einfluß der Silbendeckung zu rechnen (also weniger Standard-Realisierungen bei zunehmender Silbendeckung).

Es wurden die folgenden vier Kontexte im phonologischen Wort[50] untersucht: a) vor Vokal (Hiatus) und am Wortende (#), b) alle anderen Fälle unmittelbar vor Silbengrenze, also mit folgendem Konsonanten,[51] c) in einfach gedeckter Silbe (also vor silbenauslautendem Konsonanten) und d) in mehrfach gedeckter Silbe (also vor mehreren silbenauslautenden Konsonanten). Tab. 12 und Abb. 26 zeigen die Ergebnisse der Auszählung in einer Gruppe von 20 Sprechern (Zufallsauswahl).

Tabelle 12: Phonologische Kontextanalyse für (dial-î), (dial-û), (dial-ou), (ie) und (uo) (Werte des Verhältnisses von Standard- zu Dialektrealisierungen)

	(dial-û)	(dial-ou)	(dial-î)	(ie)	(uo)
__V/__#	0.67	1.88	5.62	5.75	2.80
__&C	0.43	0.52	2.72	4.43	1.64
__C&	0.33	0.35	3.37	4.50	1.92
__CC&	0.14	0.46	1.73	10.00	1.83

[49] Lediglich im äußersten Süden (Höchstalemannisch) ist auch im Hiatus nicht diphthongiert worden.

[50] Klitische Pronomina und Artikel wurden zum Wort gezählt. Tilgbare Konsonanten wurden auch bei erfolgter Tilgung als C-Position gewertet.

[51] Bei dieser Auszählung wurde der traditionellen Analyse folgend jeder postvokalische Konsonant zur nächsten Silbe gezählt, d. h. es wurden keine ambisilbischen Konsonanten zugelassen.

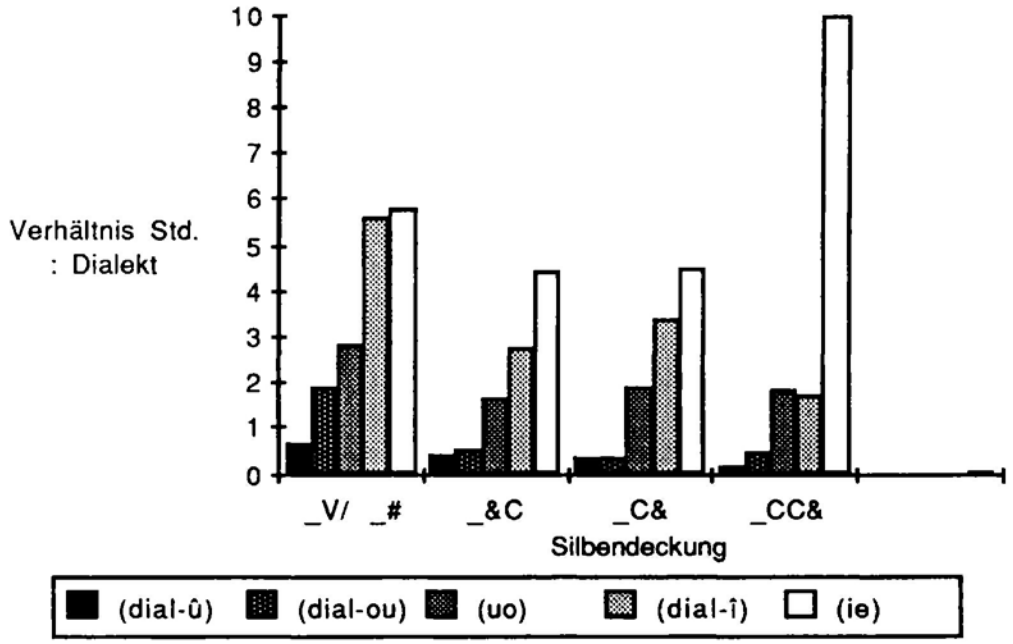


Abb. 26: Phonologische Kontextanalyse für (dial-î), (dial-û), (dial-ou), (ie) und (uo) (Werte des Verhältnisses von Standard- zu Dialektrealisierungen)

Tatsächlich hat der Kontext a) (Hiatus und Wortende) im Falle der Variablen (dial-û) und vor allem (dial-î) einen Standardisierungseffekt. In beiden Fällen sind die dialektalsten Werte in der mehrfach gedeckten Silbe zu verzeichnen. Offene und einfach gedeckte Silben ordnen sich im Falle von (dial-û) hypothesengemäß dazwischen an, im Falle von (dial-î) umgekehrt; beide Male liegen die Werte aber eng beieinander und dürften nur zufällig differieren. Von den Kontrollvariablen zeigt auch (dial-ou) einen deutlichen positiven Einfluß von Hiatus & Wortende auf die Standard-Realisierung, die übrigen Kontexte haben etwa gleiche Werte.

Die Variable (ie) scheint zunächst die Hypothese von der spiegelbildlichen Entwicklung zu bestätigen: die standardnächsten Werte werden in der mehrfach gedeckten Silbenposition erreicht, die übrigen Werte liegen deutlich darunter. Jedoch ist der Effekt für (uo) genau umgekehrt: hier ist die Hiatus-Position am nächsten am Standard. Insgesamt gesehen hat also die Silbendeckung einen positiven Effekt auf die Erhaltung der Dialektformen in den Variablen (dial-û), (dial-î) und (dial-ou); besonders der Kontext a) (offene Silbe im Wortauslaut und vor Vokal) begünstigt die Standardformen. Hingegen sind die Ergebnisse für (ie) und (uo) nicht im Sinne der Hypothese interpretierbar. Die phonologische Kontextanalyse

unterstreicht also die Unabhängigkeit der Variablen (ie)/(uo) von den übrigen.

3.2.3.6. Diskussion

Es überrascht nicht, daß Joos (1928, § 203 und § 210) für Konstanz durchgängig die diphthongische Realisierung für (ie) und (uo) feststellt. Die von ihm erwähnte Senkung vor Nasal ist noch in den gekürzten Varianten *dOnt/mOnt* sowie in Einzelfällen (*neəmət* ‚niemand') nachweisbar. Die Monophthongierung ist demnach jünger als die Diphthongierung.

Kommen wir zum Abschluß der Betrachtung der mhd. Lautpaare *î/û, ei/ou* und *ie/uo* (sowie ihrer labiopalatalen Entsprechungen *iu/ü, öü* und *üe*) noch einmal auf das Problem der Reihenentwicklung im Sinne des Pfalz-Wiesingerschen Reihenschrittgesetzes zurück.

Sieht man einmal von allen quantitativen Gesichtspunkten ab, so haben sich *î/û* und *ie/uo* der Theorie entsprechend parallel verändert, nämlich zu *äi/ai* bzw. *Ou/au* und *i:/u:*. Bei *ei/ou* hat sich die Reihe jedoch gerade in den dialektalen Formen aufgelöst — nämlich zu *O/Oi* bzw. Beibehaltung des *ou* — und wird erst wieder durch die Übernahme der Standardlautungen hergestellt (*ai/au*). Auch bei den Labiopalatallauten ist die parallele Entwicklung gestört: für *iu* gibt es keinen *ai* und *au* entsprechenden Diphthong (die Reihe wurde auch im Standard aufgelöst), *äi* und *Ou* entspricht am ehesten noch *Öi*, das jedoch nur eine seltene dialektale Realisierung ist. Dasselbe gilt für mhd. *öü. üe* verhält sich im Std. parallel zu *ie* und *uo*, im Dialekt schließt es sich hingegen nach Entrundung in der Regel *ie* an (Reihenzusammenfall).

All dies ist bekannt. Die quantitativen Untersuchungen haben jedoch ein weiteres gewichtiges Argument gegen die Anwendung des Reihenschrittgesetzes auf die Konstanzer Verhältnisse erbracht: das durchgängige Ungleichgewicht zwischen der Entwicklung der vorderen und hinteren Laute. Abbildung 27 zeigt die Mittelwerte für die sechs untersuchten Variablen noch einmal im Überblick.

Auch in den Fällen, in denen sich das Reihenschrittgesetz zu bestätigen scheint (nämlich mhd. *î/û* und mhd. *ie/uo*) herrscht also keine strikte Parallelität.[52] Aber obwohl die vorderen Laute mehr als die hinteren dem Einfluß des Standards ausgesetzt sind, haben sie doch phonemische Unterscheidungen beibehalten, die durch den Zusammenfall von mhd. *ou* und

[52] Es sei hier daran erinnert, daß auch Labov in seiner Studie auf Martha's Vineyard (Labov 1963) ein solches Ungleichgewicht zwischen der Anhebung/Zentralisierung von (ay) und (aw) feststellte. Hier führte der Vorderzungendiphthong (ay) den Lautwandel an, der sich allerdings vom Standard weg bewegte. Labov erklärt das Verhalten von (aw) als analogische Zentralisierung, denn im Gegensatz zu (ay) war die neue Form beim Hinterzungenvokal auf der Insel schon verschwunden, als der neue Lautwandel begann.

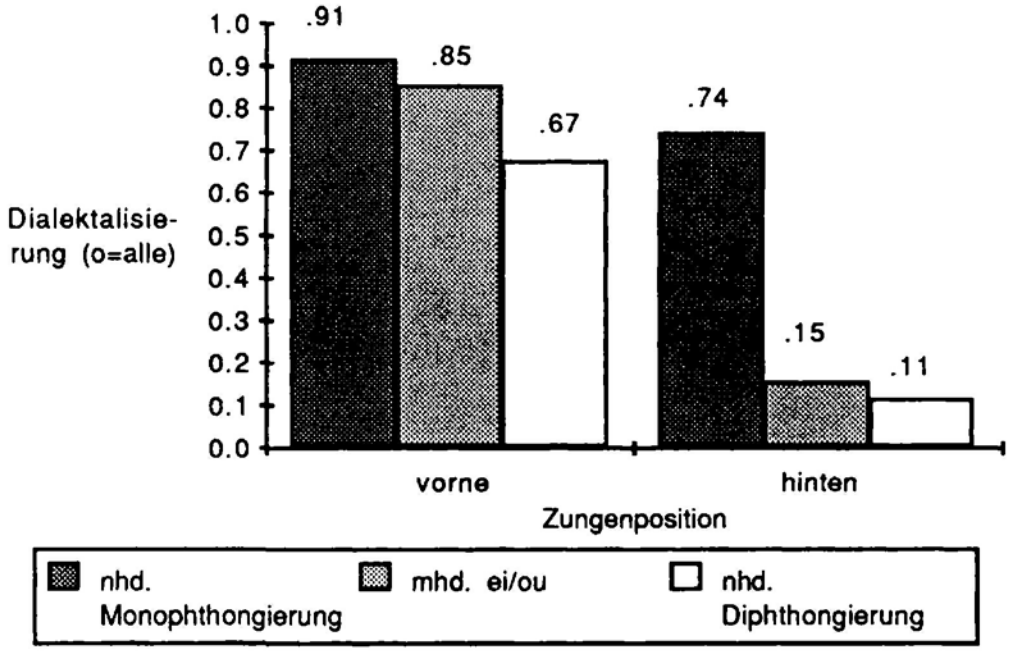


Abb. 27: Mittelwerte für (dial-û), (dial-î), (dial-ou), (dial-ei), (uo) und (ie)

û bei den hinteren verloren gegangen sind. Sollte sich diese Tendenz fortsetzen, so ergäbe sich folgende Prognose für den weiteren Sprachwandel: Erhaltung des hinteren, dialektalen *ou* als Oberflächenvariante zu std. *au*, zugleich weitere Annäherung der vorderen Laute an den Standard bis zum Verschwinden der dialektalen Formen (und damit Zusammenfall auch von mhd. *î* und *ei*) außer in einigen Schibboleth-Wörtern, die nicht mehr als das Produkt systematischer Prozesse erkennbar sind.

3.2.4. Die Dehnung alter Kurzvokale

3.2.4.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches

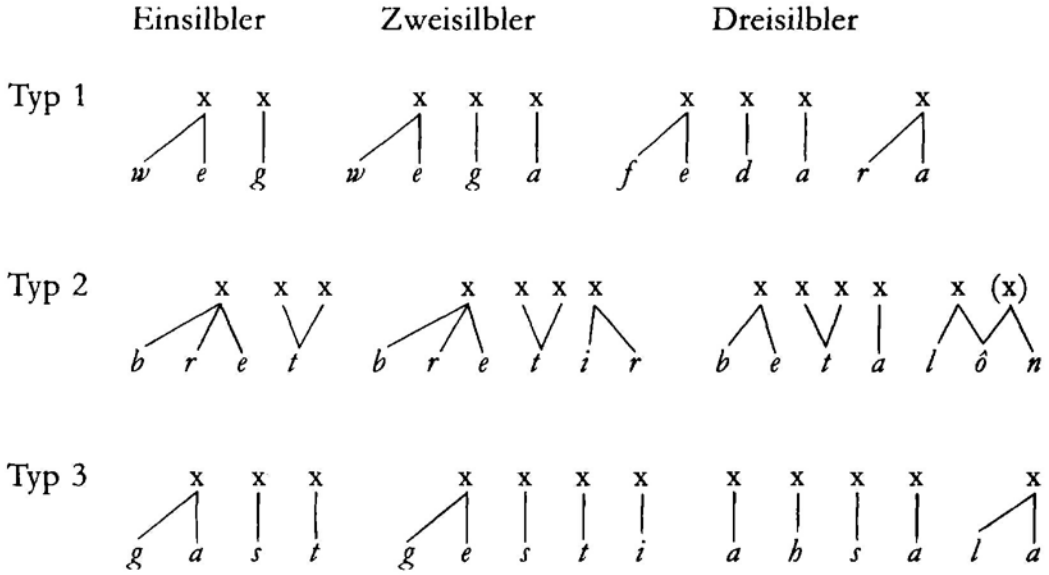
Die nun zu behandelnde Variable hat ebenfalls frühmhd. lexikalische Klassen als Bezugspunkt; sie betrifft sämtliche damalige Kurzvokale. Die heutige Standardsprache hat diese Kurzvokale zwar nicht immer, mit den deutschen Dialekten verglichen jedoch relativ häufig unter Primär- oder Sekundärakzent zu Langvokalen gedehnt; umgekehrt sind einige mhd. Langvokale gekürzt worden (z. B. *Futter, Docht*). Die „nhd. Dehnung" führte — wie die „nhd. Monophthongierung" — hohe Langvokale in das phonologische System ein und steht deshalb ebenfalls in einem systematischen Zusammenhang mit den schon besprochenen Variablen (û) und (î) sowie (ie) und (uo). Auch hier kam es wohl diachron gesehen nicht zum Phonemzusammenfall mit mhd. *û/î*, sondern lediglich später mit den monophthongierten alten *ie/uo*.

Wir wollen zunächst die Entwicklung der deutschen Vokallängen in der heutigen Standardlautung skizzieren. Diese Erklärung wird in der weiteren Diskussion eine wichtige negative Rolle spielen; es wird sich nämlich zeigen, daß sie nicht auf die alemannischen Verhältnisse übertragen werden kann.[53]

Um die historische Entwicklung nachzuzeichnen, müssen folgende phonologische Kontexte berücksichtigt werden: a) die Position des Vokals in der Silbe (offen, gedeckt, mehrfach gedeckt), b) die Stärke des ggfls. folgenden Obstruenten (Fortis oder Lenis, Geminata oder Einfachkonsonanz) und c) die Sonorität eines folgenden Konsonanten (Obstruent vs. Sonorant). Man geht allgemein vom ahd. Lautstand aus. Die folgende Übersicht über die rhythmischen Verhältnisse in den ahd. Simplicia (= nicht zusammengesetzten Wörtern) basiert auf der Rekonstruktion Wiesingers (1983 b: 1095). Berücksichtigt sind lediglich die Obstruenten; die Darstellungsweise ist die der nicht-linearen Phonologie. Insbesondere ist für die folgende Argumentation die Moren-Lage (x) von Bedeutung (vgl. Kap. 2, S. 33). Die Anzahl der x entspricht der Anzahl der Moren in den drei lexikalischen Grundtypen (lenisauslautend, fortisauslautend — entsprechend etymologischer Geminata — und in Konsonantenverbindung auslautend) mit ihren ein-, zwei- und dreisilbigen Varianten.[54]

[53] Das Thema soll hier keineswegs in seiner ganzen Komplexität aufgerollt werden. Bekanntlich war die Dehnung schon ein bei den Junggrammatikern beliebter Gegenstand (Paul 1884 hat die Diskussion ganz wesentlich beeinflußt; vgl. dazu Reis 1974). Die Frage nach der phonologischen Motivation der Dehnung wird an dem uns zur Verfügung stehenden schriftlichem Material wohl nie endgültig zu klären sein; die in der Diskussion so wichtigen Begriffe „Silbenanschluß (Silbenschnitt)", „Druckstärke (Lenis/Fortis)", Sonorität und Quantität (v. a. bei den Konsonanten) sind teils nur schwer, wenn überhaupt, einer empirischen historischen Analyse zugänglich. Für die Dehnung in den Mehrsilblern gibt es mindestens drei konkurrierende Erklärungsmodelle: Pauls Ansicht, die Dehnung habe in „offener Silbe" stattgefunden, die schon zu seiner Zeit und v. a. in jüngeren Ansätzen (Reis 1974) favorisierte Erklärung nach der Stärke der Folgekonsonanz (Lenis/Fortis, Simplex/Geminata) bzw. nach dem Silbenanschluß und eine rhythmische Erklärung, der ich mich hier anschließe, ohne die alternativen Erklärungen an dieser Stelle diskutieren zu können.

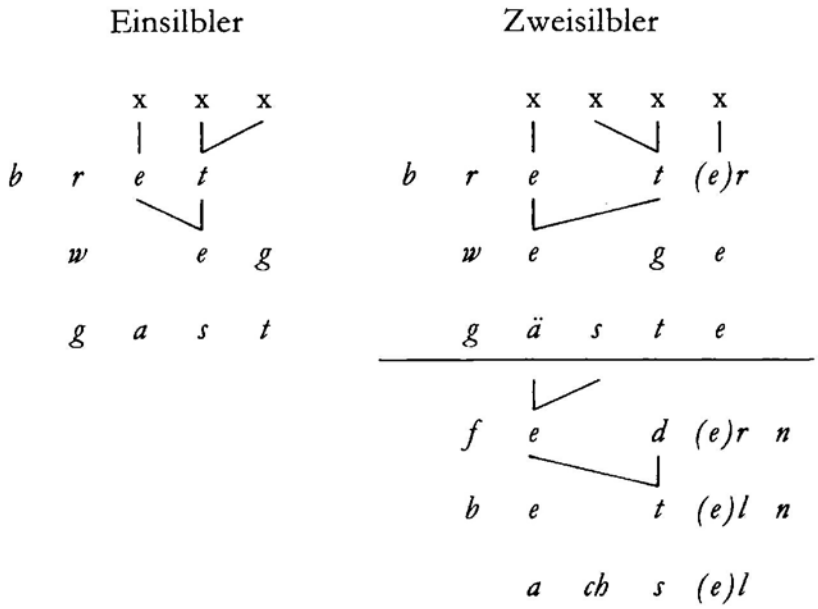
[54] Die Unregelmäßigkeit im Falle von *betalôn* (6 statt der zu erwartenden 5 Moren) wird durch die Reduktion des finalen Langvokals im Mhd. beseitigt. Meine Darstellung unterscheidet sich von der Wiesingers (vgl. seine Abb. 57.1) in der Morenzählung im Nebenakzent. Während er die Nebensilben pauschal mit einer More gewichtet, zähle ich die Moren über das ganze Wort. Wegen des Konsonantismus der Nebensilben (fast immer Sonorkonsonanten) ändert sich dadurch nur wenig. Die pauschale Minderbewertung der Nebensilben scheint mir für das Ahd. mit seiner noch silbenzählenden rhythmischen Grundstruktur nicht ohne weiteres voraussetzbar zu sein. Auffällig ist, daß Wiesinger die Moren über das ganze Wort zählt, nicht über Silben.



Fortes haben den rhythmischen Wert der Geminaten, denen sie entsprechen.[55] Sonorkonsonanten und anlautende Konsonanten haben keinen rhythmischen Wert. So ergibt sich das Moren-Gleichgewicht in den ahd. Simplicia, das durch die Zunahme um je eine More je neue Silbe und durch den Unterschied zwischen Typ 1 (2-3-4 Moren) und den Typen 2/3 (3-4-5 Moren) gekennzeichnet ist.

Nun wurde im Mhd. die Unterscheidung zwischen Fortis (zweimorig) und Lenis (einmorig) im Auslaut aufgegeben („Auslautverhärtung"). Diese Veränderung mußte das Gleichgewicht der Moren empfindlich stören: die Einsilbler des Typs 1 fielen jetzt mit denen des Typs 2 zusammen, so daß alle Einsilbler 3 Moren hatten, jedoch mit 3- und 4-morigen Zweisilblern alternierten. Die nhd. Zweisilbler-Dehnung läßt sich als eine Folge der Auslautverhärtung ansehen, die dieses Ungleichgewicht beseitigte, indem sie die Zwei- und Dreisilbler des Typs 1 ebenfalls um eine More erweiterte. Zugleich wurden die alten Dreisilbler durch Nebentonschwächung und schließlich Ausfall des dritten Silbenträgers zu Zweisilblern. Damit reduzierten sich die 9 Typen des Althochdeutschen auf die folgenden beiden:

[55] Für diese Gleichsetzung für den Zeitpunkt, zu dem im Früh-Mhd. die zu skizzierenden Quantitätsveränderungen begannen, spricht die Gruppe von sog. Ausnahmen zur Paulschen Erklärung der Dehnung (vgl. unten), in denen vor etymologisch einfachem /t/ – also trotz „offener Silbe" – keine Dehnung auftrat (also den Wörtern vom Typ nhd. *Sitte*, mhd. *site*). Ich möchte mich hier Russ 1983: 131 ff. anschließen, der diese Fälle als lautgesetzliche Entwicklungen betrachtet und entsprechend die wenigen Längen vor /t/, etwa in *vater, knoten* als Sonderfälle.



Das rhythmische Prinzip, das hinter den ahd. Simplicia und dieser Veränderung steckt, ist also eines des *additiven Morenausgleichs*. Ein- und Mehrsilbler stehen in einem regelmäßigen Verhältnis zueinander, das durch die Zunahme der Morenzahl um 1 parallel zur Zunahme der Silbenzahl hergestellt wird. Die ahd. Simplicia entsprechen diesem additiven Morenausgleich; auch die Veränderungen, die die Auslautverhärtung ausglichen, stellten erneut einen Zustand her, der dem rhythmischen Grundprinzip genügte.

Wegen ihrer Abhängigkeit von der Anzahl der Silben im Wort trat die nhd. Dehnung auf dieser Stufe in eine Wechselbeziehung mit der morphologischen Struktur des Wortes. Wurde z. B. der Plural durch *-e* markiert, so veränderte ein Lexem wie *tac* (kurz, weil schon dreimorig) seine phonologische Form in *tag* + *e*, verlor die Umgebung für Auslautverhärtung und mußte so zu *ta:gə* gedehnt werden. Die Dehnung führte also zu einem anderen systematischen Ungleichgewicht: dem Wechsel zwischen Lang- und Kurzvokalen in den *morphologischen* Paradigmen. Während im ahd. System vor der Auslautverhärtung die Suffigierung z. B. des Plural-Vokals den Stammvokal unverändert ließ, mußte dieser im neuen System angepaßt werden, um das rhythmische Gleichgewicht nicht zu stören.

Das durch die nhd. Dehnung in Zwei- und Dreisilblern wieder hergestellte Gleichgewicht der Morenverteilung wurde deshalb sehr bald durch eine weitere, morphologisch motivierte Entwicklung wieder aufgelöst. Paradigmenausgleich im frühnhd. Standard führte jetzt auch zur (freilich unregelmäßigen, weil phonologisch nicht natürlichen) Dehnung der Einsilbler (z. B. *ta:k*/*ta:gəs* gegen älteres — und noch heute norddt. — *tach*/*ta:gəs*) bzw. vor Mehrfachkonsonanz (*gi:bst*/*gi:p*/*ge:bən* vs. älteres *gibst*/*gip*/

ge:bən). Bei der Analyse der Dehnungsverhältnisse im Neuhochdeutschen ist also zwischen (kompensatorischer, phonologisch motivierter) Dehnung in alten Mehrsilblern und (analogischer, morphologisch motivierter) Dehnung in Einsilblern und vor Doppelkonsonanz zu unterscheiden. Zwar stand ein phonologisch natürlicher Prozeß am Anfang der Entwicklung, morphologische Gesichtspunkte waren jedoch stärker als phonologische und führten – entsprechend der allgemeinen Priorität der Morphologie vor der Phonologie – zu den heutigen, rein phonologisch nicht mehr erklärbaren Verhältnissen.[56]

Geographisch betrachtet dürfte die nhd. Dehnung zuerst im Westmitteldeutschen, aber auch im Südbairischen[57] stattgefunden haben – und zwar schon sehr früh (etwa ab dem 12. Jahrhundert). Die heutige Verbreitung der Dehnung in den oberdeutschen Dialekten muß für die verschiedenen Silbenkontexte getrennt betrachtet werden.

In der Regel steht der Kontext ‚offene Silbe' (= Mehrsilbler des Typs 1) im Vordergrund der oberdeutschen arealdialektologischen Arbeiten. In dieser Position („Leichtinnendehnung") gibt z. B. Bohnenberger (1953, Kartenlinie 1) für das Dehnungsgebiet die folgende Südgrenze: Dehnung nördlich einer Linie Feldberg – S Schiltach – zwischen Oberndorf und Rottweil – zwischen Spaichingen und Ebingen – S Pfullendorf – N Ravensburg – S Waldsee – O Lindau – zwischen Walsertal und Ill-/Klostertal.[58] Daneben gibt es innerschweizerische Dehnungsgebiete.[59] Der Konstanzer Raum sowie der gesamte Raum nördlich des Bodensees bis zur Diphthongierungsgrenze nach Norden und bis nach Ravensburg im Osten sowie der Großteil des Schweizer Raums liegen demzufolge im Gebiet der Erhaltung alter Kürzen in offener Silbe.

Die ausführlichste Darstellung der Dehnungsverhältnisse in den Einsilblern (vor alter Lenis, „Leichtschlußdehnung", bzw. vor alter Mehrfachkonsonanz, „Schwerschlußdehnung") gibt Gabriel (1969, Karte; für den

[56] Die hier skizzierte rhythmische Erklärung weist der Auslautverhärtung eine zentrale Rolle zu; sie trifft sich in diesem Punkt mit der generativen Analyse Comries (1980: 282 ff.), in der er allerdings segmental (und nicht rhythmisch) argumentiert. Problematisch ist bei Comrie, daß er die Fortis/Lenis-Opposition zugunsten des Merkmals ‚Stimmhaftigkeit' völlig vernachlässigt.

[57] So Lessiak 1908; vgl. Penzl 1975: 114 f.

[58] Vgl. den identischen Verlauf auf den Karten Wiesingers (1983 b: 1091) und Ruoffs (1983) sowie die gründliche Beschreibung bei Jutz (1931: 154 ff.). Eine ausführliche Darstellung der Verhältnisse unter Zusammenfassung der SDS-Karten und auf der Grundlage eigener Untersuchungen in Vorarlberg findet sich in Gabriel 1981/82, Karte 4. Für den Konstanzer Raum vgl. nach den SSA-Daten Seidelmann 1983, Karte 3 (*Wagen*).

[59] Vgl. für die sprachgeographischen Verhältnisse in den schweizerdeutschen Dialekten Hotzenköcherle 1986.

Bodenseeraum Gabriel 1981/82, Karte 3).[60] Die großflächigen Verhältnisse im Gesamtalemannischen sind demzufolge etwa so zu beschreiben: Die Schwerschlußdehnung (Typ *Kopf*) spielt nur im nordöstlichen Schwäbischen (östlich von Ulm—Schorndorf—Löwenstein) eine Rolle; im gesamten übrigen Gebiet ist in dieser Position die Kürze bewahrt. Anders vor alter Lenis (Typ *Tag*): hier hat das gesamte schwäbische und niederalemannische sowie das westliche hochalemannische Gebiet (in der Schweiz etwa westlich von Frauenfeld—O Schwyz—Grindelwald) gedehnt, außerdem das Höchstalemannische. Der Bodenseeraum liegt in einer Übergangszone, in der die Verhältnisse uneinheitlich sind. Generell gelten vor Sonoranten andere Bedingungen. (Etwa wird im Südschwäbischen teils nur vor Sonorant gedehnt, in Teilen der Nord(ost)schweiz sowie in der Singener Mundart[61] auch vor Obstruent.) Als weitere Ausnahmen von der „Leichtschlußdehnung" nennt Jutz (1931: 157) die Wörter *grob, (k)xog* (‚Aas'), *blatt, fil(l)* (‚viel') sowie die Imperativformen *gip, les, grap* etc.

Vor *r* + Dental werden vor allem Tiefvokale im gesamten alemannischen Raum gedehnt, weniger häufig vor *r* + anderen Obstruenten sowie vor *r* + Nasal bzw. *l* + Obstruent. In der Verbindung V + N + Obstruent treten im Norden des gesamtalemannischen Gebiets Langvokale auf, meist mit *n*-Vokalisierung, ohne *n*-Vokalisierung südlich des Bodensees (Keßwil, St. Gallen, vorarlbergisches Rheintal) (Jutz 1931: 161 ff.).

Allgemein werden die folgenden beeinflussenden Kontextfaktoren genannt: a) tiefere Vokale werden (in offener Silbe) eher als höhere gedehnt (phonetischer Grund ist die inhärent größere Dauer der Tiefvokale), b) vor Sonorkonsonanten wird (in offener Silbe) eher gedehnt als vor Obstruenten, c) vor den Suffixen *-er, -el, -en* bleibt meist die Kürze erhalten, d) vor *r*(*r*)C (vor allem wenn der Konsonant ein Dental ist) wird besonders oft gedehnt und e) vor Lenisobstruenten wird fast immer gedehnt.

Im engeren Umkreis von Konstanz stellt Singer (1965: 66) auf der Höri (also westlich von Konstanz) „verwirrende Vielfalt" und unterschiedliche Entwicklungen von Wort zu Wort fest. Dehnungen dringen aus dem schwäbischen Norden vor. In offener Silbe vor Obstruent waren in Singers Untersuchung allgemein die Kürzen erhalten (vor Sonoranten nur in einigen wenigen Wörtern); in gedeckter Silbe wurden in Mehrsilblern von Liquiden vor allem *a* und *e*/*E*, selten *o* gedehnt; in Einsilblern waren die

[60] Bohnenberger 1953 behandelt nur die „Schwerschlußdehnung" vor ahd. Doppelkonsonanz ausführlicher (vgl. S. 155 ff. und Kartenlinie 2). Nach Wiesinger 1983 b ist die analogische Dehnung in geschlossenen Einsilblern „im Ober- und Mittelhochdeutschen weitestgehend durchgeführt" (S. 1092) und lediglich im Höchstalemannischen unterblieben (ebenso Jutz 1931: 156 f. zur „hochalemannischen Dehnung"). Diese Darstellung ist aber gerade für den Konstanzer Raum zu grob.

[61] Vgl. Jutz 1931, Haag 1929.

Verhältnisse vor Sonoranten uneinheitlich, vor Lenis Dehnung nur selten (vgl. S. 57 ff.). Die alte Singener Mundart hat nach Schreiber (1927) ebenfalls in ungedeckter Silbe und vor Mehrfachkonsonanz die Kurzvokale erhalten, vor einfachen silbenfinalen Konsonanten (außer vor *t* und *ch*) fast immer Dehnung durchgeführt, vor Sonorkonsonanten aber nur gelegentlich. Auch hier erwiesen sich die Hochvokale weniger dehnungsanfällig als die mittleren und vor allem das *a*. Die Verhältnisse vor *ht* und *hs* werden von allen Autoren als abweichend beschrieben; Dehnung und Ausfall des Frikativs sind hier besonders häufig.

3.2.4.2. Quantitative Verteilung

Bei der quantitativen Auswertung der Konstanzer Daten unter dem Gesichtspunkt der Dehnung stellten sich Probleme, die bei den bisher besprochenen Variablen kaum relevant waren. Denn bei der Transkription konversationeller Texte beeinflussen prosodische Eigenschaften der Gesamtäußerung (z. B. die Lage des Satzakzents) die absolute und auch die relative Länge der einzelnen mhd. Kurzvokale. Dies bedeutet, daß phonetisch gesehen die Dehnung ein Kontinuum darstellt; andererseits ist die phonologische Unterscheidung zwischen Lang- und Kurzvokalen, so wie sie auch unabhängig von der Dehnung der mhd. Kürzen existiert, binär. Bei der Umschrift waren die Transkribenten aufgefordert, eine möglichst phonetische Notierung zu verwenden und markierten deshalb häufig Zwischenformen zwischen eindeutiger Länge und eindeutiger Kürze. Es wurde also im Gegensatz zu den bisherigen, binären Parametern, bei deren Kodierung immer eine Ja/Nein-Entscheidung – meist zwischen dialektaler und nicht-dialektaler Realisierung – gefordert war, ordinal skaliert, um so dem kontinuierlichen Charakter der phonetischen Variation besser Rechnung tragen zu können. Dies war (im Gegensatz vor allem zur Variablen (dial-ei), aber auch zu (dial-î) und (dial-û)) möglich, weil sich tatsächlich alle vorkommenden Formen auf einer phonetischen Skala anordnen lassen. Auch bei der Darstellung der quantitativen Verteilung der Variable (Dehnung) wurden im Gegensatz zu den bisher besprochenen binären Variablen drei Ausprägungen berücksichtigt: eindeutig kurz – mittellang – eindeutig lang. Eine solche phonetische Vorgehensweise ist als Ausgangspunkt der Diskussion sinnvoll; ihr weiterer Verlauf wird aber zeigen, daß auch im Konstanzerischen unter dem phonetischen Kontinuum ein binärer phonologischer Kontrast liegt.

Es wurden zunächst sämtliche phonologische Kontexte zusammen ausgewertet. Nach dieser Zählung ergibt sich der Kurvenverlauf in Abb. 28. Die Zahlen für die einzelnen Informanten sind Quotienten aus der Summe der Werte 1 für Kürze, 2 für Mittellänge und 3 für Länge und der Anzahl der Vorkommen. Die Werte können demzufolge zwischen 1 für maximale Erhaltung der Kürzen und 3 für maximale Dehnung variieren. Bei der

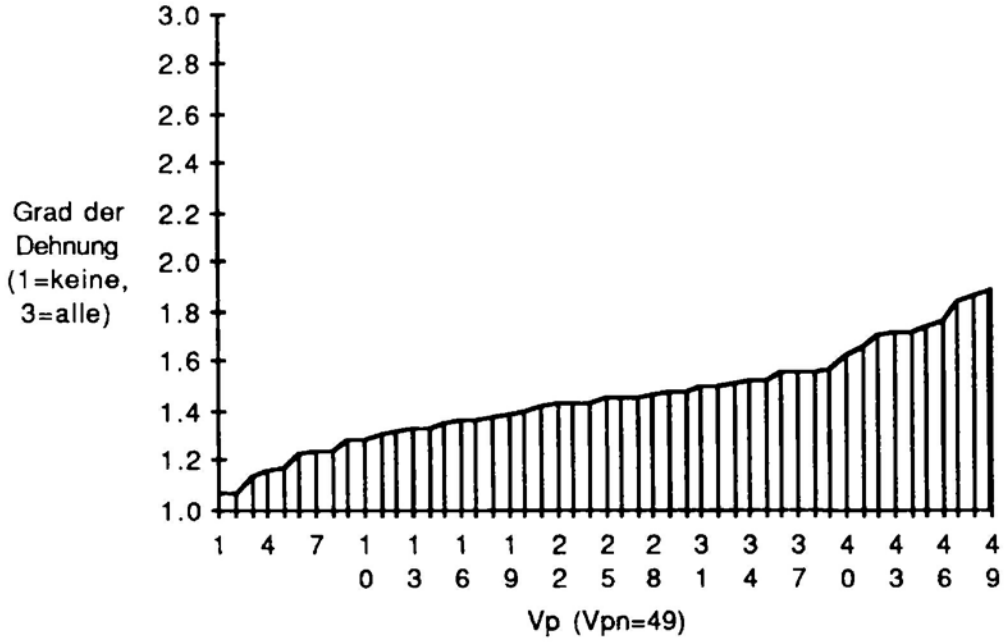


Abb. 28: (Dehnung-A): Rangordnung nach steigenden %

Auszählung wurde bereits berücksichtigt, daß auch in der Orthoepie nicht alle mhd. Kurzvokale vor Einfachkonsonanz bzw. in offener Silbe gedehnt wurden. Erfaßt wurden daher nur solche Wörter, in denen neben der dialektalen Kürze Dehnung in der Orthoepie steht. Ausgeschlossen wurden des weiteren alle Dialektwörter, in denen auf keinen Fall die Kürze erhalten sein kann. In den vorliegenden Materialien waren dies (nach Einstufung durch zwei Informantinnen, deren Urteil durch die Daten bestätigt wurde):

Tag (als alleinstehendes Wort), *Bad, Moos, Sohn, kam, schmal, Hof* (alleinstehend), *Bahn, Has* (Sg.), *Tür, Nas, Hos, Ware* (Nomen), *Aus-/Annahme, liest/lies/les, Wahl, Ziel, Zahl(e)(r), Saal, Fähre, Kater, Zahn*

Es handelt sich dabei vor allem um Fälle von „Leichtschlußdehnung" und/oder um den Kontext vor Sonorkonsonant.

Trotz des Ausschlusses dieser obligatorischen Längen und Kürzen ist der Kurvenverlauf im Vergleich zu den meisten bisher diskutierten Variablen recht flach (Min. 1.06, Max. 1.89, $\bar{x} = 1.45$, $s^2 = 0.2$). Die Informantenränge decken weniger als 50% des Bereichs der möglichen Werte ab. Vor allem ist bemerkenswert, daß — anders als bei allen anderen bisher besprochenen Variablen — kein Informant die Extremwerte erreicht.

Die naheliegende Erklärung für den flachen Kurvenverlauf ist, daß die Variable nicht präzis genug operationalisiert worden ist, um eine optimale Differenzierung der Sprechergruppe zu gewährleisten. Um weitere Umgebungsfaktoren zu isolieren, die die Dehnung ausschließen oder obligatorisch machen, war deshalb eine eingehendere Kontextanalyse notwendig.

3.2.4.3. Phonologische Kontextanalyse

Beginnen wir mit den phonologischen Kontexten. Im Gegensatz zu der herkömmlichen Vorgehensweise geht die für das Konstanzerische formulierte Silbifizierungsregel (vgl. S. 36) von der Annahme aus, daß Konsonanten nach Kurzvokalen ambisilbisch sind. Dies bedeutet, daß die Dehnung nicht nur die Quantität verändert, sondern außerdem eine Assoziationslinie — nämlich die zwischen dem die neue Silbe einleitenden Konsonanten und der vorausgehenden Silbe — abschneidet. Dadurch entsteht eine deutlichere Trennung der Silben, die einer natürlichen Fortisierungsteleologie entspricht. Dieser Silbifizierungsregel entsprechend wird im folgenden im Zusammenhang der „Leichtinnendehnung" nicht von offenen Silben (wie z. B. bei H. Paul), sondern von Silben mit ambisilbischer Deckung die Rede sein. Die Kontexte sind koextensiv, implizieren aber eine unterschiedliche phonologische Erklärung der Dehnung im Konstanzerischen.

Entsprechend der historischen und arealen Entwicklung erschien es sinnvoll, von den folgenden Hypothesen auszugehen: a) vor ambisilbischer Silbendeckung wird weniger gedehnt als vor einfacher, aber mehr als vor zweifacher; b) nachfolgende Sonoranten begünstigen die Dehnung; c) tiefere Vokale werden eher als höhere gedehnt. Diese Hypothesen wurden in einer Untergruppe von 20 zufällig ausgewählten Sprechern untersucht. Es wurden nur eindeutige Kürzen und Längen im Hauptakzent berücksichtigt. Die folgende Tabelle schlüsselt das Verhältnis von Längen zu Kürzen nach den Umgebungsfaktoren ‚Silbendeckung' und ‚Typ der Folgekonsonanz' auf.

Tabelle 13: Verhältnis Längen : Kürzen in ausgewählten phonologischen Kontexten

	ambisilbische Deckung	einfache Deckung	doppelte Deckung	Summe
folgender Sonorant	30 : 51 = 0.59	16 : 41 = 0.39	10 : 9 = 1.11	56 : 101 = 0.55
folgender Obstruent	37 : 313 = 0.12	17 : 24 = 0.71	4 : 51 = 0.08	58 : 388 = 0.15
folgender silbischer Sonorant	17 : 6 = 2.83			
folgendes *(e)le(n)*	2 : 5 = 0.4			
Summe	86 : 375 = 0.23	33 : 65 = 0.51	14 : 60 = 0.23	133 : 500 = 0.27

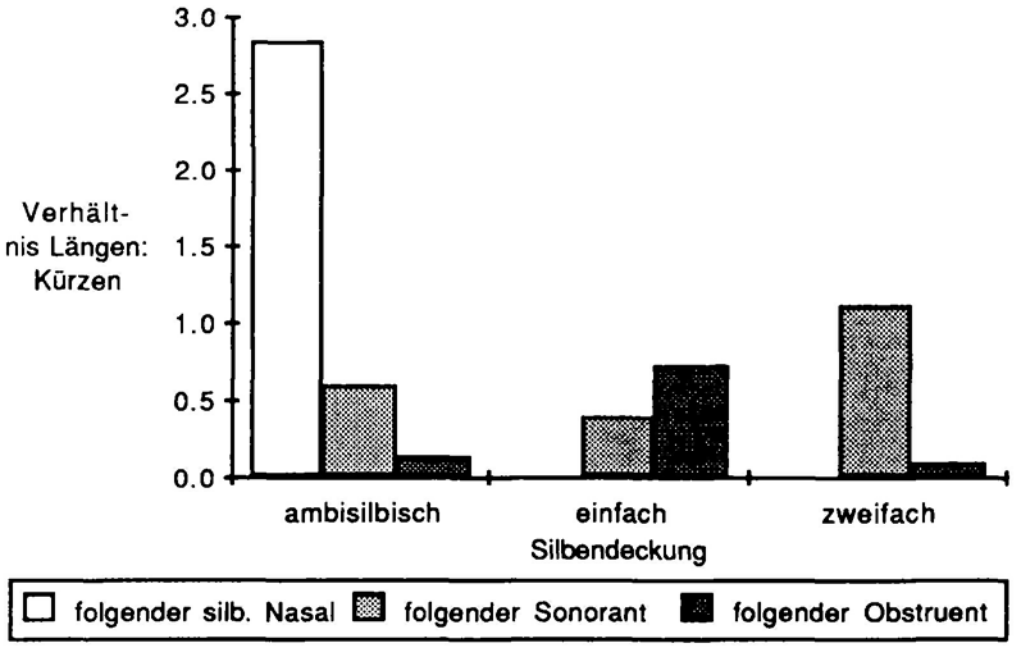


Abb. 29: Verhältnis Längen : Kürzen in ausgewählten phonologischen Kontexten

Vernachlässigt man den Kontext *-elen* wegen der geringen Belegzahl, so lassen sich die Zahlen wie in Abb. 29 veranschaulichen.

Der aus der historischen Entwicklung des Deutschen zu erwartende kürzende Einfluß doppelter Silbendeckung bestätigt sich vor Obstruent (fast keine Längen). In diesen Fällen — es handelt sich v. a. um Flexionsformen wie *legsch, sagsch,* etc. — findet in der Orthoepie paradigmatische Angleichung an die Formen mit ambisilbischer Silbendeckung statt, in der Konstanzer Stadtsprache unterbleibt sie hingegen fast völlig. Umgekehrt steigt der Quotient Längen : Kürzen in der einfach gedeckten Silbe vor Obstruent deutlich an. Hier kommt es also recht häufig zur analogischen „Leichtschlußdehnung", ähnlich wie im Standard: *le:g, sa:g,* etc. Vor nachfolgendem ambisilbischen Obstruenten (*lege, sage,* etc.) sind die Werte wiederum sehr niedrig, die mhd. Kürzen oft erhalten. Dies entspricht grob dem Befund der klassischen Dialektologie und bestätigt unsere Hypothese a). Schon an dieser Stelle sei jedoch darauf verwiesen, daß diese Hypothese der am Anfang dieses Abschnittes skizzierten historischen Entwicklung der Vokallängen im Deutschen klar widerspricht. Der logischen und historischen Priorität der „Leichtinnendehnung" vor der „Leichtschlußdehnung" als analogischem Ausgleich entsprechend, wäre zu erwarten, daß in einem Dialekt, in dem die Dehnung vor ambisilbischem Konsonanten nur wenig Verbreitung fand, auch die Dehnung vor silbendeckender Lenis-Konsonanz unterbliebe: ihr fehlt ja der Anlaß.

Der Vergleich der Kontexte ‚nachfolgender nicht-silbischer Sonorant' und ‚nachfolgender Obstruent' bestätigt Hypothese b), derzufolge ein

folgender Sonorant die Dehnung begünstigt. Dies gilt jedoch nur für ambisilbische Sonoranten und Sonoranten in silbenfinaler Doppelkonsonanz. Vor einfachem Sonorkonsonanten gehen die Werte zurück.

Zum dritten läßt sich aus der Tabelle ein stark dehnender Einfluß eines silbischen Nasals oder Liquids in der Folgesilbe ablesen. Die Erklärung dafür kann sicherlich keine prozeßphonologische sein; vielmehr ist die Kookkurrenz zwischen finaler n-Erhaltung (die dann zum silbischen Nasal führt) und Standard-Dehnung dafür verantwortlich: Kürze und n-Erhaltung schließen sich aus (vgl. *ʔebm̥, ʔsagn̥*).

Schließlich wurde der Einfluß der Vokalhöhe auf die Dehnung untersucht. Wegen der sonst zu unterschiedlichen Frequenzen fanden lediglich der Hochvokal /i/, die mittleren Vokale /e/ und /o/ sowie der Tiefvokal /a/ Berücksichtigung. Es ergaben sich — wiederum im Hauptakzent — folgende Quotienten Kürze : Länge:

/i/	7.56
/e/	3.31
/o/	1.49
/a/	4.02

Die häufigen Kürzen im Falle des Tiefvokals lassen die Relevanz des Faktors ‚Vokalhöhe' relativ gering erscheinen.

Die genauere Untersuchung der phonologischen Umgebungsfaktoren bestätigt also die Vermutung, daß die ursprüngliche Berechnung des Parameters (Dehnung-A) wesentliche Kontextfaktoren unberücksichtigt ließ und deshalb nur ein unscharfes Bild von der Verteilung der Dehnung in dem untersuchten Corpus geben konnte. Es wurde deshalb eine alternative Variable (Dehnung-B) berechnet, die nur mhd. Kurzvokale mit ambisilbischer Deckung vor nachfolgendem Obstruenten im Hauptakzent berücksichtigt. Obwohl der Kontextspezifizierung genügend, wurden die hochfrequenten Wörter *eben* (als Partikel), *wieder, aber, oder* gesondert berechnet. Daraus ergab sich eine Variable (Dehnung-C).

Die statistischen Werte für die drei Dehnungsvariablen verhalten sich wie in Tab. 14 zusammengefaßt zueinander.

Obwohl der Mittelwert für (Dehnung-B) nur wenig unter dem für (Dehnung-A) liegt, ist der Variationsbereich insgesamt sowie die Streuung größer. (Dehnung-B) und (Dehnung-C) sind komplementäre Mengen von „Leichtinnendehnungen"; sie sind also als zwei verschiedene Zustände des gleichen phonologischen Prozesses interpretierbar. Aus dem Vergleich zeigt sich, daß die Kürzen im Fall der genannten vier Wörter erheblich häufiger erhalten sind. 16 Informanten haben nur Kürzen, während im Falle von (Dehnung-B) nur ein Sprecher den Wert 1 erreicht. Der immer noch flache Kurvenverlauf für die Variable (Dehnung-B), das davon abweichende Verhalten der phonologisch gleich strukturierten Wörter

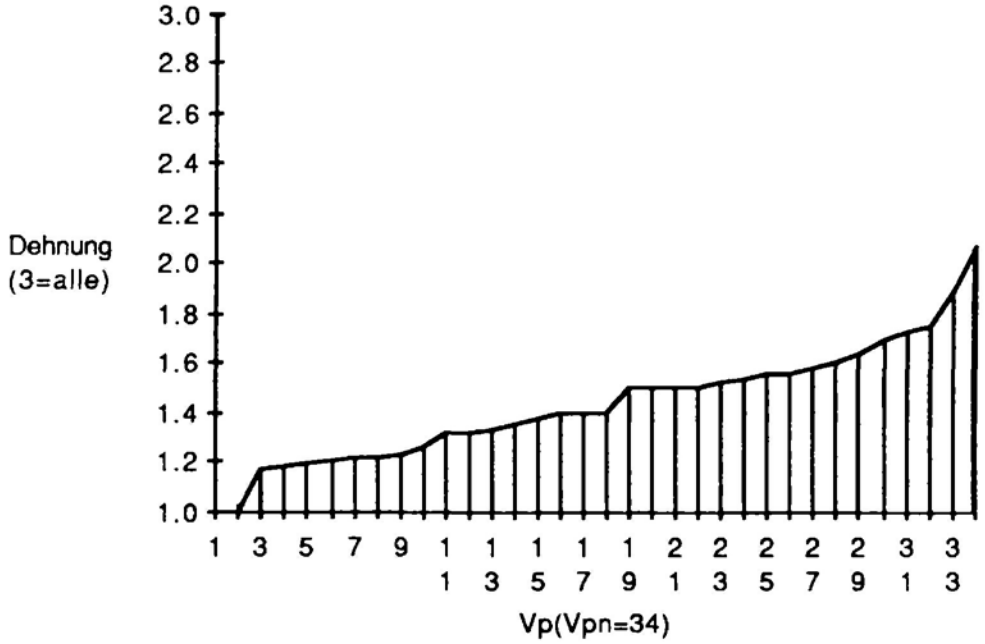


Abb. 30: Leichtinnendehnung (Dehnung-B) nach ansteigenden %

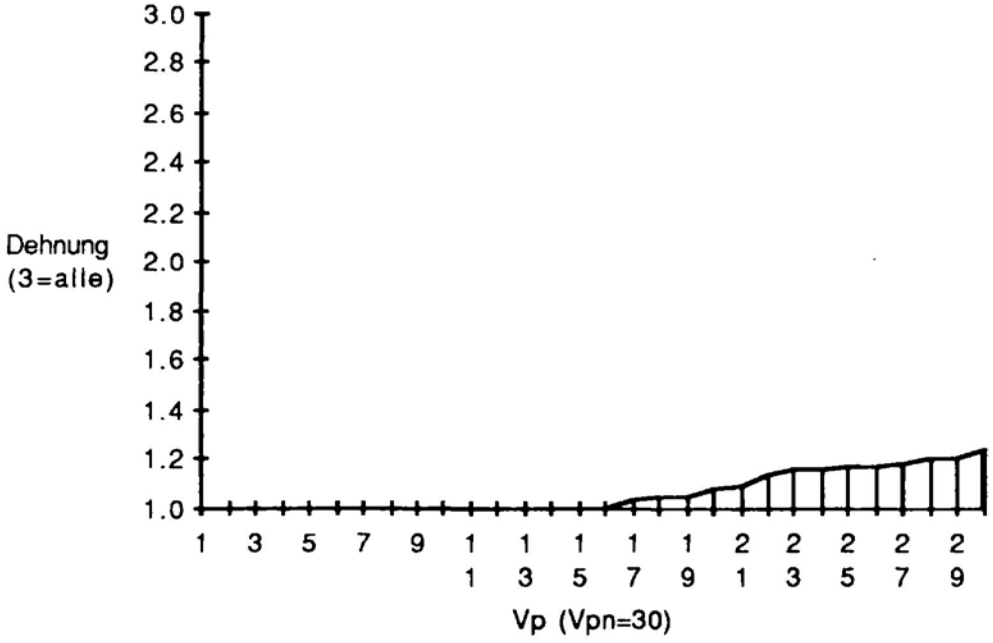


Abb. 31: Dehnung in *eben, wieder, oder, aber* (Dehnung-C) nach ansteigenden %

wieder, eben, oder, aber, die phonologisch nicht erklärbare Verteilung von Kürzen und Längen vor den Sonoranten sowie die Ergebnisse zur Vokalhöhe weisen darauf hin, daß neben den phonologischen Umgebungen auch lexikalische bei der Erklärung der beobachteten Variation eine Rolle spielen.

Tabelle 14: Statistische Parameter der drei Berechnungsweisen für Dehnung

	Dehnung A	Dehnung B	Dehnung C
Maximum	1.89	2.07	1.23
Minimum	1.06	1	1
Mittelwert	1.45	1.43	1.06
Standardabweichung	0.2	0.24	0.08
N	49	34	30

3.2.4.4 Lexikalische Kontextanalyse

Es wurde deshalb – für die gleiche Untergruppe von 20 Sprechern – eine lexikalische Analyse durchgeführt. Die folgende Liste zeigt das Verhältnis Kürzen : Längen in Wörtern, die bei diesen 20 Informanten mindestens 5 mal vorkamen:

(I)		
wide	71 : 0	
habə, hab, khabt	34 : 0	
holə, kholt	8 : 0	aber: *ho:ln*
wegə	7 : 0	
schbil(d), schbilə(d)	7 : 0	aber: *spi:lend* (Gerund)
baischpil	9 : 0	
nemə, -nemə	10 : 0	aber: *untɐne:m̩*
nEmlich	10 : 0	
gwEsə	13 : 0	aber: *we:sentlich*
gegə	5 : 0	aber: *ge:gn̩d*
odɐ	18 : 0	
ebə (Partikel)	11 : 0	
ʒImlich	6 : 0	
denə, derə	16 : 0	
gEbə(t)	15 : 0	
(II)		
grad (Advb.)	15 : 4	
vatɐ, -vatɐ	13 : 1	
übɐ, rübɐ	72 : 6	
schwIrik(äit)	5 : 1	
sagə(t), sag=I	48 : 6	aber: *sa:gə* (Nomen)
sagt, ksagt, sagsch	40 : 1	
sag	16 : 2	
möglich	7 : 1	

(III)		
badə, badisch	2:4	aber: *ba:d* (immer lang)
magə	3:3	
zogə, -zogə	7:5	aber: *zu:g* (immer lang)
lesə(t), glesə	5:3	
(übɐ)legə(t), ligə(t), glegə	7:3	aber: *legsch, legt, ligt, legt* kurz
(IV)		
re:də(t)	2:6	aber: *re(:)d* halb kurz, halb lang
(-)ta:g	9:18	aber: *-dig* immer kurz
(V)		
wohl, obwohl	0:9	
fa:rə, fa:rɐ	0:5	
wohnung, wohnə(t), gwohnt	0:18	
zahlə, bezahlt, zahl	0:8	

Natürlich sind die Belegzahlen für viele Items in dieser Liste zu gering, um die Kürzen-Längen-Verhältnisse ‚wörtlich' interpretieren zu können. Sie sind durch die Vernachlässigung der mittleren Kodierungsebene (halblang) außerdem gewissermaßen radikalisiert. Dennoch ergibt sich ein deutliches Bild, wenn man die 37 Wörter bzw. Wortgruppen danach grob hierarchisiert, ob in ihnen nie (Gruppe I) oder immer (V) gedehnt wird: in diese beiden Gruppen fallen nämlich bereits 21 der 37 Items. Nimmt man noch die Gruppen II (meist kurz) und IV (meist lang) hinzu, verbleiben nur 6 Items, in denen sich nicht schon auf der lexikalischen Ebene eine deutliche Präferenz für Lang- bzw. Kurzvokale zeigt.

In einigen Fällen ist die erhaltene Kürze bzw. Dehnung leicht aus den schon genannten phonologischen Gesichtspunkten zu erklären. So spielt in *Beispiel* (nur Kürzen) und in *-tag* (vor allem der reduzierten Form *-dig*) (dominante Kürzen) sicherlich die Nebenakzentstellung die entscheidende Rolle. Zumindest auch eine morphologische Umgebung – nämlich der Folgekontext *-lich* – scheint Kürze zu verlangen (trotz teils folgendem Sonorkonsonanten und trotz einfacher Lenis-Silbendeckung). Vor allem aber ist die durchgängige Dehnung in *(ob)wohl, fahren, Wohnung* etc., *zahlen* etc. auf den folgenden Sonoranten zurückzuführen. Daneben stehen allerdings Wörter wie *holen, nehmen, schwierig, denen, der,* in denen in der gleichen Umgebung nie oder nur selten gedehnt wird. Das gleiche gilt für den Einfluß der Silbendeckung: der Wechsel zwischen offener Silbe in Zweisilblern und einfach gedeckter in Einsilblern manifestiert sich in Paaren wie *bade – ba:d, zoge – zu:g* sowie vielleicht auch in den fast durchgängigen

Kürzen in *oder, eben, wieder, gegen, oben, aber* (im Gegensatz zur Variation in *grad, red*). Hier gilt aber noch mehr als im Falle der Sonoritätsopposition: lexikalische Kontexte haben den Einfluß dieser phonologischen Variablen überdeckt. So wird in den Formen der Verben *haben, spielen, holen, sagen* unabhängig von der Silbendeckung die Kürze immer oder meist erhalten; umgekehrt führt in *wohnen* und *zahlen* die doppelte Silbendeckung nicht zur Unterlassung der Dehnung.

Im Falle der Variable (Dehnung) wird also die Anwendbarkeit bestimmter phonologischer Kriterien zu großen Teilen lexikalisch gefiltert. Einzelne lexikalische Strukturen sind als ‚tendenziell lang bzw. kurz' spezifiziert; diese Spezifizierung kann sich auf Stämme oder auf Wörter beziehen. Im ersten Fall wird im gesamten Paradigma die Dehnung einheitlich durchgeführt oder unterlassen. Zu diesem Typ gehören *nehm-, hab-, hol-, sag-* mit obligatorischer Kürze und *wohn-, zahl-* mit tendenzieller Länge. Bezieht sich die Spezifizierung hingegen auf bestimmte Wörter, so kann in anderen Formen des Paradigmas Variation auftreten, d. h. die phonologischen Kontextfaktoren kommen zum Tragen. Etwa: *zu:g* (Dehnung) vs. *-zogə/zo:gə, ho:f* (Dehnung als alleinstehendes Nomen) vs. *-hofə/ho:fə* (als Ortsname). Sowohl im Fall der Markierung von Stämmen als auch in dem der Markierung von Wörtern gelten die Standard/Dialekt-Kookkurrenzbeschränkungen natürlich weiter. So bleibt die Vokalkürze, selbst wenn sie obligatorisch ist, dialektal konnotiert und verbietet z. B. die Verwendung der ihr untergeordneten n-Erhaltung im *-en*-Auslaut (vgl. *untenEmə* vs. *untene:m̩*).

Trotz der weitgehenden Lexikalisierung gibt es aber auch Evidenz dafür, daß prozeß-phonologische Aspekte immer noch eine Rolle für die Festlegung der Quantität der Akzentsilbe im Konstanzerischen spielen. Vor allem ist das phonologische Muster, das in Zweisilblern vor einfachem Konsonanten Kürze begünstigt, auch heute noch produktiv; es führt zu dialektalen Kürzungen von neuen Standard-Wörtern wie *super, Amerika* sowie zur gelegentlichen nicht-etymologischen Kürzung in Zweisilblern wie z. B. *libɐ* (aus mhd. *lieber*), *mOnat* (mhd. *mônat*).

3.2.4.5 Zusammenhang mit den externen Variablen

Die Tatsache, daß im Fall der Variablen (Dehnung) ein beachtlicher Teil der Variation lexikalisch aufgelöst wird, erklärt die wenig differenzierende Kraft dieser Variablen in der untersuchten Sprechergruppe (flacher Kurvenverlauf). Es überrascht deshalb auch nicht, daß weder in den mehrfachen, noch in den einfachen Varianzanalysen signifikante Unterschiede zwischen den Alters-, Geschlechts- und Bildungsgruppen auftraten, wie die Tab. 15, 16 und 17 zeigen.

Die Werte der Variablen (Dehnung-A) steigen zwar hypothesengemäß in der niedrigsten Altersstufe und der höchsten Bildungsgruppe an, jedoch

Tabelle 15: Mittelwerte, Standardabweichungen und Ergebnisse der einfachen Varianzanalysen für (Dehnung)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	1.46	0.22	n. s.
weiblich	1.44	0.18	
Bildung			
I	1.41	0.18	n. s.
II	1.44	0.20	
III	1.51	0.20	
Alter			
I	1.52	0.16	n. s.
II	1.42	0.22	
III	1.42	0.18	
IV	1.44	0.23	

Tabelle 16: Mittelwerte, Standardabweichungen und Ergebnisse der einfachen Varianzanalysen für (Dehnung-B)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	1.40	0.17	n. s.
weiblich	1.44	0.26	
Bildung			
I	1.40	0.23	n. s.
II	1.42	0.24	
III	1.53	0.26	
Alter			
I	1.56	0.08	n. s.
II	1.42	0.31	
III	1.41	0.23	
IV	1.40	0.20	

sind die Unterschiede zu den übrigen Sprechergruppen zu minimal, um Signifikanzniveau zu erreichen. Schon überraschender ist, daß es sich mit dem Einfluß der externen Variablen auf die alternative Berechnungsweise (Dehnung-B) nicht anders verhält. Obwohl hier ein phonologisch plausibleres Kriterium quantifiziert wurde („Leichtinnendehnung"), bleiben die Mittelwertunterschiede wiederum – trotz geringer hypothesengemäßer Schwankungen – unter Signifikanzniveau.

Tabelle 17: Mittelwerte, Standardabweichungen und Ergebnisse der einfachen Varianzanalysen für (Dehnung-C)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	1.06	0.08	n. s.
weiblich	1.06	0.08	
Bildung			
I	1.07	0.09	n. s.
II	1.04	0.08	
III	1.05	0.06	
Alter			
I	1.08	0.09	n. s.
II	1.03	0.06	
III	1.05	0.08	
IV	1.11	0.08	

Für die lexikalischen Kontexte, die in der Variablen (Dehnung-C) zusammengefaßt wurden, standen nur noch 30 Sprecher mit ausreichenden Datenmengen zur Verfügung. Obwohl die Zahlen wegen der geringen Stichprobengröße nur noch schlecht zu interpretieren sind, ergab sich auch hier, soweit sichtbar, kein signifikanter Einfluß der externen Parameter.

3.2.4.6. Sprachwandel

Joos (1928) enthält sich allgemeiner Aussagen über die Dehnung in der alten Paradieser Mundart und beschränkt sich auf die Auflistung der Belege. Von den Wörtern, die in der vorliegenden Untersuchung wegen der obligatorischen dialektalen Dehnung von vorne herein nicht berücksichtigt bzw. aufgrund der quantitativen Untersuchung in die lexikalischen Gruppen V (nur Dehnung) und IV (überwiegend Dehnung) eingeordnet wurden, führt Joos ebenfalls auf:

> *ta:g* (auch in der Zusammensetzung *mita:g*), *ba:d, mo:s, so:n, schma:l, ho:f, ba:n (ba:), tü:r (ti:r), wa:re (wa:r), zi:l* (sogar als Verb, *zi:le*), *za:l(e), ka:ter, za:n (za:), fa:re, wo:ne* (mit Paradigmen).

Keine Angaben finden sich für *kam, aus-/anna:me, fä:re* (das man aber wohl zu *fahren* stellen kann) und *sa:l.* Nachweisbar verändert haben sich gegenüber den damaligen Verhältnissen lediglich die — heute immer langen — Wörter *ha:s, ho:s, na:s* (im ersten Fall gibt Joos die Kurzform, in den beiden anderen die Kurzform mit finalem Schwa) sowie *obwo:l* und *re:d(e)* mit heute meist langen Vokalen (nach Joos immer kurz); *baischpil* hat heute im Nebenakzent Kurzvokal, nach Joos Langvokal. Die wenigen Wörter, die heute ohne erkennbare Tendenz schwanken (*bade, mage, zoge, lese* etc.,

lege etc.) wurden in Joos' Material wohl kurz gesprochen (sie sind jedenfalls nicht als gedehnt erwähnt).[62]

Im Vergleich mit den teils massiven Veränderungen, die wir z. B. bei mhd. *î, û, iu* kennengelernt haben, ist die Übereinstimmung recht hoch. Dieses Ergebnis paßt zu der Tatsache, daß (Dehnung) auch heute noch kaum mit dem Alter der Sprecher variiert. Es hat sich offenbar nur wenig geändert.

3.2.4.7. Diskussion[63]

Die Dehnungsverhältnisse im Konstanzerischen sind in etwa so, wie man sie aus den traditionellen dialektgeographischen Untersuchungen erwarten würde; die Abweichungen in Richtung hochsprachliche Norm bleiben im Vergleich zu den anderen untersuchten Variablen eher gering. Es stellt sich nun die Frage, wie diese Verhältnisse, die immerhin für große Teile des Alemannischen gelten, erklärt werden können. Die am Anfang des Abschnittes skizzierte Erklärung der Dehnung in der Standardsprache als additiver Morenausgleich läßt sich jedenfalls nicht übernehmen. Dafür gibt es zwei Gründe. Zum einen ist, wie schon erwähnt, die sog. Leichtschlußdehnung, die in der historischen Entwicklung des Standards als analogischer Ausgleich interpretiert wird, wesentlich häufiger als die sog. Leichtinnendehnung in ambisilbischem Kontext, die diese in der Entwicklung der Standardsprache erst ausgelöst haben soll. Zum anderen ist die Auslautverhärtung, die die gesamte Neuordnung der Quantitätsverhältnisse verursacht haben soll, im Alemannischen zwar möglicherweise eingetreten, jedoch in den meisten Dialekten — und so auch im Konstanzerischen — wieder rückgängig gemacht worden (hier herrscht eher Auslautlenisierung).[64] Die für die Entwicklung vom Mhd. zum Früh-Nhd. plausible kausale Kette ‚Auslautverhärtung' — ‚Morenausgleich durch Dehnung in offener Silbe' — ‚analogischer Ausgleich durch Dehnung in lenisauslautender Silbe' funktioniert also im Dialekt nicht.

Es bleiben zwei Erklärungsalternativen. Die erste ist, daß sich die Standardformen Wort für Wort in den Dialekt eingeschlichen haben, ohne jemals einen einheitlichen (natürlichen oder analogischen) Prozeß widerzuspiegeln. Dafür sprechen die heutigen unübersichtlichen Verhältnisse, dagegen die trotzdem sichtbaren Regularitäten. Die zweite alternative

[62] Nach Joos ist auch das Nomen *zug* kurz, hingegen *ba : d* (wie heute) lang.

[63] Die phonologische Erklärung, die ich in diesem Abschnitt für das Konstanzer Alemannische vorschlage, hat starke Parallelen zu der Erklärung für die Dehnungsverhältnisse in den schweizerdeutschen Dialekten, die Hotzenköcherle 1986 gibt.

[64] Dazu auch in einer frühen phonetisch-apparativen Untersuchung für Konstanz Gassert 1929: 35. Allgemein zur Auslautverhärtung und -lenisierung im Alemannischen und Bairischen Gabriel 1969: 113 ff.

Erklärung, die durch die neuen, spontanen Kürzen in *subɐ* ‚super' etc. unterstützt wird, ist, daß für den Dialekt zusätzlich zu solchen Wortübernahmen andere phonologische Prozesse relevant waren als die genannten. Im folgenden soll eine Erklärungsmöglichkeit vorgestellt werden, die nicht auf dem additiven Morenausgleich beruht und die die Dehnung in den Einsilblern und die unterlassende Dehnung in den Mehrsilblern gemeinsam erfaßt.

Betrachten wir zunächst die Einsilbler. Die vor Einfachkonsonanz (alte Lenis) weitgehend durchgeführte, vor Mehrfachkonsonanz aber weitgehend unterbliebene Dehnung läßt sich relativ leicht erklären. Es ist bekannt, daß Sprachen dazu tendieren, in der schweren Silbe (= Reim aus mindestens zwei Moren) ein Gleichgewicht zwischen der Länge des Silbenträgers und der Silbendeckung anzustreben:[65] je massiver die Silbendeckung, um so kürzer der Vokal. Der Zusammenhang läßt sich am leichtesten darstellen, wenn man die schon oben bei der Diskussion der althochdeutschen phonologischen Wortstrukturen verwendete Morenebene extrahiert, wenn man also im Reim den Langvokalen 2, Kurzvokalen 1, Fortis und Doppelkonsonanz 2 und Lenis 1 More zuordnet. Die Schwere der konsonantischen Deckung hängt von der Anzahl der Obstruenten ab; Sonoranten zählen als die schwächsten Konsonanten[66] nicht oder kaum. Vor Mehrfachobstruenz ist also die Dehnung des Vokals am wenigsten zu erwarten: der schwersten möglichen Silbendeckung entspricht der kürzeste Silbengipfel. Hingegen haben lenisauslautende Silben eine More weniger; dies wird durch die Dehnung des Vokals ausgeglichen.

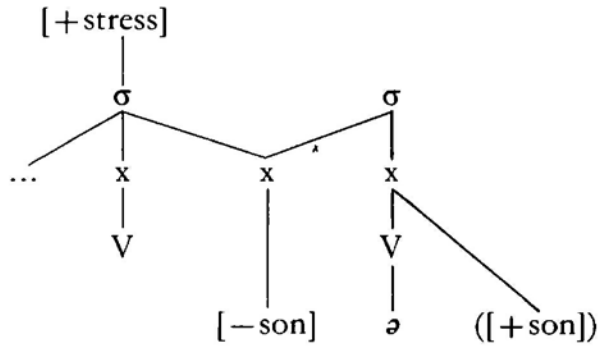
Im Konstanzerischen und in den alemannischen Dialekten, die sich ähnlich verhalten, gibt es wegen der fehlenden Auslautverhärtung in den Einsilblern, die in der Orthoepie gedehnt wurden, in den etymologisch relevanten Kontexten nur Deckung durch Lenis oder Deckung durch Mehrfachkonsonanz. Im ersten Fall ist mit kompensatorischer Dehnung des silbentragenden Vokals zu rechnen, nicht aber im zweiten. Tatsächlich zeigt Tab. 13 und Abb. 29, daß im Kontext __CC& vor Obstruent wesentlich seltener ein Langvokal steht als im Kontext __C&. Der Lenisdeckung entspricht nach unserer Morenzählung die Deckung durch Sonorant & Obstruent: obwohl hier zwei Konsonanten die Silbe abschließen, zählt nur einer davon als More. Es ist also ebenfalls Dehnung zu erwarten und in der Tat auch sehr häufig. Die minimale Deckung der Silbe stellt ein finaler Sonorant dar; hier sollte also noch häufiger als vor Lenis gedehnt werden. Dieser Voraussage entsprechen die zitierten Daten

[65] Vgl. die Diskussion des sog. Pfalzschen Gesetzes u. a. bei Kranzmayer 1956, Hinderling 1982 und Scheutz 1985: 174ff.

[66] Vgl. die vielen Vokalisierungen von /r/, /n/ und /l/ in den oberdeutschen Dialekten; s. auch Abschnitt 3.2.5. zur r-Vokalisierung im Konstanzerischen.

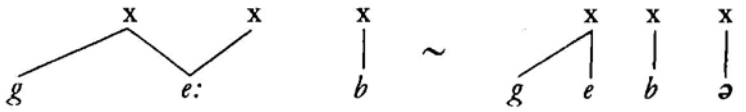
am wenigsten — die Dehnung ist vor Sonorant weniger häufig als vor Lenis. Man muß dabei wohl berücksichtigen, daß zu diesem Typ die meisten der von vorne herein ausgeschiedenen (weil auch dialektal obligatorisch langen) Lexeme hinzukommen (vgl. 3.2.4.2.). Insgesamt erklärt die Teleologie des Morenausgleichs in der Silbe die Zahlen für die Einsilbler recht gut.

Ganz offensichtlich gilt diese Erklärung durch Morenausgleich zwischen vokalischem Silbenträger und konsonantischem Silbenabfall aber nur für Einsilbler; denn in *gebə* etc. liegt der klassischen Silbifizierung zufolge eine offene Silbe vor, die durch Morenausgleich gedehnt werden sollte, um das Gewicht des Reims zu vergrößern. Tatsächlich wird hier aber die Kürze besonders selten aufgegeben. Auffällig ist nun, daß die betroffenen Zweisilbler, in denen die Kurzvokale so oft erhalten geblieben sind, zu einem sehr hohen Prozentsatz ein ganz bestimmtes rhythmisches Muster haben, nämlich



Zwei Silben werden also zu einem trochäischen Fuß zusammengefügt; dabei ist der Übergang von der starken zur schwachen Silbe (die Lenis) ambisilbisch, die schwache Silbe selbst ist nicht nur rhythmisch untergeordnet, sondern auch segmental schwach: sie besteht (phonemisch) lediglich aus einem Zentralvokal und fakultativem Sonoranten. (An der Oberfläche wird daraus meist ein auslautendes *ə* oder *ɐ* oder ein silbischer Lateral, also immer nur ein Segment.) Die Silbenstruktur dieser Wörter ist also sehr schlecht artikuliert und sehr ungleichgewichtig. Stehen nun solche Wörter in einer Varietät wie dem heutigen Deutschen bzw. Alemannischen, in der der Wechsel zwischen akzenttragenden und wenig akzentuierten Silben eine wichtige Rolle spielt, einsilbigen Wörtern mit gedeckter Silbe gegenüber, deren einzige Silbe zugleich den Akzent trägt, so ist die unterschiedliche Silbenstruktur weniger wichtig als die gleiche Akzentstruktur: beide konstituieren (in Isolation) einen rhythmischen Fuß. Daraus ergibt sich, daß die relevante Einheit, innerhalb derer sich die Dehnungsverhältnisse des Alemannischen entwickelt haben, nicht die Silbe ist, sondern das Wort, in dem der Morenausgleich stattfindet. (Dies galt

auch für das Althochdeutsche, das zu Beginn dieses Abschnitts diskutiert wurde.) Es ist aber ganz offensichtlich nicht das Prinzip des additiven Morenausgleichs, das am Werk ist; denn in den Zweisilblern wird ja keine More durch Dehnung eingefügt. Vielmehr sieht die Morenstruktur z. B. in *(ich) ge:b — (wir) gebə* folgendermaßen aus:



Beide phonologischen Wörter haben die gleiche Anzahl von Moren. Dehnung im Einsilbler und bewahrte Kürze im Mehrsilbler sind Verfahren, die die Gesamtzahl der Moren im Paradigma *konstant* halten. Das rhythmische Prinzip („Teleologie"), das im Alemannischen gilt, ist das der *Morenkonstanz*.[67]

Im Vergleich mit dem Paradigmenausgleich in der nhd. Standardsprache ist auffällig, daß der Dialekt den Rhythmus im Wort auf der Morenebene konstant hält, während der Standard morphologisch Zusammengehöriges (das Paradigma) phonologisch durch konstante Vokalquantität markiert. Im einen Fall wird also eher nach phonologischen (rhythmischen), im anderen mehr nach morphologischen Prinzipien verfahren. Der oft zitierte Primat der Morphologie über die Phonologie scheint für den Dialekt weniger zu gelten als für die Standardsprache.

Im Zuge der starken Lexikalisierung, auf die oben hingewiesen wurde, ist das Prinzip der Morenkonstanz teils verschüttet worden. Bei dieser Lexikalisierung hat sicherlich der Kontakt mit dem Standard eine Rolle gespielt. Die Dehnung in Zweisilblern, die aus dem Standard oder anderen Kontaktvarietäten übernommen wurden, ist aber von der phonologisch begründbaren Dehnung in Einsilblern deutlich zu unterscheiden. Letztere impliziert keine Bewegung auf die Standardsprache hin; tatsächlich nennt Joos (1928) Belege, in denen sie über das in der Orthoepie mögliche Maß hinausgeht (*dra:b* ‚Trab', *schda:l* ‚Stall', *wa:l* ‚Wall'[68]). Hingegen wird die Dehnung in Zweisilblern vor Obstruent immer als Verdeutlichung und Standardannäherung verstanden (vgl. die Kookkurrenzrestriktionen mit der n-Apokope und anderen Parametern).

[67] Der Morenausgleich im Wort ist ein allgemeines phonologisches Prinzip, das nicht nur im Deutschen nachgewiesen werden kann. In der Indogermanistik ist er als „Streitbergs Gesetz" bekannt (vgl. Streitberg 1894). Vgl. zur Relevanz dieses Gesetzes für die neuere, mehrlagige Phonologie Auer 1989.

[68] In den zuletzt genannten Fällen handelt es sich um (alte) Mehrfachkonsonanz (*ll*). Trotzdem verhindern die zwei Sonoranten die Dehnung nicht, sie zählen auch hier nicht als Moren.

3.2.5. Rundung/Entrundung

Mit der Variable (Rundung) verlassen wir jene Variationsphänomene im Konstanzerischen, für die es gerechtfertigt ist, auf mittelhochdeutsche lexikalische Klassen zu rekurrieren. Die Beziehung zwischen std. *ö/ü* und dialektal *e/i* (bzw. ihren gedehnten und ungespannten Varianten) ist im Stadtdialekt ebenso für alte *iu/ü/ö/öü* gültig wie für Wörter ohne mhd. Entsprechung (*gimnasium, fisik*) und Umlaute aus spontanen morphologischen Prozessen (*bulldeggle* ‚kleine Bulldogge'). Ein zweiter Unterschied zu den bisher besprochenen Variablen liegt darin, daß die dialektale, entrundete Form prozeßphonologisch gesehen hier erstmals die fortisierte (perzeptorisch deutlichere) Variante ist, die Standardform hingegen die weniger deutliche (vgl. S. 61).

3.2.5.1. Sprachgeographisches und Sprachhistorisches

Historisch gesehen wurden die mhd. Labiopalatalvokale spätestens[69] im 14./15. Jahrhundert in weiten Gebieten des heutigen Gesamtalemannischen und Bairischen sowie in Teilen des Fränkischen entrundet. Die gesamte Labiopalatalreihe fiel mit den entsprechenden Palatalvokalen (und -diphthongen) zusammen. Die Teleologie dieses Fortisierungsprozesses entsprach also durchaus den anderen im Vokalsystem auf dem Weg zum Frühneuhochdeutschen — es handelt sich um eine Fortisierung wie im Falle von Diphthongierung, Monophthongierung und Dehnung. Zugleich (und möglicherweise in Abhängigkeit von diesem Prozeß) wurden allerdings v. a. im (Gesamt-)Alemannischen in bestimmten Kontexten alte Palatalvokale gerundet.[70] Im Gegensatz etwa zur Monophthongierung und zur Dehnung konnte sich die Entrundung jedoch im Standard nicht durchsetzen, die Rundung nur sehr teilweise.

Arealdialektologisch ist nachweisbar, daß die (früh-)nhd. Entrundung im Süden nicht über die heutige Sprachgrenze zum Hochalemannischen hinausgekommen ist.[71] Nach den traditionellen[72] und neueren[73] dialekt-

[69] Weinhold 1863: §§ 16 & 22 sowie Kauffmann 1890: § 140 geben sogar schon Belege aus dem 13. Jahrhundert.

[70] Vgl. die Karten 13 (*fremd*) und 14 (*zwölf*) in Besch 1967 sowie für das Bodenseegebiet die Karten 4 (starke Gesamtverbreitung von ⟨ô⟩ für ⟨e⟩), 19 & 21 (häufiges ⟨ú⟩ für ⟨i⟩ vor *s/sch*), 22 (*siben*), 23 (*verliehen*) und die Gesamtkarte 27 im Historischen Südwestdeutschen Sprachatlas. Das Vordringen der neuen Rundungen in den Schweizer Dialekten ist aus den SDS-Karten 160 (*Epfel*), 161 (*Schwester*), 162 (*Kette*), 163 (*Rippe*) und 164 (*Brille*) ersichtlich.

[71] Vgl. zur Verteilung der Entrundungen im gesamtdt. Sprachraum die Karten in Wiesinger 1983c: 1103 sowie Wiesinger 1970 (4, 9 & 14 für die Langvokale und für *üe*, wo nach

geographischen Arbeiten zum Alemannischen verläuft die Entrundungsgrenze westlich von Konstanz nördlich der Staatsgrenze parallel zu ihr (und zwar zwischen entrundendem Engen und rundendem Singen[74]), dann entlang dem Gnadensee (wobei die Reichenau zum südlichen Rundungsgebiet gehört[75]), zwischen Konstanz und Kreuzlingen und weiter den See entlang östlich; dann südlich von Bregenz und Obersdorf bis zur alemannisch-bairischen Sprachgrenze. Konstanz ist in diesem Fall also eine Art dialektologische Frontstadt: gleich jenseits der Staatsgrenze, aber auch im westlichen ländlichen Umfeld, endet das Einflußgebiet der nhd. Entrundung. Die vertikale Kontaktvarietät — die nhd. Schriftsprache — hat die Entrundung ab dem 16. Jh. wieder rückgängig gemacht (Rückrundung) und stimmt nun mit den älteren hochalemannischen Lautverhältnissen überein.

Wann genau in Konstanz die heute zu beobachtende Entrundung eingetreten ist, dürfte kaum zu ermitteln sein. Kiefer (1922) und Dreher (1928) nennen für Konstanzer Urkunden des 13./14. Jh. die Schreibweisen ⟨ú⟩, ⟨iú⟩, ⟨iu⟩ für den mhd. hohen und langen Labiopalatalvokal (nur sehr selten ⟨i⟩), ⟨ô⟩ für den Umlaut von mhd. *ô* (nur sehr selten ⟨e⟩). i- und e-Index sind aber sowohl als Markierung für den Umlaut als auch als Markierung für die Entrundung interpretierbar. Nach dem Historischen Südwestdeutschen Sprachatlas finden sich in den Urbaren des 13.—15. Jh. im gesamten Bodenseegebiet nur teilweise Entrundungsgraphen für mhd. *ö, oe* und *öü* (nicht in Konstanz, Münsterlingen, Reichenau, jedoch auf der Mainau und in Petershausen; Karte 85) und für mhd. *iu, ü, üe* (in Konstanz, nicht aber auf der Reichenau und in Münsterlingen; Karte 86).[76] Das Gesamtbild ist also unklar. Möglicherweise wurde der Hochvokal eher entrundet als der Mittelvokal. Allerdings ist auch bekannt, daß die Entrundung in den überregionalen Schreibschulen nur zögernd angenommen wurde. Der einzige mögliche Schluß ist also derzeit, daß sich aufgrund der historischen Dokumente weder beweisen läßt, Konstanz habe sich dialektgeographisch schon zu dieser Zeit dem nördlichen Vorbild angeschlossen, noch, es habe sich an den südlichen Dialekten orientiert.

Wiesingers Zusammenfassung im westlichen Teil der Isoglosse die Entrundungen etwas weiter nach Süden vorgedrungen sind als für *ü:* und *ö:*).

[72] Vgl. Jutz 1931: 147 ff. mit nur vagen Andeutungen über die Grenzziehung.

[73] Vgl. zur Entrundungsgrenze gegen das Hochalemannische Singer 1969 (Karte 1 für *hi:ser/hü:ser*) und Seidelmann 1983 (nach den Daten des SSA, Karte 1 — *mi:s* vs. *mü:s* ‚Mäuse').

[74] Vgl. Schreiber 1927.

[75] Vgl. Möking 1934: 14, § 9.

[76] Die Zuordnung der Belege zu den Orten ist auf den beiden Karten recht problematisch und nicht immer einwandfrei vorzunehmen. Auch der Kommentar zum Atlas hilft leider nicht weiter.

3.2.5.2. Quantitative Verteilung

Die heutige Verteilung der Variable ((Rück-)Rundung) zeigt Abb. 32 ($\bar{x}$ = 2.69, s^2 = .34, Maximum bei 3.0, Minimum bei 1.76).

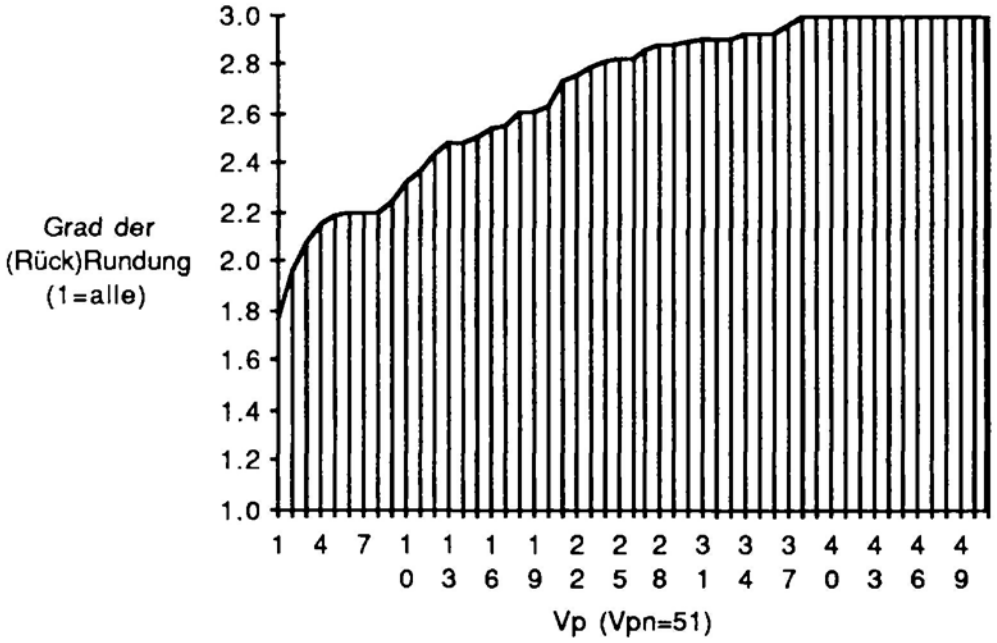


Abb. 32: (Rück-)Rundung (Rangordnung nach ansteigenden %)

Der Verlauf ist typisch für einen phonologischen Wandel, der seinen Höhepunkt überschritten hat und für einen Teil der Sprecher (14 von 51) bereits abgeschlossen ist: nämlich die Rückkehr zu den gerundeten (hochalemannischen, aber auch Standard-) Formen. (Rundung) differenziert das Sample besser als (Dehnung), obwohl auch hier Ordinalskalierung vorgenommen wurde (1 = klar entrundet, 2 = mittlere Rundung, 3 = klar gerundet). Bei einer realistischen Betrachtung der Verhältnisse im heutigen Stadtdialekt kann also nicht mehr davon die Rede sein, daß die entrundeten Formen an der Staatsgrenze zwischen Kreuzlingen und Konstanz auf die gerundeten prallen, wie dies noch Seidelmann (1983) aus den Daten des SSA schließt. Dies trifft nur für einen Teil der Sprecher noch bedingt zu, für keinen der untersuchten Informanten ist die Entrundung kategorisch.

3.2.5.3. Phonologische Kontextanalyse

Die Rückrundung hat als Prozeß für hohe und mittelhohe Vokale fast gleiche Anwendungswahrscheinlichkeiten. Vergleicht man die Indexwerte der Variablen für die beiden Vokalhöhen (hier nur für jene Sprecher berechnet, die überhaupt Variation zeigen und nicht kategorisch rückrunden), so ergeben sich nur geringfügig dialektalere Werte für die mittelhohen Vokale: 2.57 vs. 2.62 für die Hochvokale (bei insgesamt 827 bzw. 456 Fällen).

Es wurde schon in Kap. 2 (S. 63) darauf hingewiesen, daß in Konstanz nicht nur Variation bei der Realisierung der Labiopalatalvokale des Standards zu beobachten ist (zwischen älterer Entrundung und neuerer Rückrundung), sondern auch ein weiterer, spontaner Rundungsprozeß, der vor allem die kurzen, ungespannten /e/ und /i/ betrifft. Dieser Prozeß wurde als Zentralisierung gedeutet, die unabhängig von der Variablen (Rundung) ist.[77] Wegen der Verwandtschaft zwischen Zentralisierung und Rundung kann es als Ergebnis der beiden Prozesse allerdings bei /e/ und /i/ zu phonetischen Überlappungen kommen. Es wäre nun denkbar, daß zwischen den beiden Prozessen ein systemisch begründbarer Zusammenhang besteht; die Vermutung wird durch die These verschiedener Sprachhistoriker und Dialektologen nahegelegt, die nhd. Entrundung sei durch Schub oder Sog an die nhd. Rundung gebunden. Sollte ein solcher Zusammenhang auch im Konstanzerischen bestehen, müßte er folgendermaßen aussehen: je kategorischer ein Sprecher die den Labiopalatalvokalen des Standards entsprechenden Laute im Dialekt entrundet, um so mehr bleibt in seinem phonologischen System diese Position unbesetzt. In die so entstandene Lücke können die durch Zentralisierung entstandenen (halb)runden Varianten von /e/ und /i/ vorrücken.

Um diese Hypothese zu überprüfen, wurden für die fünf Sprecher, die die dialektalsten Werte für (Rundung) aufweisen, sowie für fünf der Sprecher, die nur die gerundeten Varianten verwenden, ein zusätzlicher Parameter (Zentralisierung) quantifiziert. Berücksichtigt wurden alle hohen, ungespannten Kurzvokale in geschlossenen Silben, die std. /i/ entsprechen (denn das ist der Kontext, in dem die Zentralisierung am häufigsten ist). Wie im Falle der Rückrundung wurde eine Skala mit drei Ausprägungen verwendet. Wenn überhaupt ein ursächlicher Zusammenhang zwischen (Zentralisierung) und (Rundung) besteht, sollte er sich aus der Gegenüberstellung der Werte dieser beiden Sprechergruppen erkennen lassen.

Tatsächlich lagen die Werte für die Informanten aus der am ehesten zur Entrundung neigenden Gruppe bei 1.06, 1.04, 1.00, 1.00, 1.00 ($\bar{x} = 1.02$); in der standardnäheren Gruppe hingegen höher, nämlich bei 1.02, 1.02, 1.28, 1.16 und 1.14 ($\bar{x} = 1.12$). Die Hypothese bestätigt sich also nicht; es sind eher die weniger Dialekt sprechenden Informanten, die zentralisieren und dabei runden. Die Zentralisierung dürfte ein Prozeß sein, der für den Dialekt ganz und gar untypisch ist und nur auf der Standard-Seite des Konstanzer Repertoires eine Rolle spielt. Ein systematischer Zusammenhang zwischen Entrundung und Zentralisierung ist damit ausgeschlossen.

[77] Vgl. allgemein zur kontextfreien Rundung von *i* und *e* Dressler 1974.

3.2.5.4. Zusammenhang mit den externen Variablen

Offensichtlich ist hingegen der Zusammenhang zwischen (Rundung) und Alter der Informanten, der sowohl in der einfachen als auch in den zwei- und dreifachen Varianzanalysen (jeweils auf 5%-Niveau) signifikant war (siehe Tab. 18).

Tabelle 18: Mittelwerte, Standardabweichungen und Ergebnisse der einfachen Varianzanalysen für (Rundung)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	2.62	0.38	n. s.
weiblich	2.73	0.30	
Bildung			
I	2.58	0.33	n. s.
II	2.68	0.36	
III	2.76	0.33	
Alter			
I	2.89	0.24	< 5%
II	2.67	0.28	
III	2.60	0.41	
IV	2.55	0.36	

Die Werte für ‚Bildung' nehmen zwar ebenfalls hypothesengemäß ab, die Unterschiede erreichen jedoch kein signifikantes Niveau; die Entwicklung dürfte aus der Korrelation mit der Variablen ‚Alter' zu erklären sein. Nach Altersstufen aufgebrochen zeigt sich, daß die Kontraste I : III und I : IV für das Ergebnis der einfachen Varianzanalyse verantwortlich sind (siehe Abb. 33).

Die Signifikanzen (< 0.032 bzw. 0.017) gehen nach Korrektur der Werte verloren; dennoch ist der Trend deutlich zu erkennen, wenn auch an der Grenze der inferenzstatistischen Belegbarkeit.

3.2.5.5. Diskussion

Für den traditionellen Konstanzer Dialekt geht Joos von durchgängiger Entrundung aus (1928: § 227). Auch in den Daten des SSA, die von traditionellen Sprechern mit Archaismen fördernden Methoden (Einzelwortabfrage mit Fragebuch) erhobenen wurden, waren die Entrundungen noch dominant bzw. sogar kategorisch. Die Rückrundung ist damit wohl jüngeren Datums. Sie scheint sich in der Stadt schnell durchgesetzt zu haben. Die heutige Altersabhängigkeit deutet darauf hin, daß der Trend noch nicht abgeschlossen ist.

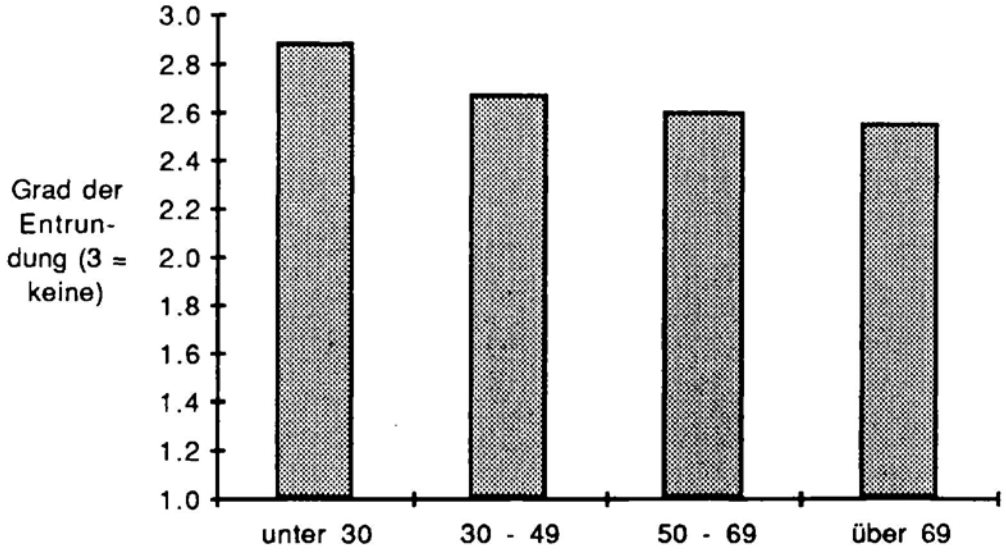


Abb. 33: (Rundung) in Abhängigkeit von ‚Alter'

Sicherlich ist die Entwicklung als Annäherung an die Standardsprache, nicht an das Schweizerdeutsche zu verstehen. Es mag aber eine Rolle spielen, daß die entrundeten Vokale mit der schwäbischen Lautung zusammenfallen, die gerundeten hingegen nicht nur mit der Standardsprache und mit den Schweizer Dialekten, sondern auch mit einem benachbarten und gut bekannten Regionaldialekt, der von vielen Konstanzern als ‚ursprüngliche' Variante des eigenen Dialekts angesehen wird, nämlich dem der Reichenau und Teilen der Höri. Die Entrundung hat hingegen keine Rückendeckung durch die hochalemannischen Dialekte, sondern nur durch das Schwäbische, aus dem die Konstanzer nur ungern Formen übernehmen.

Insgesamt gesehen ist der Parameter (Rundung) eine soziodialektologische Mustervariable: gut kontrollierbar und mit Kontaktvarietäten vertikaler und horizontaler Art assoziiert, zeigt sie eine schnelle Entwicklung, die sich in der heutigen Verteilung und in der Altersabhängigkeit widerspiegelt. Phonologische oder morphologische Kontexte spielen bei der Rundung keine Rolle. Es gelten lediglich die üblichen lexikalischen und phonologischen Kookkurrenzrestriktionen, die die Kombinierbarkeit dialektaler mit Standard-Strukturen im Wort und in der Phrase in gewissen Grenzen halten. Daß die Rückrundung eine Differenzierung des Phoneminventars des Konstanzerischen mit sich bringt (die mhd. Klassen der Labiopalatale und der Palatale müssen wieder lexikalisch unterschieden werden, nachdem sie früher schon zusammengefallen waren), scheint keine Schwierigkeiten zu bereiten: es wurden keine Hyperformen beobachtet. Die Kontaktvarietäten sind offenbar immer präsent genug gewesen, um

die alte lexikalische Differenzierung nicht ganz unbekannt werden zu lassen; und in der Tat könnte man fragen, ob sie wirklich jemals ganz verschwunden war.

3.2.6. „Vokalisierung" von /r/

Kein anderes Phonem unterliegt im deutschen Sprachraum so massiver ‚freier' Variation wie das /r/. Neben den ein- oder mehrschlägigen (gerollten) intermittierenden Formen (Vibranten), die mit der Zungenspitze (apikal) oder dem Zungenrücken (dorsal) dental bis palatal, oder durch Schwingen des Zäpfchens (uvular) gebildet werden können, gibt es stimmhafte und stimmlose Frikative mit alveolarer bis velarer Artikulation und die Vokalisierung zu *ɐ* mit unterschiedlicher r-Färbung. Lindau (1985) hat gezeigt, daß es — selbst wenn man die Vokalisierung ausnimmt — keinen gemeinsamen phonetischen Kern für diese Varianten gibt: lediglich eine Art „Familienähnlichkeit" hält sie zusammen.

In den phonologischen Systemen des Deutschen und seiner Dialekte füllen die r-Varianten einen gewaltigen Raum aus, der meist nicht durch andere Phoneme besetzt ist. Dieser Raum umschließt die nicht-lateralen Sonoranten mit beliebiger Artikulationsstelle und beliebigem Artikulator, außerdem Tief-Schwa und verschiedene stimmhafte und stimmlose Frikative.[78] Nur in den letztgenannten Fällen kommt es zu Überschneidungen mit den Realisierungen anderer Phoneme, etwa im Bairischen mit dem diphthongischen *off-glide* in den mhd. *ie-* und *uo*-Stämmen (*niɐ* vs. *miɐ* entspr. *nie* vs. *mir* im Std.), in Basel mit dem velaren Frikativ /x/.[79] Davon abgesehen ist die große Variation in der Realisierung von /r/ sicherlich mit der Tatsache zusammenzubringen, daß zu ihm kein anderer Laut durch Veränderung von Artikulationsstelle bzw. Artikulator in eine phonematische Opposition gebracht werden kann (so I. Werlen 1980: 61 f.). Das /r/ ist daher geradezu dafür geschaffen, areal oder sozial interpretiert zu werden.

In der deutschen dialektologischen Literatur hat man sich fast ausschließlich mit der Artikulation des /r/ in silbenanlautender oder zwischenvokalischer Position beschäftigt;[80] weitgehend unberücksichtigt blieb das Verhalten von /r/ im Silbenabfall.[81] Dies ist teils darauf zurückzuführen, daß

[78] Sowohl im Falle der Frikative als auch im Falle des Schwa kann man natürlich nicht mehr von Sonorkonsonanten sprechen. Die Varianten des /r/ stellen also sogar diesen seinen ‚Grundstatus' zur Disposition.

[79] Hier bleibt allerdings eine Stimmhaftigkeitsopposition. Vgl. Heusler 1888.

[80] Vgl. dazu etwa Göschel 1971: 114 ff.

[81] Zu den Ausnahmen gehört Fischer 1895: 52 f. und Karte 17; Arbeiten wie die Schirmunskis (1962: 374 ff.), die die Vokalisierung zumindest erwähnen, stützen sich fast ausschließlich auf Fischer. Eine wichtige neuere Arbeit stellt Werlens Zusammenfassung

in der Germanistik lange Zeit erhebliche Meinungsverschiedenheit darüber bestand, was in dieser Position überhaupt orthoepisch ist. Bis vor kurzem galt nach Siebs (1969) nur die intermittierende (apikale, seit den 30er Jahren auch uvulare) Aussprache als reine Hochlautung, die Vokalisierung war selbst im absoluten Silbenauslaut nur bei klitischen Einsilblern und Affixen erlaubt. (Das Duden Aussprachewörterbuch von 1974 ist ‚liberaler' und läßt Vokalisierung auch nach Langvokal, in Präfixen und im Suffix *-er* zu (S. 29 ff.)).[82] Daraus ließen sich aber nur geringe Unterschiede zu den nicht-vokalisierenden deutschen Dialekten ableiten; die r-Erhaltung galt also nicht als Dialektmerkmal. Schon in den frühen 70er Jahren wurde allerdings in phonetischen Untersuchungen mit Nachrichtensprechern (die man als Hüter der Hochlautung ansah) nachgewiesen, daß die Siebsschen Normen völlig an der Realität vorbeigehen.[83] Im heutigen Deutschen gilt die durchgängige Verwendung der nicht-reduzierten Vibrans und auch die deutliche Friktion im absoluten Auslaut (nach Lang- *und* Kurzvokal) als dialektal, manieriert[84] oder als lernersprachliche Interferenz.[85] Vor auslautendem Konsonanten ist die Vokalisierung auch in der heute üblichen Hochlautung besonders nach nicht-tiefem Kurzvokal weniger durchgängig. Insgesamt muß man aber wohl davon ausgehen, daß die dominante Form der r-Realisierung im Silbenabfall heute die Vokalisierung zu Tiefschwa (ɐ) ist.

der Verhältnisse in der Schweiz dar; auf den Karten des SDS aufbauend, geht er auch auf die r-Vokalisierung ein (I. Werlen 1980: 62 ff.). Unklar ist allerdings sein Begriff „r-Schwund", der teils die Vokalisierung, teils die tatsächliche Tilgung des Sonoranten zu meinen scheint. Bei Scheutz 1985: 140 finden sich interessante Bemerkungen zur r-Vokalisierung im Bairischen. Mit der r-Realisierung vor Konsonant im Ruhrgebiet beschäftigt sich Harden 1981.

In der anglistischen Dialektologie sei auf die klassischen Arbeiten Labovs zur r-Tilgung in N. Y. City (Labov 1972 b) sowie auf Romaine 1978 verwiesen.

[82] Kritisch zu dieser Normierung Göschel 1971: 115 ff.

[83] Vgl. Ulbrich 1972 und die in Göschel 1971: 118 f. zitierten unveröffentlichten Arbeiten.

[84] Dies gilt ganz besonders für die apikale, aber auch für die uvulare Artikulationsweise. Die apikale einfach oder mehrfach intermittierende Realisierung und die uvular mehrfach intermittierende scheinen inzwischen auch in den übrigen /r/-Positionen diese Wertung zu erfahren. Verantwortlich für die Interpretation „Manierismus" dürfte die in der Reichs-Ufa gepflegte Sprechtechnik sein.

[85] Aus ungenannten Quellen schöpfend, geben Hildebrandt & Hildebrandt 1965 folgendes Bild für die deutsche „Hochlautung": auslautend nach akzentuiertem Langvokal werde grundsätzlich vokalisiert, nur nach /a/ bleibe /r/ in seltenen Wörtern erhalten (*Radar*). Auslautend nach Kurzvokal stehe die Vibrans nur noch vor Sonorant „in guter Hochlautung", meist werde sie zum Frikativ oder Zentralvokal. Bei folgenden stimmhaften Konsonanten beobachte man eher Erhaltung, bei folgenden stimmlosen eher Friktion. Nach nicht-akzentuierten Vokalen in Endungen und Präfixen werde durchweg vokalisiert. Mir scheint auch dieses Bild noch viel zu sehr zugunsten der r-Erhaltung auszufallen.

3.2.6.1. Sprachgeographisches

Es ist nicht leicht, die Verhältnisse im Gesamtalemannischen aus der Literatur einigermaßen zuverlässig zu rekonstruieren. Für die Schweiz berichtet Werlen (1980) in initialer und medialer Position weitgehend apikale Aussprache; gerade im Norden (Kantone Schaffhausen, nördl. Zürich, gesamtes Südufer des Bodensees; vgl. seine Karte 1) kommen jedoch dorsale und uvulare Varianten hinzu. Sie dringen nach Werlen aus dem südbadischen Raum (Höri) vor.[86] „Schwund" (damit meint Werlen wohl die Frikativierung, nicht die Vokalisierung) ist in der nördlichen Schweiz vor Nasal, nur in einigen Gebieten (unter anderem in einem kleinen Fleckchen im Thurgau) auch vor anderen Konsonanten zu beobachten (vgl. seine Karte 2). Das /r/ ist demzufolge im Silbenabfall der schweizerdeutschen Dialekte nicht vokalisiert.

Für Schwaben geht man im allgemeinen von einer uvular-intermittierenden Realisierung in initialer und medialer Position aus (vgl. Göschel 1971, Abb. 24, S. 94, auf der Grundlage von Material aus dem Jahr 1936).[87] Über Reduktionsformen äußert sich lediglich Fischer (1895: 52 f. und Karte 17): Vokalisierung im Auslaut kommt ihm zufolge im bairisch beeinflußten Osten sowie isoliert im Nordwesten vor, im schwäbischen Zentralgebiet nur vor Dentalkonsonant. Für diesen Kontext soll das Vokalisierungsgebiet einen großen Raum im südl. Schwaben einschließlich des Bodenseegebiets umfassen, und zwar im Norden bis zu einer Linie Horb — Tübingen — Urach — Neidlingen — Gmünd, im Süden bis Balingen — Rottweil — Deißlingen — Mühlingen — Pfrungen — Aulendorf, außerdem Appenzell, Teile des Oberrheintals und des Innerbregenzerwalds.[88] Schirmunski (1962: 375), der ausschließlich auf Fischers Untersuchungen aufbaut, gesteht der Schwächung in dieser Position allerdings nur den Charakter einer Reduk-

[86] Wir hätten es damit in diesem Fall mit einem der höchst seltenen Dialektmerkmale zu tun, die die schweizerisch-deutsche Staatsgrenze im Bodenseeraum in südlicher Richtung überschritten und nicht schon im Norden des Sees, spätestens auf der Höri, im Hegau oder an der Staatsgrenze (= Rhein, Bodensee) haltgemacht haben.

[87] Abweichend davon konstatiert jedoch Fischer 1895: 52 durchweg alveolare Aussprache: „Uvulare Aussprache ist immer erst sekundär entstandene Unart, welche einzelne Individuen, aber auch einzelne Orte, aber fast immer nur Städte, wie Stuttgart, Tübingen, Reutlingen, charakterisiert; als eine aus Affectation entstandene Nachäfferei hat sie auch kein Gesetz." Ihm folgen Jutz 1931: 260 und Schirmunski 1962: 375, ohne eigenes Material hinzuzuziehen. Ideologie (das uvulare /r/ als französischer Import) oder Sprachwandel? Zur heutigen Einschätzung der historischen Verbreitung des uvularen /r/ vgl. Runge 1973.

[88] Zu dieser Grenzziehung allerdings schon kritisch Jutz 1931: 262: „Die Grenzangaben Fischers entsprechen hier ⟨...⟩ nicht den tatsächlichen Verhältnissen und bedürfen der Richtigstellung."

tion zu (einfach statt mehrfach geschlagene Vibrans); ganz geschwunden sei das /r/ lediglich im Süden (?) des Schwäbischen (Horb).

Um die sehr alte Grenzziehung Fischers zu kontrollieren, wurden die von Ruoff (1983) veröffentlichten Tonbandaufnahmen ausgewertet. Die in dieser Sammlung dokumentierten Sprecher aus 20 Dörfern in den fränkischen, schwäbischen und alemannischen Teilen Baden-Württembergs sprechen Grundmundart oder eine der Grundmundart sehr nahestehende Varietät; die Aufnahmen stammen aus den Jahren 1955—1980. In fast allen Interviews sind bei der Realisierung des /r/ im Silbenabfall sehr starke Schwankungen zwischen ‚Vollformen' (meist einfach oder mehrfach geschlagene Vibrans bzw. im westl. Niederalemannischen Frikative), r-gefärbten Vokalisierungen und reinen Vokalisierungen zu beobachten.[89] Es läßt sich also bestenfalls von vorherrschenden Varianten sprechen. Im Gegensatz zu Fischers Meinung scheinen die /r/-Laute im Silbenabfall nur an der Ostgrenze Baden-Württembergs (Aufnahmeorte 8, Utzmemmingen; 14, Mooshausen) praktisch durchgehend unvokalisiert zu bleiben, an der Westgrenze (Aufnahmeort 15, Oberbergen) beobachtet man nur Vokalisierungen. In einigen fränkischen Belegorten (2, Hoffenheim; 3, Neuenstein) sind die reinen Vokalisierungen dominant, in einigen weiteren fränkischen Belegorten stehen sie etwa gleichberechtigt neben den (meist mehrfach geschlagenen) Vibranten (4, Obererdingen; 5, Grab). Im Zentralschwäbischen sind hingegen durchweg die Vibranten dominant (7, Vorderwestermurr mit nur seltener Vokalisierung; 10, Hirrlingen; 11, Supplingen; 12, Deilingen). An der Süd- und Westgrenze des Schwäbischen (9, Rodt; 13, Pfrungen) werden die r-gefärbten Vokalisierungen häufiger. Der alemannische Bereich nördlich des Bodensees hat jedoch ebenfalls meist Vibranten (18, Illmensee; 20, Beuren), im Niederalemannischen gilt dies nur für den Süden (19, Auggen; 17, Schwenningen), während in den Belegorten 15 (Oberbergen) und 16 (Obersimonswald) die Vokalisierungen vorherrschen.

Trotz des sehr weiten Netzes von Belegorten ist die folgende Generalisierung möglich: nicht nur im Schwäbischen, sondern sogar in den angrenzenden fränkischen und alemannischen Gebieten (nördlich des Bodensees) ist die erhaltene — gerollte oder einfache — Vibrans die üblichere Aussprache im Silbenabfall. Dieses Gebiet steht damit in Opposition zur heute üblichen Standardlautung. Auch im Schweizerdeutschen bleibt das /r/ erhalten.

Für die unmittelbare Umgebung von Konstanz wird berichtet: in Singen (Schreiber 1927: 53) im Auslaut Reduktion zu einfach geschlagener Vi-

[89] Die Transkription entspricht übrigens häufig den Aufnahmen nur bedingt. Ich habe mich aus diesem Grund auch gescheut, größere Transkriptsammlungen wie etwa Ruoffs „Alltagstexte" (von 1984) ohne Tonbandkontrolle auszuwerten.

brans, nach Langvokal und vor Konsonant Vokalisierung mit r-Färbung; auf der Reichenau (Möking 1934: 16) ebenfalls Vokalisierung mit r-Färbung nach Langvokal. Auf der Höri notierte Singer (1965: 108 f.) nur vor Dental gelegentlichen „Ausfall" (gemeint ist wohl Vokalisierung mit r-Färbung)[90], in der Regel jedoch Erhaltung im Auslaut.

Völlig unabhängig von der genannten Schwächung der r-Artikulation im Silbenabfall ist die Tilgung ohne vorhergehende Vokalisierung, wie sie im gesamtalemannischen Raum vor allem in *me:/me* (‚mehr') und Zusammensetzungen sowie (wie auch im Standard) in *da* (aus ahd. *dar*) und *wo* (ahd. *wor*) zu beobachten ist.[91] Diese Tilgung ist schon für das Mittelhochdeutsche nachweisbar.[92] Hingegen tut man sich mit historischen Belegen für die r-Vokalisierung schwerer, denn begreiflicherweise hat der Wechsel zwischen *r/R* und *ɐ/*(r) als subphonematischer Prozeß die Schreibung nur wenig beeinflußt. Es gibt aber keinen Grund anzunehmen, daß nicht schon das Mhd. oder Frühnhd. zwischen Vokalisierung und Nicht-Vokalisierung — je nach Region — geschwankt hat.

3.2.6.2. Phonologische Diskussion

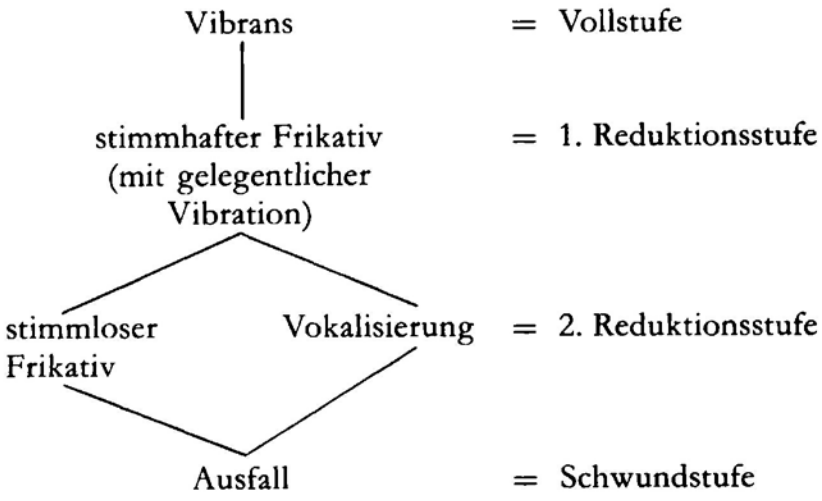
Bei der phonologischen Beschreibung der r-„Vokalisierung" in der deutschen Standardvarietät zeigen sich in der Literatur teils erstaunliche Unsicherheiten. Etwa geben Hildebrandt & Hildebrandt (1965: 6) das umseitige Schema für die einzelnen Reduktionsprozesse (siehe S. 166).

Es wäre zunächst zu fragen, worauf sich ein solches Schema beziehen soll: auf einen Dialekt, einen Sprecher, oder auf das gesamte deutsche „Diasystem"? Geht man von individuellen Sprechern aus, ist es irreführend, von der Frikativ-Realisierung als Reduktionsstufe zu sprechen, denn in vielen Fällen ist sie die ‚stärkste' Realisierungsform, die dem Sprecher zur Verfügung steht. Vor allem aber ist in diesem Schema der Weg zum „Ausfall" über den stl. Frikativ ganz und gar unplausibel: „Ausfall" ohne vorherige Vokalisierung ist ein phonologisch unnatürlicher Prozeß, „Ausfall" mit vorheriger Vokalisierung völlig natürlich. Das eigentliche Be-

[90] Er hörte in dieser, aber nur in dieser Position auch noch anstelle der üblichen uvularen Variante apikales /r/.

[91] Leider wird die Trennung zwischen obligatorischem r-Ausfall (einem Prozeß, der auf der segmentalen *und* der Moren-Ebene Auswirkungen hat) und obligatorischer Vokalisierung mit einer davon phonologisch unabhängigen möglichen weiteren Vereinfachung der *ɐɐ*-Sequenz zu *ɐ* (zwei Prozessen, von denen der eine segmental, der andere rhythmisch motiviert ist) nicht immer in der erforderlichen Weise durchgehalten. Vgl. z. B. Singer 1965: 109, § 3.c, der Beispiele für beide Typen gemeinsam klassifiziert.

[92] Vgl. für das Frühnhd. auch den Eintrag *werlt* vs. *welt* in Besch 1967: 120, der das Vordringen der r-losen Form vom Alemannischen aus in das Bairische, nicht aber Mitteldeutsche zeigt.



schreibungsproblem ist, daß zwei völlig verschiedene Vorgänge zu *einer* r-Abschwächung amalgamiert werden: der segmentale Prozeß der r-Reduktion bis zum Schwa und der rhythmische Prozeß der Verkürzung einer *ɐɐ*-Sequenz.

Betrachten wir diese phonologischen Prozesse etwas genauer. Das uvulare, intermittierende *r*, mit dem wir im Untersuchungsraum zu tun haben, hat eine phonetisch begründbare Tendenz sowohl zur Frikativierung als auch zur Vokalisierung. Artikulatorisch gesehen muß die Zunge gegen das Gaumensegel gehoben werden und eine Rille bilden, in der die Uvula schwingen kann. Ist diese Rille nicht tief genug, kommt statt eines Vibranten nur ein Reibelaut zustande: die Reibung ersetzt, wenn sie entsprechend stark ist, die Uvula-Schwingungen und wird zur alleinigen Behinderung des Luftstroms.[93] Es ist aber auch möglich, daß die Zunge zwar in die für Vibrans- und Frikativartikulation notwendige Position gebracht wird, jedoch nicht so weit, daß es zu irgendeiner Geräuschbildung kommt. Der entstehende Laut ist im Prinzip ein Vokal, und zwar wegen der Zungenposition ein ziemlich tief und hinten gebildeter. Durch die Annäherung an das Velum zeigt dieser Vokal aber als sekundäres Merkmal eine r-Färbung; es entsteht ein sog. r-Approximant. Die Artikulatoren zielen hier auf die Produktion eines bestimmten Konsonanten hin, ohne ihn tatsächlich hervorzubringen. Unterbleibt auch noch diese Annäherung, so kommt lediglich ein Tief-Schwa zustande.[94] Gelegentlich (vor allem in

[93] Vgl. Göschel 1971.

[94] Genau genommen ist die für die Produktion des Tief-Schwa notwendige Zungenbewegung noch der letzte Rest einer Approximation an das uvulare /ʀ/.

höheren Sprechtempi) fehlt selbst die hierfür notwendige Zungensenkung; dann wird lediglich der Zentralvokal *ə* artikuliert. ‚Friktion statt Vibration' und ‚Approximation statt Vibration/Friktion' sind also zwei mögliche Abschwächungen des uvularen /ɾ/. Die mehrfach oder einfach geschlagene Vibrans kann entweder erst zum Frikativ und dann zum Approximanten/Tief-Schwa/Schwa reduziert werden, oder direkt zum Approximanten/Tief-Schwa/Schwa. In keinem Fall kommt es jedoch zu einer Tilgung.

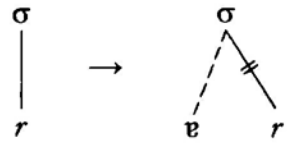
Der zweite beteiligte Prozeß ist von der Lage des Hauptakzents im Wort abhängig und besagt, daß in unakzentuierter Stellung zwei benachbarte unbetonte Vokale vereinfacht werden können. Dabei setzt sich das rechtsstehende Element durch: also wird /ver-/ auf der segmentalen Ebene zu *vɛɾ(r)*, *vɛɾ* oder *vɛə* reduziert und dann auf der rhythmischen zu *vɐ*, *vɐ(r)* oder *və*; /-er-/ auf der segmentalen zu *ɛɾ(r)*, *ɛɾ* oder *ɛə* und auf der rhythmischen zu *ɐ*, *ə*, *ɐ(r)* etc.

Ein zusätzliches Problem ergibt sich daraus, daß der Reduktionsvokal *ɐ*, der normalerweise als Überbleibsel oder Allophon von /ɾ/ angesehen wird, in manchen Fällen auch erscheint, obwohl das /ɾ/ nicht verschwunden ist. In der Standardsprache betrifft dies nur /ɾ/ zwischen nicht akzenttragenden Vokalen, etwa in std. *Lehrerin, weitere* oder in Eigennamen wie *Bockerer*, die meist (wenn auch nicht zwingend) *le:ɾɐrIn, waitɐrə, bOkɐrɐ* ausgesprochen werden. Die r-„Vokalisierung" tritt also genau genommen nicht nur im Silbenabfall auf, sondern unter bestimmten Bedingungen auch bei silbeneinleitendem (oder ambisilbischem, je nach Silbifizierungskonventionen) /ɾ/.

Eine phonologische Beschreibung, die diese Fakten nicht nur erfaßt, sondern auch erklärt, erhält man nur, wenn man die r-„Vokalisierung" zunächst als *ɐ*-Insertion vor /ɾ/ auffaßt. Diese Insertion ist phonetisch plausibel und natürlich. In einer Reihe von Dialekten tritt sie nicht nur nach unbetontem Schwa auf, sondern auch in Sequenzen des Typs /V : ɾ/, wo der zugrundeliegende Langvokal grundsätzlich zu einem auf Tiefschwa eingleitenden Diphthong wird (vgl. Scheutz 1985: 141, der aus dem Bair. Fälle wie *lE:ɐɾɐ* und *diɐɾegEnt* zitiert). Physiologisch gesehen wird die Stellung der Artikulationsorgane, die für das *r* benötigt wird, schon während des vorausgehenden Vokals eingenommen, d. h. der Prozeß ist antizipatorisch.

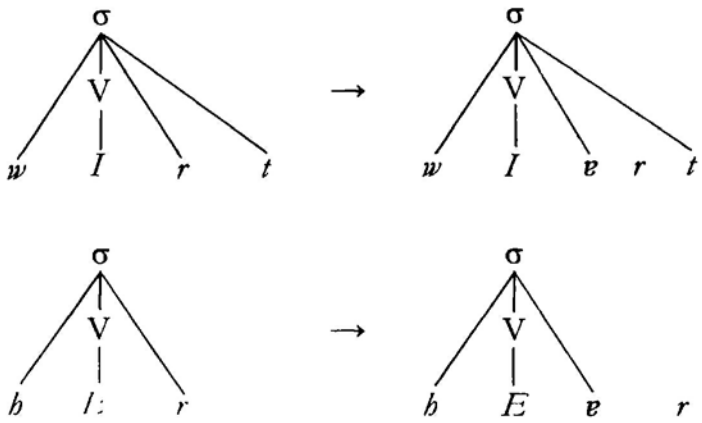
Vor einem /ɾ/ im Silbenabfall würde die Schwa-Insertion nun insofern die Silbenstruktur verändern, als hier Sequenzen aus einem eingleitenden Diphthong (Vokal und Tiefschwa) und /ɾ/ entstünden. Im Standarddeutschen ist aber die Struktur Diphthong + /ɾ/ als Reim einer Silbe (oder Teil davon) ausgeschlossen (vgl. **baur*, **maur*, **bayr*). Durch die *ɐ*-Insertion wird also die Wohlgeformtheit der Silbe in Frage gestellt. Die Insertionsregel muß deshalb so formuliert werden, daß sie diese nicht erlaubten

Silben verhindert. Dies geschieht dadurch, daß die Regel zusätzlich zur Insertion die Assoziationslinie zwischen /r/ und Silbenknoten blockiert:[95]



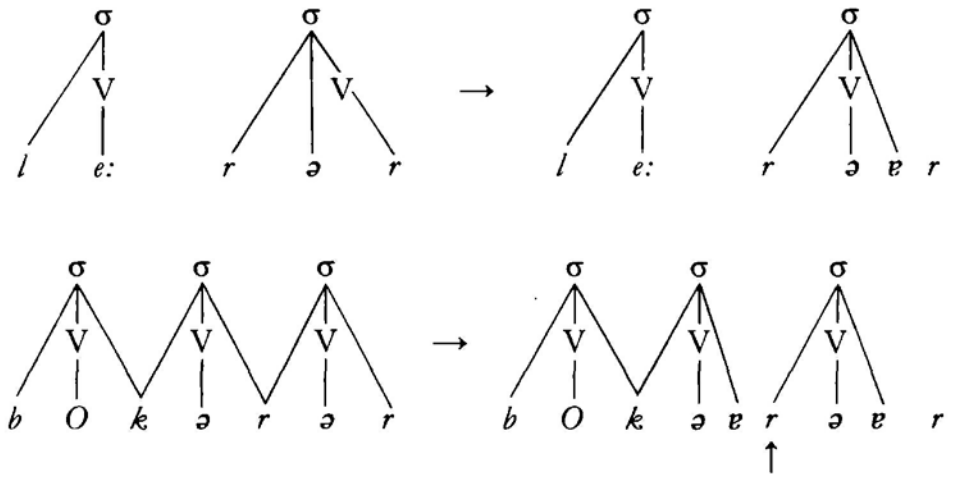
Zusätzlich macht die Regel je nach Varietät des Deutschen bestimmte Einschränkungen. Im Bairischen und Alemannischen reicht es aus, die ɐ-Insertion zwischen akzenttragendem Kurzvokal und einem weiteren Vokal auszuschließen (etwa in bair. *firə* ‚voran'), während nach Langvokal (bair. *livrə* ‚Lire') und nach Schwa (bair. *wAldlrIsch*), d. h. vor silbeneinleitendem /r/, sowie natürlich auch im Silbenabfall vor Konsonant ɐ eingefügt wird. In der Standardlautung ist die ɐ-Insertion, wie erwähnt, außer im Silbenabfall nur zwischen Schwa und einem weiteren nicht-akzenttragenden Vokal möglich, aber nicht nach Langvokal (*ni:rə*, nicht **nivrə*).

Die ɐ-Insertionsregel bewirkt in der Orthoepie z. B. die folgenden Veränderungen:



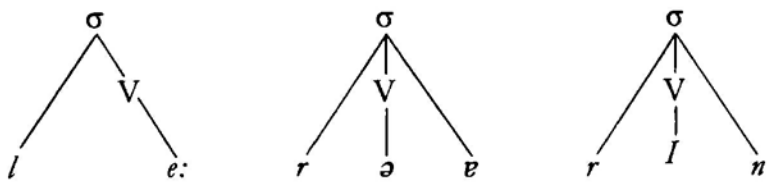
[95] Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß sich dieser Effekt der Regel aus allgemeineren Prinzipien ergibt und nicht speziell mit ihr notiert werden muß. In diesem Sinn argumentiert z. B. Pulleyblank 1983. Für ihn wird eine gegebene Assoziationslinie automatisch gelöst, wenn ein neues Segment an eine schon besetzte Position der Silbe angehängt wird. Dies geschieht durch eine universale Komponente der Silbifizierung, die deshalb „kostenfrei" ist. Der umgekehrte Fall müßte hingegen sprachspezifisch markiert und erlernt werden.

Pulleyblank gibt, entsprechend der MIT-Phonologie, eine formale Beschreibung; er sagt uns allerdings nicht, warum eine solche universale Beschränkung gelten sollte. Im Fall der r-Vokalisierung könnte man vermuten, daß die Struktur Halbvokal + Liquida im Silbenabfall aus phonetischen Gründen vermieden wird, nämlich, weil der Kontrast zwischen den beiden Segmenten auf der Sonoritätsskala zu gering ist (vgl. Ohala & Kawasaki 1984).



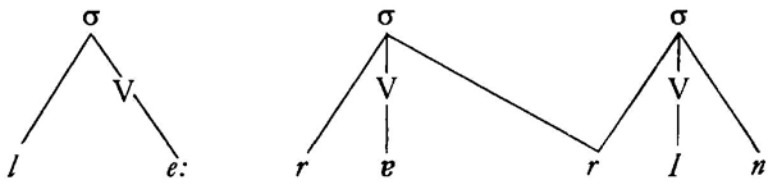
In den ersten drei Fällen wirkt die vorgeschlagene Insertionsregel wie eine Vokalisierungsregel. Einerseits wird *ɐ* eingeführt, andererseits kann ein /r/ ohne Assoziationslinie zu σ (wie allgemein extrasilbische Elemente) zwar noch den Vorgängervokal färben, an der phonetischen Oberfläche jedoch nicht realisiert werden. /hEr/ wird deshalb zu *hEɐ*, /wirt/ zu *wIɐt*, /le:rer/ zu *le:rəɐ*. Anders verhält es sich im vierten Beispiel, im Eigennamen *Bockerer:* bei der wortinternen Anwendung der Insertionsregel wird hier *ɐ* vor einem /r/ eingefügt, das ambisilbisch ist, d. h. auch eine Assoziationslinie zur nächsten Silbe hat.[96] Die Regel löst aber lediglich eine Assoziationslinie zu dem Silbenknoten auf, der auch das Tiefschwa dominiert. Im Fall *Bockerer* kann die Insertionsregel also zwar angewendet werden, sie hat aber nicht den Effekt, ein /r/ ohne Assoziationslinie zu einem Silbenknoten zurückzulassen. Das *r* bleibt deshalb erhalten.

Während der Eigenname *Bockerer* schon auf der tiefsten Stufe der lexikalischen Ableitung als Simplicium vorhanden ist, wird in anderen Fällen erst durch die Anwendung eines morphologischen Prozesses wie der Suffigierung von *-in* eine phonologische Umgebung geschaffen, die zwar die ɐ-Insertion, nicht aber die r-Tilgung fordert. So wird das morphemauslautende /r/ automatisch zum initialen Element der rechtsstehenden (suffigierten) Silbe. Vgl. etwa:



[96] Vorausgesetzt ist wiederum die Silbifizierungsregel aus Kap. 2, S. 36.

Die übliche Schwa-Tilgung vereinfacht schließlich in *Lehrer, Bockerer* und *Lehrerin* gleichermaßen, indem in der *əɐ*-Sequenz das erste Element getilgt wird, also z. B. zu



Ob die Resilbifizierung nach morphologischen Operationen wie Suffigierung das freie *r* nach rechts binden kann und es auf diese Weise phonetisch realisierbar bleibt, hängt von der Art der Operation ab. Bekanntlich ist die Resilbifizierung im Deutschen oberhalb der Wortgrenze nicht mehr möglich. Paare wie std. *le:rɐrIn* vs. *vɐʔantwOɐtn̩* zeigen, daß die Regel, die den Glottisverschluß einführt, diejenigen vokalisch anlautenden Strukturen mit einem Silbenanstieg versieht, für die ein Binde-r nicht mehr in Frage kommt. Dieser Prozeß operiert also erst, wenn das silbenfinale /ɐ/ schon verschwunden ist. Morphologische Prozesse auf einer tieferen Stufe des Lexikons, die keine ʔ-Insertion, aber möglicherweise r-Erhaltung nach sich ziehen, sind z. B. die Flexion (*Heer/Heeres*) und die Genussuffigierung. Auf einer oberflächlicheren Ebene operieren hingegen die meisten Kompositionsverfahren (*Oberamtmann*) und die Suffigierung der Verbalpräfixe (*verantworten*).[97] In Wörtern wie *überall* entsteht dadurch Variation, daß das Wort von manchen Sprechern als Kompositum aufgefaßt wird, von anderen nicht.[98]

Während die Resilbifizierungsmöglichkeiten für zugr. silbenauslautendes /ɐ/ morphologisch gesteuert sind, scheint die ɐ-Insertionsregel selbst auf jeder Ableitungsstufe angewendet werden zu können, auf der die relevanten Umgebungen vorkommen. So wird auch noch nach Anwendung postlexikalischer Regeln, die z. B. bei vielen Standardsprechern das Schwa in Wörtern wie [ha:(ɐ)n̩] ‚Haaren' oder [fɐvIɐn] ‚verwirren' tilgen, das /ɐ/ vokalisiert.

3.2.6.3. Quantitative Verteilung

Wenden wir uns nun den Verhältnissen im Konstanzerischen zu. Möglich ist ein Kontinuum von Reduktionsformen, von der Erhaltung als [R] bis zur vollständigen Vokalisierung zu [ɐ] oder [ə]. Sequenzen unbetonter

[97] *En passant* sei bemerkt, daß sich hieraus Evidenz dafür ergibt, daß die Präfixe im Deutschen eigene phonologische Wörter sind und sich wie die Glieder der Komposita verhalten. Vgl. in diesem Sinne (allerdings für das Holländische) auch Nespor & Vogel 1986.

[98] Vgl. dazu auch Kap. 6, S. 317 f.

Vokale (wie [əɐ̯]) werden sehr häufig, in Suffixen obligatorisch vereinfacht. Zudem können Folgen aus betontem *a* und *ɐ̯* bzw. *ɐ̯*(r) zu *a* bzw. *a(r)* reduziert werden. Bei der quantitativen Auswertung der Variablen wurde von vorne herein zwischen zwei phonologischen Kontexten unterschieden: der Vokalisierung vor Konsonant und vor Pausa und der Vokalisierung vor Vokal (im folgenden Vokalisierung-rC und Vokalisierung-rV genannt (vgl. Abb. 34 und 35)). Bei (Vokalisierung-rV) wurden alle Kontexte vor Vokal berücksichtigt, in der die Resilbifizierung nicht schon in der Orthoepie obligatorisch ist (wie etwa in *daraus*). Unabhängig von der Art der morphologischen oder syntaktischen Grenze zwischen /r/ und Folgevokal wurden sämtliche Fälle von silbeneinleitendem (also resilbifiziertem) /r/ denen mit vokalischem bzw. durch Glottisschlag markiertem Silbenansatz gegenübergestellt.

Wieder liegt der Auswertung einer Dreierskala zugrunde: 1 = Erhaltung des /r/ als Vibrant oder Frikativ, 2 = Reduktion zu einem Approximanten, 3 = Vokalisierung ohne Sekundärartikulation. Die Anordnung dieser drei Stufen auf einer Skala rechtfertigt sich aus der oben dargestellten phonetisch-artikulatorischen Zwischenposition der Approximation, die einerseits als Vokalisierung anzusehen ist, andererseits die Qualität des /r/ als Sonorkonsonant bewahrt.[99] Nicht erfaßt ist in dieser Zählweise a) der Unterschied zwischen intermittierender und frikativer Artikulation, b) die Reduktion von *əɐ̯* zu *ɐ̯* bzw. von *ə*(r) zu *(r)*, c) der Unterschied zwischen Vokalisierung zu *ə* und zu *ɐ̯* (zusammengefaßt unter „3") und d) ob einem erhaltenen /r/ ein Tiefschwa vorausgeht.

Die Werte für die Vokalisierung vor Vokal liegen deutlich unter denen für die Vokalisierung vor Konsonant ($\bar{x}$ = 2.27 bzw. 2.68) und streuen weit stärker (Standardabweichungen von .16 bzw. von .36). Besonders auffällig ist, daß bei vergleichbaren Maxima (2.93 bzw. 2.85) die Minima weit auseinander liegen (2.22 bzw. 1.63). Die r-Erhaltung vor Konsonant differenziert die Sprechergruppe also auffällig schlechter als die r-Erhaltung vor Vokal (flacherer Kurvenverlauf).

[99] Ich kann Romaine 1978: 147 nicht zustimmen, die r-Varianten seien „not ordered on a [...] continuum with respect to a given common phonetic dimension", denn es gebe „nothing ‚in-between'", also keine graduierlichen Übergänge. Wie im Falle vokalischer Variablen (etwa der Dehnung), bei der sie eine Skalierung offenbar für unproblematisch hält, sind die tatsächlich zu beobachtenden phonetischen Realisierungen nicht gleichmäßig über das Kontinuum (also zwischen „1" und „3") verteilt, sondern „clustern" in bestimmten Bereichen. Wo diese „cluster" liegen, kann von Variable zu Variable unterschiedlich sein (etwa sind es bei der Dehnung eher die Endpunkte, bei der Vokalisierung vor Konsonant die Werte „1" und „2"). Die Annahme eines phonetischen Kontinuums impliziert aber nicht, daß alle möglichen Positionen auf diesem Kontinuum gleichmäßig vertreten sein müssen.

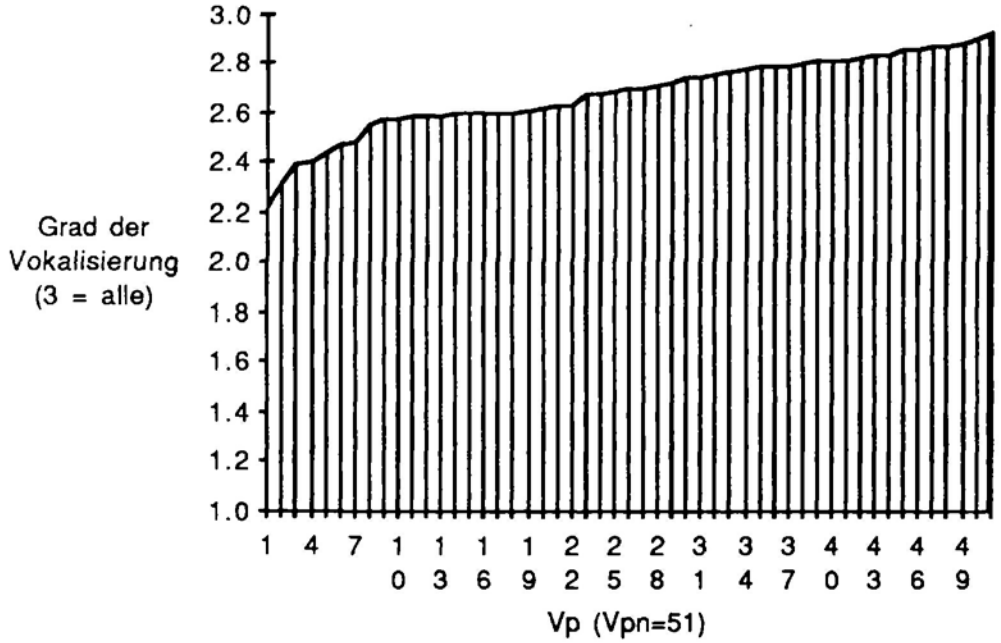


Abb. 34: (Vokalisierung-rC): Rangordnung nach ansteigenden %

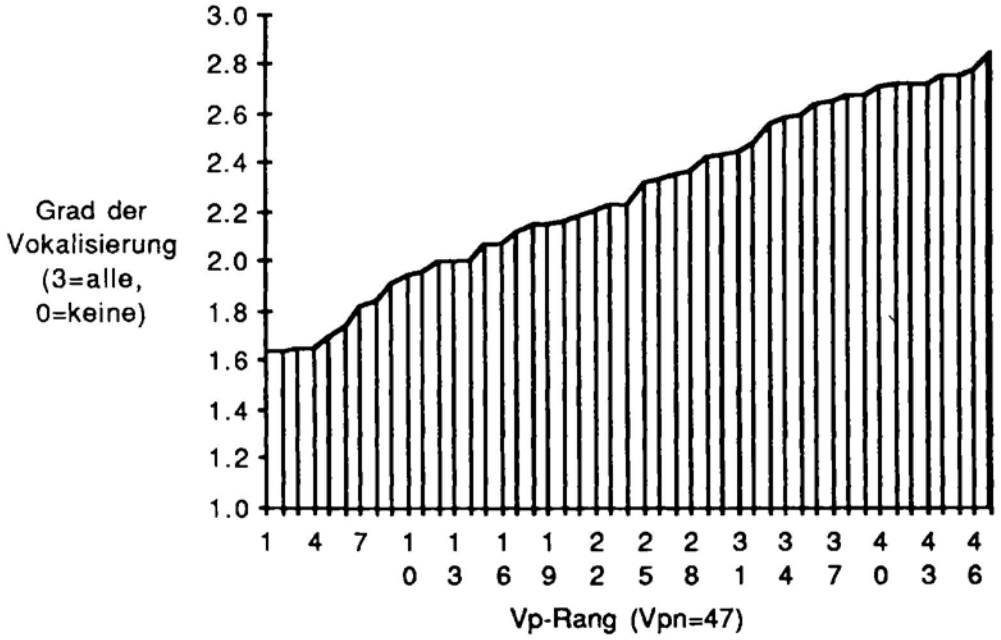


Abb. 35: (Vokalisierung-rV): Rangordnung nach ansteigenden %

Die Korrelation zwischen den beiden Variablen ist verläßlich positiv (.45, höchst signifikant).

Für den Gesamteindruck des Dialekts ist wegen der hohen Frequenz des /r/ in dieser Position vor allem die Variable (Vokalisierung-rC) wichtig.

Es ist dabei nicht unerheblich zu wissen, ob die Werte um 2.68 auf der von 1 bis 3 reichenden Skala durch viele Approximanten (Werte um 2, dazu einige Voll-Vokalisierungen) oder durch eine weniger große Anzahl von Erhaltungen, die vor allem mit häufigeren Voll-Vokalisierungen alternieren, zustande kommen. Diagramm 36 zeigt, daß nur ersteres der Fall sein kann: die erhaltenen Vibranten und Frikative spielen quantitativ in der Position vor Konsonant nur eine untergeordnete Rolle; 23% Approximanten bestimmen das Bild des Dialekts. (Die Anzahl der Approximanten geht vor Vokal auf 15% zurück, die der Erhaltung steigt auf 29%).

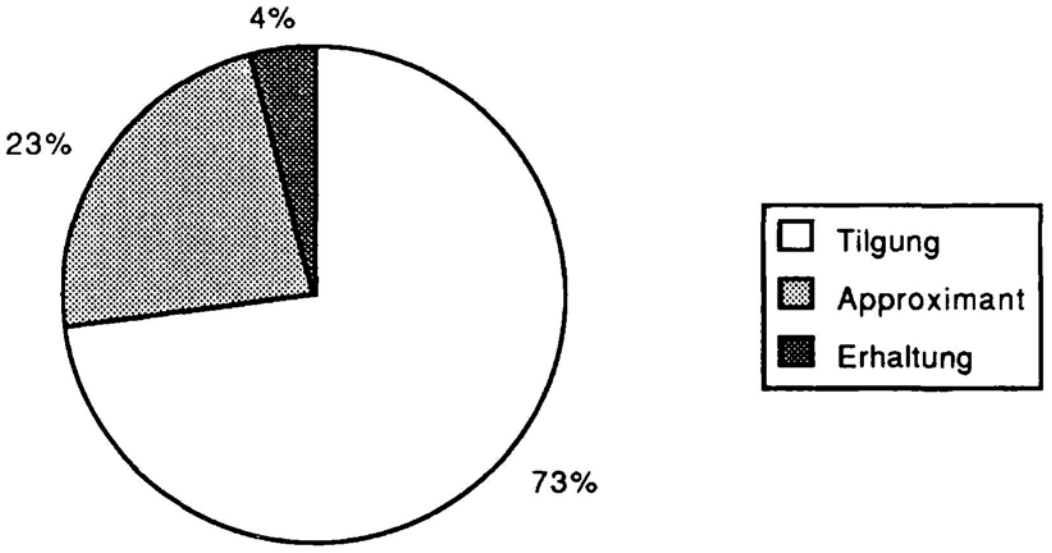


Abb. 36: Verteilung von Approximanten, Voll-Vokalisierungen und Erhaltungen vor Konsonant und Pausa

3.2.6.4. Kontextanalyse

In der Literatur zum Thema r-Vokalisierung werden verschiedene Umgebungen genannt, die die Vokalisierung fördern bzw. behindern sollen; so etwa die Länge des vorangehenden Vokals bzw. die Artikulationsstelle des Folgekonsonanten. Außerdem soll vorausgehendes langes /a/ die Reduktion weniger wahrscheinlich machen, folgende Sonorkonsonanten bei vorausgehenden Kurzvokalen sie fördern.[100] Diese Parameter erwiesen sich schon in Voruntersuchungen als unergiebig für die Beschreibung des Konstanzerischen.[101] Eine weitere Differenzierung von (Vokalisierung-rC)

[100] Vgl. Hildebrandt & Hildebrandt 1965, Haas 1983: 1113 f.

[101] Ich beziehe mich hier auf die Ergebnisse einer Seminararbeit von K. v. Heusinger („Das Verhalten des silbenfinalen *r* im Konstanzerischen", SS 1984/85), in der der Einfluß der folgenden und der vorausgehenden Segmente überprüft wurde. Lediglich vor Nasal und Lateral ergab sich ein erhaltender Einfluß.

war jedoch nach der Art der Konsonanz nach dem fraglichen /r/ möglich. Abb. 37 stellt die Erhaltung in den Kontexten V__r&C (also Silbenauslaut), V__C(C)& (also vor Konsonant im Silbenabfall) und V__&&C (&& = Pausa) gegenüber.

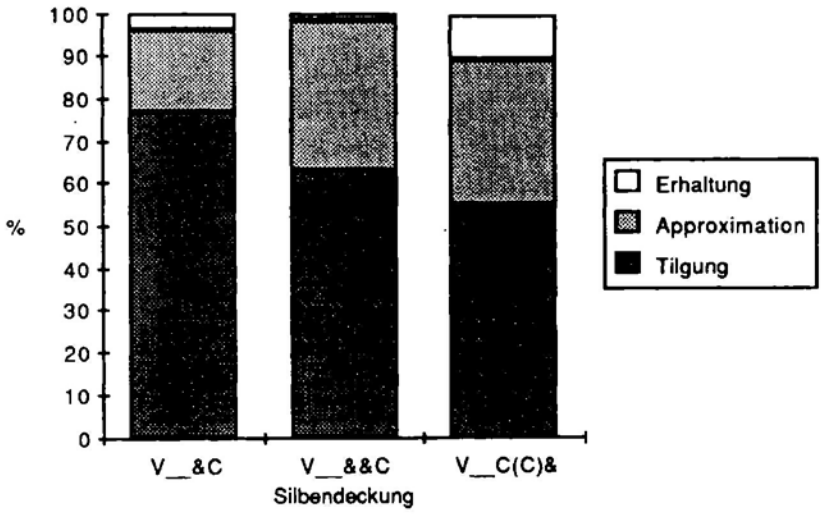


Abb. 37: (Vokalisierung-rC) nach Position in der Silbe

Die Auslautposition fördert die vollständige Vokalisierung deutlich. In gedeckter Silbe liegen die Werte für die Erhaltung des Vibranten oder Frikativs deutlich höher, die für die vollständige Vokalisierung zumindest deutlich niedriger als im Falle des /r/ im absoluten Auslaut.[102]

Während (Vokalisierung-rC) auf diese Weise für phonologische Kontextfaktoren sensibel ist, interagiert (Vokalisierung-rV) – wie auch in der Orthoepie – mit der Stärke der morphologischen Grenze, vor der das -r- steht. Im Wort steigt die Zahl der Erhaltungen an: hier konkurrieren *ɛɐInnɛ(r)n, vɛrain, überáll* mit *vEɛ̯ʔaltɛd, ɛɛʔaignis, vɛʔändɐt, übɛʔáll; untərənand* mit *unta(r)Entwickl̥t; vi:reckig* mit *viɛ(r)eckig* und mit *vÜeeckig, faivɛro:bn̥d* mit *schba:(r)InItjati:və, vO(r)dɛ(r)Öschdraichɛ* und *dauchɛanzug, nachdschbaichɛofə* etc. Die r-Erhaltung geht im Wort also deutlich über das in der Orthoepie geforderte Maß hinaus. Reduktionen wie *ein* → *ə* in *untərənand* oder von *und* → *ə* in *vi:rəfuffzig* machen die r-Erhaltung praktisch

[102] Unklar bleibt, warum vor Pause nicht dieselben Werte anzutreffen sind wie im Auslaut vor unmittelbar folgendem Konsonanten. Hier wäre eine genauere Analyse erforderlich, die nach der Art von Pause unterscheidet. Anhand von englischem Dialektmaterial hat kürzlich French 1988 gezeigt, daß Aspekte des *turn-taking* die Erhaltung des /r/ beeinflussen können. Es wäre also zumindest eine Ausdifferenzierung nach turninternen und potentiell *turn*-abschließenden Pausen vorzunehmen.

obligatorisch. Überdies fordern einige dialektale Prozesse des Konstanzerischen indirekt die r-Erhaltung, indem sie das /r/ aus dem Auslaut entfernen und in prävokalische Position bringen; hier ist vor allem an die Sproßvokale (*federə, blEttərə*) sowie die (heute seltene) Metathese etwa in *baurə* ‚Bauern', *muttrə* ‚Mutter' zu denken.

3.2.6.5. Zusammenhang mit den externen Variablen

Die Interaktion der beiden Parameter mit den externen Variablen ergibt sich aus den Tabellen 19 und 20.

Tabelle 19: Mittelwerte, Standardabweichungen und Ergebnisse der einfachen Varianzanalysen für (Vokalisierung-rC)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	2.72	0.13	n. s.
weiblich	2.65	0.17	
Bildung			
I	2.69	0.13	n. s.
II	2.68	0.16	
III	2.67	0.20	
Alter			
I	2.79	0.14	< 5%
II	2.65	0.13	
III	2.61	0.16	
IV	2.65	0.17	

Der signifikante Einfluß der Variablen ‚Alter' bestätigt sich in den zweifachen Varianzanalysen für Alter × Geschlecht (Signifikanzniveau = 1%) und für Alter × Bildung (<5%). In diesem Fall erreicht auch die Interaktion von Alter und Bildung Signifikanzniveau (<5%). Die Interaktion ist auf eine Bildungsgradation in den Altersgruppen I und II zurückzuführen, die der Hypothese entgegenläuft (also standardnähere Werte für Informanten mit schlechterer Bildung) und daher nicht interpretiert werden kann.[103]

Für keine andere untersuchte Variable schlägt sich der Einfluß von ‚Alter' so deutlich statistisch nieder. Nicht nur in der einfachen, sondern auch in sämtlichen mehrfachen Varianzanalysen wird ein Signifikanzniveau von 0.1% erreicht oder unterschritten. Für ‚Bildung' steigen die Werte

[103] In der dreifachen Varianzanalyse war der Einfluß von Alter × Bildung und von Geschlecht hoch signifikant bzw. signifikant. Dieses Ergebnis wird im folgenden vernachlässigt, weil der Einfluß von ‚Geschlecht' in keiner der zweifachen und auch nicht in der einfachen Varianzanalyse bestätigt werden konnte.

Tabelle 20: Mittelwerte, Standardabweichungen und Ergebnisse der einfachen Varianzanalysen für (Vokalisierung-rV)

	$\bar{x}$	s^2	Signif.-Niveau
Geschlecht			
männlich	2.33	0.31	n. s.
weiblich	2.24	0.38	
Bildung			
I	2.14	0.35	n. s.
II	2.22	0.32	
III	2.39	0.38	
Alter			
I	2.60	0.32	<0.1%
II	2.25	0.29	
III	2.10	0.32	
IV	2.08	0.29	

zwar hypothesengemäß mit dem Bildungsniveau an (sicherlich ein Sekundäreffekt aus der Korrelation mit ‚Alter'), erreichen aber kein Signifikanzniveau.

Die Altersunterschiede sind in Abb. 38 noch einmal veranschaulicht. Sie entwickeln sich nur vor Vokal durchgehend hypothesengemäß. In der Tat sind hier die Unterschiede zwischen den Altersstufen I : II, I : III und I : IV (auch noch nach Korrektur) auf 5%- bzw. jeweils 1%-Niveau signi-

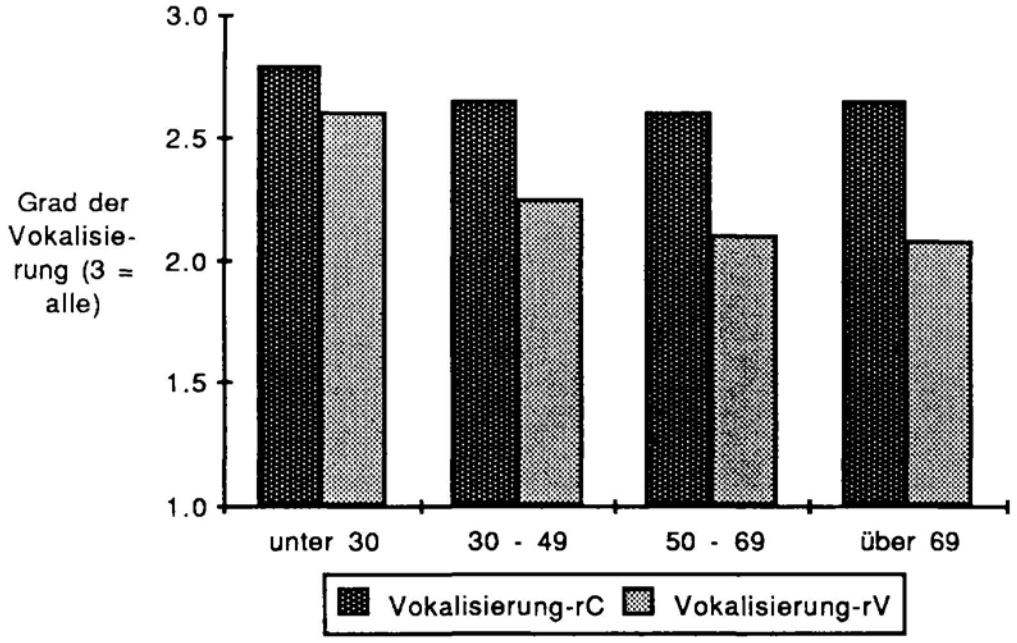


Abb. 38: (Vokalisierung-rC) und (Vokalisierung-rV) nach ‚Alter'

fikant. Es ist vor allem wieder die Gruppe der jüngsten Sprecher, die von den übrigen Altersgruppen in Richtung Standard abweicht. Vor Konsonant ist die Abstufung wesentlich geringer und im Fall der ältesten Informanten auch gerade umgekehrt als zu erwarten. Die Kontraste I : II, III : IV (!) und I : III sind zunächst signifikant, verlieren diese Signifikanz aber nach Bonferoni-Korrektur. So wird man nur im Falle des Parameters (Vokalisierung-rV) guten Gewissens davon ausgehen können, daß das Alter der Informanten die Erhaltung deutlich beeinflußt.

3.2.6.6. Gesamtdiskussion

Joos' Aussagen zur r-Vokalisierung im alten Konstanzer Dialekt sind unpräzise und schwer generalisierbar (vgl. Joos 1928, § 313). Vor Konsonant (den Beispielen zufolge meint Joos damit sowohl V __ C(C)& als auch V __ &C(C)) sei das /r/ „beinahe geschwunden", völlig abwesend in den Vorsilben *er-*, dem Artikel *der* sowie in einzelnen Wörtern. Erhalten sei das /r/ hingegen vor Vokal.

Trotz des Fehlens präziser Angaben und einer nur sehr kleinen Beispielliste ist zu schließen, daß die Vokalisierung zu einem mehr oder weniger deutlichen Approximanten bzw. die vollständige Vokalisierung mit folgender Doppelschwa-Vereinfachung schon in der von Joos beschriebenen Varietät die Regel war. Die Veränderungen dürften sich vor allem auf den Kontext vor Vokal beziehen, in dem Joos' Erhaltung die heute dominante, wenn auch nicht durchgängige Vokalisierung gegenübersteht. Dieses Bild paßt zur eindeutigen Altersabhängigkeit der Variablen (Vokalisierung-rV) sowie zur nur geringen Differenzierungskraft (flacher Kurvenverlauf) der Variablen (Vokalisierung-rC).

Der Konstanzer Stadtdialekt hat sich also in bezug auf die Vokalisierung des /r/ schon seit langem von seiner dialektgeographischen Umgebung abgesetzt, und zwar sowohl gegen das (Zentral-)Schwäbische als auch gegen die schweizerdeutschen Dialekte. Die Vokalisierung im heutigen Konstanzerischen entspricht den Verhältnissen in der ‚Hochlautung' wesentlich mehr als in diesen Dialekten der Umgebung. Trotzdem bleibt durch die fakultative r-Färbung dieser Zentralvokale noch eine phonetische Nuance erhalten, die den Stadtdialekt nicht nur gegen die Orthoepie, sondern auch regional abgrenzt.

Die Unabhängigkeit der rC-Vokalisierung im Silbenabfall von externen Faktoren wie dem Alter oder der Bildung der Informanten zeigt, daß diese Variable soziolinguistisch unauffällig ist und nicht als Dialektmerkmal wahrgenommen wird.[104] Die Erhaltung des /r/ in dieser Position wird weder als Dialektalismus noch als Standard-Form (entsprechend der

[104] Diese Einschätzung wird sich in den interpretativen Analysen des nächsten Kapitels bestätigt finden.

Schrift) angesehen. Konstanz unterscheidet sich in dieser Hinsicht von den Verhältnissen im Ruhrgebiet, die Harden (1981) untersucht hat; er kommt zu dem Ergebnis, daß die r-Erhaltung vor Konsonant im Ruhrgebiet-Idiom deutlich seltener ist als im Standard, von den Sprechern als Standardmerkmal eingestuft wird und schichtabhängig ist.

Obwohl phonetisch recht auffällig, ist die Vokalisierung vor Konsonant kein besonders bemerkenswerter phonologischer Prozeß. Es handelt sich um eine natürliche Schwächung, die keine Auswirkungen auf das phonologische System oder auf die rhythmische Struktur des Wortes hat. Rhythmische Konsequenzen hat lediglich die Tilgung des vor dem vokalisierten /r/ stehenden *ə* im Nebenakzent in den Affixen *-er-*. Diese ist unabhängig von der r-Vokalisierung selbst, wie sich in gewissen schwäbischen Dialekten zeigt, die diese Tilgung von der r-Vokalisierung abkoppeln und folgerichtig den Sonoranten *r* silbisch machen (*Vatr̩* etc.).

Im Gegensatz dazu hat die r-Vokalisierung vor Vokal offensichtliche Auswirkungen auf die Silbenstruktur. Das /r/ steht ja, wenn es nicht getilgt wird, als ambisilbisches oder silbenanlautendes Segment zur Verfügung und kann so den Hiatus verhindern. Zur Struktur V*r*V gibt es zwei Alternativen: VV und V?V. Unter dem Gesichtspunkt der optimalen Silbenstruktur ist die eine eine schlechtere, die andere eine bessere Alternative, denn der glottale Verschlußlaut markiert im Gegensatz zum teils ambisilbischen *r* immer den Silbenanfang. Entsprechend ambig ist auch das Resultat der r-Vokalisierung vor Vokal zu interpretieren: tritt an die Stelle des *r* als Trennungsmarke das ?, ist dies ein Fortisierungsprozeß, fällt hingegen der Sonorkonsonant ersatzlos aus, handelt es sich um eine Lenisierung.

3.3. Die Variablen im Zusammenhang und in ihrer Beziehung zueinander

3.3.1. Sprachvariation als Geflecht von Einzelvariablen

Der klassischen Variationsanalyse im Stile Labovs ist — teils zurecht — der Vorwurf gemacht worden, in ihrer Konzentration auf einzelne Variablen hinter den Systemgedanken zurückzufallen, dessen Entwicklung als das Kernstück der modernen Sprachwissenschaft angesehen wird.[105] Auch und gerade wenn man linguistische Systeme nicht voraussetzt, sondern als

[105] So Weydt & Schlieben-Lange 1981. Der Vorwurf trifft Labov selbst nur bedingt, denn vor allem seine Arbeiten zu vokalischen soziolinguistischen Variablen — z. B. schon in der Untersuchung auf Martha's Vineyard (1963), später den Untersuchungen in Philadelphia (Labov 1980) — haben alle eine systemische Komponente.

Teil eines Repertoires zu rekonstruieren sucht, kann eine isolierte Betrachtung linguistischer Variationsphänomene nicht genügen. Denn sollen innerhalb des Repertoires Einzelvarietäten — im Sinne von Le Page — als „fokussierte" Bereiche identifiziert werden,[106] so ist eine entscheidende Frage, ob die untersuchten Variablen sich gleichgerichtet bündeln oder ohne Zusammenhang im Repertoire liegen.

Das Repertoire läßt sich als ‚Variationsraum'[107] veranschaulichen, in dem die variablen Eigenschaften miteinander assoziierte Punkteschwärme sind — im einfachsten Fall einer Variable mit zwei Ausprägungen zwei Punkte, die zu einer Strecke verbunden werden können. Für die Strukturierung des Repertoires ist nun die Lage dieser Punkteschwärme zueinander ausschlaggebend. Reduzieren wir einmal die Komplexität der tatsächlichen Verhältnisse in einem Repertoire wie dem Konstanzerischen auf den völlig unrealistischen Fall eines Variationsraums mit nur zwei Variablen, die wiederum jeweils nur zwei Ausprägungen haben. Die dadurch definierten Strecken können sich soweit angleichen, daß sie parallel zueinander liegen. In diesem Fall bauen sie im Raum eine Polung auf: die Realisierungen $v_{1,1}$ (erste Variable in ihrer ersten Ausprägung) und $v_{2,1}$ stehen $v_{1,2}$ und $v_{2,2}$ gegenüber. Aufgrund bestimmter attitudinaler und historischer Gesichtspunkte können $v_{1,1}$ und $v_{2,1}$ die Bezeichnung ‚Dialekt' $v_{1,2}$ und $v_{2,2}$ die Bezeichnung ‚Standard' erhalten. Der Variationsraum hat damit eine erste Struktur. Noch ist damit nichts über die Distanz der Endpunkte der beiden Strecken von den beiden Polen gesagt; etwa wäre es möglich, daß $v_{1,1}$ und $v_{2,1}$ gleich gepolt sind, $v_{1,1}$ aber weiter vom — sagen wir — Standard-Pol entfernt liegt als $v_{2,2}$. Das Repertoire hätte in einem solchen Fall die Struktur eines Kontinuums, es ließen sich aber keine Varietäten ausgrenzen. Zwei gegeneinander abgesetzte Varietäten entstehen, wenn $v_{1,1}$ und $v_{2,1}$ näher an einem der beiden Pole liegen als $v_{2,2}$ und $v_{1,2}$ und umgekehrt. Wir können dann davon sprechen, daß die ersten beiden Ausprägungen zum Standard gehören, die anderen beiden zum Dialekt.

Die Verhältnisse werden dadurch kompliziert, daß eine Variable mehrere Ausprägungen haben kann; diese lassen sich nicht unbedingt auf einer

[106] Vgl. Le Page 1978, Le Page & Tabouret-Keller 1985.

[107] Ich meine hier natürlich nicht den *Varietäten*raum Kleins (Klein 1974), in dem durch externe Parameter schon die Koordinaten des Raums vorgegeben sind und die soziolinguistische Fragestellung darauf reduziert wird, ob bestimmte Realisierungen sprachlicher Variablen überzufällig in die einzelnen „Kästchen" des Raums fallen. Ein solcher Ansatz setzt ja schon voraus, daß die gewählten externen Parameter die Struktur des Variationsraums bestimmen; er setzt außerdem voraus, daß überhaupt klar abtrennbare „Varietäten" existieren. Der hier gemeinte Variationsraum ist ein rein sprachlicher, in sich zunächst unstrukturierter und selbst nach außen nur unscharf abgegrenzter. Deutlicher als zu Kleins Varietätenraum sind die Parallelen zu Le Pages „multidimensional model" (Le Page & Tabouret-Keller 1985, vor allem S. 180 ff.).

Linie anordnen, sondern können z. B. eine Fläche mit drei Ecken konstituieren. Es ist dann möglich, daß sich ein Repertoire nach drei (oder mehr) Polen hin aufspannt (etwa Standard, Schwäbisch, Hochalemannisch). Weiter ist denkbar, daß die Lage der Punkte zueinander die Konstitution von mehr als zwei gegeneinander abgrenzbaren Varietäten begünstigt (etwa Standard, regionale Verkehrssprache, Dialekt). Da ein Repertoire wie das Konstanzerische zumindest einige Dutzend Variationsphänomene zeigt, sind die verschiedenen Möglichkeiten (polar vs. in Varietäten aufgeteilt, zwei- vs. mehrpolig) nie ganz eindeutig realisiert, sondern nur als Tendenzen nachweisbar.

Ein Variationsraum läßt sich für jeden einzelnen Sprecher konstruieren. In einer Sprechgemeinschaft unterscheiden sich die Variationsräume der Individuen aber nicht grundlegend; vielmehr ist sie gerade durch die Annäherung der Variationsräume der Sprecher gekennzeichnet.

Das Bild eines Variationsraums ähnelt den Grundgedanken der statistischen Faktorenanalyse, die versucht, aus einem vieldimensionalen Raum aus miteinander mehr oder weniger stark korrelierenden Parameter zentrale Tendenzen (Faktoren) zu extrahieren. Bevor wir uns der Interpretation einer solchen Faktorenanalyse zuwenden, soll der Zusammenhang der Variablen zunächst auf eine intuitiv zugänglichere Weise betracht werden:

3.3.2. Korrelationen der Variablen untereinander

Tabelle 21 faßt all jene Werte des Korrelationskoeffizienten aus dem paarweisen Vergleich der Einzelvariablen zusammen, die mindestens auf 1%-Niveau signifikant sind.

Bei der Interpretation dieser Werte ist zweierlei zu beachten: die Anzahl von Variablen, mit denen ein bestimmter Parameter kovariiert und die Stärke des Zusammenhangs. In beiden Fällen kommt der Variablen (Rundung) eine wichtige Rolle zu: zwischen ihr und sieben der insgesamt elf anderen Variablen sind signifikante Zusammenhänge festzustellen. Wenn Sprecher ihre Sprechweise in bezug auf die Entrundung von std. Labiopalatalvokalen verändern, dann läßt dies (statistisch gesehen) die Erwartung zu, daß auch die Variablen (Dehnung(-A)), (dial-î), (dial-û), (û), (Vokalisierung-rV), (ie) und (uo) in gleicher Richtung verschoben werden. Überdies sind die Korrelationswerte mit den beiden Variablen für die nhd. Monophthongierung und mit der dialektalen vs. Standard-Realisierung von mhd. *î* sehr hoch (.60, .80 bzw. .55). Die (Rundung) erweist sich also auch hier als eine ‚Mustervariable': sie steht ganz offensichtlich im Zentrum des Geflechts von Variablen, die wir untersucht haben.

Mit fast ebenso vielen (nämlich mit je sechs) anderen Variablen korrelieren die Parameter (uo), (û), (dial-î), (dial-û) und (Vokalisierung-rV). Die Werte liegen aber durchweg niedriger, wenn man von den Korrelationen

Tabelle 21: Korrelationen zwischen den Variablen

	(Rundung)	(Vokal-rC)	(Vokal-rV)	(ie)	(uo)	(dial-ou)	(dial-ei)	(î)	(û)	(dial-î)	(dial-û)	(Dehnung)
(Rundung)	×		0.37	0.60	0.80				0.39	0.55	0.40	0.35
(Vokal-rC)		×	0.45				0.40				0.34	
(Vokal-rV)	0.37	0.45	×		0.45				0.35	0.45	0.39	
(ie)	0.60			×	0.64							
(uo)	0.80		0.45	0.64	×				0.49	0.39		0.39
(dial-ou)						×			0.42	0.61	0.73	
(dial-ei)		0.40					×					
(î)								×				
(û)	0.39		0.35		0.49	0.42			×	0.43	0.43	
(dial-î)	0.55		0.45		0.61	0.39			0.43	×	0.46	
(dial-û)	0.40	0.34	0.39			0.73			0.43	0.46	×	
(Dehnung)	0.35				0.39							×

mit (Rundung) und zwischen den Variablen (ie) und (uo) — die ja *einen* phonologischen Prozeß erfassen — absieht. Im Falle von (û) ist zu beachten, daß diese Variable fast ausschließlich die Diphthongerhaltung in *uf/us* & Ableitungen mißt.

Für die übrigen Variablen — also (Vokalisierung-rC), (dial-ou), (Dehnung), (ie), (dial-ei), (î) — gilt, daß sie nur (wesentlich) weniger Bezüge zu anderen Parametern haben. Allerdings ist die Korrelation zwischen (ie) und (uo) aus den eben genannten Gründen sehr stark (.64). Außerdem ist (dial-ou) durch sehr hohe Werte an die dialektale vs. Standard-Realisierung von mhd. *î* und *û* gebunden. (Im letzteren Fall ist der hohe Wert von .73 mühelos aus der phonologischen Analyse zu erklären, die ja gezeigt hat, daß mhd. *û* und mhd. *ou* im Konstanzerischen zusammengefallen sind.)

Damit sondern sich die Dehnung alter Kurzvokale, die r-Vokalisierung vor Konsonant, die Diphthongierung von mhd. *î* und die dialektale vs. Standardrealisierung von mhd. *ei* aus. Es sind nun genau diese vier Variablen, die auch in der bisherigen Analyse der Einzelparameter eine besondere Rolle spielten. Die Ergebnisse der Korrelationsanalyse belegen, daß sie für die Einstufung der ‚Dialektalität' eines Konstanzer Sprechers in einer bestimmten Situation entweder gar keine oder aber eine andere Rolle spielen als die übrigen Parameter. Damit stimmt überein, daß alle vier nicht mit den externen Variablen Alter, Geschlecht und Bildung zusammenhängen. Kein typischer dialektaler Prozeß ist demnach die r-Vokalisierung vor Konsonant (im Gegensatz zur r-Vokalisierung vor Vokal); sie korreliert lediglich mit diesem, phonologisch (aber nicht ‚sozio-

phonologisch') verwandten Prozeß, mit (dial-ei) (selbst eine der vier Ausnahme-Variablen) und mit (dial-û).[108] (Dehnung) und (dial-ei) haben zwar mit ‚Dialektalität' zu tun; in diesen Fällen ist jedoch, wie gezeigt, die Prozeßhaftigkeit der Variation mehr (im Falle von (dial-ei)) oder weniger (Dehnung) vollständig hinter einer massiven Lexikalisierung verschwunden. Die Lexikalisierung ist für (Dehnung) weniger stark als für (dial-ei); dies erklärt die beiden hier vorhandenen, niedrigen Korrelationen (mit (Rundung) und (uo)). Schließlich ist die Sonderstellung von (î) dadurch begründet, daß die wenigen hier erfaßten monophthongischen Formen fast alle aus Zitaten stammen, in denen das Dialektalisierungsniveau offensichtlich in Abhängigkeit von anderen Gesichtspunkten gewählt wird als in der das Zitat umgebenden Konversation.

Es ergibt sich zusammenfassend folgendes Bild: von den quantitativ untersuchten Variablen haben für die Variation im Konstanzer Stadtdialekt die phonologischen Prozesse der Rundung, der nhd. Monophthongierung (zuerst von *uo*, dann von *ie*), der Monophthongerhaltung in *uf/us*, der Sekundär- statt Extremdiphthongierung der mhd. hohen Langvokale *î* und *û*, sowie in Abhängigkeit von *û* des damit zusammengefallenen mhd. *ou* und der r-Erhaltung vor Vokal die größte Bedeutung. Dazu kommen lexikalisierte Variationstypen, nämlich die Dehnung alter Kurzvokale und die Realisierung von mhd. *ei*. Keine Rolle (mehr) spielen die nhd. Diphthongierung und die r-Vokalisierung vor Konsonant; beide sind zwar Variationsphänomene, die Standard- und dialektale Realisierungen miteinander in Beziehung setzen, sie tun dies jedoch unabhängig von den übrigen Parametern und müssen daher auch unabhängig von diesen erklärt werden.

3.3.3. Faktorenanalyse

Im Vergleich zur Betrachtung der Korrelation zwischen den Einzelvariablen ist die Faktorenanalyse das mathematisch anspruchsvollere, weniger intuitive und schwerer zu interpretierende Verfahren, um eine Vielzahl von Variablen auf eine überschaubarere Gruppe von Dimensionen zu reduzieren. Die in Frage kommenden Typen von Faktorenanalysen unterscheiden sich durch die jeweilige Rotation und durch die Behandlung der fehlenden Werte für bestimmte Variablen und Informanten. Die in Tab. 22 wiedergegebene Version ist nicht-rotiert und tilgt paarweise nicht vorhandene Werte nur für die jeweils vorzunehmenden Korrelationen. Sie führt zu den Ergebnissen, die sich im Licht der bisherigen Überlegungen am besten interpretieren lassen.

In dieser Faktorenanalyse wurden vier Dimensionen extrahiert, wobei die erste 36.2% der Variation erklärt, die zweite 15.3%, die dritte 11.0%

[108] Der Wert liegt hier mit .34 niedriger als für irgendein anderes der untersuchten Parameter-Paare, für die signifikante Korrelationen festzustellen waren.

Tabelle 22: Faktorenmatrix

	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3	Faktor 4
(Rundung)	0.791	−0.302	−0.087	−0.057
(Vokalisierung-rC)	0.256	0.731	−0.312	0.261
(Vokalisierung-rV)	0.646	0.201	−0.412	−0.263
(ie)	0.622	−0.346	−0.321	−0.405
(uo)	0.813	−0.428	−0.058	−0.061
(dial-ou)	0.614	0.392	0.326	−0.400
(dial-ei)	0.412	0.436	−0.040	−0.465
(î)	0.130	−0.094	−0.842	0.315
(û)	0.668	−0.004	0.135	−0.032
(dial-î)	0.764	−0.073	0.241	0.193
(dial-û)	0.675	0.489	0.190	−0.303
(Dehnung)	0.373	−0.519	−0.89	0.542

und die vierte 10.1%. Die Faktoren lassen sich folgendermaßen charakterisieren:

Der erste und wichtigste Faktor lädt deutlich die Parameter (Rundung), (uo), (dial-î), etwas weniger gut (ie), (dial-ou), (û), (Vokalisierung-rV) und (dial-û). Auch alle anderen Variablen sind auf ihn positiv abbildbar. Der zweite Faktor hat am meisten mit dem Parameter (Vokalisierung-rC) zu tun. Faktor 3 erklärt vor allem die Variation des Parameters (î). Schließlich ist der Faktor 4 mit (Dehnung) und mit (dial-ei) assoziiert.

Es bietet sich die folgende Interpretation an: Faktor 1 erfaßt ziemlich deutlich die noch produktiven phonologischen Prozesse des Konstanzerischen, die auf einem Kontinuum Dialekt-Standard angeordnet werden können. Er läßt sich deshalb als Faktor der „(sozio-)phonologischen Standard-Dialekt-Prozesse" auffassen. Ebenfalls recht gut zu interpretieren ist der Faktor 4, der wegen seiner Affinität zur Dehnung und zur Behandlung des mhd. *ei* als die Dimension der „lexikalisierten Standard-Dialekt-Prozesse" verstanden werden kann. Faktor 2 und 3 sind in erster Linie mit den genannten Einzelprozessen assoziiert und daher nur schwer allgemeiner zu interpretieren.

Die Trennung zwischen phonologischen Standard-Dialekt-Prozessen und den übrigen vier Variablen bestätigt sich also auch in der Faktorenanalyse. Lexikalisierte Standard-Dialekt-Variation und nicht-differenzierende Variationsphänomene stehen — ebenso wie die Monophthongerhaltung in (î) — abseits.

3.3.4. Zusammenfassung. Sprachwandel in Konstanz

In diesem Kapitel wurden das Verhalten der mhd. Laute *î, û,* ^{1}*ei, ou, ie, uo,* die Dehnung der mhd. Kurzvokale, die Entrundung (vs. Rückrundung) und die r-Vokalisierung im Konstanzerischen genauer untersucht. Dabei

erwiesen sich die folgenden Kriterien als differenzierend: die Assoziierbarkeit der variierenden Formen mit dem Standard, dem Schwäbischen, den schweizerdeutschen Dialekten bzw. den Dialekten des regionalen Umfeldes; die Beschränkung der Variation durch phonologische, morphologische und lexikalische Kontextfaktoren; der Grad der Durchführung des Prozesses und die Streuung der Variablen in der untersuchten Sprechergruppe; die Abhängigkeit der Variablen von externen Faktoren, insbesondere vom Alter der Sprecher; und die Frage des Zusammenhangs mit anderen Variablen.

Durchführung der Prozesse und Streuung: Alle Variablen wurden so definiert, daß eine der variierenden Realisierungen am nächsten am Standard bzw. mit diesem identisch ist. Es läßt sich deshalb fragen, wieweit die Annäherung an den Standard fortgeschritten ist. Spitzenreiter ist hier die nhd. Diphthongierung (Variablen (î) und (û), mit Ausnahme von *us, uf* etc.), die fast abgeschlossen ist. Am wenigsten Erfolg hatten die Standardformen im Falle der Extremdiphthongierung (statt Sekundärdiphthongierung) von mhd. *ou* = mhd. *û* (außer in *uf, us* etc.). Der Verlauf der entsprechenden Kurve ist hier sehr flach; sie steigt erst für die standardnächsten vier oder fünf Informanten steil an.

Die übrigen Kurven zeigen einen Verlauf zwischen den beiden Extremen. Die Annäherung an die standardnähere Variante hat ihren Höhepunkt im Falle der Rückrundung, der Monophthongierung von mhd. *ie*, der Realisierung von mhd. *ei*, der Extremdiphthongierung von mhd. *î* und der Diphthongierung/Kürze von mhd. *û* in *uf, us* etc. bereits überschritten. (Die Monophthongierung in (uo) paßt gerade noch in dieses Bild, die standardnäheren Formen sind hier aber erst minimal dominant.) Der diesem Stadium entsprechende Kurvenverlauf ist durch gleichmäßigen Anstieg von einem Punkt über dem dialektalen Extremwert bis zum Standard-Extremwert gekennzeichnet, auf dem die Kurve für eine mehr oder weniger große Anzahl von Informanten eben verläuft. Anders gesagt: keiner der Informanten verwendet nur noch die dialektalen Formen, eine Reihe von Sprechern aber nur noch die Standard-Formen; der Rest verteilt sich kontinuierlich dazwischen.

Ein vierter Grundtyp von Kurvenverlauf fand sich im Fall der Variablen (Dehnung) und r-Vokalisierung: diese Parameter differenzieren das Sample schlecht, die Kurven steigen flach an und erreichen weder das dialektale noch das Standard-Extrem. In alternativen Berechnungsweisen („Leichtinnendehnung" bzw. Vokalisierung vor Vokal) nimmt die Streuung zu.

Kontextbeschränkungen: Alle besprochenen Variablen mit Ausnahme der r-Erhaltung vor Konsonant sind durch Kookkurrenzrestriktionen miteinander verbunden. Zusätzlich gelten jedoch in unterschiedlichem Maße phonologische, morphologische und lexikalische Kontextbeschränkungen. Am wenigsten trifft dies für die Entrundung/Rückrundung und für die

Variation zwischen *Ou* und *au* entsprechend mhd. *û* = mhd. *ou* zu. Der Prozeß operiert sehr oberflächlich. Hingegen ist die entsprechende Variation zwischen *äi* und *ai* für mhd. *î* vor Nasal auf die Extremdiphthongierung festgelegt. Die Wahl zwischen Extrem- und Sekundärdiphthongen wird zudem von der Stärke der Silbendeckung beeinflußt. Phonologische Kontexte sind außerdem bei der r-Vokalisierung von größter Relevanz, wo neben der Stärke der Silbendeckung vor allem die Unterscheidung zwischen vokalischen und konsonantischen Folgekontexten eine wichtige Rolle spielt. Zusätzlich kommen im Fall der Variablen (Vokalisierung-rV) morphologische Gesichtspunkte (Enge der morphologischen Fuge) indirekt zum Tragen, weil sie die Resilbifizierung beeinflussen.

Lexikalische Kontexte interferieren massiv mit (Dehnung) und haben der Variation zwischen *ai* und *Oi/O* für mhd. *ei* jeden Prozeßcharakter genommen. Sie steuern außerdem die Möglichkeit der Erhaltung alter *î/û* in den Wörtern *gsi, uf, us*. Die Monophthongierung von mhd. *ie* und *uo* ist zwar noch ein deutlich erkennbarer, kontextfreier Prozeß, jedoch werden die dialektalen Formen bei zahlreichen Informanten auf nur noch wenige Lexeme zurückgedrängt. Entweder haben wir es hier mit dem letzten Stadium der lexikalischen Diffusion eines vollständigen Lautwandels zu tun, oder die Lexikalisierung auf Reliktformen steht unmittelbar bevor.

Ähnlichkeiten mit anderen Dialekten. Auf der vertikalen Ebene der Standard-Dialekt-Variation haben alle untersuchten Variablen eine Entsprechung im Standard; im Falle der r-Vokalisierung vor Konsonant läßt allerdings die Orthographie, die hier eher mit der dialektalen als mit der Standardlautung übereinstimmt, die Standardentsprechung nur schwer erkennen. Aber auch auf der horizontalen Ebene der Dialektgeographie finden sich für die meisten dialektalen Realisierungsmöglichkeiten Entsprechungen, und zwar vor allem in den benachbarten schweizerdeutschen und schwäbischen Großräumen, besonders in ihren nordschweizerischen bzw. südschwäbischen Varianten. Die kleinräumigen, ländlichen Dialektregionen westlich der Stadt (Reichenau, Bodanrück, Höri, Hegau) werden als Repräsentanten des alten Konstanzer Dialekts akzeptiert. Im Bereich der untersuchten Variablen waren es allerdings nur einige lexikalisierte Formen von mhd. *ei/öü*, die eine kleinräumige Verbreitung in der Stadt *und* ihrer Region gefunden und bewahrt haben (*kOn, mOn, On, wosch; bEm* ‚Bäume').

Formen, die mit denen des (benachbarten) schweizerdeutschen Hochalemannischen übereinstimmen, findet man in Konstanz nur, wenn sie auch mit denen des Standards übereinstimmen; dies gilt für das Ergebnis der Rückrundung der mhd. Labiopalatalvokale und für die Extremdiphthonge für mhd. *ou* und *ei*, die sich vom Kanton Zürich aus in die Nordschweiz verbreiten. Die Diphthongierung der mhd. hohen Langvo-

kale ist praktisch abgeschlossen und stellt deshalb kein Gegenbeispiel dar; die in *uf, us* etc. erhaltenen Monophthonge gibt es auch im Schwäbischen. Im Falle der diphthongischen Ersatzlaute für die mhd. Monophthonge sind es die schwäbischen Formen, die in Konstanz mit denen der Standardsprache konkurrieren (*ou, äi*). Dieses Zusammenfallen wurde jedoch als unabhängige Entwicklung im Stadtdialekt bei der Annäherung an den Standard, nicht als Konvergenz interpretiert. Am wichtigsten sind die Fälle, in denen sowohl das nördliche als auch das südliche Umfeld von Konstanz eine gemeinsame dialektale Form hat, der im Stadtdialekt die Standardform gegenübersteht; so im Falle der Dehnung der mhd. Kurzvokale, der r-Vokalisierung und der Monophthongierung von mhd. *ie* und *uo*.

Abhängigkeit von Alter, Bildung und Geschlecht. Die Hypothese, daß ältere Konstanzer Sprecher mehr Dialektformen verwenden als jüngere, wurde für die Variablen (dial-ou), (dial-î), (dial-û), (Rundung) und (Vokalisierung-rV) bestätigt. Sie gilt zwar auch für (ie) und (uo), hier bleibt die Abnahme der Standard-Formen mit dem Alter jedoch knapp unter Signifikanzniveau. (Die Monophthongierung erweist sich also auch hier, wie schon in der Frage der Abhängigkeit vom lexikalischen Kontext, als Variable mit Zwischenstatus.) Im Falle von (î), (û), (dial-ei), (Vokalisierung-rC) und (Dehnung) waren keine Altersunterschiede oder nur solche in einer der Hypothese zuwiderlaufenden Richtung festzustellen. Bei den altersabhängigen Variablen ist es meist die Gruppe der jüngsten Sprecher (unter 30), die sich am schärfsten gegen die übrigen Altersgruppen absetzt; zwischen ihnen werden die Kontraste schwächer.

Bildungsniveau und Alter sind in der untersuchten Sprechergruppe nicht unabhängig; vielmehr haben die jünsten Sprecher eine deutlich bessere Schulbildung als die älteren. Die Tatsache, daß die Werte in einigen Fällen mit dem Bildungsniveau (wenn auch nicht signifikant) abnehmen, ist vor allem auf diesen Zusammenhang zurückzuführen. Signifikanten Einfluß hatte die Variable ‚Bildung' lediglich für (û) (hier gibt es keinen signifikanten Einfluß des Alters, die Variable ist also nur von ‚Bildung' abhängig) und für (dial-î). Signifikante Interaktionen zwischen Alter und Bildung kommen nicht vor. Für (û) und (dial-î) gilt, daß die Gruppe der Sprecher mit Abitur/Hochschule für den Effekt verantwortlich ist.

Die Interpretation dieses Ergebnisses der Untersuchung kann wegen der allgemeinen linguistischen, nicht soziolinguistischen Zielsetzung der Arbeit an dieser Stelle nur spekulativ bleiben. In der Anlage der quantitativen Untersuchung entsprach die Berechnung eines möglichen Zusammenhangs zwischen den linguistischen Variablen und dem externen Parameter ‚Bildung' der Hypothese, daß Schulbildung der Informanten und ihre Annäherung an die „legitime" Sprache („Hochsprache") zwei Kom-

ponenten ihres „kulturellen Kapitals“[109] sind, die sich gegenseitig bedingen oder zumindest fördern und zur Konstitution von sozialem Status eingesetzt werden. Tatsächlich ist die Sprachlage der jüngsten Informanten mit der besten Ausbildung sehr standardnah; umgekehrt scheint aber die Bildung bei den höheren Altersgruppen nur noch einen geringen Einfluß auf das Dialektalisierungsniveau zu haben. Insgesamt hält der Solidaritätswert des Dialekts dem Prestigewert des Standards zumindest die Waage; die älteren Sprecher bedienen sich dieses Solidaritätswerts selbst dann, wenn sie aufgrund ihrer Bildungssozialisation unverstellten Zugang zum Standard haben.

Der externe Parameter ‚Geschlecht‘ blieb in der Regel ohne Bedeutung. Lediglich im Fall der Realisierung von mhd. *ou* zeigte sich ein signifikanter Unterschied zwischen Männern und Frauen: während bei den letzteren die dialektale Form mit dem Alter allmählich häufiger wird, ist die Altersgradierung bei den Männern nicht hypothesengemäß. Der geringe Einfluß des Faktors ‚Alter‘ steht nicht in Einklang mit vielen soziolinguistischen Untersuchungen (von Fischer 1958 bis Trudgill 1983). Für Konstanz gilt jedenfalls nicht, daß Frauen eher die Prestige-Varianten (= Standard), Männer eher die (dialektalen) Solidaritäts-Varianten verwenden.[110] Es drängt sich die Vermutung auf, daß die Gleichsetzung Standard = Prestige = Frauen, Dialekt = Solidarität = Männer ganz allgemein für städtische Sprechgemeinschaften des hier untersuchten Typs kritisch betrachtet werden muß.

Abhängigkeit der Variablen untereinander. Die Ergebnisse der einschlägigen Untersuchungen hierzu wurden bereits in den Abschnitten 3.3.2. und 3.3.3. zusammengefaßt. Zu beachten ist, daß die Korrelation zwischen der Entwicklung historisch verwandter Laute zwar für (ie)/(uo) (nhd. Monophthongierung) und (dial-û)/(dial-î) (Ersatzlaute für die mhd. hohen Langvokale) nachweisbar positiv war, nicht aber für (dial-ou)/(dial-ei) und für (û)/(î).

Variation ist eine selbstverständliche Eigenschaft natürlicher Sprache; daß sie auftritt, ist noch kein Indiz dafür, daß sich die Sprache in einer bestimmten Richtung wandelt, obwohl umgekehrt sprachliche Verschie-

[109] Der Begriff muß hier im Sinne von Bourdieu verstanden werden. Eine gute Zusammenfassung der Bourdieuschen Gedanken zum Thema „marché linguistique“ findet sich bei Schlobinski 1987: 207 ff..

[110] Es ist behauptet worden, daß diese Gleichsetzung ein Artefakt der Erhebungsmethode ist: daß nämlich Frauen in der offiziellen Interview-Situation (und meist auch noch in Interaktion mit einem männlichen Interviewer) eher die Standard-Varietät verwenden als Männer (Chr. Bierbach, mündl. Inf.). Trifft dies zu, wäre das abweichende Ergebnis der vorliegenden Studie auf die informelle Erhebungsweise und das Geschlecht der Interviewerinnen zurückzuführen.

denheit sicherlich eine notwendige Voraussetzung für *Sprachwandel* ist. Um Aussagen darüber treffen zu können, ob die beobachtete Variation im Konstanzer Stadtdialekt Rückschlüsse auf einen solchen Wandel zuläßt oder auf die Zeitachse projiziert konstant bleibt, müssen berücksichtigt werden: a) der Verlauf der Kurven nach ansteigenden Prozentwerten (die wir ja als Zustände eines wellenförmigen Sprachwandels interpretieren können) und – soweit möglich – der Vergleich mit anderen Kurvenverläufen, die den gleichen Prozeß in einem anderen linguistischen Kontext darstellen und b) die Abhängigkeit der Variablen vom Alter der Sprecher (also Reinterpretation der synchronen Altersverteilung als diachrone Entwicklung). Dazu kommt die Möglichkeit, die Untersuchung Joos' von 1928 als Vergleichspunkt für den konservativen Dialekt dieser Zeit sowie die (Teil-)Ergebnisse des Südwestdeutschen Sprachatlasses (Seidelmann 1983) als Vergleichspunkt für den konservativen Dialekt der 70er Jahre heranzuziehen. Es ergeben sich drei große Entwicklungslinien:

Quantitative Standardannäherung: Der wichtigste Typ von Veränderung ist wohl die allmähliche Verschiebung der dominanten Realisierung eines bestimmten Parameters von einer dialektalen zu der der Standardsprache. Beispiele für einen solchen Wandel im Stadtdialekt sind die Rückrundung der mhd. runden, später (und noch heute im Schwäbischen) entrundeten Vokale – ein offensichtlich junger Prozeß, der aber inzwischen auch schon in den höheren Altersgruppen weit fortgeschritten ist –, die r-Vokalisierung vor Vokal und die Extremdiphthongierung von mhd. *î*.

Qualitative Standardannäherung: Gemeint ist hier die Aufgabe einer dem mhd. Lautstand entsprechenden Unterscheidung zwischen zwei lexikalischen Klassen.[111] Prototypisch für diesen Typ von Wandel ist der Zusammenfall von mhd. *ou* und mhd. *û*. Im heutigen Konstanzerischen werden, wie gezeigt, beide zu std. *au* oder dial. *ou*. In einem solchen Fall nimmt die Anzahl der dialektalen Realisierungen nicht ab; für mhd. *û* und *ou* sind die Standardformen noch sehr wenig in Gebrauch. Die Veränderung findet auf der phonematischen Ebene statt; sie rührt mehr an die Grundfesten eines Dialekts als eine nur quantitative Veränderung, indem sie eine ursprünglich lexikalische Klassen bildende Unterscheidung auf ein phonetisches Merkmal reduziert. Andererseits beläßt sie dem Sprecher die Möglichkeit, mit einfachen Mitteln regionale Zugehörigkeit zu signalisieren.

Lexikalisierung: Ein anderer Weg der Auflösung dialektaler lexikalischer Klassen, die sich von denen des Standards unterscheiden, ist die Reduktion eines Prozesses auf wenige Wörter. Das Konstanzerische zeigt eine Vielzahl solcher Reliktformen. Unter den quantitativ untersuchten Variablen sind

[111] Reiffenstein 1976 spricht hier von einem Übergang von primären zu sekundären Dialektmerkmalen.

von den alten hohen Langvokalen (*û/î*) lediglich die Reliktformen *gsi, uf, us* geblieben, von den dialektalen Realisierungen von mhd. [1]*ei*, die sich von den aus mhd. *î* diphthongierten *ai* unterscheiden, lediglich die Formen für *wissen, kein, ein, meinen*. Im Gegensatz zu den regelmäßigen und produktiven Standard/Dialekt-Unterschieden sind die lexikalisierten Reliktformen teils auf Konstanz und die Region beschränkt.

Die Variablen (ie) und (uo) stehen zwischen diesen drei Entwicklungslinien. Die quantitative Veränderung in Richtung auf die Langmonophthonge des Standards wird zu einem qualitativen Zusammenfall von mhd. *ie* und *uo* mit mhd. *i* und *u* führen, soweit diese gedehnt wurden. Es gibt aber auch Anzeichen für eine beginnende Lexikalisierung, die die alten eingleitenden Diphthonge in wenigen Wörtern wie *buɐ, guət, kriəg, zuə* erhalten könnte.

Einige der untersuchten Variablen zeigen keine Anzeichen von Veränderungen. Besonders auffällig ist hier die Variable (Dehnung), die ebenfalls lexikalisiert ist, jedoch eine Vielzahl von Wörtern erfaßt und deshalb ein wichtiges Dialektmerkmal bleibt. Allem Anschein nach nimmt die Anzahl der Wörter, in denen die nhd. Dehnung unterbleibt, nicht zu. Unter den untersuchten nicht-lexikalisierten Variationsphänomenen ist die r-Vokalisierung vor Konsonant wenig anfällig für Sprachwandel; hier dürfte der Grund darin zu suchen sein, daß die Erhaltung des /r/ nicht als Dialektmerkmal eingestuft wird.

4. Interpretative Analysen: Sprachliche Variation aus der Sicht der Sprecher

„Die Validität der Strukturanalyse", so schreibt Hymes (1973: 37), „hängt ganz und gar von der Interpretation der Praxis derjenigen ab, denen diese Struktur zugeordnet wird, und vom Bewußtsein derjenigen von dieser Praxis, die die Struktur verstehen".[1] Die bisherigen Komponenten der vorliegenden Untersuchung des Konstanzerischen haben sich auf die Darstellung der (variablen) Sprachstrukturen in diesem Repertoire beschränkt; die von Hymes geforderte ergänzende Perspektive der Konstanzer Sprecher wurde nicht berücksichtigt. In diesem Kapitel werden die schon isolierten sprachlichen Variablen einer „emischen" Analyse unterzogen.[2] Im Mittelpunkt steht das Problem der Wahrnehmbarkeit von Variationsphänomenen sowie die Frage, ob wahrgenommene Merkmale von den Sprechern den Polen ‚Dialekt' und ‚Standard' zugeordnet werden.

Der Zugang zur Perspektive des Sprechers ist ein methodologisches Problem, das zwar in der Soziolinguistik, kaum aber in der allgemeinen und theoretischen Phonologie diskutiert worden ist. Die einfachste Methode scheint darin zu bestehen, die Informanten nach den Merkmalen zu

[1] Übersetzung aus dem engl. Original.

[2] Abgesehen von strukturalistischen Extremformen des Anti-Psychologismus ist die Notwendigkeit, die Psyche des Sprachbenutzers in die linguistischen Analysen mit einzubeziehen, eigentlich nie bestritten worden. Erinnert sei nur an Baudouin de Courtenay 1895, der bekanntlich Phoneme als artikulatorische und akustische „Vorstellungen" (S. 9), „Gedankenbilder" (S. 18) bzw. „Absichten" (S. 19) bestimmte, an Sapirs berühmten Aufsatz über „La réalité psychologique des phonèmes" (1933/1963), in dem er vor allem aus seiner Arbeit mit Informanten heraus dafür argumentiert, daß die phonemische Hörweise „psychologisch gesprochen" die im Vergleich zur rein phonetischen grundlegendere ist, oder an Weinrichs „phonologisches Bewußtsein" (1958: 7). In jüngerer Zeit haben Donegan & Stampe 1979 b: 163 f. ähnliche Ideen vertreten und die psychologische Frage, welche lautlichen Merkmale bewußt gemacht werden können („brought to consciousness"), zum entscheidenen Kriterium für die Festlegung phonologischer Repräsentationen gemacht. Sie argumentieren, daß nicht die Frage der Redundanz von Merkmalen über diese Repräsentationsebene entscheidet, sondern ihr „place in our phonological consciousness or memory" (S. 163). Phonologische Repräsentationen werden – à la Baudouin – als „phonologische Intentionen" (sprecherseitig) bzw. „wahrgenommene phonologische Intentionen" (hörerseitig) der Sprecher interpretiert, die natürliche Prinzipien (Prozesse) in die tatsächlichen Schallereignisse überführen.

fragen, die sie als typisch für ihren eigenen bzw. für den Dialekt einer Nachbarregion einstufen. Das Verfahren ist insbesondere naheliegend, wenn man — wie z. B. Sapir — nicht zwischen wahrgenommenen und bewußten phonologischen Merkmalen trennt. Man wird dann z. B. auf Äußerungen wie die folgenden achten:

(1) (A/TR 16, 35)

L: füɐ úns Isch dəs ən hIm|waitʰə un [tɐ(r)schi:d — (nIt)
I: [jA — jA ha=find scho s=Isch=n̥
schtaɐkɐ untɐschI:d schO zwIschm̥ krOizliŋɐ und [(.....)
L: [hajA mI(r) sagə dOch ət dEs
Iɐ[x] und *[x]* un *[x]a:* =und und *[x]Umsch* Odɐ(r) Odɐ(r) also dI hOnt' jA/ gEl — I ka·(n)s It so: nO:chmachə

(2) (A/TR 16, 43)

L: d=schwO:be dI hAn ain t'ót'al and(ə)rə tO:nfall wI miɐ gEl — also dEsch=so — wI t'a:g un nacht drum wEnn dEnn so IɐŋwElchə ob dI=Ets nU: scho: vu/ vu: sagə mɐ waitɐ Obə kUmət' — köln schO — tI haltət uns schO prOmpt füɐ schwO:bə — gəl also dA simIɐ alləs Untɐ(r)schI·d wEnn dI sagə(t) *noi noi dəs kannsch it mach|* Odɐ so zoig — dəs — gEl dəs fÜɐ úns also völlig andə(r)schd

(3) (A/TR 16, 1)

((Sprecherin zitiert sich selbst in Interaktion mit ihrer Tochter))
L: nɐ=han=I Oft Au (g)sɐə(t) — ja glAubsch dU wEnn du *íkə* sagsch Odɐ — Odɐ — *kánnstə* Odɐ *máchstə* dəs Isch=a Au nit' — gEl

Die drei Ausschnitte stammen von der gleichen Konstanzer Informantin, die sich jeweils gegen die schweizerdeutschen Dialekte jenseits der Grenze, gegen das Schwäbische und gegen das ‚Norddeutsche' abgrenzen will. Sie können in mehrerer Hinsicht als typisch gelten. Zunächst ist auffällig, daß die Informantin nicht ihren eigenen Dialekt charakterisiert, sondern vergleichend vorgeht, also die für das Konstanzerische wichtigen Kontrastvarietäten beschreibt. Des weiteren ist typisch für solche ethno-dialektologischen Aussagen, daß die Informanten zwar einen radikalen Unterschied zwischen diesen Kontrastvarietäten und der eigenen Mundart zu hören glauben, in den konkret angeführten Beispielen aber nur sehr wenige Merkmale verändern. (So ist im zweiten Ausschnitt lediglich schwäbisches *noi* anstelle von Konstanzerisch *nai* für den eigenen Dialekt untypisch. Die Sprecherin selbst verwendet ganz unkonstanzerisch *ksait* anstelle von *kse:t* ‚gesagt'). Zum dritten sind die Aussagen der Informanten — besonders was die Beschreibung der Schweizer Dialekte und des Schäbischen angeht — ziemlich uniform. Fragt man Konstanzer nach den typischen Merkmalen des Schweizerdeutschen, so wird fast immer die velare Artikulation des -x- und die Ersetzung des anlautenden /k/ durch /(k)x/ genannt; ähnlich

verhält es sich mit dem schwäbischen *(ha)noi*. Dies deutet darauf hin, daß die Konstanzer eine Anzahl ethnodialektologischer Stereotypen[3] teilen, die sie weniger aus der Beobachtung der Nachbardialekte gewinnen, als aus dem Sprechen *über* sie. Damit soll nicht suggeriert werden, daß diese Stereotypen falsch sind; sie stellen aber nur einen kleinen Ausschnitt aus den *wahrgenommenen* Merkmalen der eigenen bzw. einer fremden Varietät dar — nämlich jene, die bewußt und abrufbar sind. Es ist daher notwendig, andere methodische Zugänge zur Perspektive des Sprechers zu finden, die auch die wahrgenommenen, aber unbewußten Dialektmerkmale erfassen.

Man könnte z. B. daran denken, Sprachvariation im Sinne von Labov (1970) in Abhängigkeit von der jeweiligen Stilebene (spontane Konversation — Interview — Textlesen — Wortlistenlesen) zu untersuchen und den Variablen, die entlang der Stildimension konstant bleiben, einen anderen Status zuweisen („Indikatoren"), als denen, die sich ändern („Marker"). Labovs Vorgehen ist von verschiedener Seite kritisiert worden;[4] insbesondere läßt sich die Tatsache, daß sich die meisten von Labov untersuchten Variablen entlang dieser Stildimension nicht kontinuierlich entwickelten, sondern vor allem der Übergang von ‚Interview' zu ‚Lesen' signifikante Unterschiede erbrachte, als Indiz dafür werten, daß statt eines Stil-Kontinuums zwei verschiedene Modalitäten (Interview/freie Konversation einerseits, Textlesen/Listenlesen andererseits) untersucht wurden, innerhalb derer gegebenenfalls kontinuierliche Abstufungen möglich sind. Für die Zielsetzung unserer Untersuchungen in diesem Kapitel ist jedoch ein anderer Gesichtspunkt ausschlaggebend, der die Stildimension à la Labov uninteressant macht: selbst wenn wir davon ausgehen, daß die stilsensiblen Variablen („Marker") von den Sprechern eher wahrgenommen werden als die „Indikatoren", wird in Labovs Vorgehen nicht ersichtlich, *wie* diese Veränderungen wahrgenommen werden — besonders, ob sie als Variation auf einem Standard-Dialekt-Kontinuum oder als Variation auf einem Fortisierungs-Lenisierungs-Kontinuum aufzufassen sind. Etwa kann die Extremdiphthongierung im Konstanzerischen sowohl als Fortisierung als auch als Standard-Annäherung verstanden werden. Lediglich in Fällen wie der Rundung/Entrundung, in denen der Standard-Pol mit der lenisierenden Variante (Rundung) zusammenfällt (vgl. 2.3.1.), ist die Zunahme der gerundeten Formen in den formelleren Stilen eindeutig als Standardannäherung interpretierbar. Labovs Hypothese, hinter der Stilvariation stecke ein verschieden starkes „monitoring" der Sprachproduktion durch den Sprecher, läßt selbst beide Möglichkeiten offen: weniger „monitoring" kann (entsprechend der Theorie der Natürlichen Phonologie) zu einer Zunahme natürlicher Lenisierungsprozesse führen oder (wie Labov unter-

[3] Vgl. zum Begriff des soziolinguistischen Stereotyps Labov 1972 b: 248.

[4] Vgl. etwa Gal 1979: 8 ff., Giles 1973.

stellt) zu einer verstärkten Verwendung der dem Sprecher vertrauteren Formen, die eher am Dialektpol liegen.

Der beste Weg zu einer interpretativen Analyse ist sicherlich die genaue Beobachtung der Verwendungsweisen für die verschiedenen variierenden Formen in der Situation, d. h. eine umfangreiche mikroethnographische Vorgehensweise.[5] Der Aufwand, den ein solches Vorgehen erfordert, verweist sie aber für kleinere stadtsprachliche Projekte in den Bereich des Utopischen. Für eine in erster Linie phonologisch-dialektologisch ausgerichtete Untersuchung, in der es nicht auf die konkreten einzelnen Funktionen der konversationellen Verwendung sprachlicher Varianten ankommt, sondern lediglich auf ihre Kategorisierung als Dialektalismen durch die Sprachbenutzer, muß deshalb nach ‚zweitbesten' Wegen gesucht werden. In diesem Kapitel werden einige solche Verfahren vorgestellt, die die Perspektive des Sprechers erfassen. Sie sind bisher wenig oder überhaupt nicht eingesetzt worden, obwohl sie den Vorteil haben, ohne experimentelle Datenerhebung auszukommen; sie lassen sich nämlich mit relativ geringem Aufwand mit den schon erhobenen bzw. einigen ergänzenden Sprachdaten durchführen und erlauben eine eindeutige Zuordnung der wahrgenommenen Merkmale zu den Polen ‚Dialekt' bzw. ‚Standard'; Lento- bzw. Allegro-Varianten lassen sich davon meist gut unterscheiden.

4.1. Der geschriebene Dialekt

Erstaunlich ist, daß geschriebene Dialekttexte bisher nur selten zu Zwecken der interpretativen Analyse sprachlicher Variation zwischen Dialekt und Standard herangezogen wurden. Dabei ist es offensichtlich, daß jede graphische Umsetzung einer zunächst mündlichen Varietät auch deren Analyse beinhaltet: schriftliche Repräsentationen müssen aus der phonetischen Informationsfülle abstrahieren, die sich mit einem handhabbaren Inventar an Schriftzeichen nicht darstellen läßt, und sie können nur solche Merkmale erfassen, die die Schreiber und ihre Leser wahrnehmen (also „Lautintentionen", nicht aber natürliche phonologische Prozesse).[6] Die Abstraktion kann verschieden stark ausfallen. Bei Schriftsystemen für Standardvarietäten, die als nationale Einheitssprachen eingesetzt werden, ist eine relativ hohe Abstraktionsebene notwendig, die zumindest auf der phonemischen, wenn nicht morphonologischen Strukturebene der Sprache ansetzt. Sprachwandel in der mündlichen Standardvarietät zieht nicht notwendigerweise auch einen Wandel der Schriftsprache nach sich, so daß

[5] Vgl. die Arbeiten des Mannheimer Projekts „Kommunikation in der Stadt", etwa Kallmeyer 1986 (MS), Kallmeyer & Keim 1988, Schwitalla 1986 (MS).

[6] In diesem Sinn auch Sapir (1933).

die Schriftsprache mit zunehmendem Alter mehr und mehr vom mündlichen Standardgebrauch abweicht. Regionale und dialektale Verschiedenheiten werden bewußt vernachlässigt; sie lassen sich teilweise aber in die schriftliche Repräsentation ‚hineinlesen', sind in ihr also mit erfaßt und werden dadurch neutralisiert. (So etwa im Fall der zahlreichen Varianten für /r/, die sich einer graphemischen Repräsentation ⟨r⟩ zuordnen: jeder Franke darf dieses Schrift-⟨r⟩ als [r] lesen, jeder Schwabe als [R] u.s.f.) Während also die (Buchstaben-)Schriftsysteme für Standardsprachen einerseits den Rekurs auf eine tiefere als die phonetische Ebene der (mündlichen) „Hochsprache" (also eine phonemisch-morphophonemische Analyse) voraussetzen, stärkt die Existenz solcher Schriftsysteme andererseits auch die Trennung zwischen Regionalismen, die phonetischer als diese Ebene sind und deshalb in die Schrift ‚hineingelesen' werden können, und Regionalismen, die klar außerhalb der Schriftsprache stehen und auch deshalb als weitergehende Abweichungen von der Standardnorm angesehen werden. Sie schärft das Bewußtsein der Sprecher für die letzteren und macht die ersteren noch unauffälliger.

Von Laien erdachte schriftliche Repräsentationen von Dialekten setzen ebenfalls Abstraktion voraus; auch hier ist schon aus Gründen der Ökonomie des verwendeten Zeicheninventars (das meist aus der Orthographie der Standardvarietät übernommen wird) die Wiedergabe zahlreicher phonetischer Eigenschaften nicht möglich. Jedoch ist der Abstraktionsvorgang entsprechend den Funktionen einer solchen schriftlichen Repräsentation ein anderer. Die deutschsprachigen Dialektschriften – spontan erfunden oder selbst schon wieder mit Ansätzen zur Normierung, wie in der Schweiz – spiegeln zwei unterschiedliche Strategien der Schreiber wider. Für die eine Strategie läßt sich am ehesten die Verwendung des Begriffs *Verschriftung* rechtfertigen; die Schreiber gehen nämlich – so gut das mit den Graphemen der Standardvarietät möglich ist – vom gesprochenen Dialekt aus. Ihre Dialektschrift stellt daher eine grobe phonetische Repräsentation des Dialekts dar. Im Extremfall (der aber nie erreicht oder auch nur angestrebt wird) müßte sich eine solche Verschriftung völlig von den morphologischen Grenzen (Wörter) lösen und jeden Bezug zum Standard aufgeben. Deutliche Indizien für die Verschriftungsstrategie sind Markierungen für neutralisierte Lautoppositionen (z. B. im Alemannischen für *sch* und *s* vor Plosiv, auch anlautend). Eine zweite, teils überlappende, teils alternative Strategie der Dialektschreiber ist es, eine *Gegenschrift* zur Standardorthographie zu entwerfen, die beim Leser eine konfrontative Rezeption verlangt: er muß auf die schriftliche Repräsentation des entsprechenden Standard-Wortes zurückgreifen. Lediglich Abweichungen davon werden markiert, wobei der analysierende Eingriff des Schreibers in der Bestimmung dessen liegt, was er als abweichend einstuft. Die Schreibkonventionen des Standards gelten weiter. In einer solchen Gegenschrift

würde, um beim Beispiel zu bleiben, *sch* vor Plosiv wie im Standard als ⟨s⟩ markiert, solang es im Anlaut steht, in den Fällen, in denen der Dialekt die s-Palatalisierung auf andere Umgebungen generalisiert hat, als ⟨sch⟩.

Die meisten Dialektschreiber schwanken aus pragmatischen Gründen zwischen Verschriftungs- und Gegenschrift-Strategie. Es kommt dann zu Interpretationsproblemen; etwa ist in alemannischen Dialekttexten ⟨wie⟩ nach der Verschriftungsstrategie als *wiə* zu lesen, nach der Gegenschrift-Strategie aber als *wi:*. Selbst wenn klar ist, nach welchem Prinzip der Schreiber verfährt, bleibt im ersten Fall das Problem der Notierung eines Wortes wie *wi:də* (manche Verfechter der Verschriftungsstrategie greifen dann auf Graphemfolgen zurück, die der Standardorthographie fremd sind, etwa Doppelvokal ⟨ii⟩), im zweiten Fall das Problem der Notierung von *wiə* (in der Regel wird von Verfechtern der Gegenschrift-Strategie auf die eindeutige Markierung dieses Diphthongs einfach verzichtet: der Leser muß diese Details auch hier in die Schrift ‚hineinlesen').

Ob er nun eher phonetisch oder eher kontrastiv verfährt: der Dialektschreiber muß sich entscheiden, welche Merkmale des zu repräsentierenden Dialekts er berücksichtigen will und welche er der Fähigkeit des kompetenten (‚Hinein'-)Lesers überläßt. Diese Entscheidung ist in den schriftlichen Dialekttexten dokumentiert und läßt Rückschlüsse darüber zu, wie deutlich ein linguistisch nachgewiesenes Merkmal des Dialekts im Bewußtsein der Dialektbenutzer verankert ist. Aufgrund der Funktion der Dialekttexte ist von vorne herein klar, daß die in der Schrift berücksichtigten Merkmale als typisch für den eigenen (möglicherweise konservativen) Dialekt angesehen werden. Dies macht schriftliche Versionen des Dialekts für die interpretative Analyse sprachlicher Variation interessant.

Für den Konstanzer Stadtdialekt sollen drei Texte verschiedener Autoren und Text-Gattungen vorgestellt werden. Text (A) stammt aus einem Konstanzer Anzeigenblatt („Konstanzer Anzeiger" vom 20. 2. 1986), in dem unter der Rubrik „S'Frichtle monnt..."[7] regelmäßig kurze Dialekttexte veröffentlicht werden. Die Verfasserin („b. a.") gehört zur älteren Generation und ist seit längerem durch ihre Dialekt-Prosa und -Lyrik stadtbekannt; sie vertritt explizit einen sprachpflegerischen Standpunkt. Text (B) ist dem zweiten Konstanzer Anzeigenblatt entnommen („Die Rundschau" vom 13. 11. 1986). Der Autor („GHF") schreibt sonst nicht im Dialekt; die Ausnahme von der Regel ist durch den Gegenstand des Artikels bedingt — eine Art Laudatio auf eine Singen-Konstanzerische Fasnet-Koryphäe. Er dürfte etwa 20 Jahre jünger als die Autorin von Text (A) sein. Der dritte Text (C) wurde im Mitteilungsblatt der „Muettersproch-Gsellschaft"

[7] „S'Frichtle" ist eine Konstanzer Figur, die durch die Dialekttexte von W. Welte bekannt wurde. Eigentlich ein ‚Lausebengel', auch wenn das für den wiedergegebenen Text nicht einleuchtend erscheinen mag.

(„Alemannisch dunkt üs guet", Heft I/II 1985) als Bericht der bodensee-alemannischen Gruppe abgedruckt. Der Autor (Emil Mundhaas) ist der Vorsitzende der Konstanzer Ortsgruppe (Alter zwischen dem von b. a. und GHS). Die Textsorte ist die eines Kulturberichts.

Text (A)

0 **Hots die butzt?**

1 Vu onnere Schtund uf di ander kas di butze. Mit Kitzle i de
2 Nase goht's a, denn fangt de Schädel a z'brumme und im Hals
3 kratzts. I alle Knoche duets weh, bisch wie abgschlage und's
4 bescht Ripple mit Suurkrut schmeckt nimme. D-Gripp goht
5 rum, hert me, und etzd wosch, daß dis vewischt hot. Mit
6 Schnäpsle im Tee dätsches gern verette, aber's Schudere
7 wird immer minder. Im Bett dinne kunnt denn d'Bellerei, wo
8 dr uf de Bruscht saumäßig weh duet und z'nacht mechtsch
9 am liebschde sterbe. Wenn de am Morge us de Falle
10 kriechsch, wird's dr trimmlig, daß di grad hebe muesch.
11 Noch de Katzewesch monsch, de hettsch wossitwie
12 gschafft und lohsch di grad wieder is Bett keie. I de
13 Fieberphantasie siehsch en schäne warme Südseestrand und
14 merksch nimme, daß de imene Näbelloch wohnsch.
15 Schucksch d'Bettdecke furt, bis de Schittelfroscht vu neiem
16 kunnt. Etzd mueß halt doch en Dokter komme. Der seht:
17 Jojo, die Gripp' hots in sich, do mueß me Antibiotika-Pille
18 nämme, sunnschd giehts no e Lungeentzindung. Etzd
19 schlucksch des giftigs Zeigs in din leere Mage nei und
20 monsch, des Gripple wär am nägschde Morge vubei. Kasch
21 denke: De Hueschte isch zumene Friedhofjodler uusgwachse
22 und's Bauchweh isch no dezuekumme.

Text (B)

0 **Mensch, Wafrö, des war Schbitze**

1 Also Wafrö, des wa de do botte hosch am
2 Samschdagobend bei de Nidderburg, des
3 war wirklich erschtklassig. Mensch, do hosch
4 emo e baar vu unsere Supperschlaue d'Hose
5 abezoge, do war alles zschbät. So ebbs
6 hosch bei de Nidderburg scho bald zwanzg
7 Johr nimme ärläbt, und wirscht grad nomol
8 zwanzg waarte miesse, bis wider onner so
9 klar seht, bi wemms bi uns wo glemmt. Nor-
10 malerweis miesst mor jo granatemäßig sauer
11 uff Di sei, weil jo en Singemer bisch, und des
12 kennet mir in Konschdanz iberhaupt itt vobut-
13 ze, wenn do so en Hegauer Maggi-Glonke
14 monnt, er miesst bei uns d'Schnorre uffreiße.

Aber bei dir lieht d'Fall jo ganz andersch. Du bisch jo braktisch onner vo uns, und des itt bloß, weil Di d'Nidderbirgler zum neie Burgherrn gmacht hond. Am Obend vorher hosch mor jo no vezellt, daß d'eigenlich in Konschdanz hettsch uff d'Welt kumme solle. Aber wo de domols im Anmarsch warsch, war dei Muetter no itt voheiratet, und drum isch se nach Radolfzell gange, weil sich d'Konschdanzer ibern uneheliche Wafrö wahrscheinlich bloß seckelbled s'Maul vorisse hettet. So sinder erscht wieder nach Konschdanz kumme, wo sich d'Kirche beruhigt hott und wo e bissle Gras iber Di gwachse war. Bloß wo de denn hosch was räets werre welle, do hosch miesse ge Singe go, wa fir en Konschdanzer mit di grescht Schdrof isch, di mor sich bloß denke kaa. Aber siehsch, wie's isch — musch wirklich erscht furt vo Konschdanz, mindeschtens dreißig Kilometer, damit ebbs gilsch, wenn de widder mol hommkumsch.

Jedemfalls, uns hotts wirklich jesesmäßig gfreit, daß de am Samschdagobend do warsch, und wa de gseht hosch, des hettsch itt besser bringe kenne. S'hot allene saumäßig guet due, a baar bsunders.

Wenn dr wieder emol Decke iberm Epfel zammekeit i dem bleede Singe, non kummsch ebe eimfach widder vobei — fir Di isch in Konschdanz beschdimmt immer e Bütt frei. Wosch, Bütte hommer nämlich gnueg, bloß wenig, wo richtig drinei bassed.

Text (C)

Wie mir zueme schäne Hebel-Obed kumme sind

(Bildunterschrift)
Christian Dolny (links) un Jürgen Ernst im Theater-Café

Die „Allemannischen Gedichte" i de uverfälschte Mundart vum Johann Peter Hebel bi uns am 8. März 85 im Theatercafe — möglich gmacht hot des de Christian Dolny, Schauspieler bim Konstanzer Stadttheater.

Er isch en ganz echte Beppi, also en geborener Basler, und die „Allemannischen Gedichte" sind ihm vertraut vu klä uf. Er hot e guete Uswahl vu

Gedicht mit vill Gspür zsämmegstellt
und asprechend vortrage, devu 3 Stuck
(„Liedlein vum Kirschbaum", „Der
Schwarzwälder im Breisgau", „Der
Wächter in der Mitternacht") mit si-
nere gschuelte Stimm noch Original-
note gsunge – begleitet vum Jürgen
Ernst uf de Gitarre.
Kurz gset, es hot alles gstimmt, wa
de herzhafte Applaus – it zu vergesse
de Zwischeapplaus – vum Publikum
bewiese hot. Alle 99 Plätz im Theater-
cafe sind usverkauft gsi, am 9. März,
bim Widerholungsobed, nomol 75
Plätz.
De Südkurier hot de Christian Dolny
und de Jürgen Ernst uf de Stell enga-
giert mit dem Vortrag für Hebelobed
in Höcheschwand, Waldshut, Bad
Säckinge und Rheinfelde. Die hond in-
zwische stattgfunde und sind guet akum-
me, ganz bsunders der in Rheinfelde.
Die Idee zum Konstanzer Hebelobed isch
am 16. Jan. 1984 ganz spontan gebore
wore binere Richter-Usstellig i de Wes-
seberg-Galerie, wo Christian Dolny e
baar Hebelgedicht vortrage hot (Rich-
ter hot e Hebel-Usgab illustriert). Vu
de Seealemanne sind s'Banholzers
und s'Mundhaase debi gsi und bim
Gspräch denoch hot Herr Dolny unsere
Aregung zueme Hebelobed sofort uf-
gnomme. Er isch en ganz rührige Or-
ganisator und hot bim Stadttheater al-
les greglet. Mir Seealemanne hond
kräftig gworbe mit Rundschriebe und
Inserat im Südkurier.

Bei der Analyse sind drei methodologische Probleme zu beachten:

a) Alle drei Schreiber schwanken zwischen Verschriftungs- und Gegenschriftstrategie. Allerdings orientiert sich Text (B) stärker als die anderen beiden an der phonetischen Realisierung des Dialekts, Text (C) am meisten an der Orthographie der Standardvarietät. Dies zeigt sich am deutlichsten bei der s-Palatalisierung: während in Text (B) das *sch* vor Plosiv des Standards durchgängig (vgl. *schbitze* [o], *erschtklassig* [2]) und im Text (A) zumindest teilweise markiert wird (vgl. *Schtund* [1], aber: *sterbe* [9]), mar-

kiert Text (C) ausschließlich die Generalisierung der Palatalisierungsregel im Dialekt (vgl. etwa *isch* [34]), teilweise nicht einmal diese (in *Konstanzer* [7 etc.], wo die Standardaussprache zumindest schwankt). Die Orientierung der Gegenschrift-Schreiber an der Orthographie des Standards scheint sie mehr als die Verschriftungs-Vertreter dazu zu veranlassen, auf die Fähigkeiten des kompetenten Lesers zu bauen, regelmäßige Prozesse des Dialekts in den Text ‚hineinzulesen'. Dies kann soweit gehen, daß die Standardorthographie überhaupt nur noch verlassen wird, wenn der Dialekt vom Standard in einer *unregelmäßigen* Weise abweicht. Es ist klar, daß bei einem solchen Vorgehen die Gestaltung der graphischen Repräsentation von restriktiveren Gesichtspunkten geleitet wird als lediglich von der Wahrnehmbarkeit bestimmter Varianten als Dialektmerkmale. Oder anders gesagt: lediglich in Text (B) markierte Dialektmerkmale lassen nicht unbedingt den Schluß zu, daß die Schreiber von (A) und (C) die betroffenen Dialektmerkmale nicht wahrgenommen hätten; sie können auch der Gegenschrift-Strategie zum Opfer gefallen sein.

b) Manche Dialektmerkmale sind mit dem verfügbaren graphischen Repräsentationssystem nur schlecht — oder auch gar nicht — darzustellen. Aus ihrer mangelnden Markierung in den Texten läßt sich dementsprechend auch nichts über den Status der Merkmale für die Dialektverwender schließen. Ein Beispiel hierfür ist die Notierung der Vokalöffnung (Gespanntheit), die nur für */E/e* durch den Kontrast ⟨ä⟩/⟨e⟩ wiedergegeben werden kann, sonst aber höchstens indirekt durch die Markierung der Vokallänge (die aber, wie in Kap. 2 gezeigt wurde, im Dialekt nicht eindeutig aus der Vokalspannung vorhersagbar ist).

c) Die drei Dialektschreiber gehen nicht vom selben gesprochenen Dialekt aus. Vielmehr läßt sich zeigen, daß die Verfasser der Texte (C) und (B) einer gemäßigteren Mundart zuneigen als die Verfasserin von Text (A). Bemerkenswert ist die Behandlung der mhd. Labiopalatalvokale: in Text (C) werden sie, außer in *schäne* ‚schöne' [0], ⟨ö⟩ und ⟨ü⟩ geschrieben (*möglich* [5], *Gspür* [12]), in den Texten (A) und (B) fast durchweg als ⟨e⟩, ⟨ä⟩ bzw. ⟨i⟩ (vgl. in (A): *hert* ‚hört' [5], *mechtsch* ‚möchtest du' [8], allerdings *Südsee* [13]; in (B) *miesse* ‚müssen' [8], *iberhaupt* [12], etc.)[8]. Weitere Indizien kann man der Behandlung der mhd. hohen Langvokale entnehmen: die inzwischen ausgestorbenen *i:/u:*-Realisierungen werden noch in Text (C) (*Rundschriebe* [47]) und in Text (A) (*Suurkrut* ‚Sauerkraut' [4], *Buuchweh* ‚Bauchweh' [22], mit unüblicher Dehnung in *uusgwachse* [21]) geschrieben, nicht aber in Text (B) (*sauer* [10]).

[8] Daß es sich hier nicht um Schreibkonventionen, sondern um einen unterschiedlichen mündlichen Bezugsdialekt handelt, läßt sich auch aus der durch Tonbandaufnahmen dokumentierten mündlichen, konversationellen Sprechweise des Autors von (C) belegen; er verwendet kaum entrundete Formen.

Nach diesen Vorbemerkungen ist es möglich, die in Kapitel 2 genannten Variationsphänomene mit den in den Dialekttexten markierten Abweichungen von der Standardvarietät zu vergleichen.

Silbenperipherie

Alle Dialektautoren verschriften die n-Apokope (vgl. Kap. 2, 2.9.), und zwar sowohl die regelmäßige n-Tilgung in den *-en*-auslautenden Nebensilben (vgl. (A): *kitzle* [1], (B): *waarte* [8], (C): *gsunge* [18]) als auch die wesentlich unregelmäßigere n-Tilgung in bestimmten Einsilblern (vgl. (A): *vu* [1], *kas* ‚kann es' [1], (B): *scho* [6], *kaa* ‚kann' [32], (C): *i* [2], *u-* [3]).[9] Die seltenere ch-Apokope (2.11.) wird ebenfalls markiert (vgl. (A) *di* [5], (B) *no* [19]). Einigkeit besteht weiterhin bei der graphischen Repräsentation der s-Palatalisierung im Silbenabfall (2.16.) (vgl. (B): *erschtklassig* [2], (A): *bescht* [4], (C): *isch* [34]) sowie der initiale j-'Tilgung' (2.13.) in der lexikalisierten Form *etzd* ((A) [5]).

Durchgehend markiert wird in allen Texten auch die Opposition zwischen Standard-Fortes und Dialekt-Lenes (2.2.), wenn diese allein im Silbenanlaut stehen (vgl. (A): *duet* ‚tut' [8], (C): *baar* [38], (B): *dag* [2]); in den neutralisierten silbenanlautenden Konsonantenverbindungen weicht nur Text (B) von der Orthographie des Standards ab (vgl. *schbitze* [0], *braktisch* [16] in (B) mit *kräftig* [47], *klä* ‚klein' [11] und *Schtund* [1] in (A)). In den ebenfalls neutralisierten Konsonantenverbindungen im Silbenabfall und vor auslautendem Schwa markieren die Autoren Lenis gelegentlich, aber sehr inkonsistent (vgl. in (A): *liebschde* [9] und *Hueschte* [21], *bescht* [4] und *sunnschd* [18], in (C): *hond* ‚haben' [31] und *gstellt* [12], in (B): *sinder* ‚seid ihr' [26] und *glemmt* [9]). Generell wird in den neutralisierten Positionen immer nur die Neutralisierung zur Lenis, nie die zur Fortis notiert (etwa in (B): *bsunders* [40] – die phonetische Realisierung tendiert meist zur Fortis). Als Dialektmerkmal wahrgenommen wird also offensichtlich nicht die Tatsache der Neutralisierung, sondern die der ‚Erweichung'.

Auch bei der Tilgung von /D/ in Konsonantenverbindungen (2.4.) ist das Bild uneinheitlich. Fast durchgehend ohne ⟨d⟩ wird auslautendes /sD/ geschrieben (vgl. (A): *bisch* [3], allerdings einmal *sunnschd* [18], (B): *hosch* [1], (C) *isch* [8]); außerdem natürlich in den lexikalisierten Varianten wie in *werre* ‚werden' ((B) [29]). Ansonsten bleibt ⟨d⟩ in den Texten (A) und (C) meist erhalten (und zwar auch in Fällen, in denen die Tilgung mündlich fast obligatorisch ist, etwa bei *sind* vgl. (C) [10] – und *etzd* – vgl. (A)

[9] Nur der phonetischer arbeitende Autor von (B) notiert auch die kompensatorische Dehnung im Fall von *kann*. Die in den Texten (A) und (C) häufige n-Tilgung bei *in* und beim Präfix *un-* ist übrigens im gesprochenen Dialekt sehr selten und als Hyperdialektalismus zu werten.

[5]); lediglich der Autor von (B) achtet auch hier mehr auf die tatsächliche Aussprache und schreibt z. B. *eigenlich* [19] bzw. *gilsch* ‚giltst' [35] statt *eigentlich* bzw. *giltsch*. Die D-Tilgung wird hier offenbar wahrgenommen, jedoch nicht durchgängig als Dialektmerkmal eingestuft. Dies schlägt sich darin nieder, daß die ‚Gegenschrift'-Autoren sie als ‚Flüchtigkeitsphänomen' abtun und nicht berücksichtigen.

Nur teilweise markiert wird außerdem die r-Reduktion (2.8.). Hier fehlen den Schreibern die graphischen Mittel für die Wiedergabe eines Reduktionsvokals, so daß – wenn überhaupt – nur Tilgung notiert werden kann. Dies geschieht, abgesehen von lexikalisierten Formen wie *nimme* ‚nicht mehr' (etwa in (A) [4]) und *dinne* ‚drinnen' ((A) [7]), uneinheitlich. Die Schreiber versuchen in (A) und (B) die Vereinfachung der Schwa-Sequenz [əʁ] in den Präfixen *vor-* und *ver-* wiederzugeben (vgl. (B) [19], [22], [43] etc.). In vereinzelten Fällen wird die r-Vokalisierung auch durch Apostroph (wie in *d'Fall* = ‚der Fall', in (B) [15]) oder gar Dehnung (*waarte*, (B) [8]) markiert. Die traditionellere Erhaltung des /r/ wird in *mor* = *man* (z. B. (B) [10]) angedeutet. *dr* = *dir* ((A) [8]) ist ein Hyperdialektalismus oder soll die Klitisierung wiedergeben.

Schließlich notiert der Verfasser von Text (B) auch einige Fälle von Nasalassimilation (2.5.) (*jedemfalls* [36], *eimfach* [43]); in den beiden anderen Texten fand sich nur eine assimilierte Form, die dialektal bis archaisch ist und im Gegensatz zu den in (B) markierten Formen in einer standardnäheren Sprechweise nicht vorkommen kann, nämlich *kunnt* = *kommt* ((A) [7]). Wiederum dürften die ‚Gegenschrift'-Autoren die Assimilation nicht als dialekttypisch eingestuft haben, während sie für den ‚Verschriftungs'-Autor von (B) zu notieren war.

Nie markiert werden die (Nicht-)Aspiration (2.1.) – auch der Standard hat für diesen phonetischen Prozeß ja keine orthographische Repräsentation –, die Geminatenvereinfachung (2.3.) (vgl. etwa *und de* in (C) [28]), die regressive s-Assimilation (2.6.) (vgl. *zsämme* ‚zusammen' in (C) [12]), die Verschmelzung von Plosiv und silbischem Nasal (2.5.) (vgl. *eigenlich* in (B) [19]) sowie tempo-abhängige bzw. seltene Prozesse wie finale l-Vokalisierung (2.8.), initiale h-Tilgung (2.12.), Pseudoaffrizierung (2.15.) und Verwendung des glottalen Verschlußlautes (2.14., schon mangels Markierungsmöglichkeit).

Silbengipfel

Alle Autoren notieren *u* anstelle von *o* vor Nasal (3.9.) (vgl. (A): *kunnt* ‚kommt' [7], (B): *vu* [4], (C): *bsunders* [33]), die mangelnde Durchführung der nhd. Monophthongierung (3.7.) (vgl. (A): *Hueschte* [21], (B): *Muetter* [22], (C): *guete* [11]), wobei allerdings die Graphemfolge ⟨ie⟩ auch als Dehnungszeichen eingesetzt wird, die mangelnde Durchführung der nhd. Diphthongierung in *auf, aus, bei* (2.5.) (vgl. (A): *uf* [1], (B): *bi* [9], allerdings

auch *bei* [2], (C): *Uswahl* [11]), die Verdumpfung von /a:/ (3.5.) (vgl. (A): *goht's* ‚geht es' [2], (B): *obend* [2], (C): *hot* [5]), die Realisierung von mhd. *iu/öü* als *äi/ai* (3.6.) (vgl. (A): *Zeigs* ‚Zeug' [19], (B): *neie* ‚neuen' [17]), von mhd. ^{1}*ei* als *O* (3.8.) (vgl. (A): *onnere* ‚einer' [1], (B): *homm* ‚heim' [35]), von mhd. ^{2}*ei* als *e:* (*seht/gse(h)t* ‚sagt, gesagt', *lieht* ‚liegt': (A) [16], (B) [38], [15], (C): [20])[10] sowie weitere isolierte Stammvokalvariationen (3.10.) (vgl. etwa *klä* in (C) [11], *fangt* in (A) [2], *welle* ‚wollen' in (B) [29]). Die Autoren der Texte (A) und (B) markieren außerdem die Entrundung (3.1.).

Uneinheitlich wiedergegeben sind die Quantitätsverhältnisse (3.8.). Alle drei Verfasser akzeptieren die Doppelkonsonanz als Kürzenindikator sowie das ⟨h⟩, die Doppelvokalschreibung oder ⟨ie⟩ als Längenindikator, setzen diese aber unterschiedlich konsistent ein. Im Text (A) wird die dialektale Kürze nicht markiert, man muß also die Kürze in Schreibungen wie *gschlage* [3] oder *hebe* [10] ‚hineinlesen'. Dialektal kurze Vokale werden sogar mit ⟨ie⟩ geschrieben, wenn dies der Orthographie des Standards entspricht (vgl. *wieder*, [12]). Auch der Verfasser des Textes (C) markiert nur einmal die Kürze (in *vill*, [12]). Hingegen finden sich in Text (B) die Doppelkonsonanzen wesentlich häufiger (etwa: *botte* ‚geboten' [1], *Nidder* [2], *supper* [4]), wenn auch nicht konsistent (vgl. *ꝛoge* [5], *wieder* [26]). Ähnlich problematisch ist die Markierung der Vokalöffnung, und zwar auch bei dem leicht zu schreibenden Gegensatz ⟨e⟩ vs. ⟨ä⟩ (3.4.). Es gibt aber bei den Autoren von (A) und (B) (nicht im Text (C)) deutliche Indizien dafür, daß die Tendenz des gesprochenen Dialekts (Primärumlaut gespannt, Sekundärumlaut und altes *e* ungespannt) in der Schrift wiedergegeben werden soll. Man vergleiche dazu in (A): *Bett* [12] und *Näbel* [14], *nämme* [18], in Text (B): *ärläbt* [7]. Allerdings wird ⟨ä⟩ nur unsystematisch für die ungespannte Variante eingesetzt.

Keiner der Autoren versucht, in der Schrift die Zentralisierung von *i* und *e* (3.2.) oder die Variation zwischen Extremdiphthongen und Sekundärdiphthongen (3.8.) wiederzugeben.

Rhythmische Prozesse

Für die Reduktion von /e/ zu Schwa im Nebenakzent (4.1.) steht den Dialektschreibern keine graphische Repräsentationsform zur Verfügung; die Autoren versuchen jedoch, die Reduktion anderer Vokale zu berücksichtigen (vgl. *Dokter* (A) [16], *devu* (C) [13], *debi* (C) [41], *jeses* ‚Jesus' (B) [36]). Der einzige rhythmische Fortisierungsprozeß, nämlich die Sproßvokalepenthese (4.3.) wird ebenfalls immer markiert (vgl. *greglet* (C) [46], *kitzle* (A) [1], *kennet* (B) [12]).

Uneinheitlich ist die Markierung der Schwa-Elision im Nebenakzent (4.3.). Notiert wird die wortfinale Schwa-Apokope, soweit sie in dem vom

[10] Davon wird allerdings *seht* ↔ std. *sieht* nicht unterschieden; vgl. (B) [9].

Schreiber als repräsentativ eingestuften Dialekt vorkommt (etwa: *Plätz* (C) [23], *Gripp* (A) [4], aber *d'Kirche* in (B) [27]), die Tilgung in den Präfixen *be-* und *ge-* und *zu-* (vgl. (C) [5], (A) [3], [2], (B) [18], [1]) sowie in Zusammenhang mit der Sproßvokalbildung. Andere mögliche Tilgungen im Nebenakzent markiert nur der Autor von Text (B) (vgl. *zwanzg* in [6]).

Völlig unberücksichtigt bleiben die akzentabhängigen Monophthongierungen und Kürzungen (4.2.).

Als Ergebnis können wir festhalten: Die Praxis der Dialektschreiber teilt die im 2. Kapitel für den Konstanzer Stadtdialekt beschriebenen Variablen in zwei Gruppen: solche, die zumindest teilweise (wenn auch inkonsistent) bzw. von einigen, phonetischer vorgehenden Schreibern notiert werden und solche, die einheitlich der Fähigkeit des Lesers zum ‚Hineinlesen' überlassen werden. (Die Unterschiede in der ersten Gruppe können durch die verschiedenen Strategien der Verfasser bzw. durch die voneinander abweichenden mündlichen Bezugsdialekte erklärt werden.) Die Teilung läßt sich als Unterscheidung zwischen als dialektal wahrgenommenen und nicht bzw. nicht als dialektal wahrgenommenen Variablen interpretieren. Sie entspricht keinem der phonologischen Kriterien, nach denen sich die in Kap. 2 besprochenen Eigenschaften der Konstanzer Stadtsprache differenzieren lassen genau, wenn sie auch mit dem meisten davon korreliert.

So schreiben die Dialektautoren fast immer Abweichungen zwischen Dialekt und Standard, die sich auf unterschiedliche Struktureigenschaften der beteiligten Phonemsysteme zurückführen lassen (Reiffensteins „primäre Dialektmerkmale"[11]); ausgenommen ist lediglich die dialektale Differenzierung zwischen *äi* und *ai*, die phonemisch ist, aber nicht markiert wird. Die Umkehrung gilt allerdings nicht: eine Reihe der markierten Variablen ist nicht phonemisch (r-Vokalisierung, a-Verdumpfung, Reduktion im Nebenakzent etc.).[12] Eine weitere Tendenz der Autoren besteht darin, unregelmäßige (lexikalisierte) Variablen eher zu notieren als regelmäßige. Aber auch diese Tendenz läßt sich nicht umdrehen: viele der in den Texten repräsentierten Unterschiede zwischen Dialekt und Standard gehen auf regelmäßige, nur wenig oder gar nicht lexikalisch eingeschränkte Prozesse zurück (n-Apokope im Nebenakzent, a-Verdumpfung).

[11] Vgl. Reiffenstein 1976.

[12] Wegen des engen Zusammenhangs zwischen dem vokalischen Phonemsystem des Alemannischen und dem des Mittelhochdeutschen schließt dies auch aus, daß die Schreiber nur Unterschiede markieren, die auf vom heutigen Standard abweichende mittelhochdeutsche Wortklassen zurückgehen. Ein eklatantes Gegenbeispiel ist die Rückrundung, die von den mhd. Klassenbildungen unabhängig ist, jedoch markiert wird.

Gegen die Verwendung von Dialekttexten läßt sich – zusätzlich zu den schon beschriebenen methodologischen Problemen – einwenden, daß Dialektautoren in der Regel kein naives Verhältnis zur Mundart mehr haben; verschiedene lexikalische Absonderlichkeiten in den Texten weisen auf die bewußtere (meist konservativere, teils sogar sprachpflegerische) Einstellung der Schreiber zum Dialekt hin. Es ist deshalb sinnvoll, sich zum Zwecke der Ergänzung der Ergebnisse dieses Abschnitts nach Sprachmaterial unbefangenerer Sprecher umzusehen, das auf die Fragestellung hin untersucht werden kann, wie die Mitglieder der Sprechgemeinschaft die linguistisch belegten Varianten einstufen.

4.2. Zitate

Dazu soll das in den vorausgehenden Kapiteln verwendete Corpus unter konversationsanalytischen Gesichtspunkten noch einmal betrachtet werden. Die qualitativen und quantitativen Analysen der Kapitel 2 und 3 haben eines gemeinsam: sie reißen die phonologischen Belege aus ihrem interaktiven Zusammenhang und isolieren so die Ebene der phonologisch-phonetischen Realisation von der Ebene der sozialen Sinnkonstitution. Dies wäre lediglich dann gerechtfertigt, wenn man von vorne herein davon ausgehen könnte, daß phonologische Standard-Dialekt-Variation auf keinen Fall interaktiv bedeutungsvoll werden kann. Ganz offensichtlich ist aber das Gegenteil zutreffend. Aus verschiedenen Untersuchungen ist bekannt, daß durch die Veränderung des Dialektalisierungsniveaus interaktive Bedeutungen konstituiert werden.[13] In solchen Fällen von „code-switching", Transfer bzw. „code-shifting" werden bestimmte sprachliche Parameter von einer (mehr) dialektalen zu einer (mehr) standardkonformen Realisierung verschoben bzw. umgekehrt, während andere unverändert bleiben. Form und Funktion dieser Verschiebungen lassen die Beantwortung der beiden Fragen zu, die uns in diesem Kapitel beschäftigen, nämlich (a) welche der linguistisch feststellbaren Dialektmerkmale auch von den Dialektsprechern wahrgenommen werden und (b) welche davon als Merkmale der eigenen Mundart eingestuft werden. Um Frage (b) zu beantworten, ist es allerdings notwendig, die kommunikative Funktion der jeweiligen Veränderung des Dialektalisierungsniveaus zu erfassen. In einigen Fällen ist dies relativ einfach möglich: bei Veränderungen, die mit dem Wechsel in die direkte (oder auch indirekte) Redewiedergabe zusammenfallen (eine bestimmte Art des Transfers[14]). In der Redewiedergabe ver-

[13] Vgl. dazu z. B. Auer 1986, Saville-Troike 1982: 61, Selting 1983, Stellmacher 1977, Kallmeyer & Keim 1987, Keim 1986 (MS), Brinkmann to Broxten 1986.

[14] Zum Begriff des Transfers, der hier zugrunde liegt, vgl. Auer 1987.

mischen sich Reproduktion des tatsächlich Gesagten und Inszenierung des Erzählten durch den Erzähler, der so den reportierten Sprecher zu charakterisieren oder zu bewerten sucht.[15] Jede Redewiedergabe ist deshalb auch eine Darstellung des reportierten Sprechers durch den Erzähler. Sie dokumentiert nur bedingt (und manchmal überhaupt nicht), wie ein bestimmter Redebeitrag tatsächlich gestaltet wurde. Vielmehr zeigt sie, was der Erzähler darüber meint, wie der zitierte Sprecher oder ein Sprecher seines ‚Typs' das Wiedergegebene sagen würde. Die Veränderung des Dialektalisierungsniveaus zum Zweck der Redewiedergabe läßt also den Schluß zu, daß die veränderten linguistischen Parameter vom Erzähler wahrgenommen werden; sie läßt darüber hinaus auch meist den Schluß zu, daß sie vom Erzähler als typisch für die Sprechweise eines Sprechers wie des zitierten eingestuft werden.[16] Wenn wir aus dem Kontext der Redewiedergabe rekonstruieren können, um welchen Typ von Sprecher es sich handelt, läßt sich daraus die Wahrnehmung der verschobenen Sprachmerkmale durch den reportierenden Sprecher ablesen. Hier einige einschlägige Transkriptausschnitte (Veränderung des Dialektalisierungsniveaus in den Zitaten ist durch *Kursivdruck* gekennzeichnet):[17]

Veränderung in Richtung auf den Standardpol:

(1) (TR VIIIa, 19): zitiert wird ein Brief der Schulleitung

(U)nd jEts hAmɐ ʔən bri:f vUn də schu:llaitUŋ zrückkrIkt – äh: *sI wÜvədə sich so: äh – – protɛ:sch(d)bri:fe – äh vɐbIttə – – U:nt' dəs wɛ:v(r) – di kindɐ wä:rə bragdIsch Imə – gaischtIgə – –* (wI) se:d mɐ dO: – – – also *gaischtIg pragdIs=so Untə(r)lɛ:nt'wIkl̥t' – – das di fro: sain sOllə daß si di:sə fɛ:chɐ ga·v nicht habə – di wÜvdə=sə sowIso: nIcht könnə*

(2) (A 23, 63 f.) zitiert wird ein übergeordneter Arzt

Un=da waɐ hiɐ ain=äh=m – – – ain kOlle:gə dE(r) also die E(r)zteschaft hi·(r) fü:(r)te – – U h h – gOtt hab i·n se:lik Un=dEɐ wa·(ɐ) also – – dE·(r)ʔa(r)tik=ähm – – –

[15] Vgl. die bahnbrechende Arbeit Vološinovs (1930), die zwar auf der Grundlage literarischer Texte entstand, jedoch immer noch zum Wichtigsten gehört, was über Redewiedergabe geschrieben worden ist.

[16] Es gibt allerdings auch von dieser Regel Ausnahmen. Die Veränderung des Dialektalisierungsniveaus hat jenseits der hier diskutierten Aspekte auch die Funktion, wiedergegebene Rede von der sie umgebenden narrativen Rede abzusetzen. Diese kontrastierende Funktion ist allein von der Sprechweise in der dem Zitat vorangehenden Rede abhängig; ist diese standardnah, so kann ein Wechsel in den Dialekt erfolgen, obwohl der wiedergegebene Sprecher z. B. explizit als Norddeutscher bezeichnet wird. Ähnliche Fälle, in denen die kontrastierende Funktion mit der imitierenden in Konflikt kommt und sich durchsetzt, wurden auch im Sprachalternationsverhalten Bilingualer beobachtet (vgl. Auer 1983: 319 ff., 1984: 64 ff.).

[17] Die Kennzeichnung ist im Falle allmählicher Übergänge nicht unproblematisch und soll hier nur der leichteren Identifizierbarkeit der später zu besprechenden Stellen dienen.

və(r)lets(ə)nd Und belaidIgənd də=hO·t mI(r) also ksagt äh wo dEnkəd dEnn [z]i: übɐhAupt hi: Ia(r) vatt(ə)r Isch nOinədraissIk gschdO:(r)bə Und=di kass äh=schdelle di Isch also lEŋgsch(d) an=ən and(ə)rə vɐgEbə Unt' — — *äh lassn̩ si: sIch Irgəndwo· In dOitschlan(d) ni:də(r) wo sI mE:v AussIchdn̩ ha·bn̩ wi· In kOnschdanʒ* — — Und ich hab=s also dann dOch gmach(d)

(3) (TR IB, 18) zitiert wird eine Freundin, die nicht aus Konstanz kommt

((es geht um Torten))
K: i hAn zu dɐ bábE(dE) gset also də be:a Irə Isch bəschdImmd dann Au grIsse denn di: duəd=sə jA ganz dick mit — [äh sa:ne (un(d) so zOig)
M: [jA Ebbə des — hab i
denn de be:a mAl gse·d i=hab ja di· mAl machə wellə (vu) də
be:a un nA hAd se gset *ach ur(s)i das Is= tOch kain proble·m*
K: aha
M: ((lacht)) *das vɐklaid ich (nun) alləs mit sa:nə*
K: Ebbə

(4) (TR VIIb, 36) zitiert wird eine Sekretärin-Kollegin aus Offenbach

mi(r)=hOn Au ə paɐ kolle:ginnə di vɐschde:ə also kain woɐ(r)t da muss=i mɐ also tE·glich anschrEŋə 'h un dO:duɐch — — ⟨...⟩ jA — doch dOch sIn schO ə paɐ dəbai — doch — — abɐ wi gsagt di ainə kolle·gIn dA di kUmmt vOn offəbach dO fraŋkfUɐt offəbach — dA· wirds nadÜɐIch əwEŋ schwIrig di frOgd dEnn Au Immɐ äh — könnte=sə des it *bittə noch aimal sagə also=s tu·t mɐ laid Ich hap=s* ʔit vɐschdandə gE he he he

(5) (TR IXa, 120, 122) zitiert wird eine Frau aus Bremen in Interaktion mit einem Konstanzer Metzger

di Isch — zum mEtzgɐ naikummə — hOt ə hackflaisch hOlə wEllə zum flaischkeɐchlə machə diə hOt/ des flaischkeɐchlə et übɐ d=liɲtə brO·chd h h h (öh) *ich hEtt* — wa: hAt se gse·t — *ich hEtt gE(r)n — n̩=pfund gəhackdəs* — E (hlt) *n pfund mEtt' — gəmischt von baidn̩ mEtt* nO Isch də mEtsgɐ nu(r) dO:gschdandə wi:=ən o·ks am be(r)g

(6) (TR IIb, 3) zitiert wird ein hypothetisches Zeitungsinserat

((das Zitat des Inserats ist in eine Narrenrede eingebaut, die wiederum von der Sprecherin in indirekter Rede wiedergegeben wird))
si wEɐ grat vOn=ɐrə frIschzElləkUɐ sai=sI zrIg sI dä:d sIch jEts sO rIchdIk frIsch füElE — — o:nd sI het ets Ufm maɐkt n ne sI het a Insɐra:d In zaidUŋ du:ə äh *jUŋgI frIschgebli:bənE mit'sEchʒIgɐrin äh mÖchdə lIchd In Iɐ dUŋkl̩* breŋə nə hAt=se gmaind isch sOgAr ɐ zu:schrift kUmmə — vOm e:wEɐk —

(7) (T8, B) zitiert werden Schülerinnen der Internatsschule Salem

nai s=graŋgəgwaɐti:ɐ hab=ə glaitet — (...) ja ja dənn dEn di Awl̩ moɐgəns schO (u)m halb sÜbEnE zu mɐ kUmə *ach schwÖstɐ hannə — Ich fü:l mich gaɐ nIcht In e — In dI schu:lə ʒu ge:n* he he dA sag=ə ja mO(i)nsch *ich fü:l mIch Ich* he he los dallI dallI In d=schuəl gEll odɐ

Veränderung in Richtung auf den Dialektpol:

(8) (TR Va, 20) zitiert wird die eigene Tochter

(vgl. auch den Wechsel in den Standard in der letzten Zeile; zitiert wird hier ein „norddeutscher" Bekannter)

R: Irə — ɐɐschte schbrA·ch waɐ kOnsch/ rüchtig kOnschdanzərisch — rüchtig braitəs [kOnschdanzɐdOitsch
I: [aha
R: und Unsrə bEkanntə drÜbə — di aus no(r)ddoitschland äh — wa(r)n di — hAm di kOum vɐschdandə h
I: echt?
R: jA ja: mhm — da ain baischbIl — hOt=sə mal k/ zu (eh)m bəkanntə vun=uns ksagt *wÜllsch au no E schdÜglĒ kuɐchə*
I: *kuɐchə* h h h
R: haja *was Is das* h h h

(9) (A 32, 30) zitiert sich selbst in Interaktion mit Fremddialektalen

Isch mɐ Au no was aingfallə wEmɐ zUm baischbi·l — lOite Auf də laim fü:rə wollt'e — eh di· nicht vOn hi:ɐ schdammdn̥ — a(l)so so Im schdu:diUm od(r) so: — wEnn di dann ksagd habə Oi(r) schbrO:ch di vɐschde:(d) mɐ=jO übahOubd nich(d) — n=dEnn hOt mɐ eh ksagd *(h)Ets bass Uf* — — was haisst (...)

(10) (TR VIa, 16) zitiert wird die Mutter der Sprecherin

((es geht um eine Tonbandaufnahme mit der Mutter der Sprecherin))
ja di· frOit sich beschdImmd au — — di· scheni:ɐd sich abɐ wa(ɐ)schainlich füɐchtɐlich he he he di· schdIɐbt denn — *ja was sUll=i ets dA nĒischwätzə he he — wĒnt=sĒ=ən káffe dĒf i aufschdeə* odɐ hö:ɐd mɐ=(m)Ich denn=nimmɐ isch des schdi/ *schini:ɐd* des wenn wEmɐ da des káffegerOisch drauf höɐt

In allen zitierten Ausschnitten verschiebt sich das Dialektalisierungsniveau merklich in der angegebenen Richtung. Dazu tragen nicht nur phonologische, sondern auch morphologische, syntaktische, lexikalische und stilistische Veränderungen bei, die in der folgenden Diskussion vernachlässigt werden. Nicht in jedem Fall stimmen die Grenzen der Dialektalisierung bzw. Standardisierung mit den Grenzen der reportierten Rede überein. Es kommt sowohl vor, daß sich der Sprecher innerhalb des Zitierten schon wieder auf seine Ausgangssprechlage hin bewegt (etwa im Beispiel (4), *ʔit vɐschdandə*) bzw. diese erst verspätet verläßt (Beispiel (2)), als auch, daß der Sprecher die veränderte Sprechlage des Zitats vorwegnimmt und sich allmählich darauf hinbewegt (so ist im Beispiel (9) die zunehmende Dialektalisierung in *wEnn di dann ksagd habə Oi(r) schbrO:ch di vɐschde:(d) mɐ=jO übahOubd nich(d) — nd=dEnn hOt mA eh ksagd...* zu erklären).

Um beurteilen zu können, welche phonologischen Merkmale die Informanten funktional einsetzen, um einen Standard- bzw. Dialektsprecher zu kennzeichnen, muß die phonologische Realisierung des Zitats mit dem konversationellen (narrativen) Umfeld im Redebeitrag des gleichen Sprechers — also lokal — und/oder mit seinen quantitativ ermittelten Werten für die jeweiligen Variablen (so vorhanden) — also global — verglichen werden. (Dabei ist der lokale Vergleich dem globalen prinzipiell vorzuziehen, bei weniger frequenten Variablen aber nicht immer möglich.)

Betrachten wir zunächst die Veränderungen in Richtung auf den Standardpol. Im Ausschnitt (1) wird das Schriftdeutsche des zitierten Briefes phonologisch durch die heftige Aspiration des Alveolarplosivs, teils verbunden mit Auslautverhärtung und mangelnder Geminatenvereinfachung (vgl. *U:nt'dəs* ‚und das', *Ent'wIkl̥t'*), durch die Erhaltung des auslautenden /n/ (allerdings nur in Einsilblern, vgl. *sain*) sowie evtl. durch die Erhaltung des auslautenden, zu *e* geschlossenen *E* (in *bri:fe*) markiert. Die Sprecherin behält die s-Palatalisierung[18], teils die Lenisierung (*bragdIsch* vs. *pragdIs*), die n-Tilgung im Nebenakzent und die Kürze in *habə* (vgl. aber *wä:re*) bei.

In (2) führt die Verschiebung in Richtung Standard dazu, daß die Nebensilben-Apokope des /n/ unterbleibt (vgl. *lassn̥* und *gschdO:(r)bə*) und dialektal kurze Vokale standardkonform gedehnt werden (vgl. *ni:də(r)* und *vegEbə*). Erhalten bleibt die Verdumpfung des /au/ (vgl. *Aussichdn̥* und *übɐhAupt*).[19]

Noch stärker ist der Kontrast im Ausschnitt (3). Die Sprecherin gibt bei der Annäherung an den Standard sowohl die dialektale s-Palatalisierung (vgl. *is* mit früherem *Isch*) als auch die dialektale n-Apokope[20] (*kain*) auf.[21] Finale /ch/ bleiben erhalten (vgl. *ich* in Z. 7 und *i* in Z. 1), dialekttypische Stammvokalvariationen werden vermieden (vgl. *das* in Z. 7 und *denn* in Z. 2). In *Is=tOch* (Z. 7) wird die /td/-Sequenz zu Fortis. Lediglich die Schwa-Tilgung in *vɐklaid* wird nicht unterbunden.

Wesentlich weniger weit geht die Sprecherin in (4); die von ihr zitierte Kollegin wird fast im Konstanzer Dialekt wiedergegeben (vgl. n-Apokope in *aimal*, Vokalkürze in *sagə*, Klitisierung in *sə, s=, mɐ* und *it*). Verändert werden lediglich die Variablen ‚finale ch-Tilgung' (*ich* in Z. 7 vs. *i* in Z. 1) und ‚a-Verdumpfung' (*hab* vs. *dO:duɐch* etc.). Des weiteren ist die Nicht-Reduzierung von *ain* zu *ə* in std. *einmal* sehr dialektuntypisch; sie ist eine Folge der dem Standard entsprechenden Akzentuierung des Wortes (*áimal* statt dial. *əmól*). Lenisierung anlautender prävokalischer Plosive und Erhaltung der mhd. Diphthonge *ie/uo* (vgl. *tu·t*) sind für die Sprecherin zu

[18] In *pragdIs=so* handelt es sich möglicherweise um eine Hyper-Standardform.

[19] Es wurde schon darauf hingewiesen, daß in diesem Ausschnitt die Standardisierung erst weit nach Beginn des Zitats einsetzt; der Beginn des Zitats scheint sogar umgekehrt einen Wechsel in eine dialektnähere Sprechweise auszulösen. Auch dies mag als Indiz dafür gelten, daß die Veränderung des Dialektalisierungsniveaus neben der imitierenden eine wichtige kontrastierende Funktion hat, die wegen der an sich schon standardnahen Sprechweise der Informantin durch Dialektalisierung wesentlich leichter zu leisten ist als durch Standardisierung. Vgl. Fußnote 16.

[20] Im Rest des Transkripts tilgt die Sprecherin fast durchgehend.

[21] Die Realisierung von mhd. *ei* als *O* ist für die Sprecherin bei std. *kein* untypisch (sie kommt in dem von ihr erhobenen Material lediglich in *wOsch* vor) und daher auch hier nicht zu erwarten.

unregelmäßig, als daß ihr Fehlen im Zitat funktional interpretiert werden könnte.

In (5) werden finale ch-Tilgung (*ich* – sonst für den Sprecher fast obligatorisch *i*), finale n-Tilgung in Nebensilben (*baidn̩*), Schwa-Tilgung (vgl. *brO·chd* ‚gebracht' und *gəhackdəs/gəmischt*; allerdings nicht im Auslaut: *hEtt*) als Dialektalismen aufgegeben. Dafür werden silbische Nasale häufig (*n̩=pfund, baidn̩*). Unverändert bleibt die gespannte Realisierung des /u/ in *pfund* und *gəmischt* sowie die (mangelnde) Auslautverhärtung.

In (6) fällt auf: die Nicht-Reduzierung und sogar Anhebung des Nebenton-/e/ in *jUŋgI*, die Erhaltung unbetonter Vokale in *gebli:bənE, mit'sEchʒIgɐrin*, die Rundung in *mÖchdə* (dagegen *ʒrIg* in Z. 1), die Vokallänge in *gebli:bənE* (der globale Wert für die Sprecherin ist relativ dialektnah[22]). Die Aspiration in *mit'sEchʒIg* (die eine Silbenfuge indiziert, die die übliche, dialektale Ambisilbizität des /t/ verhindert) dürfte ebenfalls mit der reportierten Rede in Zusammenhang stehen. Nicht verändert wird erstaunlicherweise die dialektale Senkung vor Nasal in *breŋə* ‚bringen' (vgl. *o:nd* ‚und' in Z. 2). Die Auslautverhärtung unterbleibt (vgl. *IIchd*). In diesem letzten Wort des Zitats kündigt sich wohl schon die Rückkehr in das dialektale konversationelle Umfeld an.

In (7) kennzeichnet die Sprecherin das Standard-Zitat durch erhaltene finale *ch* (vgl. *ich, mich* mit früherem *i/ə*), Monophthongierung (vgl. *fü:l, schu:le* mit späterem *schuəl*), Erhaltung des auslautenden *-n* (*ge:hn*) Erhaltung des definiten Artikels und des auslautenden Schwa (*di schu:le* vs. *d=schuəl*; aber ich *fü:l* ohne auslautendes /e/; verantwortlich für die unterschiedliche Realisierung des finalen /e/ sind Kookkurrenzrestriktionen mit den Prozessen im Silbengipfel). Parameter wie die Zentralisierung von Kurzvokalen oder die r-Vokalisierung werden nicht verändert.

Schließlich ist das abschließende Zitat in Ausschnitt (8) durch die Nicht-Durchführung der s-Palatalisierung (*Is,* vgl. *ɐschte* in Z. 1) und den Stammvokal in *das* (statt *des*) gekennzeichnet; finales /t/ in /ist/ wird jedoch getilgt.

Nun zu den Fällen einer Dialektannäherung im Zitat. In (8) zeigt schon die Erwiderung der Rezipientin (vorletzte Zeile), daß es in der reportierten Rede auf die Diphthongerhaltung in *kuɐchə* ankommt. Bemerkenswert ist, daß in *schdÜglə* – wie auch im narrativen Umfeld (vgl. *drÜbə*) – nicht entrundet wird, d. h. dieser Parameter wird von der Informantin nicht für den Wechsel der Sprachlage funktionalisiert. Die Konstanzerin in (9) spricht im Interview allgemein relativ standardnah; die Verschiebung in den Dialekt in *hEts bass Uf* kommt in erster Linie durch die Monophthongerhaltung in *Uf* (vgl. damit *Auf* in Z. 1) und die Erweichung des Plosivs

[22] Rang 13/14 von 49 berücksichtigten Sprechern für die Variable (Dehnung-A) (1 = dialektnächster Informant).

zustande.[23] Am stärksten ist der Kontrast zwischen Umfeld und Zitat im letzten Ausschnitt (10): während die finale ch-Tilgung in *i*, die Verdumpfung (*dA*) und die n-Tilgung im Nebenakzent von der Sprecherin auch sonst verwendet werden, geht die Veränderung der Stammvokale in *wEnd* ‚wollen', *dEɐf* ‚darf', *sUll* ‚soll' sowie die mangelnde Extremdiphthongierung in *nEi* ‚hinein', über das übliche Dialektalisierungsniveau der Informantin weit hinaus.

Bei der Analyse dieser Veränderungen der Sprachlage ist in zwei Schritten vorzugehen. Zunächst stellt sich die Frage, welche Dialektmerkmale überhaupt funktional verändert werden. Die Antwort fällt für die einzelnen Sprecher unterschiedlich aus. Teilweise, aber nicht immer berücksichtigt werden die Variablen s-Palatalisierung, n-Apokope im Haupt- und Nebenakzent, Rundung, Dehnung, ə-Apokope, Auslautverhärtung, Geminatenvereinfachung und Aspiration. Durchweg unberücksichtigt bleiben in den Beispielen die Lenisierung von Plosiven vor Konsonant, Verdumpfung des /au/ und die Vokalspannung (möglicherweise mit Ausnahme von *e* vs. *E*). Besonders auffällige Merkmale scheinen zu sein: die Reduktion des unbetonten /e/ bzw. seine Tilgung (v. a. in den Präfixen *be-/ge-* und im Suffix *-es*, nicht im absoluten Auslaut), die Monophthongierung der mhd. Diphthonge und die Diphthongierung der mhd. Monophthonge, isolierte Stammvokalvariationen, ch-Apokope (besonders in *ich*), a-Verdumpfung sowie die Verwendung silbischer Nasale als Reduktion des auslautenden /en/. Für die übrigen in Kap. 2 besprochenen variablen Merkmale des Konstanzerischen lassen sich aus dem vorliegenden Material keine Schlüsse ziehen. (Für die Sekundär- vs. Extremdiphthongierung in mhd. *î* deutet das einzige verfügbare Beispiel darauf hin, daß die Variable kontrollierbar ist.)

Zum zweiten ist zu fragen, ob diese Merkmale als Dialekt- bzw. Standard-Merkmale eingestuft werden. Aus dem konversationellen Umfeld, besonders aus der Charakterisierung der zitierten Person, ist ersichtlich, daß die Beispiele (1), (2), (6) und (7) von den übrigen Ausschnitten unterschieden werden müssen. In (1) und (6) werden schriftliche Texte wiedergegeben, die zwar im Standard formuliert sein dürften, deren Schriftlichkeit sie jedoch einem direkten Vergleich mit dem Reportieren mündlicher Rede von Standard-Sprechern entzieht. In (2) wird ein Konstanzer, übergeordneter Arzt zitiert, in (7) die ‚höheren Töchter' des Internats Salem, die — wie sich aus dem größeren Gesprächszusammenhang ergibt — teils aus Konstanz stammen; entscheidend ist in beiden Fällen nicht die regionale Zuordnung des Sprechers, sondern seine soziale Position der Sprecherin gegenüber. In allen anderen Beispielen ist hingegen

[23] Die eigenartige h-Insertion vor anlautendem Vokal ist eine spontane Fortisierung im Silbenanstieg.

einzig die regionale Herkunft des reportierten Sprechers wichtig. Tatsächlich gibt es zwischen den beiden Gruppen von Zitaten wichtige Unterschiede: die Aspiration, die Auslautverhärtung und die nicht-reduzierte Realisierung des wortauslautenden /e/ scheinen nämlich nur zur Kennzeichnung der schriftbezogenen oder sozial distanten Situationen eingesetzt zu werden — in allen übrigen Fällen fehlen sie oder verändern sich im Vergleich zur Sprachlage im konversationellen Umfeld nicht. Bemerkenswert ist, daß die Sprecher die Erhaltung des auslautenden /e/ als *e* — statt Reduzierung zu Schwa — als Standardmerkmal einstufen, obwohl der Standard bekanntlich Reduktion verlangt. Es handelt sich eindeutig um eine Hyper-Standardform.

4.3. „Switching" und „shifting"

Um die Ergebnisse aus Abschnitt 4.2. auf eine etwas breitere empirische Basis zu stellen, werden nun einige Ausschnitte diskutiert, in denen sich die Sprachlage ändert, ohne daß Redewiedergabe im Spiel wäre. Sie sind schwieriger zu interpretieren, weil sich aus dem konversationellen Umfeld nur im Einzelfall rekonstruieren läßt, welche Funktionen das „shifting" bzw. „switching" übernimmt.[24] Wiederum ist der Beginn der Veränderung durch Wechsel in Kursivschreibung grob gekennzeichnet.

(1) (TR XII FB, 5) Switching in Richtung Standard und zurück

K: ɐ=də E·rIch dEɐ kann so [sachə
E: [jA [Ich
W: [zuckɐ —
K: nai daŋkə *Iɐgn̩(d)wo schp'a:r Ich an k'alorI·ə — vI:lən daŋk' (g)Ell* — mEnsch=(sch)=dEɐ toll lockɐ

(2) (TR XII FB, 47 ff.) Shifting in Richtung Standard und zurück

W: ja wivIl *schbi:le* sInd=s=n̩ jEz nO — wOsch=dU dəs
E: nO viɐ *schbi:le*
W: viɐ *schbi:lə*
E: (schbIle ...)
W: *also vIɐ hhaimschbi:lə Odɐ insgesamt*
E: *insgəsamt'* — — *davOn drai haimschbi:lə* — und si brouchə nO füm(p)f puŋtə — — un=di wErrə se=Ou no ainfa:rə nemm=I an — —

[24] Methodische Probleme der phonologischen und konversationellen Analyse des „code-shifting" zwischen Standard und Dialekt werden in Auer 1986 anhand des Bairischen diskutiert.

(3) (TR XII FB, 67 ff.) Switching in Richtung Standard und zurück

K: wivIl [sind=s
M: sibəhunda(r)tzwaiəfuffzig
E: wIvIl?
K: (des wird) nIt ganz [raichə
M: *si:bənhunda(r)tzwaiənfUffzIg mavk*
E: wívIl
M: sIbəhundv(r)tzwaiəfuffzig ma:(r)k

(4) (TR Ia, 38 f.) Switching in Richtung Standard

C: je nachdEm wi laŋ dEv knOil raicht – so laŋ wÜ(r)dv(r) Un=des (evr/) – deswegv hab=I o·bə anfaŋge müssə – (U)n=dev wI(r)d Übvra·ll glaich wait (U)n unte nImm=I ganz UvblÖtzlich ab
B: ah des Isch əz *di braite daines E(r)mḷs*
C: *richti:g! ich* [*sehe si dEŋkn̩ mIt'*
B: I find=s jA enOv(r)m brait

(5) (T8, 6 ff.) Switching in Richtung Standard

S: fä:ld mv nO də brAunə əs *ti:gv* – nain=də dəsch=n̩ *ti:gvzah:n ti:gv=Augə* se:t mv dOch zu (də) brAunə – – den muß i jeds luvgə da
I: mÜß mv [ivgn̩wi=dA – EntwEdv isch=v no I=maim panzv(r)
was brIŋgt ən tI:gvaugə?
S: *ja ich hap ja v bu:ch – wo alle schtaine un i:hrə bədOitUŋə (dr)inə sint*
I: ja
S: *jawoll – amulEtᵇə un andre gehaime diŋe:*

(6) (T18, 34 f.) Switching in den Standard und Shifting zurück in den Dialekt

S: ((liest aus einem Dialekttext vor:)) übv kUvts odv laŋ dE:d mv als gammlv dəhFv kUmmə
X: ((kommt zur Tür herein)) i suvch d=frAu mülla
S: *di g! isch hOite d=vəvtrE:tUŋ füv də frAu maiv baim bivchnv o:bn̩*
X: ganz obə
S: jA nai: ən schdock áin schdOck höhv(r) abv d ədsd no=it – it vor də halb zEnə gEll ada

(7) (TR IIB) Switching auf den Standard zu

((die Rede ist vom Hund der Sprecherin))
am a:faŋ wav=I ja sOuv na hat=v s=zwaidə mav gschUpfd na ha=I gədachd bəvo=v=ma Uf də dEbIch wIdv k'akt nA gaŋg=I hald jəts əma:l rOus gä(i) – Un=Im=maim – dra:n – so: wAisch nackt – – mantḷ drüvv – schuh: an tsi:d hübsch Ou ha ha ha awe Um vi:arə lOufd ja Ou niəme(d) vObai ha doch *Abv s=ka:m jemand Ous= m̩hOus rOus* ha ha ha

(8) (T 10 a) Switching auf den Standard zu und Shifting zurück

A: s=wEv(r)=d Ous=m̩ altəhaim: – un=dənn wIrdəd ia(r) di ʔaltə (d)h: lEit schbazi:rəfa:rə oda wEschə odv –
C: d(es)=Isch wAs andərəs

A: ah [(desch) was andərəs
I: [aba schbazi:renfa·rn doch schOn Au ab ən zu· odɐ?
C: ach jA
A: dÖs hEtt i sollə wIssə — *wEnn ich ʒrickkumm — lad=ich si a·in — bai miɐ ʒu schdAubsAugŋ* (u)n alləs abschdAubə — hAjA (u)n zwai maɐk (eh) — anfaɐt (ə)gEll vo ʔObə rundɐ(r) — Isch Au anfa:ɐ(t) — un sEgs maɐk In də schdu:nd

(9) (VERWALTUNG 4—5) Shifting in Richtung Standard

A: jO jO Ich Es gi:bt dOch Im bEtsug uf dEn kranə Ond ibɐr dEs schwEŋgberäich mIssə=mɐ mitnandər *re:dn̩*
S: [ºhmº
A: [*was sOll de:s*
S: [ººja:ºº
A: [nEt, 'h *nuɐr haIsd nadÜə(r)lIch ich habs schO bäinanda krigt fÜə di beschbrEchUŋ Im paragra:f fInf schdE:d alsO wOɐtwÖɐtlIch drin: "hh daß di:sɐ kra:n ebn̩ nuɐ aUfgeschtellt wEɐdn̩ darf Im aInfɐ(r)nE:men mIt deɐ gemaInde*

(10) (VERWALTUNG 5—6) Shifting in Richtung auf den Standard

A: Un:t' d/ da/ dEsch Isch Ebbə=ít gmacht wOrrə mIɐr hOnd=ə desch diŋ nO gar niə gse:ə
S: ja das is traurik.
A: *jA jA abər* [*sO si:ts Aus*
S: [abɐ nIcht vOn miɐ abɐ nIcht vOn miɐ (ge[sch ...)
A: [*da brOucht sIch*
nI::mand ʒU wUndɐ(r)n wEnn di/ di/ di OɐtschaftrE:t Etsch dO sOuə(r) warən nEd
S: ja=ja: Ich hab vɐschtEntnis aba: ['h
A: [e[n,
S: [Ist nIch máin vɐschuldn̩;
A: *ja nu alsO dEs muß hOid mittag Aus dɐ wElt geschafft wIrdə*

(11) (T 19 A) Switching in Richtung Dialekt, Shifting auf den Standard zu und zurück (vgl. die Diskussion im Text, S. 215)

((über die Verwendung der Hochsprache))
des briŋgd dEɐ äh bəru·f hIa(r) mit sich — telefOn und so hAt mɐ vI:l Au mit andErst äh schbrEchəndən — nicht hochdoidsch schbrEchn̩dən — dA muəs mɐ sich als(o)=ɐ bissle a:passə — un=dés eh Isch aign̩tlich — — *maine — bəo·bachtuŋ gwEsə schOn säit vi:lən ja:rən daß də kOnschdanʒɐ(r) — übɐhAupt — da Se:ha:s odɐ dɐ ʔallemanne — im sü:ddOitschə rAum — Immɐ wi:dɐ vɐsu:cht sich anʒupassə* bai də andərə — *was=n̩ bbaiɐ(r) nicht macht* was=n̩ schwA:p it macht was — was — ən schwÜ:tsɐ it macht n̩ ö:schdräichɐ schO gar=ət — — oda übɐhOubd *also eh gəwisse andre gruppə(n)* =nuɐ miɐ mainət Immɐ miɐ müssət Uns ab unsrər mundaɐt schEmmə

(12) (T18, 17 f.) Switching in Richtung auf den Dialekt

di jüŋgərə di sint woll hiɐ gəbO:rə abɐ sint halt Au in=d=schu:l gaŋə mit andrə zammə wi: si: jA waɐschainlich Au *in wEllərə schuəl sin(d) si: gsI?*

(13) (T18, 23 f.) Switching in Richtung auf den Dialekt

ich bin also eh — — *brauched si: nO Ebbəs*

Die konversationellen Funktionen dieser Fälle von „shifting" und „switching" sind recht unterschiedlich. Zu Teilen lassen sie sich aus dem sequentiellen Ablauf der jeweiligen Interaktion an dieser Stelle (lokal) rekonstruieren. So etwa im Ausschnitt (3): hier geht der Sprung in den Standard mit einer fremdinitiierten Reparatur zusammen; der Standard wird also als die ‚deutlichere' (und deshalb zur Verdeutlichung geeignete) Varietät angesehen.[25] In manchen Fällen erfolgt die Veränderung des Dialektalisierungsniveaus in Abhängigkeit vom Adressaten; so ist das anfängliche „switching" der Sprecherin in den Dialekt im Ausschnitt (6) Reaktion auf die neu auftretende Teilnehmerin (X), die die Sprecherin in ihre offizielle Rolle als Sekretärin zurückruft. Während hier das soziale Verhältnis zwischen den beiden Teilnehmerinnen entscheidend ist, ist für das „shifting" in den Standard in Ausschnitt (8) zwar ebenfalls der spezifische Adressat (C), hier aber wegen seiner regional-dialektalen Zugehörigkeit ausschlaggebend (er spricht eigentlich Standard und versucht in der Episode wenig überzeugend, einige Alemannismen zur Schau zu stellen). Die Sprecherin richtet sich explizit an ihn, nicht an die Konstanzer Gesprächspartnerin (I). In (12) und (13) wird aus dem sequentiellen Ablauf der Konversation deutlich, daß die Veränderungen der Sprachlage in Richtung auf den Dialekt mit einem Wechsel der „Gangart" („footing") korrelieren: in eine relativ allgemein-unpersönliche Erläuterung der Sprecherin schieben sich auf die spezifische Adressatin zugeschnittene Seitenbemerkungen ein. Auch andere *turn*-organisatorische Effekte können durch „switching" erzielt werden; etwa setzt die Sprecherin in (7) den Wechsel in eine standardnähere Varietät zur Kontrastbildung zwischen erwartetem und tatsächlichem Geschehen ein.

In einigen anderen Fällen ist die mit dem Umfeld kontrastierende Verwendung des Dialekts oder Standards zwar kein Zitat, jedoch eine zitatähnliche Übernahme aus einem anderen Register oder einer bestimmten Stilebene. Dies gilt mit Sicherheit für den Ausschnitt (4), in dem die Zeile *richti : g! ich sehe si dEŋkŋ mit'* den Sherlock Holmes/Watson-Dialog imitiert, aber auch für Ausschnitt (5) (tatsächlicher oder möglicher Buchtitel) sowie wohl für (1) (Zitat einer geziert-mondänen Frauenrolle) und (2) (Zitat des Sportbericht-Stils, ausgelöst durch das Wort *schbi : le*). In (9) betont die standardnähere Sprechweise des Gemeinde-Verwaltungsbeamten seine offizielle Rolle; dies gilt auch für (10), wo die dialektalere Passage am Anfang des Ausschnitts außerdem der Emotionalität der Interaktion an dieser Stelle (Verärgerung über den Gesprächspartner) entspricht.

[25] Obwohl hier nur ein einschlägiger Transkriptausschnitt zitiert wird, ist dies ein recht allgemeines Phänomen. „Switching" in den Dialekt wäre in einer solchen Sequenz völlig undenkbar.

Am kompliziertesten sind die Verhältnisse ohne Zweifel im Ausschnitt (11). Die Sprecherin wechselt mehrmals deutlich die Sprachlage, es ist jedoch teils schwierig, dafür mehr als nur den Zufall verantwortlich zu machen. Der Ausschnitt beginnt mit einer standardnäheren Passage, die dem Inhalt der Äußerung (es geht hier um die Standardsprecher[26]) entspricht, aber schon bald in den Dialekt wechselt (Zeile 3). Mit dem Anfang ihres allgemeinen Bekenntnisses über ‚ihr Anliegen' nähert sich die Sprecherin wieder dem Standard, wechselt jedoch bei der Aufzählung der einzelnen Volksgruppen in Z. 6 ff., möglicherweise wieder aus inhaltlichen Gründen (diese Volksgruppen sprechen ja Mundart, warum sollte es also nicht auch sie tun), in den Dialekt zurück. Aber auch hier mischen sich standardnahe Passagen unter (*gəwisse andre gruppə(n)*), genauso wie die vorhergehende Standard-Passage nicht frei von dialektnahen Einsprengseln ist (vgl. *bai də andərə* in Z. 6).

Insgesamt betrachtet stehen die meisten Veränderungen des Dialektalisierungsniveaus von ihrer Funktion her den Fällen reportierter Rede zur Kennzeichnung sozial distanter Gesprächspartner oder schriftlicher Texte näher als den Fällen von reportierter Rede zur Kennzeichnung lokaler Zugehörigkeit des wiedergegebenen Sprechers.

Wenden wir uns nun den phonologischen Veränderungen in den zitierten Abschnitten zu. In (1) wird die Verschiebung in den Standard vor allem durch Aspiration der Plosive vor Vokal,[27] evtl. durch die Dehnung (*vI:lən*, möglicherweise hier allerdings emphatisch) und die teils erhaltenen finalen /n/ bewerkstelligt; unverändert bleiben hingegen die r-Vokalisierung (/r/ auch vor Vokal erhalten), die Zentralisierung des /i:/, die gespannten kurzen /o/ (in *-wo*) die finale Schwa-Apokope im Verb (*schp'a:r*) sowie die (halb durchgeführte) Reduktion des /d/ in Konsonantenverbindungen.

In (2) nehmen an der Veränderung in Richtung Standard und zurück beide Sprecher teil; eingesetzt werden wiederum die Vokalkürzung (vgl. *schbi:lə* und *nemm I*; allerdings bleibt *Odɐ* auch in standardnaher Sprechweise kurz, *fa:rə* wird auch im Dialekt nicht kurz — der Stamm verlangt allgemein Dehnung), weiterhin die unterlassene Schwa-Elision im Präfix *ge-* (*insgesamt*[28]) und evtl. die Realisierung von mhd. ^{1}ei als std. *ai* in *haim-* (vgl. *wOsch=dU* ‚weißt du' in Z. 1).[29] Unverändert bleiben die r-Vokalisierung sowie die Lenisierung (in *schb-*).

[26] Sie sind natürlich gemeint, obwohl die Sprecherin irrtümlich von „nicht hochdeutsch Sprechenden" redet.

[27] Die finale Aspiration in *daŋk'* ist als *turn*-finale Aspiration einzustufen (vgl. Kap. 2, Fußn. 56) und daher keine Standardisierung.

[28] Der Sprecher tilgt in diesem Präfix im übrigen Transkript fast durchgängig.

[29] Ein Beleg für die Realisierung von std. *heim* als *hOm* fehlt beim Sprecher allerdings. Außerdem ist diese Form im Wort *Heimspiele* natürlich aus Gründen der Kookkurrenz nicht möglich: die standardnahe Realisierung des zweiten Teils des Kompositums als *schbi:lə* verbietet die sehr dialektal konnotierte *O*-Form im ersten.

Besonders gut vergleichbar sind die beiden Realisierungen von *siebenhundertzweiundfünfzig* im Ausschnitt (3). In der standardnäheren Variante werden die Parameter Vokallänge, n-Apokope und Klitisierung (vgl. *ə* vs. *ən* < *und*), nicht aber Vokalreduktion (/u/ zu *ə* in *und*), (unterbliebene) Spirantisierung des finalen /g/ und (unterbliebene) Auslautverhärtung (in *-ʒIg*) verändert. Im Fall der Vokalspannung ist die Veränderung zweideutig: in *hundert* bleibt der Kurzvokal auch in der Standard-Variante gespannt, in *fUffʒig* wird er entspannt.

Im Ausschnitt (4) ist die Ausgangs-Sprachlage schon recht standardnah; Sprecherin B. erreicht schon in der drittletzten Zeile den Standardpol. So kann C. nur noch auf diese Sprachlage eingehen, sich aber nicht mehr weiter an den Standard annähern. Im Vergleich zu C.s sonstiger Sprechweise und dem vorangehenden Redebeitrag wird die Veränderung der Sprachlage in der vorletzten Zeile nur noch durch die Erhaltung des finalen /x/ (in *ich* gegen *I* in Z. 2 und 3) und des finalen /n/ (in *deŋkn̩* gegen *anfaŋge* etc. in Z. 2) markiert. Auffällig ist außerdem die Erhaltung des finalen Schwa als Markierung der 1. Pers. Präs. (*sehe* vs. *nimm* in Z. 3). Trotz der beträchtlichen Standardannäherung unterbleiben Auslautverhärtung und/oder g-Spirantisierung in *richti:g*, die Kurzvokale (/i/) sind weiterhin überwiegend gespannt.[30]

Die Informantin im Ausschnitt (5) verändert im Zuge des Transfers von *ti:gɐ* und des „switching" die Parameter ch-Apokope (*ich* vs. *i*), Lenisierung von Fortes (auffällig: die Fortis in *schtaine*, evtl. ist auch die Auslautverhärtung in *hap* hier einzuordnen[31]), Aspiration vor Vokal (hier sogar sehr deutlich und vor Schwa in *amulEtt^{h}ə*), Reduktion des silbenauslautenden unbetonten /e/ (vgl. *alle schtaine, andre gehaime diŋɐ*) und Vokallänge (vgl. die Langvokale in *ihre* und *ti:gɐ*). Die Form *hap* (statt *han*) ist für die Sprecherin ebenfalls unüblich und dürfte die Nicht-Verdumpfung des /a/ ausgelöst haben. Unverändert bleiben die r-Vokalisierung, die au-Verdumpfung, die Vokalspannung, die Schwa-Tilgung in *andre* sowie die Reduktion von /d/ in Konsonantenverbindungen (/und/ zu *un*).

Die Sprecherin S. in Ausschnitt (6) liest gerade aus einem von ihr selbst verfaßten Dialekttext vor, als sie von X. unterbrochen wird. Obwohl diese ihrerseits massiv dialektal spricht, wechselt S. in eine deutlich standardnähere Sprechweise über; kennzeichnend dafür sind die Erhaltung des

[30] Die Aspiration am *turn*-Ende ist auch hier nicht als Standardisierung anzusehen, denn in dieser Position ist im Konstanzerischen ja allgemein eine Tendenz zur Fortisierung festzugestellen.

[31] Allerdings ist die Auslautverhärtung bei der Sprecherin auch in dialektaleren Passagen nicht unüblich; vgl. etwa *se:t mɐ* in Z. 2.

finalen nicht-reduzierten Schwa in *hOite*, die Fortis-Erhaltung in *vəvtrE:tUŋ* sowie der Langvokal und das erhaltene finale /n/ in *o:bn̩*. Als Dialektmerkmale bleiben die s-Palatalisierung, die Klitisierung von *die*, die geöffnete Variante des Langvokals in *-trEtUŋ* sowie die au-Verdumpfung erhalten. Beim Zurückgleiten in den Dialekt (vgl. die letzten beiden Zeilen) werden n-Apokope (sogar in Hauptakzentsilbe: *nai:*), Lenisierung (*schdock*) und unterlassene Dehnung mit kookkurrierender End-Schwa-Erhaltung (*ʒEnə* ‚zehn') eingesetzt.

Das „switching" im Ausschnitt (7) wird ausschließlich von morphologischen Faktoren getragen (Imperfekt). Phonologisch ist interessant, welche Dialektmerkmale *nicht* verändert werden: die Verdumpfung von *au* sowie die Vokallänge (Kurzvokal in *jemand*). Die spontane Verdumpfung in *Abv* entspricht ebenfalls der lautlichen Realisierung der dialektaleren Passagen (vgl. *nA*, 2. Zeile).

Zum Ausschnitt (8): die Veränderung in Richtung Standard erfolgt allmählich und erreicht in *bai miv ʒu schdAubsAugn̩* ihren Höhepunkt. Hier werden die Parameter n-Apokope (mit nachfolgender Verlagerung des Silbenkerns auf den Nasal), nhd. Monophthongierung[32] und evtl. Extremdiphthongierung von mhd. *î* in *bai*[33] verändert, nicht aber r-Vokalisierung, Vokalspannung, Lenisierung (*schdAubsAugŋ*) und au-Verdumpfung. Die Bewegung in Richtung Standard beginnt allerdings schon mit dem *wEnn ich ʒrickkumm* (erhaltenes auslautendes *-ch*, aber noch Entrundung, Präfixverkürzung und Vokalanhebung vor Nasal; keine Veränderung der Vokalspannung).

Die Ausschnitte (9) und (10) dokumentieren denselben Sprecher (A) und können deshalb zusammen betrachtet werden. Die Standardannäherung erfaßt in beiden Ausschnitten die n-Apokope (allerdings nicht konsistent, vgl. etwa *wErdə* in der letzten Zeile des Ausschnitts (10)) und die Erhaltung des Präfixes *ge-(gemaInde* in (9), letzte Zeile, und *geschafft* in (10), letzte Zeile, vs. *gmacht* im Ausschnitt (10), 1. Z.); in (9) kommen die Vokallänge und dialektale Schwa-Erhaltung dazu (vgl. *kranə* und *re:dn̩, kra:n, -nE:men*), eventuell auch die Extremdiphthongierung von mhd. *î* (vgl. *beräich* und *aInfv(r)nE:men*), in (10) die Monophthongierung der mhd. Diphthonge (vgl. *niə* und *ʒU*) und die lexikalisierte Reduktion von /rd/-Sequenzen (vgl. *wOrrə*, 1. Zeile, und *wErdə*, letzte Zeile). Die Spannung und mangelnde Reduktion des Nebensilben-/e/ im Zuge der Stan-

[32] Die Sprecherin gehört mit 22% erhaltenen Diphthongen zu den Informanten mit dem dialektalsten Wert für diese Variable. Wie in der Einzelanalyse gezeigt wurde (siehe Kap. 3, S. 130), gehört *ʒu* überdies zu den Morphemen, die besonders gern dialektal realisiert werden.

[33] Auch hier hat die Sprecherin mit einem Indexwert von .45 (bei einem Durchschnitt von .85) recht dialektale Werte.

dardannäherung (in (9), *aInfɐ(r)nE:men mIt dɐɐ gemaInde*) ist als Hyper-Standardform anzusehen. Dieselbe Interpretation gilt für die teilweise Erhaltung des Schwa in den *-en*-Nebensilben (*-nE:men, warən*). Hingegen nehmen die Vokalspannung, die a-Verdumpfung (vgl. *jO*, 1. Z. in (9), und *dO*, Z. 7 in (10)), die au-Verdumpfung (vgl. *sOuə(r)* und *Aus* in (10), allerdings auch *auf-* in (9)) sowie die r-Vokalisierung nicht an den konversationellen Dialekt-Standard-Schwankungen teil.

In (11) stimmt die phonologische Variation in den folgenden Fällen mit dem „shifting" bzw. „switching" zwischen dialektnäherer und standardnäherer Sprechweise überein: n-Apokope im Nebenakzent (wobei allerdings auch hier erhaltenes /n/ nicht notwendigerweise zur Tilgung des vorangehenden Schwa führt – vgl. etwa *ja:rən, schbrEchəndən*) und im Hauptakzent (vgl. *a:passə* und *anzupassə*), Diphthongierung von *uo/ie* (etwa: *mues* ‚muß' vs. *bəru·f, vɐsu·cht*; allerdings *müsset*), s-Palatalisierung (*andErst* vs. *ö:schdräichɐ*) und Vokallänge (*wi:dɐ* vs. *schEmmə* ‚schämen'). Unabhängig davon variieren bzw. konstant dialektal realisiert werden die Parameter Lenisierung (*schb-*), Vokalspannung, au- und a-Verdumpfung sowie die Extremdiphthongierung von mhd. *î* (vgl. *säit* in Z. 4, *bai* in Z. 6, *ö:schdräichɐ* in Z. 8).

Schließlich wird in den beiden Ausschnitten (12) und (13) einmal die Realisierung von mhd. *uo* (*schu:l* vs. *schuəl*), das andere Mal das Merkmal ch-Apokope (*ich* zu *nO*) in Richtung Dialekt verschoben.

Tabelle 23 faßt die Auswertung der diskutierten Fälle von „switching" und „shifting" zusammen und stellt sie den Ergebnissen aus den Kapiteln 4.1. und 4.2. gegenüber. Folgende Gesichtspunkte sind bei der Interpretation zu beachten: a) manche Prozesse finden nur selten die notwendigen Anwendungsbedingungen (z. B. Senkung vor Nasal, $^{2}ei \rightarrow e:$) und waren deshalb in den verfügbaren Fällen von Sprachlagenwechsel nicht häufig genug, um unter dem Gesichtspunkt der Kontrollierbarkeit analysiert zu werden. In solchen Fällen steht in der Tabelle ein ‚?'. b) In den Dialekttexten spielt immer nur eine Richtung der Veränderung der Sprachlage eine Rolle (nämlich die in den Dialekt), während die im „switching", Transfer und „shifting" variierten Parameter entweder an einer Standard- oder an einer Dialektannäherung teilnehmen können. Manche Sprecher tun sich aber mit der Dialektannäherung viel leichter als mit der Standardannäherung; so erklären sich z. B. die trotz Standardannäherung teils noch getilgten finalen /n/ und vor allem die trotzdem palatalisierten /s/. Daß eine Variable von den Sprechern als Dialekt-Standard-Variable erkannt wird, muß also noch nicht unbedingt heißen, daß sie in allen Fällen kontrolliert werden kann – Bewußtsein und Kompetenz sind nicht immer identisch. Vor allem die s-Palatalisierung wird von den Konstanzer Sprechern eindeutig als Dialektmerkmal eingestuft, kann jedoch von vielen auch in sehr formellen Situationen nicht gänzlich vermieden werden. c)

Nicht alle untersuchten Sprecher verhalten sich gleich; vielmehr werden Variablen wie die Lenisierung anlautender Plosive nach *sch*, die s-Palatalisierung oder die Extremdiphthongierung von mhd. *î* von manchen Konversationsteilnehmern funktional zur Veränderung der Sprachlage eingesetzt, während andere sie nicht kontrollieren. In der Tabelle findet sich in diesen Fällen der Eintrag ‚teils'. d) Im „switching" und „shifting" (4.3.) werden auch Aspiration und Spannung/Nicht-Reduzierung des auslautenden /e/ funktional eingesetzt; dies unterstreicht die Ähnlichkeit mit den in 4.2. besprochenen Fällen nicht-imitierender Code-Alternation in Zitaten. In die Gruppe der Parameter, die bei einer Annäherung an den Standard verschoben werden, nicht weil sie als Unterschiede zwischen Standard und Dialekt wahrgenommen werden, sondern weil sie einer ‚formelleren' (deutlicheren bis ‚gestelzteren') Ausdrucksweise zugeordnet werden, gehört möglicherweise auch die Fortisierung von Plosiven in Konsonantenverbindungen wie /ʃp/ und /tr/.

4.4. Zusammenfassung. Erste Annäherung an die Strukturen des Konstanzer Repertoires

Es wurde in diesem Kapitel nach verschiedenen Kriterien versucht, wahrgenommene Dialektmerkmale von anderen Variationsphänomenen zu unterscheiden. Die Ergebnisse lassen sich in einer Hierarchie zusammenfassen, die die einzelnen Variablen nach ihrer Wahrnehmbarkeit ordnet:

(I) lexikalisierte Lenisierungen von Plosiven, ch-Apokope, nhd. Monophthongierung, Schwa-Tilgung in *ge-*

(II) lexikalisierte Reduktion von Konsonantenverbindungen mit *d (rd)*, n-Apokope, s-Palatalisierung, nhd. Diphthongierung, Stammvokalvariationen, verschiedene lexikalisierte Schwa-Tilgungen

(III) Delabialisierung (Vokale), Dehnung (Vokale), Vokalsenkung vor Nasal

(IV) Nasalassimilation, j-Tilgung in *jetzt*, a-Verdumpfung, Extremdiphthongierung von mhd. *î*, mhd. *ei* →*O(i)*, ahd. *egi* → *e:*

(V) Gespanntheit von Konsonanten sonst, d-Tilgung in /-st/, r-Vokalisierung von Präfixen, Gespanntheit von /e/

(VI) Geminatenvereinfachung, regressive s-Assimilation, r-Vokalisierung sonst, Spirantisierung, h-Tilgung, Glottisverschlußeinsatz, Zentralisierung (außer bei /e/ → ə), Vokalspannung sonst, au-Verdumpfung, Kürzung/Monophthongierung im Nebenakzent.

Die Hierarchie kombiniert die Ergebnisse der drei Teiluntersuchungen dieses Kapitels nach den folgenden Kriterien: in Gruppe (I) stehen Variablen, die in den Dialekttexten, den Zitaten und den Fällen von „switching"/

Tabelle 23: *Welche Variablen werden von den Sprechern als Standard/Dialekt-Variablen interpretiert?*

Markierung in:	Dialekttexten	Zitaten	sonstigem „switching"/ „shifting"
2.1. Aspiration	nein	als „Formalitätsmarker"	ja
2.2. Gespannheit (Konsonanten)	vor Vokal anlautend und nach Konsonant, sonst nein	bei lexikal. dialekt. Lenes, teils ALV, sonst nein	teils in initialen Konsonantenverbindungen, kaum ALV
2.3. Geminantenvereinfachung	nein	nein (aber evtl. *dd* → *t*)	
2.4. d-Tilgung in Konsonantenverbindungen	in /st/ und lexikal. Formen, sonst unregelmäßig	nicht in /ist/ sonst ?	nur wenn lexikalisiert, sonst nein
2.5. Nasalassimilation	ja	?	?
2.6. regressive s-Assimilation	nein	?	?
2.7. ch-Apokope	ja	ja	ja
2.8. r-Vokalisierung	nur in lexikalisierten Formen und teils in Präfixen	nein	nein (auch vor Vokal)
2.9. n-Apokope	ja (teils auch kompensatorische Dehnung)	meist	meist
2.10. (De-)Spirantisierung	nein	?	nein
2.12. h-Tilgung	nein	?	?
2.13. j-Tilgung	ja (in *jetzt*)	?	?
2.14. Glottisverschlußeinsatz	nein	?	?
2.15. Pseudoaffrizierung	?	?	?
2.16. s-Palatalisierung	ja	teils (bei Standardannäherung oft nicht durchgehalten)	

Markierung in:		Dialekttexten	Zitaten	sonstigem „switching"/ „shifting"
3.1.	Delabialisierung	ja	teils	?
3.2.	Zentralisierung	nein	nein	nein
3.3.	Dehnung	teils	teils	meist
3.4.	Spannung	bei /e/ vs. /E/	nein	nein
3.5.	a-Verdumpfung	ja	ja	nein
3.6.	nhd. Diphthongierung	ja	ja (*uf*)	?
3.7.	nhd. Monophthongierung	ja	ja	ja
3.8.	au-Verdumpfung	nein	nein	nein
	mhd. *î* zu *äi/ai*	nein	ja	teils
	ahd. *egi* zu *e:*	ja		
	mhd. [1] *ei* zu *Oi/O*	ja	?	?
3.9.	Senkung vor Nasal	ja	teils	?
3.10.	andere Stammvokalvariationen	ja	ja	?
4.1.	Zentralisierung im Nebenakzent	bei anderen Vokalen als /e/	teils v. a. finales /e/ als Hyperstandardform nicht reduziert und zu *e* geschlossen; „Formalitätsmarker"	
4.2.	Kürzung/Monophth. im Nebenakzent	nein	?	?
4.3.	Schwa-Tilgung	im Auslaut und Präfix, im *-elen/ -eren*-Suffix sonst selten	v. a. im Präfix /ge-/ sowie meist wenn lexikalisiert (als Standard- und Dialektmarker); in /-en/ teils als Hyperstandardform erhalten; nicht postlexikalisch	
4.4.	Klitisierung	nur soweit vom Std. abweichend	selten	fast nicht

„shifting" als Dialekt/Standard-Markierungen beobachtet wurden; in Gruppe (II) solche, die nur in zwei der drei Untersuchungen nachgewiesen wurden bzw. (wie die n-Apokope und s-Palatalisierung) nicht von allen Sprechern funktional für den Wechsel der Sprachlage eingesetzt werden; die Variablen in Gruppe (III) wurden aufgrund noch geringerer Evidenz (keine Ergebnisse oder uneinheitliches Verhalten der Sprecher in zwei der drei Untersuchungen) als Standard/Dialekt-Variablen klassifiziert; in Gruppe (IV) finden sich Variablen, die nur in einer Untersuchung nachzuweisen waren bzw. für die sich aus den verschiedenen Untersuchungen widersprüchliche Ergebnisse ableiten ließen (z. B. bei der a-Verdumpfung); in (V) solche, in denen lediglich die Untersuchung der schriftlichen Dialekttexte für Kontrollierbarkeit sprach, während die mündlichen Materialien keine Funktionalisierung erkennen ließen; schließlich sind die Variablen in (VI) nach dem Ergebnis von mindestens einer der drei Untersuchungen nicht kontrollierbar (die evtl. verbleibenden Untersuchungen ergaben keine Ergebnisse). Bei großzügiger Interpretation dieser Hierarchie weisen sich die Variablen in (I)—(IV) als Standard-Dialekt-Variablen aus, die in (V) und (VI) sind (wegen der bedingten Aussagekraft der Dialekttexte und dem besonders hohen Sprachbewußtsein ihrer Autoren) nicht als wahrgenommen einzustufen, wenn man die Sprechgemeinschaft insgesamt betrachtet.

Im Falle der Pseudo-Affrizierung sowie der Vokalisierung/Tilgung von */* sind — wegen zu geringer Frequenzen — keine Aussagen möglich.

Nicht aufgeführt sind die Parameter Aspiration/ALV sowie die Zentralisierung von /e/ im Silbenauslaut; sie werden zwar funktional eingesetzt, um bestimmte Veränderungen der Sprachlage zu erreichen. Diese Veränderungen weisen sie jedoch in erster Linie nicht als wahrgenommene Standardmerkmale, sondern als wahrgenommene Lento-Merkmale aus. Der Prozeß wird also nicht auf der Standard/Dialekt-Dimension, sondern auf der „Formalitätsdimension"[34] interpretiert.

Mit dem Wissen darüber, wie die Mitglieder der Konstanzer Sprechgemeinschaft die in Kap. 2 vorgestellten Variationsphänomene sehen, läßt sich nun eine erste Strukturierung des Konstanzer Repertoires erkennen: das Repertoire hat eine *horizontale* Strukturierungsdimension, nämlich die Dimension der wahrgenommenen Standard/Dialekt-Variablen, und eine (vorläufig noch ziemlich unklare und in Kapitel 6 weiter ausgeführte) *vertikale* Strukturierungsdimension, auf der sich die restlichen Variationsphänomene einordnen. An dieser Stelle der Untersuchung ist es sinnvoll,

[34] Der Begriff „formell" soll hier lediglich als Sammelbegriff für eine Reihe von Situationen verstanden werden, etwa Fälle sozialer Distanz, Schriftlichkeit, usf. Er taugt nicht als einheitliches Konzept zur Beschreibung der situativen Veränderungen, die durch solchen Sprachlagen-Wechsel indiziert und produziert werden können.

noch einmal auf die phonologische Bestandsaufnahme des Kap. 2 zurückzukommen und die Frage zu stellen, ob es jenseits der einzelnen Variablen auf der Standard/Dialekt-Dimension allgemeinere Charakteristika gibt, die eine ‚Gestalt' der Standardvarietät bzw. des Dialekts erkennen lassen.

Die phonologische Bestandsaufnahme in Kapitel 2 erfolgte auf dem Hintergrund universeller Teleologien für Prozesse an der Silbenperipherie und im Silbengipfel sowie für rhythmische Prozesse. Es hat sich gezeigt, daß die meisten Variationsphänomene im Konstanzerischen auf mehr oder weniger direkte Art unter diese Teleologien subsumiert werden können. Allerdings verdecken Morphologisierung und Lexikalisierung die dem Prozeß zugrundeliegenden Teleologien oft in erheblicher Weise. Lediglich der Wechsel zwischen *ai* und *Oi* bzw. *O* für mhd. ^{1}ei konnte keiner Teleologie zugeordnet werden.[35]

Nach gängiger ethno-dialektologischer Meinung ist der Dialekt ‚weicher', ‚weniger deutlich', ‚weniger abgehackt' als die Standardsprache. Diese Auffassung der Dialektsprecher selbst legt die Frage nahe, ob die Polung der beobachteten Variationsphänomene nach Lenisierungen und Fortisierungen sich in der Polung Dialekt — Standard wiederfindet; ob also die dialektale Seite des Konstanzer Repertoires durch lenisierende Prozesse, die Standardseite aber durch fortisierende Prozesse gekennzeichnet ist. Dazu müssen die Variablen, die sich in diesem Kapitel als wahrgenommene Standard/Dialekt-Parameter erwiesen (vgl. Übersicht, I—IV), auf die sie steuernden Teleologien hin betrachtet werden.

Für die Silbenperipherie gilt, daß die dialektaleren Formen meist die Aussprache erleichtern, wobei in der Regel perzeptorisch entdeutlicht wird. Dies gilt z. B. für die Lenis/Fortis-Unterscheidung; die dialektalere Sprechweise erweicht manche initiale (prävokalische) oder mediale (intervokalische) Konsonanten. (Der umgekehrte, fortisierende Prozeß wird nicht als Dialektmerkmal eingestuft.) Im Silbenabfall sind Lenisierungen entsprechend der Teleologie der optimalen Silbe noch mehr zu erwarten. Tatsächlich nimmt diese Tendenz in den dialektaleren Formen zu, wie sich in der finalen n- und ch-Tilgung zeigt. Dazu kommt die lexikalisierte Vereinfachung von /nd/- und /rd/-Verbindungen und lexikalisierte r-Tilgungen sowie die ebenfalls lexikalisierte initiale j-Tilgung. Dem Bild von den dialektalen Lenisierungsprozessen widerspricht in der Silbenperipherie lediglich die s-Palatalisierung, die perzeptorisch verstärkend wirkt.

Die Variationsphänomene im Silbengipfel sind durchweg kontextfrei. Im Vergleich zum Dialekt hat die Standardsprache eine Reihe von fortisierenden Prozessen übernommen, z. B. die Dehnung der alten Kurzvokale.

[35] Die in 2.3.10. zusammengefaßten Stammvokalveränderungen folgen unterschiedlichen oder keiner Teleologie; das gleiche gilt für die Senkungen und Hebungen (2.3.9.). Sie werden in der folgenden Diskussion nicht berücksichtigt.

(Im Dialekt verwischen die alten Kürzen wegen der davon implizierten Ambisilbizität die Silbengrenzen; dies kommt einer Entfernung von der Teleologie der optimalen Silbe gleich.) Ebenfalls fortisierend wirken in der Standardvarietät die Extrem- anstelle der Sekundärdiphthongierung des mhd. *î* und die Monophthongierung alter *ie, uo*. Umgekehrt ist die dialektale Verdumpfung von /a:/ entdeutlichend. Im Silbengipfel kennt der Dialekt allerdings auch einen Fortisierungsprozeß, nämlich die Entrundung von mhd. Labiopalatalvokalen. Artikulatorisch gesehen handelt es sich aber auch hier um eine Vereinfachung.

Die rhythmischen Prozesse, die zu wahrgenommenen Dialektformen führen, sind ebenfalls fast immer lenisierend (vgl. die Reduktion des Präfix *ge-*). Lediglich bei der Behandlung der Schwas gibt es neben den dominanten (lexikalisierten) Tilgungen einige Fälle, in denen die dialektalere Form fortisierend ist (Sproßvokale u. a.).

Der Eindruck einer ‚weicheren' Sprechweise bei Annäherung an den Dialektpol bestätigt sich also in allen drei Bereichen insofern, als die beobachteten lenisierten Formen — wenn überhaupt — in der Mehrzahl diesem Pol zuzuordnen sind. Die ethno-dialektologische Einstufung des Dialekts als ‚weich' scheint besonders auf die artikulatorischen Teleologien bezug zu nehmen, d. h. perzeptorische Fortisierungen sind nicht ausgeschlossen, solange sie keine zusätzliche artikulatorische Belastung mit sich bringen. Die Übereinstimmung ist allerdings nicht vollständig: es gibt auch einige wenige fortisierende Prozesse. ‚Erweichung' kann aber als ein Gestaltmerkmal des Dialekts insgesamt gelten.

5. Theorien der Standard/Dialekt-Phonologie

Die bisherigen Überlegungen zur Phonologie der Alltagssprache haben deren grundlegende Eigenschaft – die der Variabilität – unter verschiedenen Gesichtspunkten am Beispiel des Konstanzer Repertoires behandelt. So wurde in Kap. 2 eine phonologische Bestandsaufnahme gegeben und in diesem Zusammenhang eine Vielzahl von Variationsphänomenen aufgelistet und nach Gesichtspunkten der Natürlichen Phonologie geordnet. In Kap. 3 wurden einige dieser Variationsphänomene erneut aufgegriffen, quantitativ beschrieben und historisch, areal und sozial interpretiert; dabei ließ sich feststellen, daß die verschiedenen Variablen unterschiedlich grammatikalisiert (lexikalisiert), von phonologischen Kontextfaktoren bestimmt und von externen Faktoren wie Alter beeinflußt werden. Schließlich wurde im Kap. 4 die empirische Beschreibung des Konstanzer Repertoires durch die Sichtweise der Sprecher ergänzt; in der interpretativen Analyse ergab sich, daß die diskutierten Variablen für sie in sehr unterschiedlichem Maß kontrollierbar und funktionalisierbar sind. Damit ist die empirische Grundlage für die Beantwortung der theoretischeren Frage nach dem *phonologischen Status* der beobachteten Variation gegeben. Bevor im Kap. 6 ein Modell der Standard/Dialekt-Variation entworfen wird, sollen in diesem Kapitel zunächst die wichtigsten der schon existierenden Vorschläge zu diesem Problem Revue passieren.[1] Der Schwerpunkt liegt in der deutschen Sprachwissenschaft und Dialektologie.

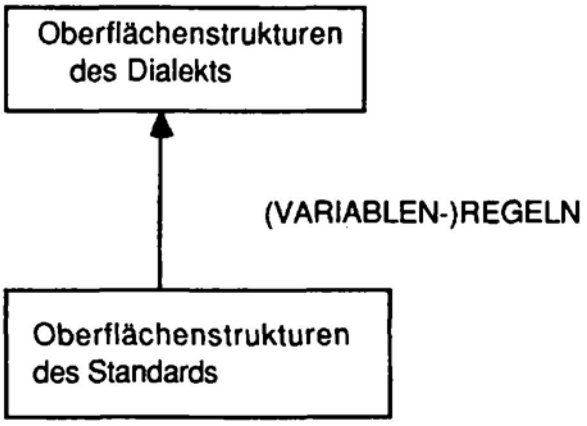
Die Ansätze, die hier zu diskutieren sind, unterscheiden sich in der Beantwortung der folgenden Fragen: (1) Ist es nötig, für Dialekt und Standardsprache zwei verschiedene zugrundeliegende phonologische Repräsentationen anzunehmen? (2) Wenn ja, operieren auf den beiden zugrundeliegenden Repräsentationen verschiedene, überlappende oder identische Mengen von phonologischen Regeln bzw. Prozessen? (3) Wenn nein, haben Dialekt und Standardsprache eine gemeinsame zugrundeliegende Struktur oder dient die Oberfläche der einen Varietät als Eingabe für die Regeln/Prozesse der anderen? Dabei handelt es sich allerdings nicht um rein theoretisch zu diskutierende Festlegungen; die Auswahl eines

[1] Die einzelnen Ansätze sind teils auf dem Hintergrund gerade aktueller Strömungen und Ideologeme der Generativen Phonologie (wie dem sog. Einfachkeitskriterium) zu sehen, die zu ihrem Verständnis mit andiskutiert werden müssen, auch wenn sie uns heute eigenartig antiquiert erscheinen.

Modells muß ja für eine bestimmte empirische Aufgabe geeignet sein. Es ist also nicht nur nach der internen Stimmigkeit eines Modells zu fragen, sondern auch nach seiner Erklärungskraft und Anwendbarkeit für die jeweiligen Zwecke, später auch für die Analyse des Konstanzer Repertoires.

5.1. Die Standardsprache als zugrundeliegende Repräsentation für den Dialekt

Das simpelste phonologische Beschreibungsmodell geht von der Oberflächenstruktur des Standards aus und deriviert aus ihm durch (variable) phonologische Regeln die dialektalen Formen. Graphisch:



Das Repertoire enthält die Standardvarietät (evtl. mit eigenen phonologischen Regeln und einer zugrundeliegenden Struktur) und die aus ihm abgeleiteten Dialektrealisationen. Der Dialekt reitet gleichsam auf dem Standard.

Dieses Modell entspricht der auch in den Laien-Einschätzungen des Dialekts häufigen Auffassung, ein Dialekt sei eine Menge von Abweichungen von der Standardsprache. Trotz ihrer erklärtermaßen entgegengesetzten Evaluation substandardsprachlicher Formen („Differenzhypothese") geht die Labovianische korrelative Soziolinguistik bei der Formulierung ihrer Variablenregeln meist ebenfalls von diesem Konzept aus. Z. B. wird in den klassischen Arbeiten Labovs zum *New York City Vernacular* auslautendes [r][2] vokalisiert oder getilgt (der amerikanisch-englische

[2] Labovs Schreibweise ist hier etwas irreführend, denn [r] ist selbstverständlich keine phonetisch genaue Oberflächenform, sondern nur ein Symbol, das verschiedene r-Realisierungen abdeckt, in denen der Luftstrom auf die eine oder andere Weise gebrochen wird. Aus Labovs Beschreibung und seiner Notation in eckigen Klammern ist jedoch

Standard hat in dieser Position im Gegensatz zum britischen eine nichtreduzierte Liquida), gespanntes kurzes *a* angehoben, *th* zu *d* fortisiert, usf. (vgl. Labov 1972a, Kap. 3). Dem gleichen Verfahren folgt auch die bislang einzige größere Labovianische Untersuchung im germanistischen Bereich: Schlobinski (1987) formalisiert in seiner Untersuchung zum Berliner Stadtdialekt die Variation zwischen anlautendem *g* und *j* als Variablenregel mit /g/ als Eingabe.

Da die Beziehung zwischen zugrundeliegenden und Oberflächenrepräsentationen in der folgenden Diskussion eine wesentliche Rolle spielt, sei hier zunächst daran erinnert, wie in der ‚orthodoxen' monolektalen (Generativen) Phonologie zugrundeliegende Strukturen gerechtfertigt wurden. Die Unterscheidung zwischen zugrundeliegenden und Oberflächenrepräsentationen deckte einerseits die strukturalistische Beziehung zwischen Phonem und Allophonen ab: Alternationen zwischen Lauten, die von deren Umgebung induziert sind, wurden über Regeln aus einem zugrundeliegenden Laut abgeleitet. Dieses generative Vorgehen ist nicht mehr als eine notationelle Variante des strukturalistischen, solange jedes Allophon nur zu einem Phonem gehört; dann ist nämlich die Zuordnung ‚von oben' (d. h. von der Oberfläche zur zugrundeliegenden Struktur gehend) gewährleistet, und das strukturalistische Prinzip der „biuniqueness"[3] wird nicht verletzt. Anders in den im Strukturalismus unter „Neutralisation" bzw. „overlapping" gefaßten Fällen: hier kann ein und dasselbe Element der Oberflächenrepräsentation verschiedenen „zugrundeliegenden" Segmenten zugeordnet werden. Das Prinzip der „biuniqueness" wird durchbrochen, Rekonstruierbarkeit ‚von oben' ist nicht mehr gegeben. In solchen Fällen stellt sich für die Generative Phonologie die Frage, welches von zwei neutralisierten Segmenten auf der sog. phonemischen (eigentlich morphophonemischen) und welches – als Derivat davon – auf der sog. phonetischen Repräsentationsebene angesetzt werden soll. Die am weitesten verbreitete Lösung für dieses Problem ist, sich für die komplexere, informationshaltigere Struktur zu entscheiden. Aus dieser kann durch eine – möglichst allgemeine – Regel die weniger informationshaltige Oberfläche erzeugt werden. (So läßt sich im Falle der deutschen Auslautverhärtung das stimmlose Glied der Opposition durch eine Entstimmhaftungsregel aus dem stimmhaften ableiten, aber umgekehrt keine Verstimmhaftungsregel formulieren, die nur mit phonologischen Umgebungsfak-

klar, daß es sich nicht um das Phonem /r/ handelt. Die dialektale bzw. ‚umgangssprachliche' („vernacular") Form wird aus der Standard-Oberfläche gewonnen, nicht aus einer gemeinsamen zugrundeliegenden Struktur.

[3] Vgl. Chomsky 1964. Zur neuerlichen Verwendung des „biuniqueness principles" als natürlicher Tendenz in der Phonologie (nicht als Prinzip der Phonologietheorie) vgl. Dressler 1980 und 1986. (Ich komme darauf in Kapitel 6 zurück, s. S. 262.)

toren auskommt.) Von der in diesem Sinn einfacheren („eleganteren") Darstellung wird erwartet, daß sie auch die psycholinguistisch einfachere und daher wahrscheinlichere ist; die zugrundegelegte Repräsentation entspricht dem, was der Sprecher bei den einzelnen Lexikoneinträgen an phonologischer Information speichern muß und nicht über allgemeine Regeln ableiten kann. (Dahinter steht die Idee, daß in der Verarbeitung von Sprache immer die für das Gedächtnis am wenigsten aufwendige Alternative gewählt wird.)[4]

Auf dem Hintergrund dieser allgemeineren Überlegungen zur Berechtigung von zugrundeliegenden phonologischen Strukturen läßt sich nun fragen, ob das von Labov gewählte Verfahren, in der Standard/Dialekt-Phonologie die Standardform als zugrundeliegende Repräsentation für den Dialekt anzusehen, gerechtfertigt ist. Soweit es sich nicht sowieso um nicht-überlappende „freie" Varianten eines Phonems handelt, stehen sich in den von Labov behandelten sprachlichen Variablen in der Tat meist eine informationsreichere, komplexere Struktur des Standards und eine weniger komplexe, neutralisierende (unmarkierte) Struktur des Dialekts gegenüber (etwa wenn std. *th* und *d* im Dialekt neutralisiert werden); erstere zugrundezulegen entspricht also dem Usus der orthodoxen Generativen Phonologie. Nicht so eindeutig liegen die Dinge in Fällen wie der „Reduktion" der Verlaufsform *-ing* zu *-in* im B(lack) E(nglish) V(ernacular) (vgl. Labov 1972: 238 ff.). Hier wird eine phonologische „Regel" geschrieben, die nur für ein grammatisches Morphem gilt (denn aus *to sing* läßt sich auch im BEV nicht *to sin* machen); sie ist also nicht allgemein und überdies auch nicht natürlich (es wird lediglich ein finaler Velarnasal gegen einen Alveolarnasal ausgetauscht). Fraglich wird das Verfahren also, wenn Variationsphänomene mit einbezogen werden sollen, die nur einen sehr geringen, lexikalisch restringierten Anwendungsbereich haben und es nicht erlauben, eine phonologisch plausible Regel aufzustellen. Hier ist zu überlegen, ob die Substandard-Formen nicht besser als konkurrierende lexikalische (also zugrundeliegende) Varianten aufzufassen sind. Labov wi-

[4] Vennemann 1986 stellt rückblickend zu recht fest, dieses sog. Einfachheits-Kriterium habe die Phonologie von einer beobachtenden zu einer ästhetischen Disziplin gemacht, indem es formale Anforderungen an phonologische Beschreibungssysteme mit empirischen Kriterien verwechselte. Die Annahme, daß mit diesem formalen Entscheidungsverfahren immer auch die psychologisch realistischere Analyse zustande kommt, wurde anhand des berühmten Falls des Passivs im Maori widerlegt (vgl. Hohepa 1967, zit. in Comrie 1980: 288 ff.); hier ist aufgrund der Variation bei ein und demselben Sprecher sowie aufgrund der Regelmäßigkeiten bei der Adaption von Fremdwörtern und anderen produktiven Bildungen eine Phonemisierung psychologisch realistischer, die dem Ergebnis der formalen Analyse nach dem Muster ‚generelle Regeln — maximale Information in der lexikalische Repräsentation' geradewegs entgegenläuft.

derspricht dieser Meinung, weil ihm die Annahme eines permanenten „code-switching" zwischen Dialekt und Standard unplausibel vorkommt: sein Programm besteht ja gerade in dem Versuch, Variation nicht als Alternanz zwischen ansonsten homogenen Systemen anzusehen, sondern in diese Systeme zu integrieren.[5] Er verwechselt dabei aber diskursives „code-switching" (in dem u. a. in Kapitel 4 beschriebenen Sinn) und strukturelle Alternation zwischen zwei zugrundeliegenden Systemen.

Im Bereich der germanistischen Dialektologie und Soziolinguistik ist Schlobinski (1987) vorsichtig genug, von seinen Berliner Variablen nur die g-Erweichung als generative (Variablen-)Regel zu formulieren; im Fall der massiv lexikalisierten Variablen ‚Monophthongierung von [au] zu [o:] und von [ai] zu [e:]', ‚Monophthongierung von [au] aus mhd. /u:/ zu [u]', *‚ik* vs. *ich*' und ‚[s] als [t] am Wortende' begnügt er sich mit der Darstellung der Variation als Oberflächenvariation zwischen den phonetischen Realisierungen in Dialekt und Standard.

Hingegen muß der Versuch Felix' & Kühls, das Modell 1 auf eine umfassendere Analyse des Passauer Bairischen (Felix & Kühl 1982) anzuwenden, als gescheitert betrachtet werden.[6] Felix & Kühl versuchen, das Verhältnis zwischen Standard und Dialekt über Regeln zu beschreiben, soweit nicht „Idiosynkrasien" – lexikalische Einzelfälle – vorliegen. Alle von ihnen formulierten Regeln haben die Form

Standardoberflächenstruktur → Dialektoberflächenstruktur.

Daß nicht etwa die zugrundeliegende Standardform als Ausgangspunkt gewählt wird, bleibt unbegründet.[7] Die Wahl der Standard- anstelle der

[5] Eine der wenigen Ausnahmen zu diesem Vorgehen ist die Diskussion der Tilgung von finalem [t] im BEV nach Konsonant; hier überlegt Labov, ob die Tilgung wirklich „a case of cluster simplification" ist, oder ob die Endkonsonanten im BEV „simply absent" sind (1970/1972: 216).

[6] Die Arbeit ist allerdings nicht im Labovschen Paradigma anzusiedeln, sondern hat eher einen chomskianisch-universalistischen Hintergrund. Es ist in diesem Zusammenhang wohl aufschlußreich, daß die Autoren ihren Beitrag der Psycholinguistik, nicht der Soziolinguistik zurechnen – vgl. 1982: 180.

[7] Etwa wäre statt der Spannungsregel, die in der von Felix & Kühl gegebenen Formulierung nicht-tiefe ungespannte Vokale zu den im Bairischen meist obligatorischen gespannten macht, auch eine für dieses Merkmal unspezifizierte zugrundeliegende Struktur möglich gewesen, aus der die dialektale Oberfläche durch eine sehr einfache phonetische Regel (‚alle Vokale werden gespannt') abzuleiten ist; da der Standard sowieso eine Regel benötigt, die bei den Vokalen die Gespanntheit an die Länge anpaßt (vgl. die Diskussion in Heidolph *et al.* 1981), wäre diese Lösung sicherlich ‚einfacher' – und dies ist für Felix & Kühl das wichtigste Kriterium. Erstaunlicherweise gibt es bei Felix & Kühn übrigens auch eine r-Vokalisierungsregel, obwohl der Standard hier ebenfalls vokalisiert.

Dialektoberfläche als Ausgangspunkt rechtfertigen die Autoren mit beschreibungsinternen Gründen, d. i., der Eleganz der Beschreibung.

Betrachten wir Felix' und Kühls Verfahren etwas genauer. Ihre „Regeln" sind von äußerst unterschiedlicher Kontextabhängigkeit. Z. B. unterliegt die Lateralvokalisierung (*wOit* anstelle std. *walt* ‚Wald') nur phonologischen Beschränkungen (CV___ $\{^{C}_{\#}\}$), während die „mittlere Vokalhebung" keineswegs vor allen Nasalen *o* und *œ* anhebt, sondern massiv lexikalisch eingeschränkt wird. (So hat der Dialekt *sun* anstelle von std. *sOnnə*, aber nicht **lu:n* anstelle von *lo:n*, nicht **frumm* anstelle von *frOmm*, nicht **tunn* anstelle von *tOnnə*, etc.) Dies läßt es fraglich erscheinen, ob wirklich alle von den Autoren besprochenen Variationsphänomene auf die gleiche Art und Weise erfaßt werden können bzw. erfaßt werden sollten.

Die angeblichen beschreibungsinternen Gründe für das von Felix & Kühl gewählte Verfahren, Standardoberflächenformen als Ausgangspunkt für die Dialektformen anzusetzen, sind nämlich nur in manchen Fällen stichhaltig, in anderen komplizieren sie die Beschreibung, statt sie zu vereinfachen. Bei der „finalen Schwa-Tilgung" (*hait* vs. *hOitə*) enthält z. B. die dem Standard entsprechende zugrundeliegende Struktur tatsächlich mehr Information als die dialektale, denn aus der getilgten Form läßt sich die schwa-haltige nicht mehr eindeutig rekonstruieren (vgl. *hait* vs. *ʒait*). Hingegen ist die von Felix & Kühl gegebene „Diphthongierungsregel",

$$\emptyset \rightarrow a \,/\, \begin{bmatrix} +\text{hoch} \\ +\text{lang} \end{bmatrix} \_\_\_\_$$

die die erhaltenen mhd. Diphthonge *uo* und *ie* — etwa in *buɐ*, *liɐb* — erfassen soll, in der angegebenen Form nur beschreibungsadäquat, wenn alle in der Standardsprache gedehnten mhd. kurzen *i*/*u*/*ü*, die im Dialekt erhalten sind (etwa in den dialektalen Formen zu std. *Mühle, üben, Urteil*, dial. *sigt* für std. *sieht*) als lexikalische Ausnahmen markiert werden. Unter dem Aspekt der Eleganz der Beschreibung ist hier sicherlich die dialektale Form die günstigere, weil differenziertere Ausgangsstruktur. Das gilt auch für die zahlreichen anderen im Bairischen und anderen Dialekten erhaltenen mhd. oder älteren phonemischen Unterscheidungen, die in der Standardsprache verloren gegangen sind. Schließlich gibt es eine ganze Reihe von Regeln, für die sich aus der Eleganz der Beschreibung keinerlei Evidenz für die eine oder andere zugrundeliegende Struktur gewinnen läßt. Dies trifft z. B. auf die von Felix & Kühl so genannte „Tiefe Vokalhebung" (Verdumpfung von /a/ zu *O*) zu, die alle std. *a* erfaßt. Unter der Voraussetzung — die die Autoren machen —, daß das Bairische außerdem alle std. *O* zu *o* spannt, bleibt die wechselseitige Rekonstruierbarkeit der Standard- und Dialektlautungen erhalten. Beschreibungsinterne Gründe rechtfertigen es also gerade nicht, den Standard konsistent als Ausgangs-

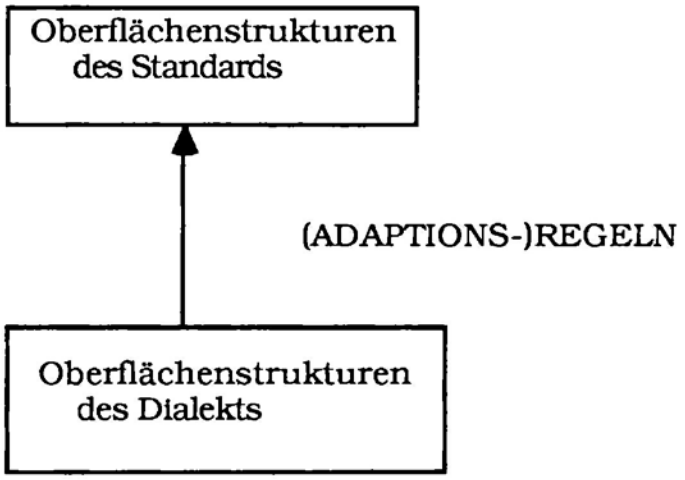
punkt *(input)* der phonologischen Regeln anzusetzen, die Standard und Dialekt miteinander verbinden sollen; man könnte genauso gut umgekehrt vorgehen.

Scheutz (1984) hat in seiner Kritik des Felix & Kühlschen Ansatzes auf dessen deskriptive Mängel hingewiesen und gezeigt, daß die dort aufgestellten „Regeln" diese Bezeichnung oft nicht verdienen. Sein eigener Ansatz entspricht etwa dem in Abschnitt 4 dieses Kapitels zu besprechenden: Dialekt und Standard werden als getrennt zu lernende, homogene Systeme angesehen. Sämtliche von Felix & Kühl genannten Regeln sind für ihn Oberflächenbeziehungen zwischen *Wörtern* (nicht Lauten) der beiden Kontaktvarietäten. Zwischenformen werden als Interferenzen interpretiert. Scheutz schüttet jedoch das Kind mit dem Bade aus, wenn er den von Felix & Kühl diskutierten Variationsphänomenen jede „wie immer geartete Prozeßhaftigkeit, phonetische Motivation und Plausibilität" abspricht (1984: 127). Eine Anzahl der von ihnen behandelten Phänomene haben eine natürliche Teleologie (z. B. die Senkung vor Nasal, die ja hinter Felix & Kühls „Mittlerer Vokalhebung" steckt[8], die Entrundung von Labiopalatalvokalen, die Verdumpfung von /a/), auch wenn manche von ihnen synchron gesehen schon morphologisiert oder gar lexikalisiert sind; andere sind auch heute noch produktiv und klar als phonologische Prozesse einzustufen (etwa die r-Vokalisierung). Wieder andere haben zwar keine klare artikulatorische Motivation, sind jedoch zumindest phonologisch plausibel und typologisch gut abgesichert (z. B. die l-Vokalisierung oder s-Palatalisierung im Kontext nach /r/ und vor Plosiv). Es scheint, daß Felix & Kühl auf der einen, Scheutz auf der anderen Seite Extrempositionen vertreten, wo eher eine Skala zwischen rein phonologischen Prozessen und Morphologisierung (Grammatikalisierung) bzw. Lexikalisierung angebracht wäre. Ebenso entspricht wohl weder Felix' & Kühls Annahme eines gleichmäßigen Kontinuums zwischen Standard und Dialekt der bairischen Wirklichkeit, noch Scheutz' Annahme zweier unabhängiger Systeme. Es gibt selbstverständlich Zwischenformen, und nur wenige von ihnen sind als Interferenzen oder Hyperkorrektismen zu erklären. (Entsprechend ungenau ist Scheutz' Feststellung, man müsse „meist das ganze Wort — und nicht nur den Vokal" auswechseln, um vom Dialekt in den Standard zu gehen (oder umgekehrt) (S. 126). Schon sein eigenes Beispiel — *tsvaiuntsvantsəg* vs. *dzvOvradzvOnsg* — läßt verschiedene Zwischenrealisierungen wie z. B. *tsvaivtsvantsg* oder *tsvOvratsvantsg* zu.)

[8] Vgl. Benware 1985.

5.2. Der Dialekt als zugrundeliegende Repräsentation für die Standardsprache

Während bisher Ansätze diskutiert wurden, die den Dialekt aus dem Standard ableiten, beschreitet Wurzel mit seiner Version der Andersenschen „adaptive rules" (Andersen 1973; Wurzel 1976) den umgekehrten Weg. Schematisch:



Seine Adaptionsregeln sind auf einen bestimmten Sprechertyp eingeschränkt, der den Standard nach bereits abgeschlossener Primärsozialisation im Dialekt erst spät und quasi als Zweitsprache erwirbt (oder auch umgekehrt). (Für Personen, die Dialekt und Standard zugleich erwerben, geht er von einer „einheitlichen zugrundeliegenden Repräsentation" (S. 181) — also Modell 3, vgl. unten — aus.) Adaptionsregeln sind nach Wurzel durch die folgenden Eigenschaften gekennzeichnet, die sie (teils) von (monolektalen) phonologischen Regeln unterscheiden:

a) Die Adaptionsregeln „erzeugen" den Dialekt, d. h. sie stellen nicht nur Beziehungen zwischen schon vorgängig existenten Oberflächenstrukturen prinzipiell unabhängiger Varietäten dar. Auf diese Weise reflektiert die Beschreibung das Ungleichgewicht zwischen Standardvarietät (Sekundärsystem) und Dialekt (Primärsystem).

b) Sie operieren auf den phonetischen Oberflächenrepräsentationen des Dialekts und haben keinen Zugang zu den zugrundeliegenden Strukturen des Primärdialekts.[9]

[9] Wurzel schreibt allerdings auch, die zugrundeliegende Repräsentation des Primärdialekts sei zugleich zugrundeliegende Repräsentation des Sekundärdialekts (S. 180) und widerspricht sich damit selber. Daß Adaptionsregeln keinen Zugang zur zugrundeliegenden Repräsentation der Ausgangsvarietät haben sollen, ist übrigens zumindest dann proble-

c) Adaptionsregeln tendieren zur Hyper- oder Hypokorrektion. Als Fall von Hyperkorrektion nennt Wurzel die Realisierung von std. *sch* als *ch* in der obersächsischen Umgangssprache, etwa in *falch* ‚falsch' oder *mEnnchn* ‚Menschen' (hyperkorrekte Ausdehnung der Adaptionsregel, die dial. *sch* zu std. *ch* macht — z. B. *mEnnchn* zu *mennschn*, ‚Männchen'). Eine hypokorrekte Form ist für ihn z. B. die Ersetzung niederdeutscher anlautender Plosive durch die entsprechenden Frikative als Annäherung an die oberdeutschen Affrikaten *pf/ts* im Berlinerischen (*fanə, funt* entsprechend *pfannə, pfunt*).

d) Adaptionsregeln haben keine natürliche Teleologie, sondern sind „sozialkommunikativ" zu interpretieren.

Sieht man die genannten Merkmale als notwendige Bedingungen für das Vorliegen einer Adaptionsregel (und nicht nur als Akzidentien), so ist der Anwendungsbereich dieses theoretischen Konzeptes relativ beschränkt. Es ist keineswegs möglich, die gesamte zu beobachtende Variation in einem Repertoire — auch nicht die auf der Standard/Dialekt-Dimension — mit ihrer Hilfe darzustellen. Vielmehr werden lediglich lernersprachliche oder fossilisiert lernersprachliche Phänomene erfaßt. Nicht anwendbar ist das Konzept auf die zahlreichen oberdeutschen Sprecher, die einen mehr oder weniger breiten Ausschnitt aus dem hypothetischen Gesamtkontinuum der Sprechgemeinschaft zwischen Standardsprache und Dialekt mühelos beherrschen und für die die Standardvarietät kein sekundäres System ist, auch wenn sie erst nach dem Dialekt erworben wurde. Da das Vorliegen von Hypo- oder Hyperformen zum entscheidenden Kriterium wird, lassen sich überdies jene kontextfreien Variationsphänomene nicht erfassen, die alle Laute eines bestimmten Typs betreffen und diese „biunique" in einen anderen Laut überführen — ein Beispiel dafür ist die Verdumpfung von std. *au* zu *Ou* im Konstanzerischen —, denn in solchen Fällen ist keine Hyperkorrektion möglich. Diese Phänomene können durchaus sowohl dialektal sein als auch einen natürlichen phonologischen Prozeß widerspiegeln und fallen daher nicht unter Wurzels Adaptionsregeln.

Wurzels Konzept hängt von der individuellen Sprecherbiographie ab, denn die Frage, ob der Standard als Derivat des Dialekts, unabhängig davon oder vielleicht sogar der Dialekt als Derivat des Standards erworben wurde, ist für eine Sprechgemeinschaft durchaus nicht konsistent zu beantworten. Aussagen über das Gesamtrepertoire werden damit schwierig. Z. B. zeigen einige wenige Sprecher in Konstanz eine (Über-?)Generalisierung der s-Palatalisierung über die Morphemgrenze hinweg (vgl. Kap. 2, S. 59 f.), andere jedoch nicht. Ist die s-Palatalisierung im einen Fall eine Adaptionsregel, im anderen eine phonologische Regel?

matisch, wenn man an der Oberfläche keine morphologischen Grenzsymbole mehr zuläßt. In diesem Fall wäre z. B. die Regel für die s-Palatalisierung im Konstanzerischen nicht mehr formulierbar (vgl. Kap. 2, S. 58 ff.).

Der Ansatz ist dem Felix und Kühlschen insofern entgegengesetzt, als er das Kriterium der Beschreibungseleganz völlig vernachlässigt und dafür psycholinguistische Argumente (Erwerbsbiographie) in den Vordergrund stellt, die wiederum von Felix & Kühl ausdrücklich abgelehnt werden. In beiden Ansätzen muß man allerdings mit zahlreichen lexikalischen Ausnahmen fertigwerden, im Falle der Wurzelschen Adaptionsregeln immer dort, wo der Standard differenzierter als der Dialekt ist. (Ein Beispiel wäre die Entrundung von Labiopalatalvokalen im Bairischen oder Alemannischen. Sie führt zu einem Phonemzusammenfall, der bei der Erzeugung des Standards aus der Dialektoberfläche nur durch lexikalische Kontextbeschränkungen erfaßt werden kann.[10])

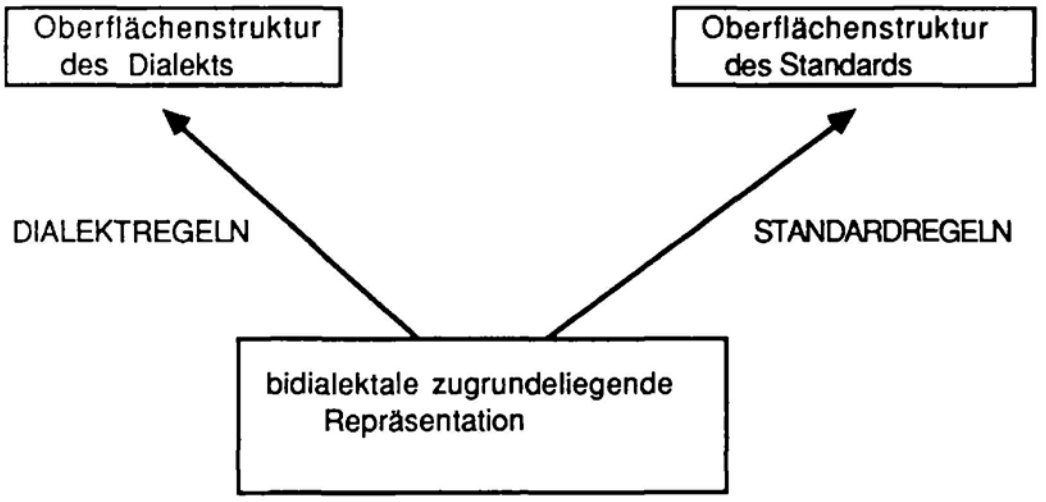
Insgesamt gesehen ist Wurzels Konzept für den engen Bereich, für den es vorgesehen ist, überzeugend. Für die Gesamtanalyse des Repertoires einer Sprechgemeinschaft sind Adaptionsregeln jedoch nicht geeignet.[11]

5.3. Eine gemeinsame zugrundeliegende Repräsentation für Standardsprache und Dialekt

Wie gezeigt wurde, muß jedes Modell, das die Oberflächenstruktur der einen Varietät als Ausgangspunkt für die Regeln nimmt, die die andere erzeugen, eine Vielzahl von *rule features* verwenden. Der Grund dafür ist, daß im deutschen Sprachgebiet Standardsprache und Dialekt nicht in einer durchgängigen Markiertheitsbeziehung zueinander stehen. Es ist manchmal der Dialekt, manchmal der Standard, der den komplexeren, meist auch älteren Lautstand erhalten hat, während die andere Varietät Phoneme zusammenfallen ließ. Die Oberflächenstruktur jeder beliebigen der beiden Varietäten für sich genommen ist also zu wenig informationshaltig, um die Oberflächenstruktur der anderen über Regeln ableitbar zu machen, die keiner synchron willkürlichen, lexikalischen Ausnahmen bedürfen. Wenn man mit metagrammatischen Kriterien wie „Einfachkeit" oder „Eleganz" der Beschreibung argumentiert, ist es deshalb einleuchtend, einen anderen Weg zu gehen und die zugrundeliegende Struktur so zu konstruieren, daß sie weder mit der zugrundeliegenden (oder der Oberflächenstruktur) des Standards, noch mit der des Dialekts identisch ist. Vielmehr wird diejenige Struktur zugrundegelegt, die es erlaubt, beide Oberflächenstrukturen zu generieren, d. h. die die meisten Informationen enthält. Schematisch:

[10] Das Gleiche trifft auf die oben diskutierte Regel *sch* → *ch* im Obersächsischen zu, die Wurzel mit einem *rule feature* [+AR 1] versieht (S. 177).

[11] In Kap. 6 S. 273 ff. wird sich zeigen, welchen Regeln in dem hier vertretenen Modell die Adaptionsregeln Wurzels entsprechen.



Die wichtigste Anwendung dieses dritten Modells auf die deutsche Phonologie ist Rennisons sog. bidialektale Phonologie des Salzburgerischen (Rennison 1981). Nach diesem Modell enthält die zugrundeliegenden Repräsentation alle Informationen, die für die Ableitung der beiden Oberflächen nötig sind. Auf dieser Repräsentation operieren nacheinander zwei Regeltypen: (a) Filterregeln heben distinktive phonologische Unterscheidungen auf, die in einer der beiden Varietäten grundsätzlich keine Rolle spielen (und erfassen so Phonemzusammenfall). Etwa macht eine Entrundungs-Filterregel aus allen zugrundeliegenden Labiopalatalvokalen – z. B. in /schysl/, /bø:z/ – die entsprechenden Palatalvokale, wenn die Dialektform erzeugt werden soll (also *schis:l*, *be:s*). Filterregeln können auch kontextabhängig sein. So fordert die a-Verdumpfungsregel, die aus zugr. /ɑ/ mundartl. *O* macht, die Markierung zahlreicher Ausnahmen („Fremdwörter", unbetonte Stellung, lexikalisierte Einzelfälle). (b) Prozesse wie l-Vokalisierung, Schwa-Epenthese, etc. Sie sind als [+mundartl.] oder [+hochsprachl.] (oder beides) markiert und werden entsprechend ausgewählt, je nachdem, ob man eine dialektale oder Standard-Oberfläche erzeugen will. Schnellsprechregeln schließt Rennison aus seiner Analyse aus.[12]

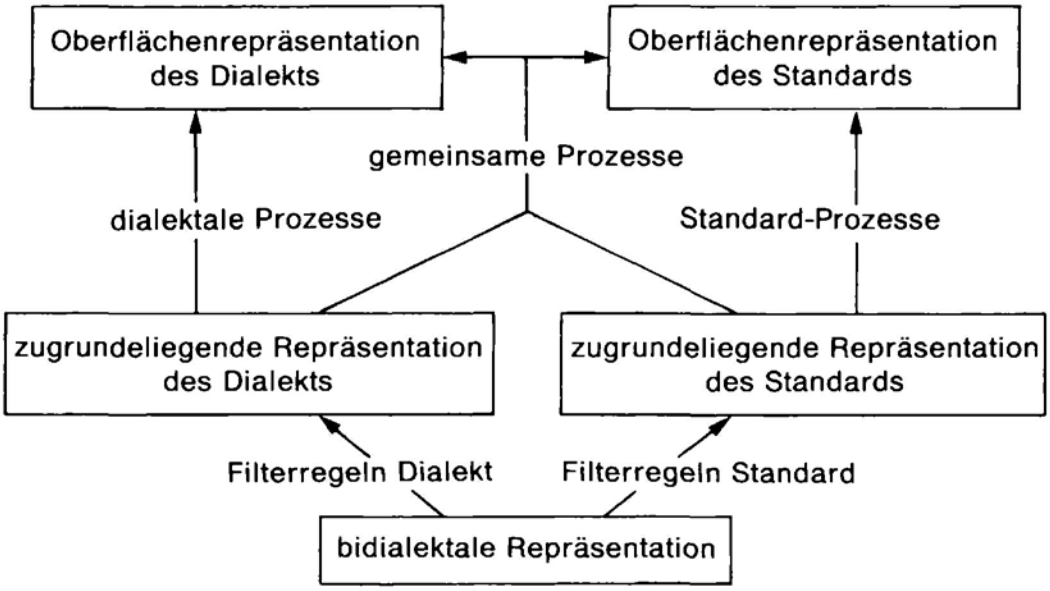
[12] Es dürfte klar sein, daß die Trennung zwischen „Prozessen" (im Sinne Rennisons) und Schnellsprechregeln nicht eindeutig ist. Allerdings ist bis heute weitgehend ungeklärt, welche Prozesse (z. B. in den bair. Dialekten) geschwindigkeitsabhängig sind. Dressler *et al.* 1972 gehen umgekehrt davon aus, daß Dialektalisierung und Allegro-Regeln zusammenfallen (vgl. etwa 1972: 14, Darstellung der Tempo-Niveaus), was in dieser radikalen Form sicherlich ebenfalls nicht zutrifft.
Zum Zusammenhang zwischen Dialekt und Sprechgeschwindigkeit vgl. auch Löffler 1984.

Ein „bidialektales" Modell führt im Gegensatz zu den bisher diskutierten Modellen (in denen die zugrundeliegende Struktur immer auch eine Oberflächenstruktur ist, nämlich die der jeweils anderen Varietät) in die Abstraktheit; da in manchen Wörtern Oberflächenelemente des Standards und des Dialekts zu einer einzigen Repräsentation zusammengefaßt werden müssen, entstehen zugrundeliegende Strukturen, die Kookkurrenzrestriktionen des Repertoires verletzen und daher nie das Licht der Oberfläche erblicken. Ein Beispiel: std. *mü:dɐ*, dial. *miədɐ* (aus ahd. *muodi* & Komparativ) muß aus zugr. /mü:(ə)d+r/ abgeleitet werden (1981: 92), denn der Standard ist in bezug auf die Unterscheidung zwischen runden Vorder- und Hintervokalen, der Dialekt aber in bezug auf die Unterscheidung zwischen Langvokalen und Diphthongen mit Schwa-*offglide* differenzierter. Da die Entrundungsregel und die Diphthongierungsregel aber durch eine zweiseitige Implikationsbeziehung (Kookkurrenzrestriktion) aneinander gekoppelt sind, ist an der Oberfläche kein *mü:ədɐ* möglich.[13]

In der Natürlichen (Generativen) Phonologie sind Bedenken gegen die Abstraktheit solcher zugrundeliegender Strukturen geäußert worden. So plädiert Hooper (1976: 13 *et passim*) für Beschränkungen über Regeln, die darauf hinauslaufen, daß phonologische Regeln/Prozesse durch Alternationen zwischen oberflächlich möglichen Formen abgedeckt werden müssen. Noch radikaler ist Vennemanns Vorschlag (1974), nur tatsächliche Oberflächenwörter einer Sprache zugrundezulegen. Freilich bleibt die Diskussion offen; z. B. argumentieren Kenstowicz & Kisseberth (1979: 219 ff.) am Beispiel verschiedener Sprachen dafür, oberflächlich unmögliche Formen zugrundezulegen. Eines ihrer Beispiele sind die russische Auslautverhärtung und Vokalschwächung im Nebenakzent: die Alternation zwischen *хлеб* ‚Brot', Vollton und ALV im Nominativ) und *хлеба́* (Genetiv, Akzentverlagerung auf die Endung, keine ALV) involviert zwei völlig natürliche, generelle phonologische Prozesse, nämlich die Reduktion von Vokalen im Nebenakzent und die Entstimmhaftung im Auslaut. Um beide als solche beschreiben zu können, muß man aber von zugrundeliegend /xléb/ ausgehen, obwohl diese Form keinem möglichen Oberflächenwort des Russischen entspricht. Zur Rechtfertigung der Rennisonschen bidialektalen Phonologie könnte man anführen, daß das, was in der monolektalen Phonologie möglich sein muß, auch in der Standard/Dialekt-Phonologie zulässig sein sollte.

[13] Oder doch? J. Rennison (mündl.) verweist auf *Weana Gmüat* als Titel einer österreichischen Fernsehsendung. Aber abgesehen von den Problemen, die geschriebene Dialektproben für die Analyse mit sich bringen (vgl. Kap. 4, S. 193 ff.) — wenn ein solcher Titel möglich ist, kann dann noch die Rede von einer Filterregel sein, die im Dialekt zugrundeliegend alle Labiopalatalvokale entrundet?

Es gibt allerdings zumindest einen entscheidenden Unterschied: Im Gegensatz zur Auslautverhärtung und Nebentonschwächung im Russischen sind Entrundung und Monophthongierung im Salzburgerischen Prozesse, die zwar auch eine natürliche Teleologie haben. Diese ist jedoch a) eine Fortisierungsteleologie, und b) die Prozesse sind kontextfrei. In der Tat werden beide von Rennison auch als Filterregeln angesehen, nicht als phonologische Prozesse. Ihr Status ist also nicht mit dem der (post-?) lexikalischen russischen ALV oder Nebentonschwächung gleichzusetzen — beide kontextabhängige Neutralisierungsprozesse. Dieser Unterschied ist wesentlicher, als man zunächst glaubt; er zeigt nämlich, daß Rennisons Filterregeln eigentlich keine zugrundeliegenden in Oberflächenstrukturen überführen, sondern vielmehr ein Mechanismus sind, der aus bidialektalen Repräsentationen monolektale macht (also „Fortisierungen" oder prälexikalische Prozesse im Sinne der Natürlichen Phonologie, die phonologische Systeme erzeugen, nicht deren Strukturen verändern; vgl. Dressler 1984). Durch die Hintertür führt Rennison hier doch wieder monolektale zugrundeliegende Strukturen als Zwischenstufe in der Ableitung ein (denn die Filterregeln sind ja den Prozessen vorgeordnet):



Das Modell ist deshalb mit Modell 4 (Abschn. 4 in diesem Kapitel), das von zwei getrennten zugrundeliegenden Strukturen ausgeht, zumindest kompatibel. Rennisons zentrales Argument für seine über Modell 4 hinausgehende Annahme einer zusätzlichen, gemeinsamen zugrundeliegenden Repräsentation ist das der eleganteren Beschreibung in einer bidialektalen

Phonologie. Nun ist klar, daß eine ‚gemischte' zugrundeliegende Repräsentation einfachere Ableitungen ermöglicht als eine monolektale, die beide Oberflächen generieren soll. Rennisons Behauptung ist jedoch eine andere: sein Auswahlmodell sei einfacher als die Kombination zweier monolektaler Beschreibungen. Anders gesagt: der bidialektale Sprecher nehme in manchen Fällen, auch wenn er ‚reinen' Dialekt (oder ‚reinen' Salzburger Standard) spricht, bezug auf Informationen, die in einem monolektalen Ansatz in der zugrundeliegenden Repräsentation der jeweils anderen Varietät gespeichert werden müßten und deshalb nicht zugängig wären. Dies ist eine empirische Aussage über die wechselseitige Beeinflussung der beiden Varietäten, die auch empirisch diskutiert werden kann — und im übrigen in der Bilingualismusforschung auch immer wieder diskutiert worden ist.[14]

Die beiden Beispiele, anhand deren Rennison seine Hypothese belegen will, sind die Numerusdistinktion durch Dehnung des Stammvokals in bestimmten Einsilblern und die Umlautregel. Da an anderer Stelle bereits dargelegt wurde, wie man die bair. Alternation vom Typ *fi:sch* ‚der Fisch'/ *fischsch* ‚die Fische' analysieren kann, ohne auf eine mit dem Standard gemeinsame zugrundeliegende Struktur zurückzugreifen (vgl. Auer 1989), soll hier lediglich auf die Umlautregel eingegangen werden.

Im Salzburger Dialekt sind die std. Labiopalatalvokale entrundet. Die Umlautregel macht also — in den passenden lexikalischen Kontexten — hintere, gerundete Vokale zu den entsprechenden vorderen, ungerundeten z. B. *dunʒdn̩* zu *dins:tn̩, vuəʒ* zu *viəs:, ro:g* zu *rek:, gO:ʒd* zu *ges:t, hO:əʒ* zu *hEəs:ə, βOs:ə* zu *βas:rig* (Rennisons Beispiele, S. 71 f.). Zwei Dinge sind bemerkenswert: a) *O* kann entweder zu *a* oder zu *e* entrundet werden, und b) im Falle von $O \rightarrow e$ wird die Unterscheidung zwischen den offenen und geschlossenen hinteren Vokalen bei den vorderen Entsprechungen nicht erhalten. (*o* und *O* lauten beide zu *e* um.) Als monolektale, dialektale Umlautregel gibt Rennison deshalb:

$$\text{UMLAUT} \quad \text{a)} \quad \begin{Bmatrix} u \\ o \end{Bmatrix} \rightarrow \begin{Bmatrix} i \\ e \end{Bmatrix} \; / + C_o \; \underline{\quad} \; \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \end{bmatrix}$$

$$\text{b)} \quad O \rightarrow a \; / + C_o \; \underline{\quad} \; \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \\ +\text{Regel (b)} \end{bmatrix}$$

[14] Vgl. Weinreich 1953: 9 f., Ervin & Osgood 1954, MacNamara 1970.

$$\text{c)} \quad O \rightarrow e \,/\, +\mathrm{C}_{\mathrm{o}} \underline{\quad} \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \end{bmatrix}$$

Die Regel ist insofern künstlich, als sie die Verteilung zwischen $O \rightarrow a$ und $O \rightarrow e$ durch ein Regelmerkmal „[+Regel (b)]" lexikalisch steuert. (Natürlich hätte man stattdessen auch Regelteil c) dem Teil b) vorordnen und stattdessen mit einem Regelmerkmal versehen können. In jedem Fall ist eine externe Ordnung der Regelschritte notwendig.) Die Behandlung des Umlauts in der bidialektalen Phonologie sieht hingegen für Rennison folgendermaßen aus. (Dial. *O* ist im bidialektalen Modell zugr. /ɑ/ statt wie oben *O*. *O* wird trotzdem noch für Diphthonge wie *O*ə benötigt, die man aber nach Rennison — S. 73 — auch auf zugrundeliegend /oə/ zurückführen könnte.)

UMLAUT

$$\begin{Bmatrix} u \\ o \\ O \\ a \end{Bmatrix} \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} \begin{Bmatrix} \ddot{u} \\ \ddot{o} \\ \ddot{O} \\ a \end{Bmatrix} \,/\, +\mathrm{Co} \underline{\quad} \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \\ +\text{Hochsprache} \end{bmatrix} \\ \begin{Bmatrix} i \\ e \\ E \\ a \end{Bmatrix} \,/\, +\mathrm{Co} \underline{\quad} \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \\ +\text{Mundart} \end{bmatrix} \end{array} \right\}$$

UMLAUTSPANNUNG

$$\begin{Bmatrix} a \\ a: \end{Bmatrix} \rightarrow \begin{Bmatrix} e \\ e: \end{Bmatrix} \,/\, +\mathrm{C}_{\mathrm{o}} \underline{\quad} \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \\ +\text{Hochsprache} \\ +\text{UMLAUTSPANNUNG} \end{bmatrix}$$

Der entscheidende Unterschied ist, daß hier zunächst alle hinteren *a* zu vorderen *a* ‚umgelautet' werden, und zwar sowohl im Standard als auch im Dialekt. Sodann hebt die Regel UMLAUTSPANNUNG — für den Dialekt lediglich in den durch [+UMLAUTSPANNUNG] gekennzeichneten Lexemen, im Standard obligatorisch — diese *a* zu *e* (und eben nicht zu *E*) an.

Welche Vorzüge hat nun Rennisons bidialektale Analyse (s)einer monolektalen gegenüber? Der Teil der Umlautregel, der für Standard und Dialekt gemeinsam hintere *a* zu vorderen *a* macht, ist nur für den Dialekt durch eine Oberflächenalternation gerechtfertigt. Nur hier kommen sowohl die *a* als auch die *e* als mögliche Umlaute vor. Im Salzburger Standard hingegen wird das als Zwischenschritt eingeführte Segment [a] in allen Fällen zu *e* angehoben („free ride").[15] Dies kommt der Behauptung gleich, die Sprecher erzeugten im Falle des Tiefvokals – nicht in dem der mittleren und Hochvokale! – auch, wenn sie Standard sprechen, zuerst die Dialektform, um dann aus ihr die Standardform abzuleiten; denn *a* markiert eindeutig eine dialektale Pluralform.

Die durch die Umlautregel in die Standardvarietät eingeführte phonologische Repräsentation ist also in einem anderen als dem schon diskutierten Sinn abstrakt; es sind nicht wortinterne Kookkurrenzrestriktionen, die dafür verantwortlich sind, daß die tiefere Repräsentationsebene nicht an die Oberfläche kommt. Hier wird ein Segment eingeführt, das zwar ein möglicher Laut der in Frage stehenden Varietät ist, im phonologischen Kontext, in dem es postuliert wird, jedoch nie zu beobachten ist. Während also im einen Fall lediglich paradigmatische Substitutionen vorgenommen werden müssen, um alle Elemente der zugrundeliegenden Repräsentation ans Tageslicht zu befördern (vgl. Nom.Sg. *хлеб* Gen. Sg. *хлеба́*), ist im anderen Fall eine weitere Regel involviert, die genau dieselben Kontextbedingungen hat wie die Umlautregel selbst und daher sämtliche Vorkommen des Lautes mit einem anderen zusammenfallen läßt. Wir haben es also mit absoluter Neutralisation zu tun (wenn auch in einer Variante, die von der von Kiparsky 1968/1973 diskutierten leicht abweicht).

Wieder gilt, daß die Diskussion zur Frage der Abstraktheit in der phonologischen Theoriebildung offen ist. Insbesondere Kiparsky selbst, der als erster die Abstraktheit generativer Phonologien vom Typ Chomsky & Halle (1968) kritisiert hat, wendet sich in seiner Lexikalischen Phonologie (Kiparsky 1982: 147 ff.) gegen eine „Alternation Condition" in dem von ihm früher definierten Sinn und diskutiert verschiedene revidierte Fassungen dieser Beschränkung; Rennisons Analyse würde z. B. abgedeckt, wenn absolute Neutralisierungen erlaubt sind, solange sie auf „abgeleitete Umgebungen" angewendet werden, die wiederum durch die vorherige Anwendung einer phonologischen Regel oder einer morphologischen Zusammenbildung definiert werden. (Dies trifft in unserem Fall zu, denn die Umlautanhebung ist ja der Umlautregel selbst nachgeordnet.)[16]

[15] Gegen das „free ride"-Prinzip vgl. Zwicky 1970.

[16] Kiparskys Diskussion zeigt, daß auch eine solche „Revised Alternation Condition" nicht zufrieden stellen kann; er schlägt vor, die gesamte Problematik im Zusammenhang seiner „Elsewhere Condition" zu behandeln.

So ist die Rennisonsche Analyse nicht schon deshalb zu kritisieren, weil sie abstrakt verfährt. Es ist jedoch zu fragen, welche Konsequenzen sich daraus ergeben, wenn man in der bidialektalen Phonologie absolute Neutralisierung zuläßt. *Eine* solche Konsequenz springt gleich ins Auge: sobald absolute Neutralisierung erlaubt ist, kann auch die monolektale Analyse vereinfacht werden. Es ist naheliegend, die Trennung von Umlaut- und Umlautanhebungsregel in die monolektale Analyse des Salzburger Dialekts einzubauen, also statt der dreiteiligen Umlautregel die beiden Regeln

$$\text{UMLAUT}': \begin{bmatrix} +\text{syl} \\ +\text{back} \end{bmatrix} \rightarrow \begin{bmatrix} -\text{back} \\ -\text{round} \end{bmatrix} / + C_o \; \underline{\quad} \; \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \end{bmatrix}$$

und

$$\text{UMLAUTANHEBUNG}': \begin{Bmatrix} a \\ a: \end{Bmatrix} \rightarrow \begin{Bmatrix} e \\ e: \end{Bmatrix} / + C_o \; \underline{\quad} \; \begin{bmatrix} +\text{Stamm} \\ +\text{Umlaut} \\ +\text{UMLAUTSPANNUNG} \end{bmatrix}$$

zu schreiben. Die mangelnde Natürlichkeit – und für den Dialekt offenbar niedrige Frequenz – der Umlautanhebung wäre durch das Regelmerkmal [+UMLAUTSPANNUNG] ausgedrückt, die Umlautregel selbst hätte die geforderte Eleganz.[17] Damit wäre die angebliche erhöhte Komplexität der monolektalen Analyse schon beseitigt.

In Rennisons bidialektaler Lösung stellt sich aber ein zusätzliches Problem: sie bringt die tatsächliche Verwandtschaft zwischen Salzburger Standard und Salzburger Dialekt gar nicht zum Ausdruck. Tatsächlich handelt es sich ja um zwei verschiedene Regeln, die lediglich notationell (geschweifte Klammern) zusammengefaßt sind. Die phonetische Ähnlichkeit und Motivation der Prozesse kommt wegen der Unterscheidung zwischen gerundeten und ungerundeten Vordervokalen, die nur für den Standard gilt, nicht zum Tragen.

Rennisons Umlautregel kann deshalb Standard und Dialekt nicht zusammenfassen, weil seine Phonologie keine Entrundungsregel kennt, die die Rundvokale des Standards mit den entsprechenden ungerundeten im Dialekt zusammenfallen läßt. Vielmehr wird die Tatsache, daß es im Dialekt ganz allgemein (außer sekundär vor Lateral) keine gerundeten Vordervo-

[17] Abstrakt ist in diesem Fall zugr. /ɑ/, das an der Oberfläche immer [O] wird. Dies ist aber auch in Rennisons bidialektaler Analyse der Fall (vgl. die Filterregel 1981: 85).

kale gibt, durch eine Filterregel abgedeckt. Tatsächlich wäre es falsch, diese Filterregel zu einer phonologischen Regel („Prozeß") umzufunktionieren, nur um die durch eine vereinfachte bidialektale Umlautregel entsprechend UMLAUT′ entstandenen Labiopalatalvokale zu entrunden: „Wenn wir die (Filter-)Regel, die in der Mundart Vokale entrundet, nach der Umlautregel ⟨...⟩ anordnen würden, käme das der Behauptung gleich, daß zugrundeliegende gerundete vordere Vokale in der Phonologie der Salzburger Mundart eine Rolle spielen (S. 107)." Die alternative Regel UMLAUT′ würde also die zwischendurch generierten *ü, ö*, etc. als abstrakte Segmente behandeln, die (in dieser Position — vor Lateral sind sie ja möglich) nie an die Oberfläche des Dialekts kommen dürften. Dies ist nun tatsächlich nicht erstrebenswert, stellt jedoch wiederum nichts anderes als einen Fall von absoluter Neutralisation („free ride") dar, wie sie Rennison an anderen Stellen seiner bidialektalen Umlaut-Analyse zuläßt. Soll der Eindruck vermieden werden, bestimmte Segmente spielten in der Phonologie einer bestimmten Varietät in bestimmten Kontexten eine Rolle, obwohl sie dort nicht an der Oberfläche erscheinen, dann muß dies nicht nur für die Labiopalatale im Dialekt, sondern auch für das /a/ im Standard gelten.

Schließlich wäre zu fragen, ob Rennisons Umlautregel von ihm nicht sowieso an der falschen Stelle behandelt wird. Es handelt sich ja — mindestens im Standard — um eine hochgradig morphologisierte Alternation, deren phonologische Motivation nicht mehr durchsichtig ist.[18]

5.4. Zwei getrennte zugrundeliegende Repräsentationen für Standardsprache und Dialekt

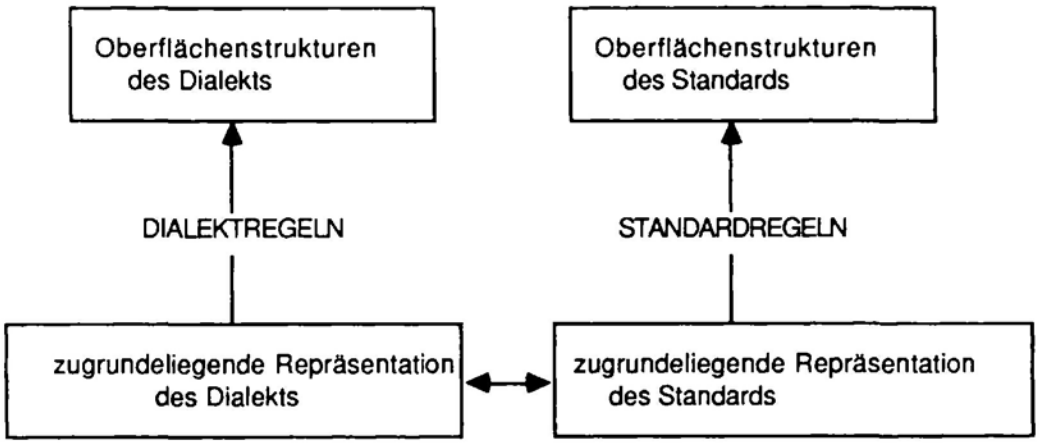
Es liegt nahe, die theoretischen und empirischen Probleme, die sich aus abstrakten gemeinsamen Tiefenstrukturen ergeben, zu vermeiden und zwei getrennte zugrundeliegende Repräsentationen anzusetzen. Damit sind wir bei unserem vierten Modell, zu dem zwei Varianten zu diskutieren sind (siehe nächste Seite).

Die beiden Modellvarianten unterscheiden sich in der Frage, ob auf den zugrundeliegenden Repräsentationen identische oder disjunkte Regelmengen operieren. (Natürlich sind hier auch beliebige Zwischenlösungen möglich.) Zentral für das vierte Modell ist die Unterscheidung zwischen phonologischen Prozessen oder Regeln, die zugrundeliegende (lexikalische) in Oberflächenstrukturen überführen, und Korrespondenzbeziehungen

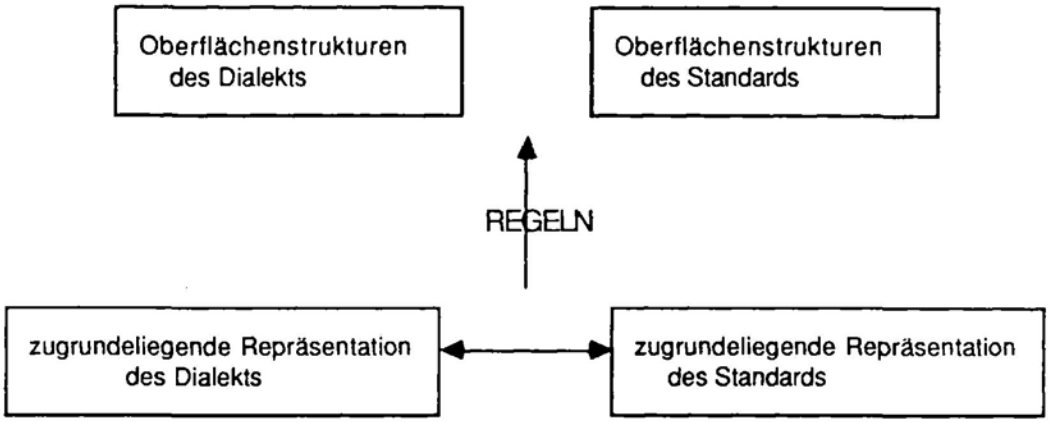
[18] Vgl. Heidolph *et al.* 1981: 936: „Der Umlaut ist trotz seiner partiell (bei den Monophthongen) erhaltenen lautlichen Systematik eine morphologische Erscheinung."

zwischen den zugrundeliegenden Repräsentationen (besonders einzelnen Lexemen).

Variante a):



Variante b):



Mehr als irgend eines der hier diskutierten Modelle für die Standard/Dialekt-Phonologie findet das 4. Modell seine Vorläufer in der klassischen dialektologischen Theoriebildung (auch wenn den Autoren, die es vertreten, dies nicht immer bewußt sein mag). Vor allem die Unterscheidung zwischen Regeln und Korrespondenzbeziehungen steht in der ehrwürdigen Tradition Karl Haags, Viktor Schirmunskis und Eberhard Kranzmayers. Da dieses Modell auch der Ausgangspunkt für die Modellbildung im nächsten Kapitel ist, soll diese Tradition hier wenigstens in groben Zügen skizziert werden.

Haag hat insbesondere in seinem Beitrag „Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen" von 1929/30 die Unterscheidung zwischen „natürlichem Sprachwandel" („Lautwandel") und „Wortverdrängung" („Wortfraß") ausgeführt. Trotz der Biologismen dieses Aufsatzes und trotz der allgemeinen Voreingenommenheit Haags dem Sprachwandel gegenüber, den er als das

„große Verhängnis aller Sprachen" (S. 20) ansieht, steht Haags Dichotomie Lautwandel/Wortverdrängung der heutigen Unterscheidung zwischen phonologischen Regeln und Korrespondenzbeziehungen sehr nahe. *Sprachwandel* geht für Haag letztendlich auf die natürliche Variabilität eines jeden Lautes zurück, der phonetisch nie völlig identisch produziert werden kann. Dieses innere „Schwingen" der Laute ist der Grund für Veränderungen „von innen" — natürliche phonologische Prozesse, in unserer heutigen Terminologie (vgl. Haag 1929/30: 19). Neuerungen, die sich aus solchen natürlichen Veränderungen ergeben, sind im Bereich der Phonologie meist unbewußt und erfassen alle „Wörterreihen", in denen die Anwendungsbedingungen für den jeweiligen Prozeß gegeben sind; Lautwandel hat keine lexikalischen Ausnahmen und mißachtet morphologische Grenzen. Zugleich legt Haag allerdings großen Wert auf die soziale Gesteuertheit des Lautwandels: in „Zeiten der Ruhe" verhindert der „Gemeinschaftszwang", daß das innere „Schwingen" der Laute zum Sprachwandel wird (S. 19), d. h., in den Begriffen der Natürlichen Phonologie, natürliche Prozesse werden durch soziale Kontrolle unterdrückt; in Zeiten der sozialen Veränderungen aber werden die Lautungen der „tonangebenden Kreise", oft der städtischen Zentren, übernommen.[19] Haag sieht sowohl die soziale als auch die innersprachliche Ausbreitung lautlicher Neuerungen in Wellen: innersprachlich kann eine Neuerung z. B. bestimmte Laute zuerst nur in bestimmten Kontexten erfassen (z. B. im Hauptakzent, vor Nasal, o. ä.) und sich dann erst auf die übrigen Kontexte ausbreiten; sozial gesehen kann eine Neuerung außersprachlich durch natürliche oder historisch-politische Gegebenheiten beschleunigt oder behindert werden.

Der natürliche Sprachwandel in Lautgruppen wird durch die *Wortverdrängung* gestört. Dieser Vorgang ist in der diachronen Perspektive nachgeordnet — er setzt erst ein, wenn der Lautwandel nicht mehr produktiv ist: „Am toten Leib nagt der Wörterfraß." Grund für den Wörterfraß ist die Übernahme einzelner Lexeme aus anderen Varietäten, besonders aus der „Bildungssprache". Weil der Einbruch in den alten Lautstand in diesem Fall so massiv ist, spricht Haag von „Lautzwang": „Die Lautgruppen müssen künstlich gespalten werden, wobei das Schriftbild zu Hilfe kommt. Vor allem aber müssen neue Laute ins Lautklavier gestellt werden. Das bedeutet für den Schwaben vor allem die Einstellung sämtlicher gerundeter Selbstlaute und damit die künstliche Spaltung seiner *e, i, e:, i:* und *ei-*

[19] Hier ist Haag sicherlich zu sehr einem soziolinguistischen „Sickermodell" verpflichtet, das nur das ‚offizielle' Prestige der bürgerlichen Sprachformen berücksichtigt, nicht aber das ‚verdeckte' der Unterschichts-Sprachformen. In der Natürlichen Phonologie würde man außerdem erwarten, daß phonologische Prozesse gerade in jenen sozialen Schichten ihren Ausgang nehmen, die sie weniger durch soziale und kulturelle Kontrollinstanzen ‚im Zaum halten'.

Gruppen: *be:s, we:; anei, frei; lefəl, besər; i:bəl, khi:bəl; schits, wits*, alle müssen zerrissen werden, um den neuen Lautgruppen für *ö, ü, ö:, ü:, öü* ihren Platz anzuweisen" (S. 26). In heutigen phonologischen Begriffen paraphrasiert: durch den Kontakt mit dem Standard wird das zugrundeliegende Phoneminventar erweitert (Phonemspaltung); es werden Oppositionen eingeführt, die nur lexikalisch begründet sind — wie etwa, wenn sich im Konstanzerischen alte Langmonophthonge, deren zentralisierte (‚schwäbische') Diphthongentsprechungen und die nicht-zentralisierten (standarddeutschen) Extremdiphthonge gegenüberstehen *(bi — zäit — veˀainiglUŋ)*. Dialektale Lexeme müssen den dialektalen, später aus dem Standard übernommene den hochsprachlichen Lautstand aufweisen. Da der Wechsel von Lexem zu Lexem stattfindet, ist die natürliche Motivation des Lautwandels, der evtl. den Phonemzusammenfall in einer der Varietäten bewirkt hat, synchron gesehen irrelevant; es sind auch keine phonetischen Zwischenformen zu erwarten, sondern lediglich die kategorialen Laute, wie sie den phonologischen Systemen der beiden beteiligten Varietäten entsprechen. Der „Lautzwang" kann so weit gehen, daß sämtliche Wörter mit dem alten Lautstand (des Dialekts) verschwinden und durch die des standardsprachlichen Lautstands ersetzt werden. Nach Haags Darstellung kann deshalb ein und derselbe Wandel auf zwei Weisen entstanden sein: entweder durch eine sozial unterstützte Veränderung ‚von innen' oder durch analogische Ausbreitung einer zunächst in einzelnen Lexemen aus der Kontaktvarietät übernommenen Lautung.

Dieselbe Idee nimmt Kranzmayer (1956: 8 ff.) auf,[20] wenn er zwischen „Lautwandel" und „Lautersatz" unterscheidet:[21]

> Bei den Lautveränderungen sind ⟨...⟩ zwei Gruppen von Vorgängen schärfer zu unterscheiden. Es sind entweder naturgewachsene und mehr triebhafte Vorgänge; sie gehen automatisch vor sich; von ihnen weiß ihre Trägerschaft, die Sprach- oder Mundartgemeinschaft selbst, nichts; oder es sind absichtlich und bewußt herbeigeführte Veränderungen, über die jedermann Auskunft geben kann und die nicht mehr unmittelbar triebhaft sind, sondern aus soziologisch gebundenen Werturteilen und aus überlegten Konsequenzen ab u. zu entspringen. (S. 8 f.)

Zur Gruppe der Lautwandel gehören „einfacher Lautwandel", „Reihenausweichung" und „Aufsaugung gliederarmer Reihen"; alle sind unbewußt und ausnahmslos. (Kranzmayer denkt hier also schon wesentlich struktureller/strukturalistischer als Haag und faßt auch Phonemzusammenfall und

[20] Übrigens ohne expliziten Bezug auf Haag.

[21] Kranzmayers Terminologie ist von verschiedenen Dialektologen übernommen worden; man vergleiche etwa Kufner 1962: 69; Keller 1968: 448 f. spricht von „Phonemtausch" (= Lautersatz), wenn ein Sprecher „gleichsam aus der höheren Sprachschicht zitiert" (S. 449), und hat zweifelsohne ebenfalls Kranzmayers Unterscheidung im Sinn.

-spaltung unter die „triebhaften" Lautveränderungen, während sie Haag eher dem Lautersatz zuzuordnen scheint.)

Eine zunächst unklarere Dichotomie führte lange vor Kranzmayer Schirmunski im Rahmen seiner Untersuchung der russisch-deutschen Kolonistendialekte ein (1930: 118, meine Kursivsetzung):

> Wir bezeichnen im weiteren die charakteristischen, d. h. *am stärksten auffallenden* Abweichungen einer Mundart gegenüber der Schriftsprache (oder anderen Mundarten) als primäre Merkmale, die *weniger auffallenden* Abweichungen als sekundäre Merkmale. Da es sich dabei nur um einen quantitativen Gradunterschied handelt, soll diese Grenze nicht scharf gezogen werden, sie bezeichnet nur gewisse gegensätzliche Tendenzen, ein mehr oder weniger.

Er nennt für die schwäbischen Kolonien in Transkaukasien als primäre Dialektmerkmale die Diphthongierung von mhd. *o:, e:, (ö:)*, z. B. *graos, haoch, schnae*, die Diphthongierung von nicht-umgelautetem *iu*, z. B. in *fuir*, die Diphthongierung von gedehntem *ë*, z. B. in *reɐchd* ‚recht', den Ausfall des Nasals *n* vor Reibelaut mit Ersatzdehnung oder Diphthongierung, z. B. in *gã:s, faẽf*, u. a.; sekundäre Dialektmerkmale sind für ihn die Senkung von mhd. *i/u* vor Nasal, die Erhaltung alter *uo, ie*, die Diphthongierung alter Längen zu *əu, əi* (anstelle von std. *au, ai*), deutliche Unterscheidung der Vokalöffnung von der Vokallänge, u. a. (vgl. S. 119).

Schirmunski geht jedoch bald über die intuitive Einteilung in mehr oder weniger „auffallende" Dialektmerkmale hinaus und führt — übrigens unter direktem Bezug auf Haag, dessen Begriffe „Lautwandel" und „Wortverdrängung" er synonym zu „sekundäre" und „primäre" Dialektmerkmale verwendet[22] — die folgenden Unterscheidungskriterien ein:

a) Grad der artikulatorischen und perzeptorischen Verschiedenheit: diese ist bei den primären Merkmalen ausgeprägter als bei den sekundären.

b) Grad des Bewußtseins der Sprecher: sekundäre Merkmale werden im Gegensatz zu den primären von den Sprechern meist nicht bemerkt. Sie können deshalb auch nicht zu Stereotypen (im Labovschen Sinn) werden, während die primären Dialektmerkmale oft zur spöttelnden Charakterisierung anderer Sprecher eingesetzt werden.

c) Primäre Merkmale werden von Sprechern, die unter dem Einfluß der Schriftsprache stehen, zuerst aufgegeben; umgekehrt werden die primären Merkmale eher als die sekundären von Sprechern erworben, die sich einen Dialekt als ‚Fremdsprache' aneignen.

d) Primäre Merkmale entwickeln sich von Wort zu Wort verschieden, die sekundären entstehen aufgrund einer „mechanischen", „rein artikulatorischen Umstellung, die notwendigerweise in allen Worten zugleich

[22] Vgl. seine Fußnote 1, S. 185.

eintreten muß, wo der entsprechende Laut oder eine bestimmte Lautgruppe erscheint" (S. 185).

e) Primäre Merkmale sind sprungartig, sekundäre lassen gleitende phonetische Übergänge zu.

Man sieht, daß Schirmunski Haags Unterscheidung aufgreift (vgl. v. a. die Punkte c) und d)) und weitere Kriterien hinzufügt, die sie festigen und ausbauen. Es sei hier dahingestellt, ob die genannten Kriterien tatsächlich auf all die genannten Beispiele für sekundäre und primäre Dialektmerkmale bei den transkaukasischen Schwaben zutreffen.[23] Hinter Schirmunskis Unterscheidung steckt eine Idee, die dieser Frage nur noch untergeordnete Bedeutung zumißt: die Idee, daß Dialektmerkmale nicht kategorisch klassifizierbar und sekundäre bzw. primäre Dialektmerkmale, die sämtliche der genannten Kriterien erfüllen, lediglich Prototypen sind, um die sich weniger eindeutige Fälle scharen. Diese faktorielle Herangehensweise wird in Schirmunskis zahlreichen Verweisen auf Realisierungen zwischen primären und sekundären Merkmalen deutlich; sie ermöglicht außerdem erst seine Feststellung, sekundäre Unterschiede könnten allmählich zu primären werden (z. B. an Verkehrsschranken, vgl. S. 186) — ein neuer Aspekt, der sich bei Haag noch nicht findet.

Reiffensteins Neudefinition der Schirmunskischen Unterscheidung zwischen primären und sekundären Dialektmerkmalen stellt dagegen den Versuch der Reduktion des faktoriellen Ansatzes auf ein einziges entscheidendes Merkmal dar (Reiffenstein 1976). Er verlagert das Haag-Schirmunskische Kriterium d) von der phonetisch-artikulatorischen auf die phonologische Ebene. Statt sekundäre Merkmale durch ihre phonetische Motiviertheit von den (unmotivierten) primären abzugrenzen, konstituieren für ihn alle Unterschiede im Phoneminventar der beteiligten Varietäten primäre Dialektmerkmale, während sekundäre durch phonologische Regeln zustande kommen. Reiffenstein diskutiert das am Beispiel der Realisierung der folgenden mhd. Laute in den bairischen Mundarten: (1) *î* (2) Umlaut von *û* (= *iu*) (3) *iu* (wie in nhd. *neu, Teufel*) (4) *ie* aus germ. *eu* (wie in nhd. *tief*) (5) *ie* aus germ. *^{2}e:* (wie in nhd. *Brief*) und (6) *i* (wie in nhd. *Wiese*). Er geht von der folgenden Realisierung dieser Laute in der Standardsprache, der österreichischen Umgangssprache und zwei Dialekten aus:

[23] Etwa ließe sich fragen, ob graduelle Übergänge nicht auch bei der Nasalierung von /gans/ und /fʏnf/ vorhanden sind, die Schirmunski als primäres Merkmal einstuft. Die Nasalierung mit kompensatorischer Dehnung hat überdies eine phonetisch-phonologische Motivation (vgl. Clements 1982). Umgekehrt läßt sich im Falle der Erhaltung alter *uo/ie* — aus den Konstanzer Daten extrapolierend — vermuten, daß hier durchaus verschiedene Lexeme unterschiedlich stark betroffen sind.

std.:	/ai$_1$	~	Oi$_{2,3}$	~	i:$_{4,5,6}$ /		
Umgangsspr.:	/ai$_{1,2,3}$	~	iɐ$_{4,5}$	~	i$_6$ /		
Dialekt 1:	/ai$_{1,2}$	~	ui$_3$	~	iɐ$_{4,5}$	~	i$_6$ /
Dialekt 2:	/ai$_{1,2}$	~	ui$_{3,4}$	~	iɐ$_5$	~	i$_6$ /

Dies sind nach Reiffenstein primäre Dialektunterschiede, denn die einzelnen Varietäten haben verschiedene „Basisstrukturen", die lexikalisch unterschiedliche Gruppen aus den alten Lautverhältnissen ‚herausschneiden'. Die sechs alten Unterscheidungen fallen in drei oder vier Laute zusammen, wobei jedoch z. B. die Quellen für phonetisches [ai] mhd. *î* alleine oder dieses plus mhd. Umlaut von *û* (*haisɐ*) bzw. plus mhd. *iu* sein können. Ein Fall eines sekundären Dialektmerkmals ist hingegen nach Reiffenstein die postvokalische l-Vokalisierung, die auf „Basisformen" operiert, die für Standard und Dialekt identisch sind.

Die Reiffensteinsche Neufassung der alten Unterscheidung zwischen Lautwandel und Wortverdrängung lehnt sich — wie schon aus der Notation ersichtlich wird — an das Konzept des Weinreichschen Diasystems an.[24] Daß man allerdings mit strukturellen Methoden alleine nicht zu zufriedenstellenden Unterscheidungen kommt, zeigt der nun schon mehrmals erwähnte Fall der Entrundung der Labiopalatalvokale *ü* und *ö*.[25] Hier handelt es sich um einen ‚lexikalischen' Unterschied zwischen Standardsprache und Dialekt, d. h. um ein primäres Dialektmerkmal, das früh abgebaut werden sollte. Tatsächlich ist die Delabialisierung aber in den untersuchten österreichischen Dialekten sogar produktiv (auf Fremdwörter anwendbar). Reiffensteins Lösungsvorschlag für dieses Problem ist, eine gemeinsame Tiefenstruktur anzusetzen, d. h. auch im Dialekt zugrundeliegend zwischen *ü* und *i* bzw. *ö* und *e* zu unterscheiden. (Dies entspricht der zugrundeliegenden Repräsentation bei Rennison.) Läßt man solche gemeinsame Tiefenstrukturen zu, löst sich das Kriterium der Lexikalisiertheit allerdings auf: es ließe sich dann genauso für eine sechsfach differenzierte (dem Mittelhochdeutschen entsprechende) zugrundeliegende Repräsentation für die im obigen Beispiel behandelten Lautungen argumentieren, die alle phonetischen Realisierungen durch Regeln abzuleiten erlaubt. In einem rein strukturalistischen Ansatz läßt sich nicht begründen, warum diese Lösung nicht erstrebenswert ist: im Gegensatz zu solchen Regeln ist ein Prozeß wie der Entrundung ein natürlicher Prozeß. Dies ist jedoch ein phonetisches Argument, widerspricht also gerade dem Reiffensteinschen Programm der De-Phonetisierung und Phonologisierung der Schirmunskischen Unterscheidung. Reiffenstein ist daher weiter von der Natürlichen Phonologie entfernt als Schirmunski (oder Haag); der von ihnen herge-

[24] Vgl. Weinreich 1954.

[25] Vgl. Reiffensteins eigene Diskussion des Problems in Anmerkung 19 seines Beitrags.

stellte Bezug auf phonetische und sozio-kommunikative (also im strukturalistischen Sinn außersprachliche) Faktoren fehlt bei ihm weitgehend.

Jüngere empirische Untersuchungen (Herrgen & Schmidt 1985) haben übrigens gezeigt, daß die systematisch-strukturelle Unterscheidung zwischen lexikalischen und phonologischen Merkmalen nicht mit der Auffälligkeit dieser Merkmale im Hörerurteil übereinstimmt. Reiffensteins und Schirmunskis Definitionen von primären und sekundären Dialektmerkmalen schließen sich also gegenseitig aus. Reiffenstein reformuliert nicht Schirmunskis Begriffspaar ‚primäre vs. sekundäre' Merkmale neu, er führt eine gänzlich andere Unterscheidung ein.

Bei allen zitierten Unterscheidungen in der Dialektologie, von Haag bis Reiffenstein, ist unschwer ein außerdialektologisches Vorbild zu erkennen: die junggrammatische Diskussion um die Lautgesetze, denen die traditionelle philologische und später die Schuchardtsche Auffassung gegenübersteht, jedes Wort habe seine eigene Lautgeschichte. Die genannten dialektologischen Unterscheidungen kombinieren beide Aspekte und versuchen, ihnen verschiedene Lautveränderungen zuzuordnen.[26]

Die wichtigsten neueren Arbeiten, die Modell 4 folgen und in der Tradition der Lautwandel von Lautersatz unterscheidenden Dialektologen stehen, sind die an der Natürlichen Phonologie orientierten Untersuchungen von Dressler & Mitarbeitern.[27] Empirischer Bezugspunkt ist das sprachliche Repertoire der Stadt Wien, das aufgrund der Einstellungen der Sprecher in zwei „Strata" unterteilt wird – Österreichisches Hochdeutsch und Dialekt. Beide haben ihre eigenen zugrundeliegenden Strukturen. Die einzelnen Arbeiten in diesem Rahmen implizieren teils theoretische Weiterentwicklungen des ursprünglichen Ansatzes. Der ältere, noch an das Konzept der Schnellsprechregeln gebundene Ansatz wird von Dressler & Wodak (1982) zusammengefaßt und soll hier zunächst diskutiert werden.

Bei Dressler & Wodak schlägt sich die Unterscheidung zwischen Lautwandel und Wortverdrängung in der zwischen phonologischen Regeln (Prozessen mit Lenisierungs- oder Fortisierungsteleologie) und *input switch*-Regeln nieder. Phonologische Regeln sind entweder dem Dialekt oder dem Standard zugeordnet und können jeweils obligatorische, Lento- oder Allegroregeln sein. Die einzelnen Regeltypen lassen sich durch die folgenden Beispiele exemplifizieren:

[26] Vgl. auch Baudouin de Courtenays Unterscheidung zwischen Alternanten und Divergenten. Die Verbindungen zur allgemeinen Sprachwissenschaft wären ausführlicher zu diskutieren, als es hier möglich ist. Einige Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand der Diskussion gibt Labov 1981.

[27] Vgl. die Darstellung in Dressler & Wodak 1982, Wodak-Leodolter & Dressler 1978, Moosmüller 1984, 1987 und 1987 MS sowie Dressler, Leodolter & Chromec 1976.

Obligatorische Regeln des Dialekts:

a) $n \rightarrow [\alpha \text{ place}] / \begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ \alpha \text{ place} \end{bmatrix}$ ____

b) $\begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ -\text{cont} \\ -\text{tense} \end{bmatrix} \rightarrow \emptyset$ / _____ N

c) $[+\text{obstr}] \rightarrow [\alpha \text{ tense}]$ /i V C_0 _____ $[-\alpha \text{ long}]$

(a) und b) betreffen die progressive Nasalassimilation in Wörtern wie *hamball* ‚Handball' a) bzw. *gem* ‚geben' (a & b), c) stellt den Zusammenhang zwischen Vokallänge und Gespanntheit der Konsonanten her. (Nach dem „Pfalzschen Gesetz" müssen in den mittelbairischen Dialekten vor Lenes Langvokale stehen, hingegen vor Fortes Kurzvokale.)

Obligatorische Regeln des Standards:

d) $n \rightarrow [\alpha \text{ place}] / \begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ \alpha \text{ place} \end{bmatrix}$ _____ $[+\text{syl}]$

e) $\varepsilon \rightarrow \text{ə} /$ _____ C_0 + $[-\text{stress}]$

d) formuliert die obligatorische Nasalassimilation bei silbischen Nasalen (etwa: *habm̩*), e) reduziert nicht-akzenttragende /ɛ/, etwa in *habə*.

Lentoregel des Dialekts:

f) $\text{ɐ} \rightarrow a$

Lentoregel des Standards:

g) $\text{ə} \rightarrow \varepsilon$

Beide Regeln ersetzen Reduktionsvokale an der Oberfläche von Dialekt oder Standard durch Vollvokale; etwa, im Falle von f), *bamɐ* → [bama] ‚Bäume', im Falle von g) *le:bə* → [le:bɛ]. Da g) die obligatorische Regel e) wieder aufhebt, müssen Geschwindigkeitsregeln den obligatorischen nachgeordnet sein. (Andernfalls wäre g) überflüssig, denn /ɛ/ liegt ja auch zugrunde.)

Allegro-Regel des Dialekts:

h) V → [-long]/__C_2

Allegro-Regel des Standards:

i) $b \rightarrow \beta$/[-obstr]_____[-obstr]

$$\text{j)} \begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ -\text{cont} \\ -\text{tense} \end{bmatrix} \rightarrow \text{ø} \; / \; \underline{\quad\quad} \; \begin{matrix} \text{N} \\ [+\text{syl}]. \end{matrix}$$

h) kürzt zugrundeliegende Langvokale (innerhalb des phonologischen Wortes auch über morphologische Grenzen hinweg – etwa *gi:b* → *gipmɐ*), wenn zwei Konsonanten folgen, i) frikativiert [b] zwischen Sonoranten – etwa in /ge:b+E/ → [ge:βə]. j) entspricht fast der obligatorischen Regel b) des Dialekts, fordert jedoch einen silbischen Nasal, damit der Plosiv in *ge:bm̩* zu *ge:m̩* reduziert werden kann.[28]

Input switch-Regeln sind im Dresslerschen Modell bidirektional und mehr als die Prozesse idiosynkratisch. Sie sind auf mehr oder weniger große Klassen von Lexemen beschränkt und nicht unbedingt natürlich begründbar (obwohl sie es sein können). Im Gegensatz zu den Prozessen gibt es keine phonetischen Zwischenformen, und die *input switch*-Regeln kovariieren nicht mit der Sprechgeschwindigkeit oder Formalität („casualness") der Situation. Wollte man sie über phonologische Regeln erfassen, wären diese komplex und stark morphologisiert. Wegen des meist größeren akustischen Unterschieds zwischen den aufeinander bezogenen Formen sind *input switches* von den Sprechern leichter perzipierbar; die beteiligten Lexeme werden ohne Schwierigkeiten dem Standard oder Dialekt zugeordnet. Entsprechend können sie zu sozialen Markern oder Stereotypen werden. Sie unterliegen der Hyperkorrektion (vgl. Wurzels Adaptionsregeln!) und werden von Mittelschichtssprechern gemieden. Einige Beispiele:

std./ae, ɑo/	↔	dial./ɑ:/	: *baom* vs. *ba:m*
std./a/	↔	dial./O/	: *fa:tɐ* vs. *fO:dɐ*

Eine *input-switch-Regel* kann auch für ein einzelnes Lexem gelten, dessen dialektale und Standard-Form sie aufeinander bezieht:

[28] Aus (h) ergibt sich allerdings ein Problem für die Regelordnung. Denn beim Übergang von Lang- zu Kurzvokal vor Doppelkonsonanz verändert sich ja zugleich die Gespanntheit der dem Vokal folgenden Konsonanz, d. h. die Struktur muß auch noch entsprechend (c) verändert werden. Daraus wäre zu folgern, daß die obligatorischen Regeln den Allegro-Regeln *nicht* vorzuordnen sind. Umgekehrt macht die Lento-Regel (g) nur Sinn, wenn sie der obligatorischen Regel (e) nachgeordnet ist. Geschwindigkeitsabhängige Regeln scheinen also einmal zusammen mit den obligatorischen, das andere mal nach ihnen angewendet zu werden. Die Unstimmigkeit wäre im größeren Zusammenhang der Frage zu diskutieren, ob geschwindigkeitsabhängige Regeln auf einer Andante-Ausgabe operieren, die schon alle geschwindigkeitsunabhängigen Regeln durchlaufen hat, oder direkten Zugang zur zugrundeliegenden Repräsentation haben. Es wäre auch zu fragen, wie die morphologischen Grenzen in (h) zu bewerten sind.

std. *Ist* ↔ dial. /i:z/
std. *nIcht* ↔ dial. /ne:d/.

Allerdings zeigen schon die wenigen Beispiele, daß die von Dressler & Wodak genannten Fälle von *input switches* nicht sämtlichen von ihnen genannten Kriterien genügen. So ist die schon mehrmals angesprochene dialektale Verdumpfung von std. Tiefvokalen nicht phonetisch unnatürlich, überbrückt nur einen geringen phonetischen Unterschied und läßt auch durchaus Zwischenformen zu (vgl. Moosmüller 1985: 76). Auch hier sind die beiden Regeltypen also eher Extremfälle denn eindeutig unterscheidbare Klassen: phonetisch extrem verschiedene Realisierungen wie *nichd*~/ne:d/ sind ‚bessere' *input switches* als die a-Verdumpfung oder auch die Variation zwischen *Ist* und /i:z/.[29]

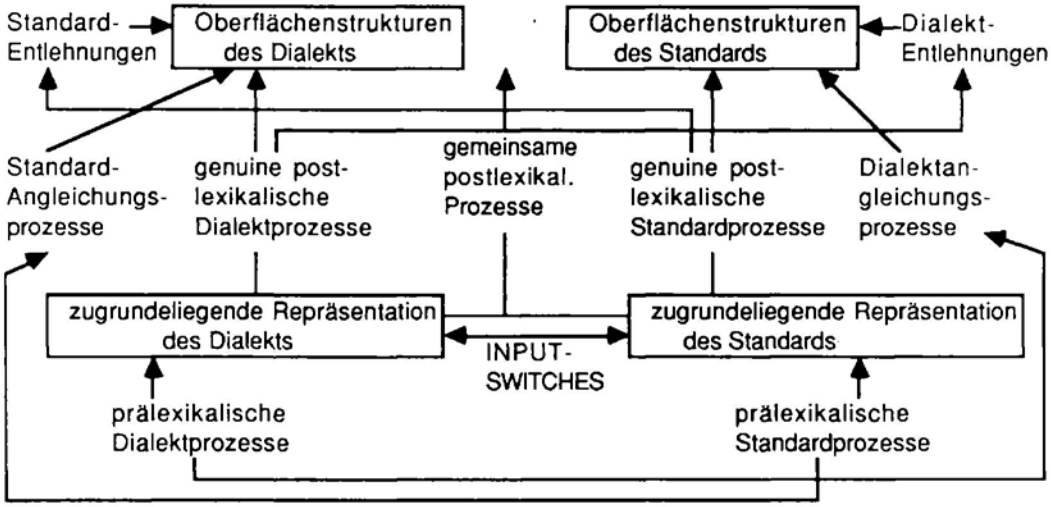
Die bisher diskutierte Variante des Modells mit zwei unabhängigen zugrundeliegenden Repräsentationen für Dialekt und Standard impliziert die maximale Trennung zwischen den beiden Varietäten: denn nicht nur ihre zugrundeliegenden Strukturen sind unabhängig, jede Varietät hat auch ihre eigenen Prozesse, obligatorisch oder geschwindigkeitsabhängig. Die einzige Verbindung zwischen den beiden Varietäten stellen die *input switch*-Regeln zwischen den zugrundeliegenden Strukturen dar, auf ‚höheren' Stufen gibt es keine ‚Berührung' mehr.

Eine der Dresslerschen ähnliche Variante des Modells 4 mit getrennten Strukturen für Dialekt und Standard, jedoch stärkerer Interaktion zwischen den beiden Varietäten haben Mioni & Trumper (1977) am Beispiel der Standard/Dialekt-Variation im Veneto entwickelt. Sie gehen wie auch Dressler *et al.* von einer diglossischen Situation aus, in der die beiden Kontaktvarietäten so weit voneinander entfernt sind, daß es unmöglich ist, sie in ein gemeinsames System zu inkorporieren. Dennoch sind sowohl Standardvarietät als auch Dialekt in sich nicht homogen, sondern bilden jeweils Kontinua. Die phonologischen Regeln, die diese Kontinua erzeugen, sind in Dialekt und Standard teils vergleichbar (etwa mehr oder weniger generalisiert), teils identisch, teils unvergleichbar. Regeln können obligatorisch oder fakultativ sein. Zwischen den beiden Kontinua steht ein Interferenzfilter, durch den Regeln des einen in das andere Kontinuum übertragen werden können. Auch hier finden wir also die Unterteilung in Lautwandel und Wortverdrängung wieder, und zwar in der Dichotomie Regel vs. Interferenz. Mioni & Trumper stellen allerdings zurecht fest, daß die Abgrenzung zwischen Variation innerhalb des Kontinuums und Interferenz zwischen den beiden Kontaktvarietäten nicht immer einfach

[29] Die einzelnen *input switches* werden entsprechend auch in sehr unterschiedlichem Maß von Mittelschicht-Sprechern vermieden, wie Moosmüller 1987 (MS) S. 18 ff. in ihrer Untersuchung zur Hochsprache in Österreich anhand des Sprachverhaltens verschiedener Gesellschaftsschichten zeigt.

ist (vgl. 1977: 349). Tatsächlich könnte man ihr wichtigstes Beispiel – n-Tilgung vor Konsonant und Nasalierung des vorausgehenden Vokals (vgl. 1977: 337 ff.) – nicht nur als einen Fall von Transfer interpretieren, sondern auch als Evidenz für die Existenz eines Kontinuums zwischen Dialekt und Standard, d. h. als Evidenz *gegen* ein Zweikompetenzenmodell.

Eine andere Weiterentwicklung des Ansatzes wurde von Moosmüller (1984, 1988, 1987 MS) vorgeschlagen. Ihr Modell läßt sich folgendermaßen schematisieren (leicht adaptiert und auf der Dialektseite komplementär ergänzt nach Moosmüller 1984: 51):



Die weitergehenden Differenzierungen, die dieses Modell gegenüber Dressler & Wodak aufweist, sind zum einen auf eine konsequentere Anwendung der Natürlichen Phonologie zurückzuführen, zum anderen berücksichtigt es Kontakterscheinungen zwischen Standard und Dialekt auf anderen als der Ebene der *input switches*. Im einzelnen handelt es sich um die folgenden Verfeinerungen:

a) Es werden prä- und postlexikalische Prozesse unterschieden. In der Theorie der Natürlichen Phonologie sind die ersteren eher fortisierend und kontextfrei; sie bauen das Phonemsystem einer Varietät auf. Hingegen sind die zweiteren eher lenisierend und kontextsensitiv; sie erfassen die Alternationen zwischen Lauten an der Oberfläche. Prälexikalisch ist nach Moosmüller z. B. die Delabialisierung der Palatalvokale oder die Verdumpfung und Spannung des silbischen, sowie Assimilation des nicht-silbischen Elements im Diphthong *au*, etwa in *hA:s* ‚Haus'. (Im ersteren Fall handelt es sich um eine Fortisierung, im zweiten allerdings um eine Lenisierung.) Im konsonantischen Bereich gehören zu den dialektalen prälexikalischen Prozessen die Entstimmhaftung von Obstruenten und die Lenisierung vorderer Obstruenten (wie z. B. in [b̥ɛt). Hingegen zählen zu den postlexikalischen Prozessen des Dialekts z. B. die Rundung vor Lateral

(*kÖlɐ*, ‚Keller'), die l-Vokalisierung (*wOət*, ‚Wald') oder die Reduktion der Präfixe *be-* und *ge-*. Die Beziehung zwischen den durch die prälexikalischen Prozesse des Standards und des Dialekts gebildeten Phoneminventaren und lexikalischen Einträgen werden auch bei Moosmüller durch *input switch*-Regeln dargestellt, die also z. B. *glIk* und *glÜk* oder *sche:* und *schö:n* aufeinander beziehen.

b) Es gibt gemeinsame postlexikalische Prozesse, die sowohl im Standard als auch im Dialekt Anwendung finden. Dazu zählen die regressive und progressive Nasalassimilation.

c) Prälexikalische Prozesse des Dialekts können in Form von „Dialektangleichungen" in den Standard übernommen werden (und wohl auch umgekehrt, im Falle des Dialektabbaus). Diese Übernahmen unterscheiden sich dadurch von den prälexikalischen Prozessen, daß sie kontextsensitiv sind. Sie werden außerdem von Mittelschichtssprechern wie postlexikalische Standard-Prozesse behandelt, d. h. im Gegensatz zu den *input switches* in formelleren Situationen nicht unterdrückt.

Ein Beispiel für eine solche Dialektangleichung ist die Lenisierung vorderer Obstruenten, die als prälexikalischer Prozeß im Dialekt kontextfrei ist,

$$\begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ -\text{sth} \\ +\text{ant} \end{bmatrix} \rightarrow [-\text{tense}]$$

als postlexikalischer Prozeß der Wiener Standardsprache jedoch nur silben- oder morpheminitial auftritt

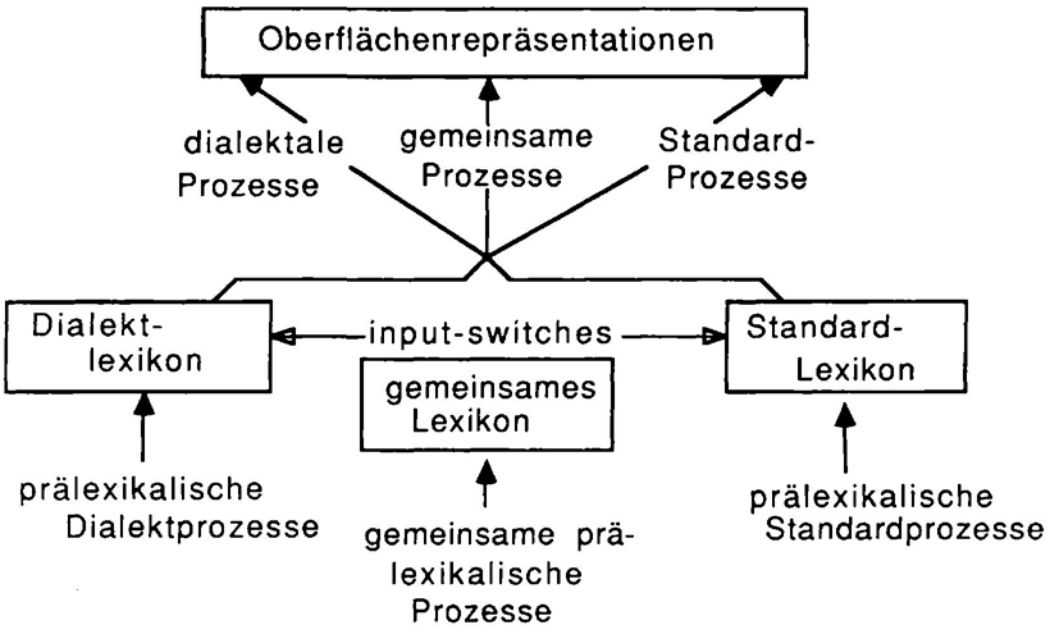
$$\begin{bmatrix} +\text{obstr} \\ -\text{sth} \\ -\text{cont} \\ +\text{ant} \end{bmatrix} \rightarrow [-\text{tense}] \,/\, \begin{Bmatrix} \# \\ \\ \& \end{Bmatrix} \_\_\_\_$$

und auf Plosive beschränkt ist. (Beispiele für den Standard: *ɹro:ble:m, ɹascha*, etc.) Durch das Konzept der postlexikalisch uminterpretierten prälexikalischen Prozesse kann Moosmüller erklären, warum bestimmte prälexikalische Dialektphänomene sich in ihrer sozialen Interpretation (operationalisiert als situative Kontrollierbarkeit) nicht wie *input switches* verhalten.

d) Desgleichen können aus dem postlexikalischen Bereich des Dialekts Prozesse in den Standard übernommen werden. Sie verändern dann ebenfalls ihren Status und werden wie *input switches* behandelt, d. h. (von Mittelschichtssprechern) leicht kontrolliert. Moosmüller spricht hier von Dialektentlehnungen. Ein Beispiel ist die l-Vokalisierung, die im Standard als *input switch* betrachtet wird, obwohl die korrespondierende Dialektform nicht prä-, sondern postlexikalisch entsteht. (Daß es sich nicht um einen

tatsächlichen *input switch* handelt, wird durch den phonologischen Prozeßcharakter dieser Variationsphänomene deutlich, der sich z. B. in Zwischenformen niederschlägt.)

Moosmüller geht also von einem deutlichen Kontakt zwischen den beiden Varietäten im Repertoire aus. Dieser Kontakt wird — abgesehen von den *input switches* — auf der Ebene oberhalb des Lexikons durch Regeltransfer aus der jeweils anderen Varietät erfaßt. Im Gegensatz zu Dresslers & Wodaks Modell werden nicht nur einzelne Lexeme, sondern ganze Regeln übernommen. Dennoch geht auch Moosmüller von der Annahme aus, daß in einem oberdeutschen Repertoire wie dem Wienerischen zwei im Prinzip selbständige und unabhängige Varietäten vorhanden sind. Dies mag für die Wiener Sprechgemeinschaft gerechtfertigt sein, in der die beiden Varietäten ethnolinguistisch deutlich differenziert und sozial konnotiert werden. Ein allgemeineres Modell der Standard/Dialekt-Variation muß jedoch die Alternative berücksichtigen, daß die zugrundeliegenden (lexikalischen) Strukturen der beiden Varietäten zwar nicht immer, jedoch überall dort identisch sind, wo es möglich ist, sämtliche Oberflächenrepräsentationen durch Regeln abzuleiten, ohne abstrakte Lexikoneinträge anzusetzen, und wo somit ein Standard/Dialekt-Kontinuum entsteht. In der Tat ist ein großer Anteil des Wortschatzes der heutigen oberdeutschen Sprechgemeinschaften lediglich durch phonologisch-phonetische Dialektalisierungs- oder Standardisierungsprozesse — teilweise auf einer sehr oberflächennahen Ebene — als standard- oder dialektnah klassifizierbar. Es ist nicht einzusehen, warum für diese vielen Wörter Einträge in verschiedenen Lexika angesetzt werden sollten:



Ob auch dann noch von einem Zweikompetenzen-Modell gesprochen werden kann (wie dies Dressler & Wodak, Mioni & Trumper und Moosmüller tun), sei dahingestellt.

5.5. Abschließende Bemerkungen zu den diskutierten Modellen

Zusammenfassend lassen sich aus der Diskussion der einzelnen Modelle einige Folgerungen ableiten, die für die weitere Analyse der im Konstanzer Repertoire beobachteten Variation und für das im nächsten Kapitel zu behandelnde eigene Modell von Bedeutung sein werden:

a) Nicht alle in einem Repertoire zu beobachtenden Variationsphänomene sind vom gleichen Typ. Vielmehr ist davon auszugehen, daß es phonologisch und soziophonologisch unterschiedlich zu interpretierende Variationsarten gibt. Statt sämtliche Variationsphänomene über den Kamm eines einzelnen Regeltyps zu scheren, müssen Kriterien gesucht werden, die es rechtfertigen, bestimmte Variationsphänomene bestimmten Regeltypen zuzuordnen. Abzulehnen sind deshalb Modelle, die (wie die in Abschn. 1 und 2 dieses Kapitels diskutierten) nur einen Regeltyp kennen.

b) Eine zentrale Unterscheidung zwischen Variationstypen ist die zwischen Lautwandel und Lautersatz (oder Regeln und *input switches*). Sie darf aus empirischen und theoretischen Gründen nicht durch abstrakte gemeinsame lexikalische Repräsentationen nivelliert werden, sondern muß zur Unterscheidung zweier lexikalischer Repräsentationsformen für Standardvarietät und Dialekt führen, *wo dies notwendig ist.*

c) Es ist zu fragen, ob es andere Beziehungen zwischen Standardsprache und Dialekt gibt, als die durch Korrespondenzregeln zwischen lexikalischen Einträgen formulierbaren. Es sind verschiedene Verfahren denkbar, um Kontaktbeziehungen ‚oberhalb' dieser Ebene zu erfassen. Ein allgemeines Modell zur Beschreibung der Standard/Dialekt-Variation muß breit genug sein, um das gesamte Spektrum von Organisationsformen eines Repertoires erfassen zu können: von einem Kontinuum bis zu strikt voneinander geschiedenen Varietäten.

6. Ein phonologisches Modell für die Beschreibung der Alltagssprache

6.1. Vorüberlegungen

Bei der Beschreibung der sprachlichen Verschiedenheit, die jeden realistischen Ausschnitt des Deutschen, besonders aber: das Repertoire jeder deutschen Sprechgemeinschaft kennzeichnet, hat sich in den vorausgegangenen Kapiteln gezeigt, daß es unzureichend ist, von ‚Variation' in einem globalen Sinn zu sprechen. Vielmehr müssen Typen sprachlicher Verschiedenheit unterschieden werden. Wenn nun in diesem Kapitel versucht wird, die typenbildenden Gesichtspunkte, die bisher noch getrennt betrachtet wurden, in ein ganzheitliches Modell der Standard/Dialekt-Phonologie zusammenzufassen, dann geht es auch darum, bei der Konstruktion dieses Modells dem im ersten Kapitel erläuterten rekonstruktiven Ansatz gerecht zu werden; also nicht von der Existenz gut definierter Varietäten (‚Standard', ‚Dialekt') auszugehen, sondern umgekehrt aus der Struktur der vorgefundenen Variation Aussagen über die „Fokussiertheit" (Le Page) des Repertoires abzuleiten. Als empirischer Bezugspunkt dient wiederum die Konstanzer Stadtsprache.

Welche Typen von Variation können mit welchen Regeln bzw. in welchen Komponenten der Phonologie beschrieben werden? Bevor wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, erscheint es sinnvoll, zunächst einmal die Regeltypen zu betrachten, die in einigen ausgewählten, weil besonders einschlägigen Varianten der monolektalen Phonologie unterschieden werden. Denn selbstverständlich beschäftigt sich auch die herkömmliche Phonologie mit sprachlicher Verschiedenheit – zumindest insofern, als sie für unterschiedliche Oberflächenrealisierungen bestimmter phonologischer Kategorien (Phoneme, Morphophoneme, Archiphoneme ...) einen gemeinsamen Nenner findet. Die Phonologie als „Theorie phonetischer Alternationen" (Baudouin) hat sprachlichen Verschiedenheit zum Gegenstand, wenn auch – verglichen mit der hier geforderten Phonologie der Alltagssprache – nur einen kleinen Ausschnitt daraus.

6.1.1. Natürliche Generative Phonologie

Zwei Ansätze in der Phonologie haben zum Ziel, phonologische Regeln nach ihrer ‚Natürlichkeit' zu differenzieren: die Natürliche Generative

Phonologie (NGP) und die Natürliche Phonologie (NP). In der NGP unterscheidet Hooper (1976: 14 ff.) in Anlehnung an Vennemann folgende Regeltypen:

a) „Phonetically conditioned rules" (P-Regeln) können so formuliert werden, daß lediglich phonologische Merkmale und phonetische Grenzsymbole (Silbengrenze, Pause) eine Rolle spielen. Zwischen diesen Umgebungsmerkmalen und der Alternation muß eine plausible kausale Beziehung hergestellt werden, die durch universale artikulatorische Prinzipien abgesichert ist. Wenn eine Regel automatisch (nicht unterdrückbar) ist und keine Ausnahmen hat, muß sie eine P-Regel sein (aber nicht umgekehrt). P-Regeln betreffen phonetische Details (z. B. die Aspiration im Englischen) oder Neutralisierungen (z. B. die Auslautverhärtung im Deutschen). Des weiteren zählt Hooper zu den P-Regeln Variablen-Regeln des Labovschen Typs, selbst wenn sie durch morphologische oder syntaktische Faktoren in ihrer Anwendung (im Sinne von Gewichtungsfaktoren) behindert werden (z. B. die silbenfinale /D/-Tilgung im amerikanischen Englischen, die bei einer vor dem /D/ liegenden morphologischen Grenze weniger häufig ist — vgl. *missed* und *mist*).

b) „Morphophonemic rules" (MP-Regeln) beziehen sich auf Alternationen, die von morphologischen oder syntaktischen Umgebungen abhängig sind. (Ein Beispiel ist die Plural-Verstimmhaftung von Spiranten im Englischen, etwa in *wives* — sie ist auf den Plural und auf eine kleine Gruppe von Lexemen beschränkt.) Solche Regeln sind sprachspezifisch und deshalb aus universalen Prinzipien nicht weiter begründbar.

c) „Via-rules" beziehen einzelne Lexeme aufeinander (z. B. span. *noche* und *nocturno*), die nicht ohne unerwünschte Abstraktheit auf eine gemeinsame zugrundeliegende Struktur zurückgeführt werden können. Dennoch sind die Sprecher in der Lage, aus den Via-Regeln eine nicht-produktive Beziehung zwischen den so verbundenen Lexemen zu rekonstruieren, die aber zum Wissen *über* die Sprache gehören, ohne eine Regel *der* Sprache zu sein.

Im Sprachwandel sind neue Regeln immer P-Regeln; sie können sich dann allmählich zu MP- und Via-Regeln entwickeln, d. h. zunehmend grammatikalisiert werden.

d) Sandhi-Regeln stehen zwischen den P- und MP-Regeln, denn sie implizieren immer die Existenz einer Wortgrenze, enthalten aber keine andere morphologische Information. Sie verhalten sich oft wie P-Regeln; dies läßt sich durch die enge Beziehung zwischen Wortgrenze und Pausa begründen.

e) „Morphological spell-out rules", „word-formation rules", „syllabification rules". Diese Regeln gehören in die morphologische bzw. prosodische Komponente und spielen keine Rolle für die Differenzierung von Variationsphänomen des Typs, mit dem wir hier zu tun haben.

6.1.2. Natürliche Phonologie

Die für die NGP grundlegende Dreiteilung in P-Regeln, MP-Regeln und Via-Regeln wurde in der Natürlichen Phonologie[1] (Donegan & Stampe 1979) auf eine Zweiteilung in Prozesse und Regeln reduziert: Prozesse (etwa den P-Regeln entsprechend) sind phonetisch motiviert, nicht willentlich kontrollierbar, schwer aufzugeben (etwa im Zweitspracherwerb), Regeln (etwa den MP- und Via-Regeln entsprechend) sind historisch motiviert und daher konventionell, haben grammatisch-semantische Funktionen, sind oft nicht ausnahmslos und können durch den Vergleich alternierender Formen von den Sprechern relativ leicht bewußt gemacht werden. Regeln, nicht aber Prozesse werden vom Kind erworben; die Prozesse stellen also ein universales, angeborenes Repertoire dar. Im Spracherwerb werden sie gegebenenfalls unterdrückt; das Kind muß die sprachspezifischen Konventionen erwerben, die die Anwendbarkeit von universalen Prozessen einschränken bzw. ihre Anwendung ganz verbieten. Die Einschränkungen der Anwendbarkeit von Prozessen entsprechen selbst natürlichen Prinzipien, sind also phonetisch motiviert. Ein Beispiel, das diese These erläutert, ist die Tilgung von silbenintialem /h/ — ein Prozeß, der um so natürlicher ist, je weniger sonor der folgende Laut ist. Daraus leitet sich die Vorhersage ab, daß Sprachen, die vor weniger sonoren Lauten anlautendes /h/ erlauben, dies auch vor sonoreren tun werden, aber nicht umgekehrt. Tatsächlich läßt z. B. das Italienische oder Französische silbeninitiales /h/ in keinem Kontext zu und behindern damit den natürlichen Prozeß der initialen /h/-Tilgung am wenigsten; andere Sprachen lassen /h/ vor Vokalen zu, nicht aber vor Konsonanten — wie das Deutsche, das seit dem Althochdeutschen vor Sonorkonsonanten kein /h/ mehr kennt (vgl. den Übergang von got. *hlût* zu ahd. *lût*, von got. *hwîz* zu ahd. *wîz*). Die Sonoritätshierarchie schreibt also die Richtung des Sprachwandels vor; dies belegen z. B. englische Dialekte, die die Tendenz der /h/-Tilgung auf sämtliche Kontexte — also auch vor Vokal — ausdehnen („h-dropping"). Im Zweitspracherwerb zeigt die leichte Erlernbarkeit der italienischen /h/-losen Aussprache durch Engländer und die schlechte Erlernbarkeit des englischen prävokalischen /h/ durch Italiener die unterschiedliche Natürlichkeit der anlautenden Sequenzen V bzw. *h* V.

Auch die Regeln haben in der NP — historisch gesehen — eine natürliche Basis: sie gehen auf einen möglicherweise (durch Morphologisierung, Lexikalisierung, Re-Phonologisierung, Wegfall des ursprünglichen phonetischen Kontextes, „rule telescoping", etc.) verschütteten, also nicht mehr synchron gültigen, durch den historischen Sprachwissenschaftler aber rekonstruierbaren Prozeß zurück.

[1] Vgl. die Diskussion dieses Ansatzes in Kap. 2, S. 24 ff.

In der Tradition der Stampeschen NP steht auch der bei weitem umfangreichste und gründlichste Versuch einer Differenzierung zwischen phonologischen, morphonologischen und (im Rahmen unserer augenblicklichen Diskussion nicht relevanten) allomorphisch-morphologischen Regeln durch W. Dressler (1985, Kap. 5). Im Gegensatz zu den bisher zitierten Vertretern von NGP und NP gibt Dressler die scharfe Trennung zwischen Regeln und Prozessen auf und geht stattdessen davon aus, daß zwischen phonologischen und morphonologischen Regeln (wie er sie nennt) sowohl synchron als auch diachron keine eindeutige Grenze gezogen werden kann: die verschiedenen von ihm genannten Kriterien dienen vielmehr dazu, ein bestimmtes Phänomen als mehr oder weniger phonologisch bzw. morphonologisch einzustufen. Dressler gibt die folgenden differenzierenden Kriterien, die allerdings nicht alle voneinander unabhängig sind:

a) „process matching" (phonetische Plausibilität): eine Regel ist um so phonologischer, je mehr sie (unabhängig von der möglicherweise nichtphonologischen Information, die für ihre Formulierung notwendig ist) universalen Prozeß-Typen (im Sinne von Stampe) entspricht — sich also Teleologien in dem in Kap. 2 (S. 25 ff.) diskutierten Sinn unterordnen läßt.[2]

b) Regularität: Je phonologischer eine Regel, um so regelmäßiger ihre Eingabe und Ausgabe. Phonologische Regeln sollten auf natürliche Klassen oder natürliche Teilklassen angewendet werden. (Der Extremfall von Abweichung von diesem Kriterium ist die Suppletion — auf jeden Fall eine Allomorphregel.)

c) Hilfe für Aussprechbarkeit oder Wahrnehmbarkeit einer Lautsequenz bzw. eines Lautes: gute phonologische Regeln verbessern die Wahrnehmbarkeit bzw. die Aussprechbarkeit. Aus diesem Grund ist z. B. das engl. „velar softening" (*electric — electricity*) keine phonologische Regel. (Das Kriterium überlappt oft mit a), „process matching"; vgl. aber abweichend davon die Möglichkeit ‚kognitiver' Prozeßteleologien ohne artikulatorisch-perzeptorische Basis, wie sie auf S. 31 f. diskutiert wurde.)

[2] Dressler 1985: 59 ff. gibt hier die folgenden Gewichtungen: Regeln, die mit einem, zwei bzw. drei universalen Prozessen erklärt werden können, werden mit dem Faktor „1", „2" bzw. „3" gewichtet. Z. B. entspricht die intervokalische Lenisierung von /d/ zu [ð] im Walisischen einem einzigen natürlichen Prozeß und erhält deshalb Wert „1"; dagegen wird /d/ in der gleichen Position im Bretonischen zu [z], eine Realisierung, die nur über zwei Prozesse (Lenisierung zu [ð] und anschließende Fortisierung zu [z]) erklärt werden kann und deshalb den Wert „2" bekommt. Regeln, die aus universalen kontextsensitiven Prozessen erklärt werden können, die auslösende phonetische Kontextinformation aber verloren haben (wie z. B. der deutsche Plural-Umlaut), erhalten Wert „4", Regeln ohne universalphonetische Erklärung (Beispiel: ‚falscher' Rhotazismus $r \rightarrow s$ im Lateinischen (*ur-o, us-s-i*) den Wert „5". Diese Regeln sind immer Allomorphregeln.

d) Vorhandensein nicht-phonetischer (morphologischer) Grenzsymbole: am phonologischsten sind Regeln, die für alle prosodischen Domänen (Silbe, Fuß, phonetisches Wort und phonetische Phrase) gelten und in deren Umgebungsbeschreibung nur phonologische Segmente vorkommen.[3]

e) Morphologische Faktoren: Regeln, die durch morphologische Grenzen blockiert werden, nur über morphologische Grenzen hinweg angewendet werden dürfen (z. B. die keltischen Anlautmutationen) oder nur in bestimmten morphologischen Einheiten vorkommen (z. B. der engl. Plural) sind schlechte oder keine phonologischen Regeln; sie gehören zu den morphonologischen oder Allomorphregeln.

f) Lexikalische Restriktionen: Regeln, die nur in bestimmten lexikalischen Klassen anwendbar sind, sind schlechte oder keine phonologischen Regeln.

g) Sprachvariation: Wenn Lento- oder Allegro-Formen produziert werden, sind immer phonologische Regeln beteiligt („phonostilistische Regeln"), und zwar selbst bei Grammatikalisierung oder Neutralisierung. Von den phonostilistischen Regeln unterscheiden sich Dialekt-Standard-Variationsregeln („input switches").

h) Produktivität: Trotz vieler Ausnahmen und Gegenbeispiele sind morphonologische Regeln weniger als phonologische Regeln auf Neologismen, Fremdwörter, etc. anwendbar. Phonologische Regeln sind im Zweitspracherwerb schlechter zu kontrollieren als morphonologische.

i) Bewußtheit: Aus dem Erwerb der Schrift und aus poetischen Verwendungsweisen läßt sich ableiten, daß morphonologische Regeln bewußter sind als phonologische.

j) Regelordnung: Morphonologische Regeln sind normalerweise (im „default assignment") den phonologischen Regeln vorgeordnet.[4] Regelneuordnungen, die diesem Postulat widersprechen, implizieren die Morphologisierung einer phonologischen Regel. Untereinander sind morphonologische Regeln eher als phonologische extrinsisch geordnet.[5]

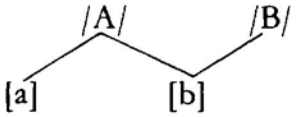
[3] Auch hier differenziert Dressler weiter (1985: 73 ff.): Mit dem Faktor „1" werden Regeln gewichtet, die dem genannten Kriterium vollständig genügen, mit „2" solche, die auf eine bestimmte Domäne — nämlich (phonologische) Phrase, Satz oder Wort — beschränkt sind, mit „3" Regeln mit dem Fuß bzw. Wort als Domäne (z. B. Umlaut), mit „4" Regeln, die auf die Silbenebene beschränkt sind (deutsche [ç]/[x]-Alternation), mit „5" solche, die zusätzlich zu prosodischen und segmental-phonologischen auch grammatische Informationen benötigen und mit „6" solche, deren prosodische Domäne irrelevant geworden ist. Alle Regeln mit den Gewichtungen „1" bis „4" sind phonologisch.

[4] Dieses Postulat wird verschiedentlich durchbrochen; vgl. Plank 1985.

[5] Auch dazu gibt es zahlreiche Ausnahmen, d. h. externe Regelordnung bei phonologischen Regeln; insbesondere betrifft dies die Neutralisierungsregeln, die sich damit als morphonologischer ausweisen als andere phonologische Regeln. Vgl. Dressler 1985: 118 f.

k) Ikonizität: Sie mißt das Ausmaß der strukturellen Veränderung, das eine Regel bewirkt, d. h. die Ähnlichkeit zwischen Eingabe und Ausgabe. Am phonologischsten sind dementsprechend phonetische Detailregeln und phonostilistische Regeln, weniger phonologisch andere Allophon-Regeln und Regeln, die Quasi-Phoneme produzieren; am morphonologischsten sind Regeln, die ein Phonem in ein anderes überführen.[6]

l) „Biuniqueness":[7] dieses Kriterium, das etwa der „opacity" oder „recoverability" anderer Autoren entspricht, ist Dresslers wichtigstes (vgl. 1985: 129 ff.). Die Skala von phonologischen Regeln über morphonologische Regeln zu den Allomorphregeln wird auf die Skala „biuniqueness" — „uniqueness" — „nonuniqueness" abgebildet. Im Falle der „biuniqueness" lassen sich Eingabe und Ausgabe der Regel wechselseitig rekonstruieren, im Falle der „uniqueness" lediglich die Ausgabe aus der Eingabe bzw. umgekehrt, im Falle der „non-uniqueness" ist die Beziehung wechselseitig undurchsichtig. Der Forderung nach beidseitiger Rekonstruierbarkeit genügen am besten phonetische Detailregeln und Allophonregeln, die komplementäre Distributionen erzeugen. Auch in Fällen von phonologischer Überlappung kann noch „biuniqueness" gegeben sein, wenn die jeweiligen phonologischen Umgebungen eine eineindeutige Rekonstruktion erlauben. Nur „unique" sind Fälle von freier Variation (aus der Eingabe ist keine eindeutige Ausgabe ableitbar, wohl aber umgekehrt), die aber trotzdem als phonologische Regeln zählen, sowie Fälle von Neutralisierung und segmentale Tilgungsregeln (aus der Ausgabe ist keine eindeutige Eingabe rekonstruierbar). „Non-unique" sind hingegen Regeln des Typs



(etwa die engl. Plural-Umlautregel).[8] Sie können (außer als Schnellsprechregeln) keine phonologischen Regeln sein.

[6] Intrinsische Allophone, die von phonetischen Detailregeln produziert werden, sind z. B. geringfügige Nasalierungen und andere kaum wahrnehmbare Anpassungen an die phonologische Umgebung; extrinsische Allophone sind leichter wahrnehmbar. Ein Quasi-Phonem ist z. B. das [ŋ] im Deutschen, das zwar mit [n] und [m] kontrastiert, aber problemlos von zugrundeliegendem /n/ abgeleitet werden kann.

[7] Vgl. zu früheren Verwendungen dieses Begriffs in der Phonologie Chomsky 1964, der wiederum auf den strukturalistischen Ansatz von Bloch 1941 rekurriert, sowie die Diskussion in Kap. 5, S. 227.

[8] Sie entsprechen Kiparskys „opaque rules"; vgl. Kiparsky 1968 [1973].

6.1.3. Lexikalische Phonologie[9]

Die Lexikalische Phonologie (LP) scheint auf den ersten Blick wenig mit Natürlichkeitsansätzen in der Phonologie gemein zu haben; ihre grammatiktheoretischen und teils auch methodischen Voraussetzungen und Implikationen sind in der Tat recht verschieden. Dennoch machen NP (im Sinne Dresslers, aber auch Stampes) und LP jenseits ‚ideologischer' Differenzen keineswegs inkompatible Aussagen.

Die LP tritt (wie übrigens auch Dresslers „Morphonology") an, um die Interaktion zwischen Morphologie (sowie teils auch Syntax) und Phonologie zu erfassen. Sie ist deshalb zugleich auch eine Theorie der Morphologie, die sie auf mehreren Ebenen („Straten") im Lexikon ansiedelt. (Das „Lexikon" ist hier, im Gegensatz zu früheren generativen Modellen, keine Restkategorie für grammatisch nicht weiter analysierbare Fälle, sondern ein in sich komplex strukturiertes System, das die gesamte Morphologie beinhaltet.) Von den meisten Autoren, die im Rahmen der LP arbeiten, werden nun keine Regeltypen unterschieden; vielmehr wird die Differenzierung von Alternationstypen durch die Spezifizierung der Anwendungsdomäne ein und derselben Regel vorgenommen: Regeln können auf einem bestimmten oder mehreren Straten operieren. Dazu kommt eine postlexikalische Anwendungsdomäne für Regeln.

Die Idee ist, daß die isolierten Lexeme einer Sprache auf der ‚untersten' oder ‚tiefsten' Stufe des Lexikons in einer mehr oder weniger redundanzfreien und ziemlich abstrakten Repräsentation gespeichert werden und dann auf ihrem Weg zur ‚Oberfläche' verschiedenen morphologischen Operationen unterzogen werden können, die Wörter produzieren, also die zugrundeliegenden Lexeme mit derivativen und flektiven Affixen versehen und zu Komposita zusammenfügen. Nach jeder Gruppe von morphologischen Operationen, die auf einem Stratum des Lexikons anzuwenden ist, durchlaufen die so generierten morphologischen Strukturen den Regelapparat der Phonologie, bevor sie auf das nächsthöhere Stratum übernommen werden, erneut morphologischen Operationen unterliegen können, die sie wiederum in die Phonologie-Komponente führen.

Bei der Beantwortung der Frage, auf welchem Stratum eine bestimmte Operation ausgeführt wird, spielen nun sowohl morphologische als auch phonologische Gesichtspunkte eine Rolle. Aus der Sicht der Morphologie sollten die regelmäßigen Operationen möglichst nah an der Oberfläche, unregelmäßige Operationen aber möglichst ‚tief' eingebettet sein. Dies ermöglicht es, die ‚Ausnahmen' zu markieren, bevor eine ‚höhere' (=

[9] Vgl. Kiparsky 1982, Rubach 1984, Borowsky 1986; in der vorliegenden Darstellung richte ich mich vor allem nach Mohanan 1986. Eine Anwendung auf das Deutsche findet sich bei Wiese 1988.

‚spätere') Operation sämtliche andere Fälle erfaßt. Ob es erlaubt ist, von einem höheren Stratum wieder auf ein niedrigeres ‚zurückzuspringen', ist in der Literatur umstritten; es ist aber klar, daß diese Möglichkeit die Erklärungskraft der Einteilung in Strata erheblich einschränken würde. Von phonologischer Seite muß die Verteilung der morphologischen Operationen auf die Strata so gewählt werden, daß sich die korrekten Anwendungsdomänen für phonologische Regeln ergeben. (Auch hier geht die Meinung darüber auseinander, ob die Anwendung phonologischer Regeln extern auf bestimmte Strata beschränkt werden darf, oder ob sie sich aus unabhängigen Prinzipien wie „Strukturbewahrung" oder dem „Strict Cycle Constraint" ergeben muß.[10]) Für die phonologischen Regeln gilt, wie bei den morphologischen, daß sie, auf früheren Strata angewendet, weniger produktiv sind und semantisch undurchsichtigere Ergebnisse haben, als auf späteren. Morphologische und phonologische Seite des Lexikons kontrollieren sich also in gewisser Weise gegenseitig.

Bei einem ersten Versuch, die LP auf das Deutsche anzuwenden, nimmt z. B. Wiese (1988) die folgende Aufteilung in Strata (Ebenen) vor:

	Morphologie		Phonologie	
Ebene 1	Derivation Klasse 1			
	irreguläre Flexion	↘	Akzentregeln, Schwa-	} Lexikon
Ebene 2	Derivation Klasse 2	→	epenthese, etc.	
	Komposition	↗		
Ebene 3	reguläre Flexion			
	Syntax	→	postlexikalische Phonologie	

Nach diesem Modell findet die unregelmäßige Flexion (z. B. der größte Teil der Pluralbildung) ebenso wie die Derivation mit Affixen der Klasse 1 (die für die Akzentweisung relevant sind) auf der untersten, ersten Ebene statt; die Derivation mit Affixen der Klasse 2 (z. B. *-haft, -keit*) sowie die gesamte Komposition, aber auch die Insertion von „Flektiven" (?) wie dem Fugenmorphem wird von Wiese auf der mittleren Ebene angesiedelt; die übrige, reguläre Flexion (z. B. der s-Plural) folgt auf Ebene 3.

Die klarsten Kriterien werden in der LP für die Unterscheidung zwischen lexikalischen und postlexikalischen Regelanwendungen genannt. (Vergleicht man mit Dresslers Unterscheidung zwischen phonologischen und morphonologischen Regeln, sieht man unschwer, daß sich NP und LP in einer Reihe von Kriterien ziemlich nahe kommen.[11])

[10] Die letztgenannte, radikalere Position wird z. B. von Borowsky 1986 vertreten.

[11] Vgl. Mohanans Kriterium b) und Dresslers Kriterien d)–f), Mohanans Kriterium d) und Dresslers Kriterium g), Mohanans Kriterium h) und Dresslers Kriterium a).

a) Zyklische Anwendbarkeit: Nur im Lexikon werden Regeln zyklisch angewendet. (Dieses Kriterium stellen Kiparsky (1982) und Rubach (1984) in den Vordergrund.) Das Kriterium ist vor allem bei der Akzentzuweisung offensichtlich: wenn man davon ausgeht, daß z. B. metrische Gitter von Stratum zu Stratum aufgebaut werden, müssen die entsprechenden Regeln zyklisch angewendet werden können.

b) Morphologisierung: Nur im Lexikon, nicht aber im postlexikalischen Bereich, beziehen sich Regeln auf morphologische und lexikalische Kontexte (z. B. die lexikalischen Merkmale [± latinate] oder [± Regel x][12]). (Dies ist Mohanans wichtigstes Kriterium.) Allerdings trifft das nicht immer zu; denn:

c) Regelanwendungen zwischen Wörtern (Sandhi) sind postlexikalisch (denn die morphologischen Wörter werden ja erst als Ausgabe des lexikalischen Moduls konstituiert und kommen erst durch die Syntax miteinander in Kontakt).

d) Allegro-Regeln sind postlexikalisch.[13]

e) Im Lexikon können Regeln nicht durch Sprechpausen aufgehalten werden. So wird die lexikalische Nasalassimilation in engl. Wörtern wie *longer, congress* durch eine Pause nach der ersten Silbe nicht verhindert, wohl aber die postlexikalische Anwendung des gleichen Prozesses in Wortverbindungen wie *ten cooks*.

f) Nur postlexikalisch können Regeln subphonematische Veränderungen vornehmen. Da im postlexikalischen Modul binäre durch skalare (kontinuierliche) Merkmale ersetzt und die Grenzen zwischen den phonologischen Segmenten aufgelöst werden, haben hier Prozesse ihren Platz, die die Koordination artikulatorischer Gesten, deren Intensität oder zeitliche Abwicklung betreffen. Unterschiedliche Vokaldauer in Abhängigkeit von den umgebenden Konsonanten, Färbung eines Lautes durch den darauf folgenden, kontinuierliche Abstufungen bei der Zentralisierung von Vokalen sind daher typische postlexikalischen Phänome.

g) In postlexikalischer Anwendung haben Regeln keine Ausnahmen.

h) Regeln, die nur postlexikalisch angewendet werden, sind physiologisch begründbar.

[12] Allerdings können umgekehrt nicht-morphologisierte Regeln neben ihrem postlexikalischen einen lexikalischen Anwendungsbereich haben.

[13] So Mohanan 1986: 49. Die Formulierung ist aber zumindest irreführend: Schnellsprechregeln bewirken oft gerade, daß eingeschränkte Prozesse generalisiert werden, d. h. Regeln z. B. ihre lexikalische auf eine auch postlexikalische Anwendungsdomäne ausdehnen. So etwa im Fall der Nasalassimilation, die sich in schnelleren Tempi zunehmend über Wortgrenzen hinwegsetzt. Besser wäre also zu formulieren: höheres Sprechtempo bewirkt die Ausdehnung der Anwendungsdomäne einer Regel.

Typische lexikalische Regelanwendungen sind diesen Kriterien entsprechend engl. „trisyllabic shortening" (abhängig von morphologischen Grenzen, vgl. *divin+ity* vs. *maiden++hood*) oder engl. „velar softening" (abhängig vom lexikalischen Merkmal [+latinate], vgl. *receive* und *king*); typische postlexikalische Regelanwendungen sind im Amerikanischen Aspiration oder „flapping". Eine Regel, die einen lexikalischen *und* postlexikalischen Anwendungsbereich hat, ist z. B. die amerikanisch-englische s-Palatalisierung (lexikalisch in *racial* < *race*, postlexikalisch in [mɪʃjə] < *miss you*.).

Obwohl die Lexikalische Phonologie eine kategorische Trennung zwischen lexikalischem und postlexikalischem Modul vornimmt, finden sich bei Mohanan (1986: 53 ff.) gute Argumente für ein Kontinuum mit Stratum 1 und postlexikalischem Anwendungsbereich als Extrempolen, das Dresslers Kontinuum zwischen phonologischen und morphonologischen/Allophon-Regeln ähnelt. Insbesondere schlägt Mohanan eine „Produktivitäts"-Skala vor, die sich aus der Nutzbarkeit von Regelanwendungen für die Produktion/Perzeption von Lauten und für die Speicherung von phonologischen Sequenzen ergibt. Sie ordnet die Aspiration, „flapping", Nasalierung, r-Tilgung (also postlexikalische Prozesse) etc. am einen Extrem an, weil sie sowohl für die Produktion als auch für das Erkennen von Sprache genutzt werden, nicht aber für die Speicherung; es folgen Phänomene wie Dehnung oder „vowel shift", die auch für die Speicherung relevant (und deshalb schon lexikalisch) sind; dann z. B. Ablaut, „velar softening" etc., die für Speicherung und Erkennen, nicht aber für die Produktion genutzt werden können; schließlich als Extremfall unproduktiver Regelanwendungen reine Speicherregularitäten, entsprechend den klassischen *Morpheme Structure Rules* (MSC). Damit erweist sich der Übergang zwischen Lexikon und postlexikalischem Bereich (zumindest in der Phonologie) als fließend.

In einem weiteren Punkt nähern sich NP und LP: beide Theorien erkennen die Notwendigkeit einer phonematischen Beschreibungsebene in der Phonologie an und setzen sich damit gegen ältere generative Theorien ab, die diese Ebene als überflüssig abgetan hatten. Bekanntlich hatte Halle (1959) anhand der russischen Vokalverstimmhaftung in Obstruentenverbindungen gezeigt, daß ein und derselbe Prozeß („voicing") sowohl auf der phonematischen Ebene (zwischen Konsonantenphonemen, z. B. in *db*) als auch auf der phonetischen Ebene eintreten kann (zwischen Elementen, die keinen Phonemstatus haben, z. B. in *ʃb* mit *ʃ* als Allophon von *t'*). Daraus schloß er, daß sowohl die traditionelle phonemische als auch die phonetische Repräsentationsebene aus einer tieferen Stufe — der morphophonemischen, die in der generativen Phonologie in „phonemisch" umgetauft wurde — abgeleitet werden müssen und daß das Phonem überflüssig ist. Denn nur auf diese Weise läßt sich, so Halle, vermeiden, daß

der gleiche Typ von Alternation durch zwei verschiedene Regeln beschrieben werden muß. Die LP zeigt nun, daß Halles Schluß keineswegs der einzig mögliche ist; man kann nämlich auch argumentieren, daß aus Halles Beispiel die Unabhängigkeit zwischen Prozessen und deren Anwendung auf bestimmten Ableitungsstufen folgt. Genausowenig, wie es prinzipielle Gründe gibt, warum die engl. s-Palatalisierungsregel nicht lexikalisch *und* postlexikalisch angewendet werden sollte, gibt es keinen Grund, warum die russische Konsonantenverstimmhaftung nicht lexikalisch *und* postlexikalisch operieren sollte. Die Einheit zwischen den beiden Phänomenen wird dadurch hergestellt, daß lediglich eine Regel in der phonologischen Komponente vorhanden ist, daß diese Regel jedoch aufgrund der spezifischen Interaktion zwischen Morphologie und Phonologie mehrmals angewendet wird.[14] Dies ermöglicht es nun aber, zu einer phonemischen Repräsentationsebene zurückzukehren, die in der LP als die Schnittstelle zwischen lexikalischen und postlexikalischen Regelanwendungen gesehen wird. Neben einer morphonologischen (im Lexikon zugrundeliegenden) und einer phonetischen Oberflächen-Repräsentationsebene gibt es also eine dritte, phonematische Ebene.

Zu einem sehr ähnlichen Ergebnis kommt Stampe (1987) aufgrund anderer Überlegungen für die NP, indem er auf die vorstrukturalistischen Konzeptionen des Phonems bei Baudouin, Twaddell, Sapir u. a. zurückgreift. Er zeigt, daß die Chomsky/Hallesche Kritik auf der unbegründeten Voraussetzung beruht, die phonemische Ebene lasse sich dadurch festlegen, daß sie die Menge der phonologischen Regeln in zwei disjunkte Mengen aufteilt, die einmal alle vor dieser Ebene, das andere Mal alle nach der phonemischen Ebene angewendet werden. Wie Halles Beispiele (und viele andere) deutlich machen, läßt sie sich unter dieser Voraussetzung nicht halten. Behandelt man nun aber die relevanten Fälle, wie Halle vorschlägt, mit lediglich einer Regel, die auf morphophonemischen zugrundeliegenden Formen operiert, wird ein wesentliches Faktum übersehen: während nämlich Alternationen, die Phoneme betreffen, von den Sprechern wahrgenommen werden, sind Alternationen, die allophonische Varianten gegenüberstellen, unbewußt. Nur wenn man, mit der NP, eine Ebene der Phoneme als „Lautintentionen" annimmt, läßt sich erklären, warum bei ihrer Perzeption automatisch die phonologischen Prozesse ‚abgezogen' werden, die lediglich artikulatorische, meist assimilatorische Anpassungen bewirken: intendiert ist immer noch /č/, weswegen die Verstimmhaftung zu [j] unbeachtet bleibt, während die Verstimmhaftung von [k] zu [g] nicht mehr eindeutig entscheiden läßt, ob /k/ oder /g/ intendiert ist. Ohne eine phonematische Repräsentationsebene (zu der übrigens auch bei

[14] Im gegebenen Fall einmal lexikalisch und einmal postlexikalisch.

Stampe einer morphophonemische hinzukommt) läßt sich dieser Unterschied in der Wahrnehmung von Lautalternationen nicht erfassen.

Aus der vorangegangenen Diskussion der Regeltypen, die in einigen neueren monolektalen Phonologietheorien unterschieden werden, läßt sich nun eine der beiden notwendigen Dimensionen für ein Modell der Alltagssprache gewinnen: nämlich die Dimension der vertikalen Organisation des Repertoires, entsprechend dem Kontinuum zwischen morphonologischen und phonologischen Regel(anwendungen). Diese Dimension wird im folgenden als *Grammatikalisierungsdimension* bezeichnet. Wir werden außerdem, wie die LP, davon ausgehen, daß Regeln/Prozesse unabhängig von ihren Anwendungsdomänen formuliert werden und sich nach ihrem Anwendungsbereich innerhalb der vertikalen Struktur des Repertoires unterscheiden. (Wenn also in den folgenden Abschnitten z. B. von „postlexikalischen Regeln" die Rede ist, so sind darunter Regeln zu verstehen, deren Anwendungsdomäne allein im postlexikalischen Bereich liegt.) Unberücksichtigt bleibt dabei die Frage, ob sich diese Zuordnung aus allgemeineren Prinzipien ableiten läßt oder frei festgelegt werden kann.

Zugrundeliegende Lexikoneinträge (Lexeme) durchlaufen in einer bestimmten Reihenfolge morphologische Operationen und werden zu Wörtern, bevor sie in die Syntax übernommen werden. Die phonologischen Regeln werden auf die jeweils resultierenden Strukturen angewendet, soweit es ihre Domänenspezifizierung erlaubt.

Wie in NP und LP, so wird auch im folgenden eine phonematische Repräsentationsebene angenommen. Im Gegensatz zu den Strata der LP wird jedoch die vertikale Organisation des Repertoires nach phonologischen, nicht morphologischen Kriterien bestimmt. Daraus ergibt sich eine andere Hierarchisierung der morphologischen Einheiten als in der LP. Der Versuch, morphologische und phonologische Hierarchien in der rigiden Art und Weise zu parallelisieren, die in der LP gefordert wird, führt nämlich zu empirisch unbefriedigenden Ergebnissen für die Phonologie, wofür in erster Linie die Vermischung zweier Gesichtspunkte bei der Definition von Strata verantwortlich ist: der Gesichtspunkt der Regelmäßigkeit und semantischen Durchsichtigkeit morphologischer Prozesse und der Gesichtspunkt der Domänen für phonologische Prozesse. Nach dem morphologischen Kriterium lagern sich in den frühesten (tiefsten) Straten die Operationen mit den meisten Ausnahmen ab. Das phonologische Kriterium erfaßt hingegen die Idee (die mit diesem Regularitätskriterium nichts zu tun hat), daß bestimmte phonologische Regeln in einer Sprache wie dem Deutschen morphosyntaktische Grenzen nicht überspringen können oder, umgekehrt, voraussetzen. Die funktionale Erklärung für diese morphosyntaktischen Blockierungen ist natürlich, daß Morpheme und Wörter als wichtigste Sinneinheiten vor dem nivellierenden Zugriff phonologischer Regeln geschützt werden sollen, die die Grenzen zwischen

ihnen verwischen und sie weniger gut identifizierbar machen würden. Diese Nivellierung würde eintreten, weil im Zuge der Derivation und Komposition sowie der syntaktischen Verknüpfung eine Resilbifizierung der zugrundeliegenden Elemente möglich ist, die lediglich auf phonologische Kontextmerkmale bezug nehmende phonologische Regeln erneut anwendbar macht.[15]

Das Problem bei der Definition von Strata im Sinn der Lexikalischen Phonologie ist nun, daß das Kriterium der morphologischen Regularität und das der morphosyntaktischen Definition von Domänen für phonologische Regeln nicht immer zu den gleichen Ergebnissen führen. Am eklatantesten ist dies im Fall der Komposition im Deutschen. Sie ist als morphologischer Prozeß ziemlich undurchsichtig; die Komposita können oft nicht aufgrund allgemeiner Regeln (analog zu den syntaktischen) erzeugt werden, und ihre semantische Interpretation ist in vielen Fällen nicht aus ihrer Struktur vorhersagbar. Konsequenterweise ordnen die Lexikalischen Phonologen Komposition vor regelmäßiger Flexion an. Andererseits deutet in einem Standard/Dialekt-Repertoire wie dem Konstanzerischen (und übrigens auch in der deutschen Orthoepie) alles darauf hin, daß die relevante morphologische Einheit, die durch Blockierung phonologischer Regeln geschützt wird, das *Wort* ist (vgl. die Zusammenstellung in Tab. 24, S. 286 ff., sowie die folgende Diskussion). Viele Regeln — man denke nur an die Nasalassimilation oder die Erhaltung auslautenden /r/ vor Vokal — werden über Wortgrenzen nicht oder seltener als im Wort angewendet; auch bestimmte prosodisch-rhythmische Regelmäßigkeiten wie der Morenausgleich im Alemannischen bzw. Bairischen (Pfalzsches Gesetz) gelten nur im (nicht-komponierten) Wort. Umgekehrt werden manche Regeln fast nur auf und oberhalb der Wortgrenze angewendet — vgl. die ʔ-Insertion im Konstanzerischen. Zwischen Komposition und Syntax scheint hingegen in dieser Hinsicht nur ein geringerer (graduierlicher) oder kein Unterschied mehr zu bestehen: keiner der besprochenen Prozesse tritt im Lexikon (einschl. der Komposition), nicht aber postlexikalisch auf (oder umgekehrt). Das phonologische Kriterium der Domänenbeschränkung verlangt also, die Komposition auf ein späteres Stratum zu verlagern als die (regelmäßige) Flexion.

Daraus resultiert für die vorliegende, phonologisch ausgerichtete Arbeit eine Aufteilung des Lexikons in Derivation/Flexion auf der einen Seite und Komposition (die sich ganz oder tendenziell der Syntax anschließt) auf der anderen. Die phonemische Ebene ist die des nicht-komponierten

[15] Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich Sprachen in diesem Punkt sehr unterschiedlich verhalten; bekanntlich nimmt z. B. das Französische kaum Rücksicht auf morphologische Grenzen innerhalb einer phonologischen Phrase (vgl. allgemein dazu Pulgram 1970 und seine Unterscheidung zwischen „cursus"- und „nexus"-Sprachen).

Wortes, d. h. Alternationsphänomene oberhalb dieser Ebene werden nicht mehr auf Lautintentionen zurückgeführt.

6.2. Grundstrukturen des Modells

Das vorgeschlagene Modell sieht zwei Dimensionen vor, die jeweils dynamisch zu denken sind. Die erste ergibt sich daraus, daß (wie in der vorangegangenen Diskussion gezeigt) die Variationsphänomene im vertikalen Aufbau der Phonologie verankert und entsprechend mehr oder weniger resistent gegen intervenierende morpho-syntaktische Grenzen sind (Grammatikalisierungsdimension). Variationsphänomene können außerdem auf der vertikalen Dimension des Modells im Zuge des Sprachwandels ‚nach unten wandern', d. h. die Anwendbarkeit der entsprechenden Regel kann zunehmend grammatikalisiert werden. Die zweite Dimension des Modells ergibt sich aus dem Grundprinzip, daß die Trennung in Dialekt und Standardsprache aus der jeweils in einer konkreten soziolinguistischen Situation geltenden Spezifizierung der Regeltypen begründet werden muß und nicht schon vorausgesetzt werden darf. Das zu skizzierende Modell muß also offen genug sein, um sowohl den Fall einer rigiden Trennung von Standardsprache und Dialekt als auch den Fall einer weitgehenden Überlappung erfassen zu können; auf diese Weise läßt sich der alte Streit zwischen „Kontinuum" und „Existenzformen" in den Bereich verweisen, in den er gehört: nämlich in die Empirie. Dies ist die zweite dynamische Komponente des Modells, die seine horizontale Organisation ausmacht. Sie bestimmt die *Fokussiertheit* des Repertoires in Varietäten.

Das Modell unterscheidet mehrere Regeltypen, die in den folgenden Abschnitten genauer erläutert werden.

a) Phonologische Regeln *sensu stricto* mit lexikalischer oder postlexikalischer Anwendungsdomäne, entsprechend ihrer Grammatikalisierung. (Hinfort werden sie der Kürze halber lexikalische und postlexikalische Regeln genannt.) Regeln können auch variable Anwendungsdomänen haben, die sich z. B. über Teile des Lexikons und den postlexikalischen Bereich erstrecken. Phonologische Regeln sind dadurch gekennzeichnet, daß sie Merkmalsspezifikationen verändern oder Segmente einfügen bzw. tilgen. Sie können auf der horizontalen Dimension der Polung des Repertoires nach Standard und Dialekt die Wirkung haben, dialektalere bzw. standardnähere Formen einzuführen, oder aber auf dieser Dimension neutral sein.

b) Redundanzregeln (im Sinne von Archangeli 1984). Im Gegensatz zu den phonologischen Regeln *sensu stricto* fügen sie lediglich Merkmale in unspezifizierte Merkmalsmatrizen ein. Sie sind entweder Standardregeln

oder Dialektregeln oder auf der horizontalen Dimension unspezifiziert, d. h. für beide Bereiche gültig.[16]

c) (Lexikalische) Korrespondenzregeln, die zwischen dialektalen und Standard-Strukturen vermitteln.

6.2.1. Redundanzregeln

Wenn wir davon ausgehen, daß die phonematische Repräsentation eines Wortes die Lautintentionen auflistet, die ein Sprecher bei seiner Artikulation hat und die vom Hörer als solche wahrgenommen werden, dann folgt daraus, daß auf dieser Ebene die phonologischen Merkmale eines Segments voll ausspezifiziert sind. Vollständige Merkmalsmatrizen sind selbstverständlich redundant; z. B. spezifizieren sie hintere Vokale des Deutschen als [+rund], obwohl dies vorhersagbar ist. Redundanz der phonematischen Repräsentation bedeutet jedoch nicht, daß die davon verschiedene zugrundeliegende, morphonologische Repräsentationsform eines Lexems, in der es gespeichert wird, genauso redundant sein müßte. Vielmehr ist davon auszugehen, daß auf dieser Repräsentationsebene keine überflüssige Information vorhanden ist.[17]

Redundanzregeln legen z. B. fest, daß eine Sprache alle Plosive stimmlos realisiert, alle Hintervokale rundet oder im Silbenanstieg keine zwei Plosive zuläßt. Redundanzregeln erfassen also die „Markiertheitsbeziehungen" zwischen Merkmalen, d. h. die unter ihnen geltenden Implikationsbeziehungen. Aus der Art und Weise, wie sie unterspezifizierte morphonologische Repräsentationen zu voll spezifizierten phonematischen Repräsentationen auffüllen, läßt sich ablesen, bis zu welchem Grad das phonologische (und phonotaktische) System einer Sprache natürlichen Prinzipien entspricht. Die Teleologie der Redundanzregeln ist in der Regel die der Fortisierung. Dies entspricht ihrer Funktion, ein Phoneminventar mit möglichst gut perzipierbaren Kontrasten aufzubauen — und dem semiotischen Charakter des Phonems, das ‚Andersheit' als Signifikat hat.[18] Wo die Redundanzregeln im Laufe der lexikalischen Ableitung zum Einsatz kommen, ist nicht

[16] Die Redundanzregeln haben eine deutliche Ähnlichkeit zu den prälexikalischen Prozessen bzw. Regeln der Natürlichen Phonologie (vgl. z. B. auch deren Verwendung in der bidialektalen Phonologie Moosmüllers, Kap. 5, S. 253). Allerdings operieren sie nicht nur auf der zugrundeliegenden Struktur des Lexikons. Merkmalsmatrizen können nämlich auch noch im Lexikon aufgefüllt werden (z. B. bei Vokalharmonie oder bei der Ausspezifizierung von Epenthese-Vokalen). Eine voll spezifizierte Merkmalsmatrix wird erst auf der phonemischen Ebene, also an der ‚Oberfläche des Lexikons' gefordert, d. h. vor Anwendung der postlexikalischen Regeln.

[17] Zu den Details dieser „Unterspezifizierung" vgl. Archangeli 1984, die allerdings keine eigene phonematische Repräsentationsebene vorsieht.

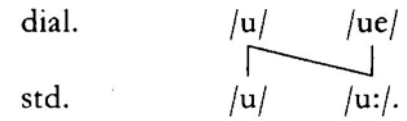
[18] „Mere otherness" — so Jakobson & Halle 1956: 16.

a priori zu entscheiden. Manche von ihnen können schon auf der tiefsten Ebene des Lexikons eingesetzt werden; zum Teil sind sie sogar auf diese Ebene beschränkt (so die s-Palatalisierung im Konstanzerischen, eine phonotaktische Redundanzregel, die durch morphologische Grenzen blockiert wird). Andere werden erst im Laufe der lexikalischen Ableitung oder an deren Ende relevant (z. B. die Regel, die den unmarkierten deutschen Vokal *ə* ausbuchstabiert).

Welche Rolle spielen Redundanzregeln für die Fokussierungsdimension des Repertoires? Sie sind selbst nicht variabel und erzeugen lediglich die phonematischen Kontraste *in* der jeweiligen Varietät. Die Fokussierung des Dialekt- und des Standardbereichs wird vielmehr dadurch festgelegt, wie viele Redundanzregeln für das gesamten Repertoire gelten und wieviele dialektal oder standardsprachlich markiert sind. Denkbar ist ein Repertoire, das trotz hoher interner Variabilität mit einer einheitlichen (nicht nach Dialekt und Standardsprache differenzierten) Menge von Redundanzregeln auskommt. Es hat dann eine gemeinsame zugrundeliegende Struktur (die aber nicht künstlich durch monolektal nicht notwendige, abstrakte Strukturen hergestellt wird, sondern sich aus der fehlenden phonematischen Differenzierung der beiden Varietäten ergibt). Alle Variation produzierenden Regeln operieren im lexikalischen oder postlexikalischen Bereich. Der andere Extremfall ist erreicht, wenn schon zugrundeliegend zwei Varietäten voneinander getrennt werden müssen, die die universalphonologisch denkbaren kontrastbildenden Dimensionen jeweils ganz unterschiedlich aufteilen — etwa in manchen bilingualen Repertoires mit typologisch radikal verschiedenen Sprachen. Im Falle einsprachiger Repertoires überschneiden sich die zugrundeliegenden Phoneminventare meist erheblich; ein Großteil der Redundanzregeln ist dann nicht weiter spezifiziert, einige aber bauen standard- bzw. dialekttypische phonematische Kontraste auf.

Vergleicht man die durch Redundanzregeln konstituierten Phoneminventare miteinander, so lassen sich — im Dresslerschen Sinne — zweiseitig rekonstruierbare („biunique"), einseitig rekonstruierbare („unique") oder zweiseitig nicht rekonstruierbare („non-unique") Beziehungen feststellen. Zweiseitige Rekonstruierbarkeit ist zum Beispiel gegeben, wenn die stimmhaften Obstruenten, die durch die Redundanzregel der einen Varietät erzeugt werden, in ihrem phonematischen Gehalt (also der Menge von Oppositionen, die sie eingehen) ausschließlich den Lenes entsprechen, die durch die entsprechende Regel der anderen erzeugt werden und umgekehrt. Einseitige Rekonstruierbarkeit liegt vor, wenn eine Differenzierung, die durch eine Regel eingeführt wird, im jeweils anderen Bereich keine Entsprechung hat; etwa wenn im einen Fall gerundete (labiopalatale) und ungerundete (palatale) Vordervokale unterschieden werden, im anderen aber nicht. Hier läßt sich zwar aus der differenzierteren Seite die weniger differenzierte regelmäßig ableiten, jedoch nicht umgekehrt. Mit einer wech-

selseitig unrekonstruierbaren Beziehung haben wir es bei lexikalischen Umbesetzungen zu tun; z. B. entspricht in den südlicheren alemannischen Dialekte, die die nhd. Dehnung nicht mitgemacht haben, einem dial. /u/ teils ein /u:/, teils ein /u/ des Standards, einem /u:/ des Standards teils ein /u/ des Dialekts, teils ein /ue/:



Der Vergleich der Redundanzregeln der Varietäten macht aber auch Aussagen darüber möglich, ob die eine der beiden mehr als die andere mit natürlichen (Fortisierungs-)Teleologien kompatibel ist. Vergleicht man z. B. Dialekt- und Standardbereich innerhalb des Konstanzer Repertoires, so zeigt sich, daß die Standardsprache im Falle des hinteren Diphthongs (*au*) die Komponenten des Diphthongs stärker dissimiliert hat als der Dialekt (*ou*). Der Standard hat deshalb hier unter universalphonologischen Gesichtspunkten das ‚bessere' (optimal die Perzeption unterstützende) System.

Die Redundanzregeln selbst stellen aber keine Verbindung zwischen den Varietäten eines Repertoires her. Dennoch sind sich die Sprecher — wie die Linguisten — der Unterschiede auf dieser Ebene bewußt. Außerdem gibt es gute Evidenz dafür, daß sich Phonemsysteme im Sprachkontakt gegenseitig beeinflussen können und daß die Sprecher analogisierend Distinktionen aus der einen Varietät in die andere übernehmen bzw. mangelnde Distinktionen aus der einen in die andere generalisieren. Um solche Phänomene zu erfassen, die eine Verbindungen zwischen den zugrundeliegenden Repräsentationen der beiden Varietäten voraussetzen, ist ein weiterer Regeltyp nötig, nämlich die (lexikalischen) Korrespondenzregeln.

6.2.2. Korrespondenzregeln

Redundanzregeln konstituieren einen gemeinsamen Teil des Lexikons mit unmarkierten Strukturen, daneben die dialektalen und die des Standards. Zu den markierten Einträgen gehören alle jene, die Phoneme enthalten, die (in dieser Umgebung oder allgemein) nur in der einen oder der anderen Varietät erlaubt sind. Das erwachsene Mitglied der Sprechgemeinschaft hat gelernt, diese Lexikoneinträge aufeinander zu beziehen; ein Mitglied der Konstanzer Sprechgemeinschaft weiß z. B., daß Dialektwörtern mit ungerundeten Vordervokalen mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit phonetisch und semantisch ähnliche Standardwörter mit gerundeten Vordervokalen entsprechen. Zwischen [b̥iks] und [b̥yks] muß also eine asso-

ziative Beziehung bestehen, die nicht in jedem Fall der Verwendung der Wörter wieder neu hergestellt, sondern lediglich bestätigt wird. Beide Wörter werden als Bestandteile der jeweiligen Varietäten erlernt; darüber hinaus sind sie aber — zumindest als Merk- (Speicher-)hilfe — miteinander verbunden. Eine solche Assoziation zwischen lexikalischen Repräsentationen wird durch eine Korrespondenzregel erfaßt. Die unterschiedlichen Phoneminventare treten erst durch Korrespondenzregeln in Verbindung.

Korrespondenzregeln haben also die Funktion, Strukturen im Standardteil des Lexikons mit solchen aus dem dialektalen Teil zu verbinden. Aus den zahlreichen einzelnen Korrespondenzregeln kann der Sprecher um so besser einen systematischen Zusammenhang herausgeneralisieren, je eindeutiger Standard- und Dialekteinträge wechselseitig rekonstruierbar sind. Dennoch haben solche Generalisierungen nie den Status phonologischer Regeln, sondern lediglich den ‚gewußter' (und bewußter) *Tendenzen*, etwa: ‚dem *i* im Dialekt entspricht manchmal ein *ü* im Standard'. Je weniger häufig gleichgerichtete Korrespondenzregeln sind, um so weniger leicht ist die Tendenz noch zu erkennen. Die Mitglieder einer Sprechgemeinschaft verfügen über ein solches Wissen meist in sehr unterschiedlichem Maße; es ist nicht nötig, um den Dialekt oder Standard zu sprechen, sondern sozusagen eine zusätzliche Merkhilfe, die sich im subjektiven ‚Sprachgefühl' niederschlägt.

In soziolinguistischen Situationen, in denen eine der beiden Varietäten erst sekundär erworben wird, kann es allerdings vorkommen, daß solche Tendenzen zur Generierung der Formen der schlechter beherrschten Varietät eingesetzt werden. Sie werden dann also zu phonologischen Regeln uminterpretiert; wenn lediglich einseitige Rekonstruierbarkeit besteht und die „Zielvarietät" informationsreicher ist als die „Ausgangsvarietät", führt dies zu Übergeneralisierungen. (Solche uminterpretierten Tendenzen sind Wurzels „Adaptionsregeln", von denen in Kap. 5.2. die Rede war.)

Viele historische Veränderungen auf dem Weg vom mittelhochdeutschen zum neuhochdeutschen Vokalsystem sind kontextfreie Fortisierungen gewesen. Dabei hat sich eine Redundanzregel verändert. Z. B. trat an die Stelle der Regel, die fordert, daß ein nach hinten ausgleitender Diphthong als /ou/ zu realisieren ist, eine neue, die diesen Diphthong als /au/ spezifizierte. Nicht alle Dialekte haben diese Veränderung mitgemacht. Unter anderem sind die Korrespondenzregeln deshalb auch der Reflex lexikalischer Gruppenbildung auf einer früheren Sprachstufe.

Einst generelle Tendenzen, die eine Vielzahl von Lexemen aus dem Standard- und Dialektbereich miteinander verbinden, können im Laufe der Zeit quasi die ihnen zugeordneten Belege verlieren (indem einzelne Korrespondenzregeln aufgegeben werden, weil die dialektale Form sich der der Standards anschließt bzw. umgekehrt), so daß ihre Berechtigung zunehmend schwindet; am Endpunkt einer solchen Lexikalisierung bleiben

nur noch wenige isolierte Fälle übrig, und die Tendenz schwindet aus dem Bewußtsein. (In Kap. 3 wurde für das Konstanzerische gezeigt, daß dort im Falle der Variation zwischen alten eingleitenden Diphthongen und neueren Langvokalen eine solche lexikalische Erosion stattfindet.) Korrespondenzregeln sind aber auch der Endpunkt von Grammatikalisierungsbewegungen, die aus dem postlexikalischen Bereich kommen.

6.2.3. Postlexikalische Regeln

Die prototypische postlexikalische Regel ist problemlos mit einer Lenisierungsteleologie in Verbindung zu bringen. Postlexikalische Regeln verbessern die Perzipierbarkeit meist nicht, sondern verschlechtern sie. Sie machen dafür eine Lautsequenz besser aussprechbar. Es kommt häufig zu Neutralisierungen in den phonematischen Strukturen, auf denen sie operieren; diese sind dann oft nur noch unter massivem Rekurs auf den sprachlichen und nichtsprachlichen Kontext rekonstruierbar.

Postlexikalische Regeln sind fast immer kontextabhängig. Eine Ausnahme zu dieser Eigenschaft prototypischer postlexikalischer Regeln bilden lediglich die sog. „Verstärkungsregeln" (*enhancement rules*; cf. Stevens, Keyser & Kawasaki 1986). Sie führen phonetische Merkmale ein, die in der phonematischen Repräsentation nicht vorhanden, weil nicht distinktiv sind, die jedoch andere, distinktive Merkmale perzeptorisch verdeutlichen (z. B. die Aspiration stimmloser Plosive, die Pränasalierung stimmhafter Plosive, etc.). Solche Regeln sind immer kontextfrei und fortisierend, trotzdem aber postlexikalisch.

Postlexikalische Regeln produzieren oft kontinuierliche Übergänge, denn hier gehen sowohl die binären Merkmalsstrukturen zugunsten skalarer verloren, als auch die Grenzen zwischen den Segmenten. Von den Sprechern werden postlexikalische Veränderungen nicht wahrgenommen; entsprechend fehlt das Bewußtsein für Unterschiede auf der horizontalen Organisationsebene des Repertoires. Dies ergibt sich aus der Tatsache, daß sie auf phonematische Repräsentationen angewendet werden und die Sprachbenutzer die in jenen enthaltenen Lautintentionen wahrnehmen, auch wenn sie durch postlexikalische Prozesse verwischt werden.

Postlexikalische Regeln können — meist über das Zwischenstadium lexikalischer (morphonologischer) Regeln — soweit erstarren, daß sie nur noch in wenigen Standard/Dialekt-Wortpaaren ihre Spuren hinterlassen. Die Regel selbst geht dann verloren; ihre Überreste werden im Lexikon durch Korrespondenzregeln aufeinander bezogen. Wörter wie konstanzerisch *werre/worre* und std. *werden/geworden*, dial. *wEsche* und std. *waschen* sind auf diese Weise aufeinander bezogen. Der ursprüngliche postlexikalische Prozeß — Reduktion von Konsonantenverbindungen durch /d/-Tilgung bzw. Umlaut vor /ʃ/ — ist nicht mehr sichtbar.

Daneben ist eine zweite Uminterpretation von Regeln durch Sprachwandel zu beobachten, die postlexikalische Regeln einführt: im Falle zweiseitig oder einseitig rekonstruierbarer Beziehungen zwischen Teilbereichen der beiden Phonemsysteme können Unterschiede im Phoneminventar bzw. der Phonotaktik von Dialekt und Standardsprache im Laufe der Annäherung zwischen den beiden zu postlexikalischen Unterschieden werden.[19] Bei einer solchen Reinterpretation des Prozesses wird die weniger differenzierte Struktur aus der differenzierteren im Sinne einer postlexikalischen Lenisierung abgeleitet — z. B. also die ungerundeten Vokale aus den gerundeten durch eine Entrundungsregel, oder die Sekundärdiphthonge aus dem Extremdiphthongen (*au* → *ou*).

6.2.4. Lexikalische (phonologische) Regeln

Im Lexikon operieren weitere phonologische Regeln, die im Gegensatz zu den postlexikalischen auf morphologische und/oder lexikalische Faktoren bezug nehmen. Zum Beispiel wurde in Kap. 2.2.9. gezeigt, daß die n-Apokope im Nebenakzent im Konstanzerischen die Existenz einer Morphemgrenze voraussetzt; die Regel kann also nicht postlexikalisch sein. Lexikalische phonologische Regeln sind weniger durchsichtig und weniger gut phonetisch begründbar als prä- und postlexikalische. Sie sind jedoch ebenfalls eher lenisierend als fortisierend. Postlexikalische Regeln können im Laufe des Sprachwandels zu lexikalischen grammatikalisiert werden.

Für die horizontale Dimension des Models sind lexikalische Regeln wichtiger als postlexikalische. Sowohl im Falle der lexikalischen als auch im Falle der postlexikalischen Regeln müssen jedoch die folgenden Fälle unterschieden werden: a) Eine Regel kann auf Strukturen angewendet werden, die in irgendeinem Bereich des Repertoires (Standard, Dialekt, neutral) produziert worden sind. Die Regel kann dann eine dialektalisierende oder standardisierende Wirkung auf diese Struktur haben, d. h. die Regelausgabe ist dialektal(er) oder standardkonform(er) als die Eingabe. Ein einschlägiges Beispiel ist wiederum die n-Apokope im Nebenakzent. b) Eine Regel kann nur auf Strukturen angewendet werden, die schon im dialektalen, im Standard- oder im neutralen Bereich des Repertoires stehen, d. h. Dialektalität oder Standardkonformität werden als Bedingung für die Regeleingabe benötigt. Es ist auch möglich, daß eine Regel fakultativ ist, im dialektalen oder Standard-Bereich des Lexikons jedoch immer anzuwenden ist bzw. umgekehrt.

Wie bereits angedeutet wurde, spielt in der deutschen Phonologie die Ebene des phonologischen Wortes eine zentrale Rolle. Es ist deshalb sinnvoll, im Lexikon zwischen den morphologischen Prozessen Derivation

[19] Vgl. Moosmüllers „Dialektangleichungen" (1984); dazu auch Kap. 5, S. 254.

und Flexion (und der Klitisierung) auf der einen, und der Komposition auf der anderen Seite eine phonologisch motivierte Trennung vorzunehmen. Dies wird auch durch die folgende Beobachtung nahegelegt: Eine Reihe von Regeln, die für die Beschreibung des Konstanzer Repertoires benötigt werden, haben eine variable Anwendungsdomäne. Im Wort sind diese Regeln obligatorisch oder nicht anwendbar, in größeren Einheiten hingegen variabel. Die Ebene, auf der die Regel von einer kategorischen in eine variable umschlägt, ist die des Wortes. Sie erweist sich damit als Schnittpunkt, in dem einerseits die lexikalischen Regeln ihre obere Schranke, andererseits die ‚post'-lexikalischen Regeln mit variabler Ausdehnung ins Lexikon hinein ihre untere Schranke haben. Wieder erweist sich das ‚Kästchendenken' nicht nur für die ‚horizontale' Dimension (Fokussierung von Varietäten) eines realistischen Phonologiemodells, sondern auch für die ‚vertikale' (Abgrenzung sprachlicher Ebenen) als wenig brauchbar.

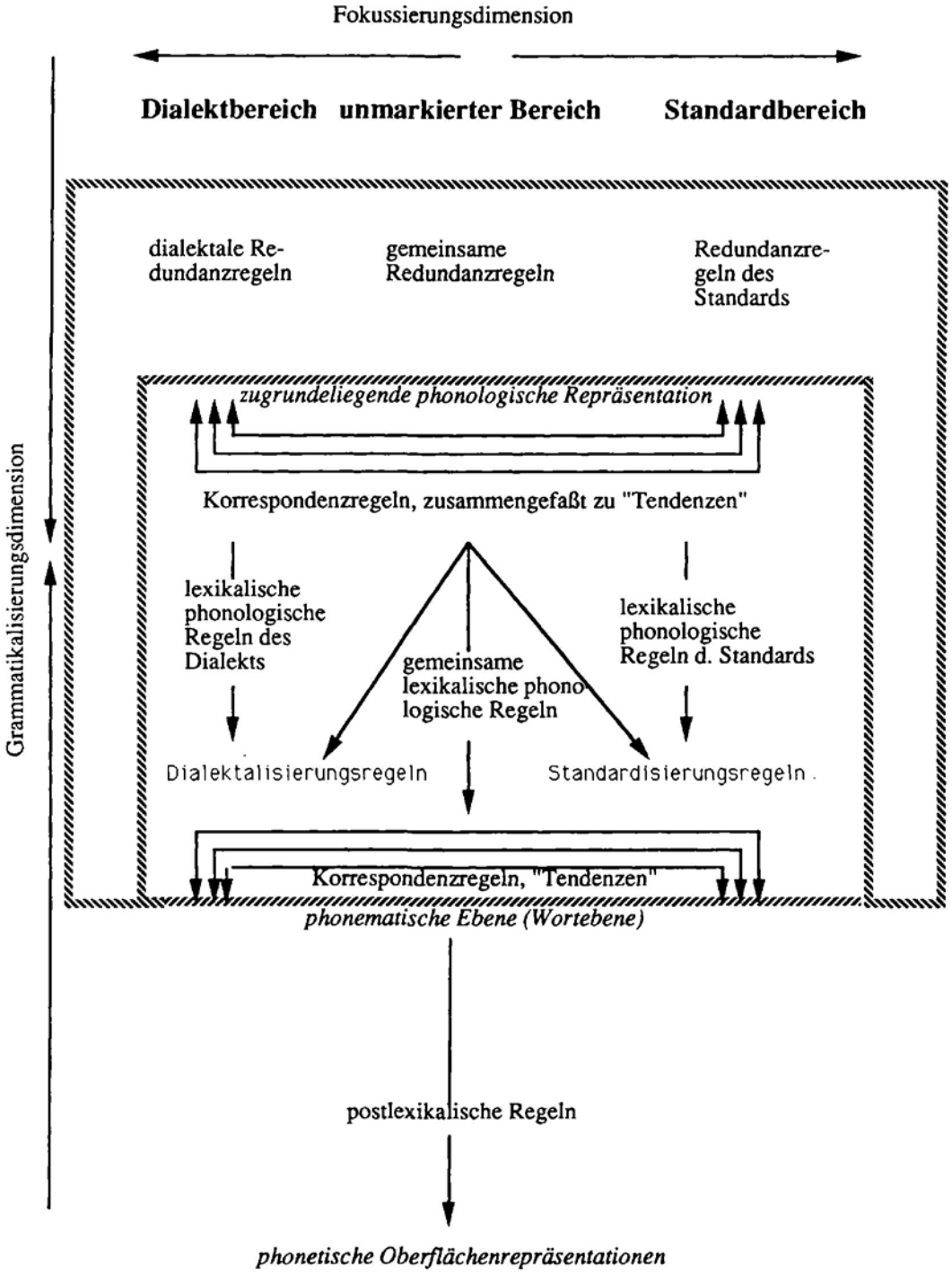
6.2.5. Zusammenfassung

Das allgemeine Modell läßt sich in der Graphik auf S. 278 veranschaulichen. Nicht alle Korrespondenzregeln müssen/können auf der Ebene der zugrundeliegenden Repräsentation formuliert werden. Das Modell sieht deshalb vor, daß Korrespondenzregeln auf jeder lexikalischen Ableitungsstufe formuliert werden können, also z. B. auch zwischen Wörtern statt Morphemen. (Beispiele dafür werden in 6.4. diskutiert.)

Die obige Darstellung entspricht zugleich dem empirisch wichtigsten Fall eines Repertoires mit zwei Polen (Dialekt, Standard), die dennoch nicht zu undurchlässigen Varietäten fokussiert sind. Der unrealistischste Fall eines rein monolektalen Repertoires, in dem alle auftretende Variation im postlexikalischen Bereich (durch die fakultative — situationsspezifische — Anwendung von artikulatorischen Schwächungsprozessen) zustande kommt, ist ein Extremfall des allgemeinen Modells, nämlich der in der Graphik auf S. 279 dargestellte. Dies ist der Fall, auf den sich monolektale Phonologien beschränken. Der andere Extremfall ist der einer durchgängigen Trennung der beiden Varietäten, die nur durch Korrespondenzregeln im lexikalischen Bereich verbunden sind; außerdem sind die postlexikalischen Regeln weiterhin unmarkiert (vgl. die Graphik auf S. 280). Dies ist das sog. Zweikompetenzen-Modell, wie es im letzten Kapitel (5.4.) diskutiert wurde.

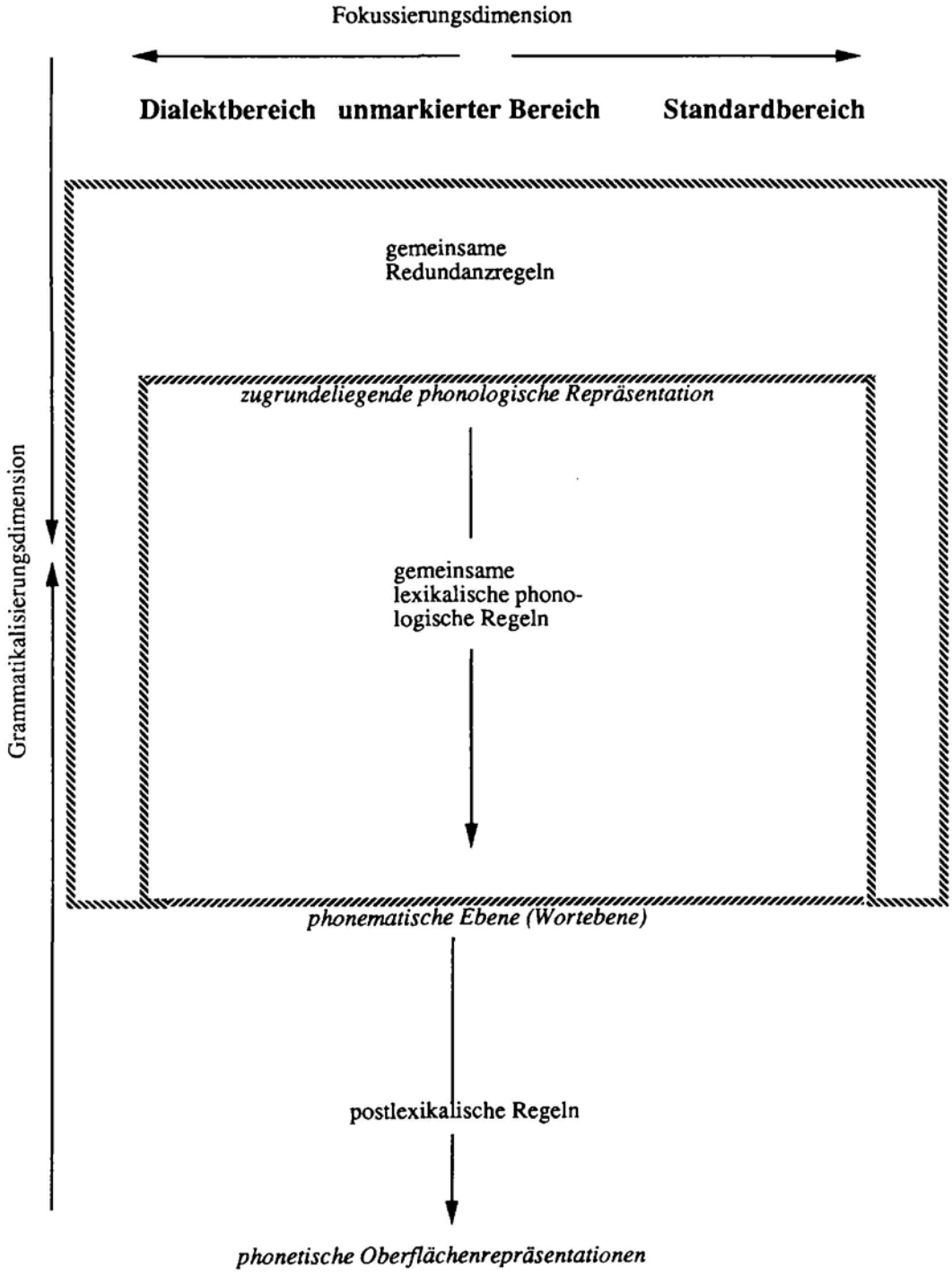
6.3. Regelformate

Im folgenden Abschnitt werden die Regeln des Konstanzerischen gegeben, die die beobachteten Variationsphänomene horizontal und vertikal im



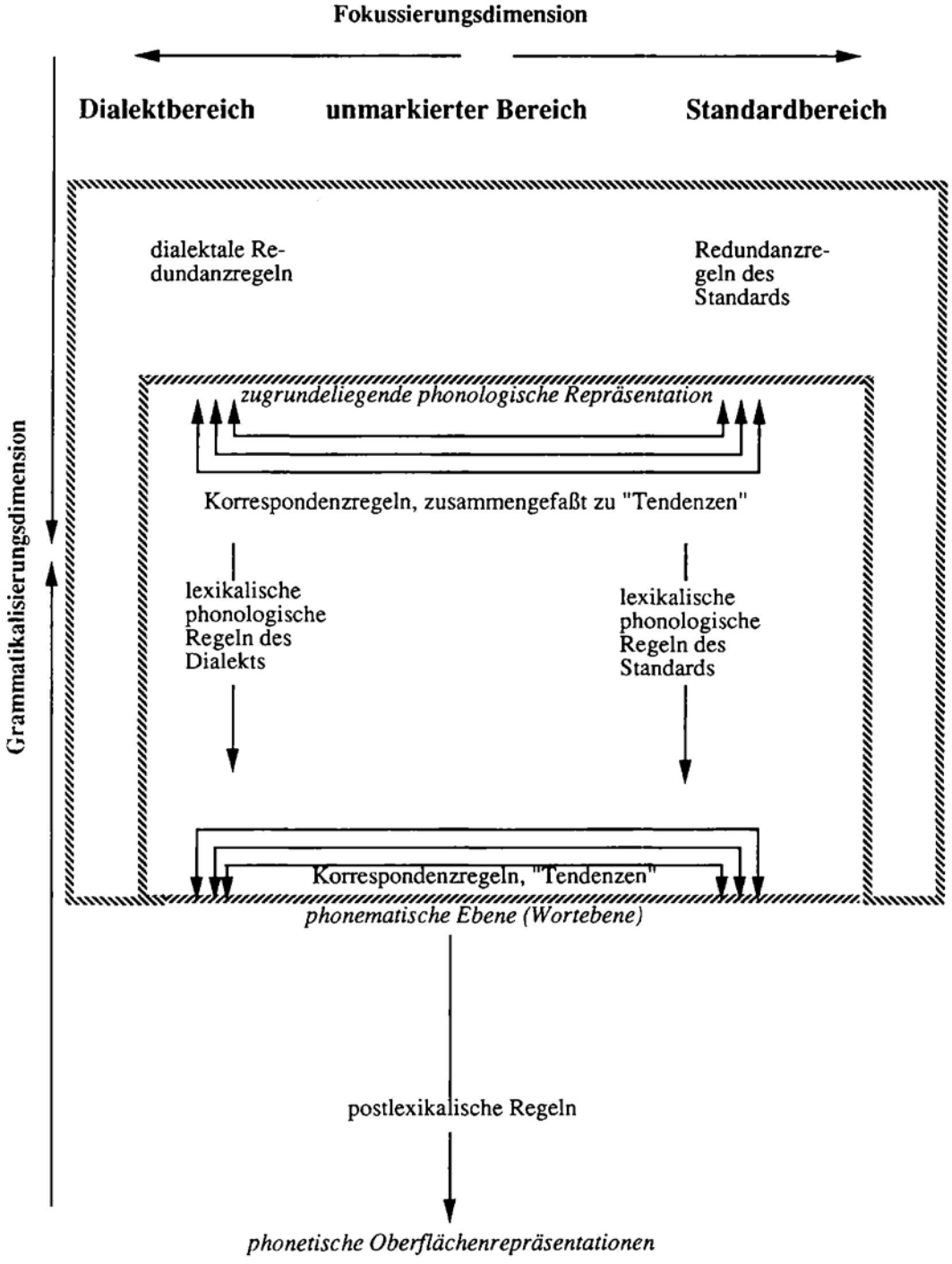
Modell verorten. Zur technischen Seite dieser Regeln sind zunächst einige Vorbemerkungen nötig.

Die verwendete Schreibweise ist die der mehrlagigen Phonologie. Sie wurde bereits in Kap. 2 (S. 32 ff.) zur Darstellung der Silben- und Morenstruktur eingeführt. Silben, die den Wortakzent tragen, werden gegebe-



nenfalls durch [+stress] markiert, „unakzentuierte Silben" (solche mit „Tertiärakzent") durch [-stress].[20] In diesem Kapitel wird die mehrlagige

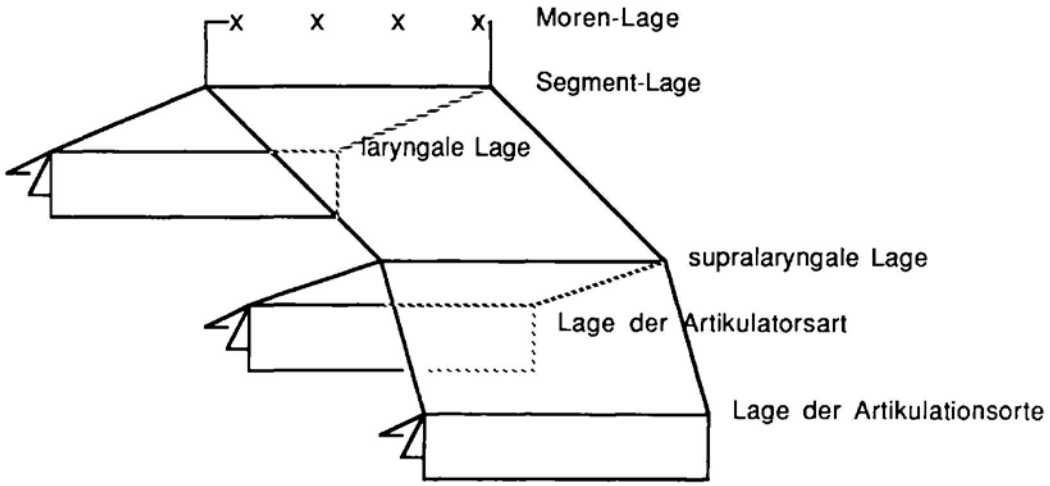
[20] Natürlich ist dies eine sehr unbefriedigende Repräsentation der Akzentuierungsregeln. Da die metrische Struktur des Deutschen in dieser Arbeit aber lediglich im Zusammenhang der Schwa-Elision eine Rolle spielt, ist sie für die vorliegenden Zwecke ausreichend.



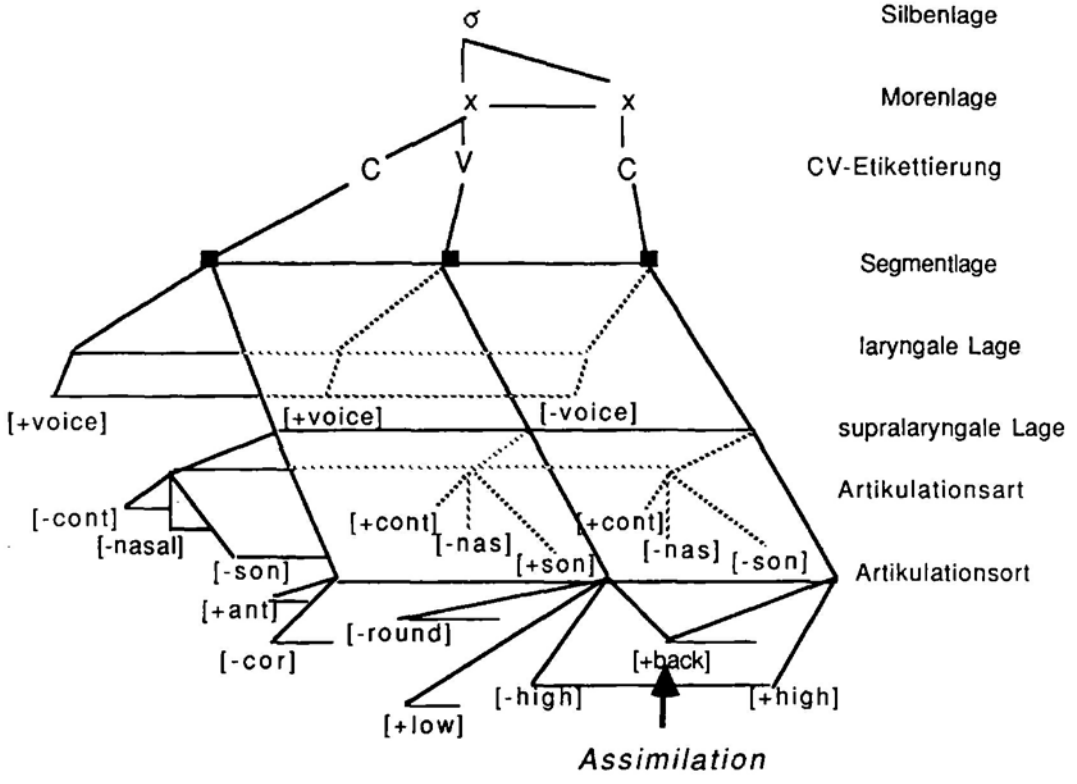
Schreibweise auch auf die Segmente ausgedehnt, die bisher noch als unhierarchisierte Merkmalsbündel aufgefaßt wurden.[21] Zu diesem Zweck

[21] Die Vorteile dieses Ansatzes und seine technische Seite können hier nicht im Detail ausgeführt werden. Verwiesen sei auf die Darstellung von Clements 1985.

werden weitere Lagen („tiers"), entsprechend komplexen artikulatorischen Gesten („gestures") eingeführt: zunächst eine laryngale Lage, die vor allem Merkmale dominiert, die auf die Stellung der Glottis und der Stimmlippen zurückgehen (Aspiration, Stimmhaftigkeit, Präglottalisierung, Implosion/ Explosion etc.) und eine supralaryngale Lage. Diese dominiert selbst wieder (mindestens) zwei weitere Lagen, nämlich zum einen die Lage der Artikulationsart, die Merkmale wie Nasalität, Sonorität, Kontinuanz dominiert, zum anderen die Lage der oralen Artikulation selbst, unter die die Merkmale subsumiert werden, die spezifische Verbindungen aus Artikulatoren und Artikulationsstellen symbolisieren. Hierher gehören Apikalität, Labialität, hintere oder vordere, hohe oder tiefe Zungenstellung etc. Die mehrdimensionale Merkmaldarstellung wird in der folgenden graphischen Darstellung, die sich an Clements (1985) anlehnt, veranschaulicht:



Der Vorteil der mehrlagigen Schreibweise wird vor allem bei der Analyse von Assimilationsphänomenen deutlich. Sie werden nun nämlich sehr einfach als Ausdehnung („spreading") einer assimilierenden Merkmalsspezifizierung auf eine assimilierte beschreibbar: die Merkmalskonstellationen der beiden assimilierten Segmente überschneiden sich an der entsprechenden Stelle. Als Beispiel für die Darstellungsweise sei hier der einfache Fall der Assimilation von /x/ im standarddeutschen Wort *Bach* in multidimensionaler Schreibweise wiedergegeben (die englischen Merkmalsbezeichnungen werden der Einfachkeit halber beibehalten; um die graphische Darstellung nicht zu unübersichtlich werden zu lassen, sind die Merkmale auf der untersten Ebene, die jeweils eigene terminale Lagen darstellen, nicht mehr miteinander verbunden):



Die Hierarchie der Lagen symbolisiert die Abhängigkeit der Merkmale untereinander: die geringste Abhängigkeit besteht demzufolge zwischen der laryngalen Geste und den übrigen Lagen, sodann zwischen der Lage der Artikulationsart und der des Artikulationsorts. Assimilationen sind deshalb um so vollständiger, je ‚höher' sie in der Hierarchie stehen. Vollständige Assimilationen erfassen die Segmentlage, auf der die Ausbreitung des assimilierenden Elements stattfindet, teilweise Assimilationen erfassen tiefere Lagen, die aber selbst noch andere dominieren, einfache Assimilationen erfassen einzelne Merkmale (wie im diskutierten Fall des dt. /x/ das Merkmal [back]).

Transformationen durch Regeln lassen sich oft einfach als Veränderungen der Geometrie notieren: eine Assoziationslinie wird gelöst oder neu gezogen. Statt der traditionellen Schreibweise (A → B/C__D) wird in solchen Fällen die zu lösende Assoziationslinie durchgestrichen bzw. eine neue Verbindung als dicke unterbrochene Linie markiert. Tilgungsregeln werden ebenfalls soweit möglich durch Durchstreichen der obersten Assoziationslinie gekennzeichnet. Soweit das traditionelle Format der kontextabhängigen Ersetzungsregeln verwendet wird, wie dies bei Regeln erforderlich ist, die Merkmale ersetzen, wird die Kontextangabe trotzdem in mehrlagiger Schreibweise gegeben und die Stelle, an der die Ersetzung zu erfolgen hat, durch ___ markiert. Manchmal ist es notwendig, auf die

Kontextinformation ‚letztes' bzw. ‚erstes Element einer Kategorie' zu verweisen, um z. B. den Silbenauslaut oder -anlaut zu kennzeichnen. Dies geschieht durch ein | rechts bzw. links des fraglichen Elements. Gelegentlich wird als Abkürzung ein Segment durch sein Buchstaben-Symbol gekennzeichnet, wenn die Merkmalsgeometrie für die Regelformulierung irrelevant ist. Auslassungen innerhalb der Merkmalsgeometrie sind durch durchbrochene Linien deutlich gemacht.

Die Regeln, mit denen wir im Konstanzer Repertoire zu tun haben, sind zu einem guten Teil keine kategorischen, sondern variable Regeln. Sie werden zudem oft in ihrer Anwendungswahrscheinlichkeit von bestimmten Kontextfaktoren beeinflußt. Es stellt sich also das Problem, wie Variabilität und diese beeinflussende Parameter behandelt werden sollen.

Nicht zuletzt, um die Darstellung nicht zu komplizieren, wird im folgenden darauf verzichtet, beeinflussende Kontextfaktoren in der Regel selbst zu notieren. Dabei spielt auch die Überlegung eine Rolle, daß zwischen der Kontextsensitivität einer Regel und der Beeinflussung ihrer Anwendbarkeit durch Kontextfaktoren ein wesentlicher Unterschied besteht. Auch wenn eine variable Regel nicht in allen Kontexten gleich häufig angewendet wird, ist sie deshalb noch keine kontextsensitive Regel; d. h. ihre Plausibilität oder Natürlichkeit ist von diesen Faktoren unabhängig. Echte kontextsensitive Regeln (z. B. Assimilationen) sind auf ihren Kontext kategorisch angewiesen, der deshalb auch mit formuliert werden muß. Kontextfaktoren, die die Anwendbarkeit einer Regel beeinflussen, können durchaus ebenfalls in einer ‚natürlichen' Beziehung zu dem Prozeß stehen, der sich in der Regel ausdrückt. Sie gehören jedoch nicht zu diesem Prozeß selber. Aus diesem Grund werden beeinflussende Faktoren zusammen *mit* der Regel (in „Prosa") genannt, aber nicht *in* ihr formuliert. Dasselbe gilt für Häufigkeitsangaben, die, nicht als numerisch-präzise Prozentwerte, wohl aber als Ungefähr-Werte (‚häufig', ‚selten' etc.), Teil des subjektiven Wissen der einzelnen Mitglieder der Sprechgemeinschaft über ihr Repertoire sind. Häufigkeitsangaben werden (außer bei den kategorischen Redundanzregeln) für alle Regeltypen gemacht; also auch im Zusammenhang der lexikalischen Korrespondenzregeln (und zwar jeweils einzeln, denn auch durch eine Tendenz zusammengefaßte Korrespondenzen müssen nicht unbedingt gleiche Häufigkeiten der korrespondierenden Elemente aufweisen), sowie für die Tendenzen als metasprachlichen Entsprechungen dazu. Bewegt sich ein Sprecher — etwa im Zuge eines „code-shifting" — vom dialektalen in den Standardbereich des Repertoires, so werden nicht sämtliche variable Strukturen gleichzeitig verändert, sondern zuerst solche, deren jeweilige Realisierungen über die einzelnen Regeln als ‚häufig' ausgewiesen sind; erst bei einer sehr starken Annäherung an den jeweils anderen Repertoire-Pol werden auch die seltenen Realisierungen erfaßt. In diesem Sinn haben Häufigkeitsangaben in der phonologischen

Komponente der Alltagssprache eine unmittelbare diskursive (interaktive) Entsprechung.

Neben beeinflussenden Kontextfaktoren und Häufigkeit wird zu jeder Regel spezifiziert, auf welcher Ebene (postlexikalisch, lexikalisch, Redundanzregel, oberhalb/unterhalb der Wortebene) sie einzuordnen ist, ob sie nur (oder: nicht) auf [+Dialekt]- oder [+Standard]-markierte Strukturen angewendet werden darf und ob sie einen dialektalisierenden oder standardisierenden Effekt hat, d. h. die Regel wird auf der vertikalen und horizontalen Dimension des Standard/Dialekt-Modells lokalisiert.

6.4. Anwendung auf das Konstanzerische

Modelle (Theorien) zu entwerfen, ist eine Sache, sie mit der Empirie zu versöhnen, eine andere. Es gilt nun, auf dem Hintergrund der Ergebnisse der empirischen Kapitel 2, 3 und 4 das Modell so zu spezifizieren, daß es die besprochenen Variationsphänomene im Konstanzerischen erfaßt und in ein plausibles Gesamtbild integriert.

Der Übersichtlichkeit halber sind die Variationsphänomene in der folgenden Tabelle 24 noch einmal zusammengestellt. Die Bezifferung in der ersten Spalte bezieht sich auf die Unterabschnitte des 2. Kapitels, in denen sich Belege und genauere Angaben finden. Oft war es notwendig, die in einem Abschnitt zusammen behandelten Phänomene weiter zu differenzieren. Um die Diskussion zu erleichtern, werden in der Tabelle auch einige wichtige Eigenschaften der jeweiligen Variationsphänomene genannt. Diese sind:

a) die Subsumierbarkeit des Phänomens unter natürliche Teleologien und die Ikonizität des Prozesses (entsprechend etwa Dresslers Kriterien a), b), c), k), l); Mohanans Kriterien f) und h));

b) die phonetische Kontinuierlichkeit bzw. Sprunghaftigkeit der Variation: gibt es zwischen den Extremformen Zwischenstufen?

c) die Grammatikalisierung des Variationsphänomens: sind morphologische oder lexikalische Faktoren festzustellen, die die Anwendbarkeit des Prozesses behindern (entsprechend etwa Dresslers Kriterien e), f) und h), Mohanans Kriterien b) und g))? Nicht unter ‚lexikalische Faktoren' subsumiert sind lexikalische Diffusionen regelmäßiger phonologischer Prozesse; sie sind keine Beschränkungen über diese Prozesse.

d) der fördernde bzw. hemmende Einfluß phonologischer Kontexteigenschaften (falls vorhanden) (teils in Dresslers Kriterien b), d) und evtl. j) enthalten; vgl. bei Mohanan Kriterium a), c) und e)).

e) die Wahrnehmbarkeit und Kontrollierbarkeit des Variationsphänomens als Dialekt/Standard-Alternanz; hier wird auch die Abhängigkeit der

Variation von externen Faktoren (Alter, Schulbildung) erfaßt, wie sie in Kap. 3 untersucht worden ist. Eine solche Abhängigkeit impliziert ein gewisses Bewußtsein seitens der Sprecher (entspricht bei Dressler den Kriterien g) und i)).

f) die Verbreitung des Variationsphänomens im deutschen Sprachraum. Dieses Kriterium ist für die Beantwortung der Frage von Bedeutung, ob eine bestimmte Form als Dialektalisierung bzw. Standardisierung verstanden wird. Zu den allgemein-deutschen, auch im Standard üblichen Reduktionsprozessen gehörende Variationsphänomene können nicht den Status von Dialektalisierungsregeln haben. Von einem zumindest marginalen Interesse ist auch die Verbreitung von dialektalen Phänomenen im deutschen Sprachraum; es ist zumindest denkbar, daß sehr „verrückte" Variationstypen („crazy rules", also solche, die tief im Lexikon, sicher aber nicht postlexikalisch zustande kommen), eine geringere Verbreitung haben als relativ natürliche.

Aus dem Zusammenspiel und der Interpretation dieser Merkmale der beobachteten Variablen ergibt sich die Einordnung der jeweiligen Regel im Modell.

6.4.1 Postlexikalische Regeln

Im Konstanzer Repertoire gibt es eine Anzahl meist kontextsensitiver Lenisierungen, die nicht regional gebunden, phonetisch kontinuierlich, nicht kontrolliert, teils abhängig vom Sprechtempo und nicht grammatikalisiert sind. Sie sind somit prototypische postlexikalische Regeln, die zugunsten besserer Artikulierbarkeit der Lautsequenz eine tieferliegende phonologische Differenzierung aufheben, ein Segment tilgen oder eine binäre Merkmalspezifizierung zu einer skalaren (kontinuierlichen) machen. Sie nehmen in keinem Fall bezug auf grammatische Grenzen und sind deshalb anwendbar, nachdem alle lexikalischen morphologischen Operationen ausgeführt sind. Hierzu zählen die folgenden Prozesse (die Zahlen hinter den Regeln beziehen sich auf Kap. 2 und Tab. 24; für weitere Beispiele und Erläuterungen wird auf die Ausführungen in Kap. 2 verwiesen).

Tabelle 24: Übersicht über die Variationsphänomene

Variable	Teleologie	Zwischenformen	Grammatikalisierung
2.1. Aspiration von Fortis-Plosiven			
(a) kontextfrei	Fortisierung Verstärkung für (2.2.)	ja	keine
(b) vor /h/-anlautenden Silben	Assimilation	ja	keine
2.2. Gespanntheit von Plosiven			
(a) anlautend vor Vokal oder zwischenvokalisch dial. Lenis für std. Fortis	kontextfreie Lenisierung („non-unique", lexik. Neubesetzung)	nein	lexikalisiert
(b) in Konsonantenverbindungen in 2. Position zu Lenis	positionsbedingte Schwächung	ja	keine
(c) Neutralisierung in Konsonantenverbindungen in 1. Position zu Lenis oder Fortis	positionsbedingte (progressive) Assimilation	ja	keine
(d) Neutralisierung im Auslaut	zu Lenis: artikulatorische Schwächung, zu Fortis: Stärkung	ja	keine
(e) silbenanlautend Lenis zu Fortis	kontextfreie Fortisierung	ja	?
2.3. Degeminierung			
(a) Tilgung eines Konsonanten	Lenisierung, verwischt Silbengrenze	ja	morphologische Grenzen behindern je nach Typ
(b) Lenis-Geminaten zu Fortis	artikul. Vereinfachung, perzept. segmentale Stärkung, verwischt aber Silbenbegrenze	ja	keine
2.4. Reduktion von Konsonantenverb.			
(a) /D/ im Silbenabfall nach Konsonant	Lenisierung, Verstärkung von 2.2.c)	ja	fast obligatorisch im Suffix /-sD/ (2. Ps. Sg.) und in /isD/ (von *sein*), nur tempoabh. in /nd/

phonolog. Kontexte	wahrnehmbar/ kontrollierbar	Verbreitung
vor Pause eher als vor Vokal; im absoluten Anlaut eher als in 2. Position	als Hervorhebung und ‚Formalitätsmarker'	unterbleibt in vielen obd. u. md. Dialekten, vgl. Seidelmann (1976)
wesentlich häufiger bei tautosilbischen Plosiven	?	wohl allgemeindeutsch umgangssprachlich
vor allem anlautend bei /t ~ d/, teils bei /p ~ b/, nicht bei /g ~ k/	ja	in vielen nieder- und oberdt. Dialekten; vgl. Veith/Putschke 1984, Karten 38—40; 52 ff
nicht bei /g ~ k/, nur in der Silbe, weniger im Auslaut vor Pause, besonders nach /sch/	?	auch im Std. (vgl. Kohler 1979)
zu Lenis vor Sonorkonsonanten und Lenisplosiven, zu Fortis vor *h*, *s*, *sch*; Silbengrenzen behindern; bei homorganen Plosiven obligatorisch	nein	?
nur vor Pausa zu Fortis	zur Hervorhebung u. als ‚Formalitätsmarker'	auch niederdt. (Seidelmann 1976: 362)
nur /b/ und /d/	?	nur selten in südbair. u. hochalem. Dialekten (vgl. Veith/ Putschke 1984 Karten 1—10, 35)
nach Kurzvokal häufiger als nach Langvokal	nein	auch im Std. (vgl. Kohler 1979, Bresson 1982)
	?	auch im Bair. (vgl. Hinderling 1980)
folgende vokalisch anlautende Silbe ver-/behindert	nein	auch im Std.; vgl. Bresson 1982

Variable	Teleologie	Zwischen-formen	Grammatikalisierung
(b) /rD/ sonst zu /r/	Lenisierung	nein	lexikalisiert (nur in Std. *werden*)
(c) /ng/ zu [ŋ] im Silben-abfall	Lenisierung	nein	keine
(d) Tilgung des Lenis-plosivs vor silbischem Nasal	ebenso	ja	keine
2.5. Nasalassimilation			
(a) progressiv	Lenisierung	nein	morphologische Grenzen behindern
(b) regressiv	ebenso	nein	nur im Wort
2.6. s/sch-Assimilation	ebenso	nein	Wort-Grenzen behindern, bei Flexionsaffixen obligatorisch
2.7. regressive Assimilation von /x/ an vorausgehendes /n/	ebenso	ja	keine
2.8. Liquidreduktion			
(a) l-Tilgung im Silben-abfall	Lenisierung	nur soweit nicht lexikalisiert	teils lexikalisiert
(b) l-Vokalisierung im Silbenabfall	ebenso	ja	nur in *gell*
(c) r-Tilgung	ebenso	nein	lexikalisiert
(d) r-Vokalisierung	Lenisierung; bei Erhaltung vor V Verwischung der Silbengrenze	ja	Resilbifizierung vor Vokal in Abhängigkeit von zwischenliegender morphologischer Fuge
2.9. n-Apokope			
(a) im Hauptakzent teils mit kompensatorischer Dehnung und/oder Nasalierung	Lenisierung („unique")	nein	nur an Morphemgrenze, lexikalisiert

phonolog. Kontexte	wahrnehmbar/ kontrollierbar	Verbreitung
keine	ja	häufige dialekt. Form (nicht: Schweiz, Bayern) vgl. Veith/ Putschke 1982: 66)
vor *s/sch* öfter erhalten, bei Resilbifizierung (vor Vokal) oft erhalten	nein	in verschiedenen dt. Dialekten erhalten, aber nur teils von der Silbenstruktur abhängig (vgl. Schirmunski 1962: 393 f)
nur nach vorheriger Anwendung von 2.5.b)	?	auch im Standard (vgl. Wurzel 1970: 209 ff)
nicht vor *ch*, in /ng/ obligatorisch	wohl ja	auch im Standard (vgl. Wurzel 1970: 209 ff)
nur silb. Nasal	nein	ebenso
evtl. abhängig vom Akzent	nein	auch im Standard
nur innerhalb der Silbe	?	auch im Standard
im Allegro vor Konsonant	?	?
keine	?	extensiv im Bairischen (vgl. Veith/Putschke 1984: 60 ff)
keine	wohl ja	?
eher vor Konsonant und Pause als vor Vokal	nein	auch im Std. und vielen Dialekten (vgl. Bresson 1982; Wurzel 1970: 188 ff)
keine, jedoch Nasalierung vor allem nach Tiefvokal	ja	verbreitet oberdt.

Variable	Teleologie	Zwischenformen	Grammatikalisierung
(b) im Nebenakzent ohne Dehnung/Nasalierung, silbenfinal	ebenso	nein	nur vor Morphemgrenze
2.10. Spirantisierung			
(a) /b/ zwischen Sonoranten	positionsbedingte Lenisierung	ja	nicht über Wortgrenzen
(b) /g/ im absoluten Silbenauslaut nach /i/	assimilatorisch	nein	keine
2.11. ch-Tilgung	Lenisierung	nein	lexikalisiert
2.12. initiale h-Tilgung	ebenso	ja	keine
2.13. initiale j-Tilgung	Lenisierung	ja	lexikalisiert
2.14. Glottisverschlußinsertion	Fortisierung, denn Markierung der Silbengrenze	ja	je geringer die morphologische Grenze, um so seltener
2.15. Pseudoaffrizierung von /f/, /s/, /ʃ/ nach /n/	artik. Erleichterung und perzept. Verdeutlichung	nein	nicht über Wortgrenze
2.16. s-Palatalisierung allgemein vor Plosiv	unklar, evtl. akustische Fortisierung	nein	nicht über morphologische Grenzen
3.1. Rückrundung	artik. Erschwerung und perzept. Entdeutlichung, allerdings Differenzierung des Phoneminventars u. Anpassung an das des Standards	ja	keine
3.2. Zentralisierung von /i/, /e/ im Hauptakzent	kontextfreie Lenisierung, „biunique", Verstärkung zu 3.4.	ja	keine

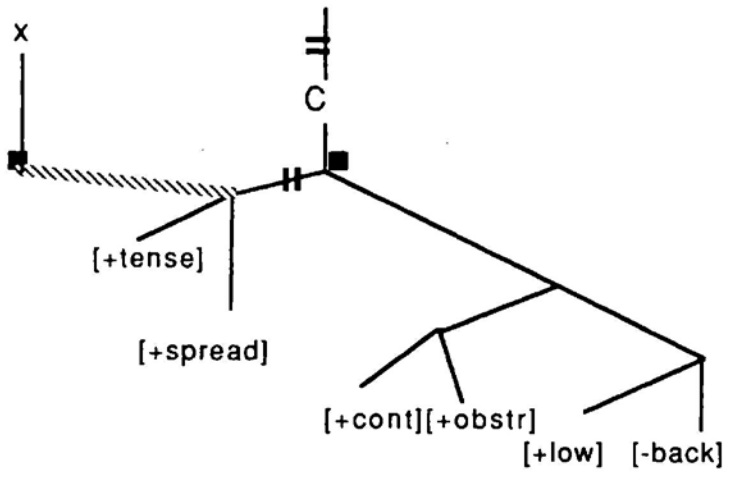
phonolog. Kontexte	wahrnehmbar/ kontrollierbar	Verbreitung
keine	bewußt und meist kontrolliert	gesamtalemannisch u. fränkisch, teils thüring. (Schirmunski 1962: 386 ff)
nein	nein	teils nd., md., oberdt., Allegro auch im Std.
Fernassimiassimilation in *richtich* ?	?	entspricht Std., jedoch in /-ig/ auch nd., md., oberdt.; im südl. u. östl. Schwäb., Elsäss., Bair. u. Schweizerdt. unterblieben (Schirmunski 1962: 308 ff)
besonders nach Hochvokal, nicht im Hiatus	ja	allgemein oberdeutsch
obligat. in postlex. /Bh/-, /Dh/- und /Gh/-Sequenzen, im Allegro allgemein nach Plosiv, im Presto durchgängig, nach 2.1.b)	nein	auch im Std.
Hiatus evtl. hindernd	vermutlich ja	?
starker Folgeakzent begünstigt; fast immer am Äußerungsanfang	nein	weniger häufig als im Std., allg. oberdt. (Krech 1968)
keine	?	auch im Std.
keine	wahrnehmbar und teils kontrollierbar	gesamtalemannisch
keine	ja; deutlicher Sprachwandel, altersabhängig	Entrundung weitgehend allg.-oberdt., allerdings nicht hochalemannisch
/i/ eher als /e/; vor /l/ häufiger	nein	in verschiedenen Dialekten (Bair.!) und Regionalvarietäten (Berlinisch!)

Variable	Teleologie	Zwischen-formen	Grammatikalisierung
3.3. Dehnung im Hauptakzent	Fortisierung, „non-unique"	akzent-abhängig	lexikalisiert
3.4. Gespanntheit von Vokalen			
(a) Spannung von Kurzvokalen (ohne /a/)	kontextfreie Fortitisierung	ja	bei /e/ lexikalisiert, Suffixe *-ig*, *-isch*, *lich* eher gespannt
(b) Entspannung von Langvokalen (ohne /a:/)	kontextfreie Lenisierung	ja	bei /e:/ lexikalisiert
3.5. Verdumpfung von /a:/	kontextfreie Lenisierung (mit Analogisierungstendenzen)	ja	lexikalisiert, teils spontan generalisiert
3.6. Diphthongierung von mhd. *î*, *û*, *iu*	kontextfreie Fortisierung, „non-unique"	nein	lexikalisiert
3.7. Monophthongierung von mhd. *ie*, *ue*	kontextfreie Fortisierung, evtl. Systemausgleich durch „Sog"	ja	keine
3.8.			
(a) Dissimilation v. Diphthongen	kontextfreie Fortisierung	ja	keine
(b) std. *ai* als *Oi*	unklar	?	lexikalisiert
(c) dieses *Oi* zu *O* reduziert	kontextfreie Lenisierung, „non-unique"	?	lexikalisiert
(d) std. *agt* bzw. *egt* als *e:*	die zugrundeliegende Tilgung des /g/ in ahd. *egi* war lenisierend, ebenso die Monophthongierung v. mhd. *ei*	nein	lexikalisiert
3.9. Senkung vor Nasal und in einigen anderen Fällen	unklar, teils Analogie	nein	lexikalisiert
3.10 andere Stammvokalvariationen	teils Umlaut (Fernassimilation), teils unklar	nein	lexikalisiert

phonolog. Kontexte	wahrnehmbar/ kontrollierbar	Verbreitung
abhängig von Silbendeckung; vor Sonorant häufiger als vor Obstruent	ja; kein Sprachwandel	typisch für Teile des südl. Alemannischen
bei Vordervokalen nicht vor Nasal, bei Hintervokalen nicht vor Sonorant	nein	mhd. Primärumlaut gespannt in den meisten alem. Dialekten, teils Hessisch und Pfälzisch
nicht bei /i:/, /u:/, /ü:/	nein	
keine	evtl. ja	allg. oberdt.
keine	ja, fast abgeschlossener Sprachwandel	
eher beim vorderen Diphthong	ja	Diphthongerhaltung allg. alem. und bair.
eher beim vorderen Diphthong; immer bei Vorderdiphthong vor Nasal	beim hinteren Diphthong nein, beim vorderen wohl ja; abh. v. externen Parametern	unklar vgl. S. 110 ff.
keine	wohl ja; altersabhängig	schwäbisch
keine	wohl ja; altersabhängig	kleinräumig
keine	ja	kleinräumig
keine	ja	unterschiedlich
keine	ja	unterschiedlich

Variable	Teleologie	Zwischen-formen	Grammatikalisierung
4.1. Zentralisierung im Nebenakzent	akzentabhängige Schwächung	ja	keine
4.2. Kürzung und Monophthongierung im Nebenakzent	ebenso	ja	nur im Sinne von 3.8.c)
4.3. Schwa-Tilgung			
(a) als Flexionsmorphem und in Präfixen, in /len/, /ren/ und /ed/	Lenisierung, Verstärkung von 4.1.; im Std. und Dialekt Klassenbildung verschieden	nein	unterschiedliche Bedingungen für die Präfixe, abhängig vom betroffenen Flexionssuffix
(b) vor Sonorant/Frikativ	Lenisierung, verstärkt 4.1.	ja	keine

initiale h-Tilgung (selten) (2.12.)



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich; dialekt/standard-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: obligatorisch nach tautosilbischem Plosiv, stark gefördert durch vorausgehendes /x/, gefördert durch vorausgehenden Plo-

phonolog. Kontexte	wahrnehmbar/ kontrollierbar	Verbreitung
im Andante nur von /e/, im Allegro auch andere Vokale reduzierbar	mangelnde Reduktion des /e/ „Formalitätsmarker", Hyperstandardform	in Teilen des Alem. nicht oder nicht vollständig reduziert
keine	nein	?
keine	ja	teils allg. oberdt., teils auch im Std. (vgl. Bresson 1982, Wurzel 1970: 172 ff); Sproßvokale alemannisch
vor Frikativ erst ab Allegro	die im Std. fast oblig. Tilgung in Konstanz teils als Hyperstandardform unterdrückt	auch im Std. (vgl. Bresson 1982, Wurzel 1970: 185 ff, 188 ff)

siv (durch hintere mehr als vordere), behindert durch vorausgehenden Sonorkonsonanten oder Vokal
Beispiel: hat'alt (‚hat halt'), *k'aissə* (‚geheißen')

Es handelt sich hier eigentlich nicht um eine Tilgungsregel; vielmehr wird dem /h/ sein Segmentstatus entzogen und das ‚wesentliche' Merkmal dieses Lautes ([+spread], offene Glottis) auf den linksstehenden Laut übertragen. Dies führt zur seiner Aspiration, vorausgesetzt, er ist zur Aspiration geeignet. (Aufgrund artikulatorisch begründeter Beschränkungen können nur Obstruenten aspiriert werden.) In der gegebenen Regelformulierung übernimmt das linksstehende Merkmal nicht nur die Aspiration, sondern auch den Fortis-Charakter. Dies erklärt, warum ein dem getilgten /h/ vorausgehender Plosiv im Konstanzerischen keine Lenis bleiben kann. (Wiederum müssen allgemeinere Prinzipien herangezogen werden, um die Übertragung des Merkmals [+tense] auf Sonoranten zu verhindern, für die die Lenis/Fortis-Markierung unmöglich ist.) Die h-Regel unterstreicht die Auffassung, daß die laryngale Geste von den übrigen Merkmalen relativ unabhängig ist: nur sie wird auf das vorausgehende Merkmal übertragen, nicht aber die supralaryngalen Merkmale.

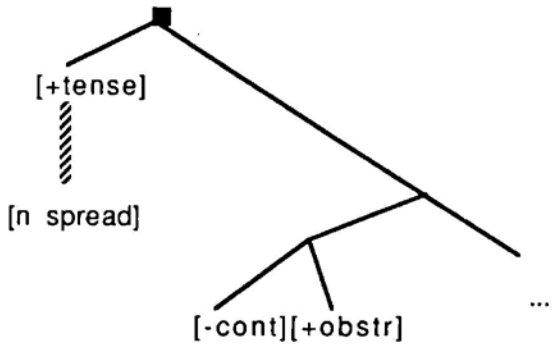
Die angegebenen beeinflussenden Faktoren erklären sich aus der Regel selbst. Bei Sonoranten, die die Regelanwendung am meisten behindern,

kann die laryngale Geste aus artikulatorischen Gründen nicht übernommen werden, d. h. die Tilgung hinterläßt keine ‚Spuren' und ist daher eine weitergehende Transformation als nach Plosiven. Nach dem Frikativ /x/ hingegen, der die Tilgung wesentlich begünstigt, dürfte eine vollständige Assimilation stattfinden: /x/ und /h/ passen sich nicht nur im laryngalen, sondern auch im supralaryngalen Bereich einander an (wobei das /h/ seine differierenden Merkmale aufgibt). Die Hierarchie der begünstigenden und behindernden Faktoren entspricht also dem Grad der Überlappung zwischen den beiden Segmenten.

Die h-Tilgung erfordert natürlich den erneuten Durchlauf durch die Silbifizierungsregel für das Konstanzerische (wie bereits in Kap. 2 ausgeführt, läßt das Konstanzerische auch postlexikalische Resilbifizierungen zu); sie verwischt damit die morphologischen Grenzen. Bei ausgefallenem *h* im Silbenanstieg übernimmt das letzte Element des linksstehenden Silbenabfalls (so vorhanden) auch den Anstieg der rechtsstehenden Silbe. Wenn das getilgte /h/ nicht in silbeninitialer Position stand (d. h. nach den reduzierten Präfixen *ge-, be-*), ist keine Resilbifizierung notwendig.

Unabhängig davon ist die eigentliche Aspirationsregel des Konstanzer Repertoires, die eine typische Verstärkungsregel („enhancement rule") und daher kontextfrei-fortisierend ist. Die Aspiration kann mehr oder weniger stark sein; das entsprechende Merkmal hat also keine binäre Ausprägung, sondern ist skalar („n" vor [spread] kann beliebig viele Werte annehmen):

Aspiration (mittlere Häufigkeit) (2.1. (a)):

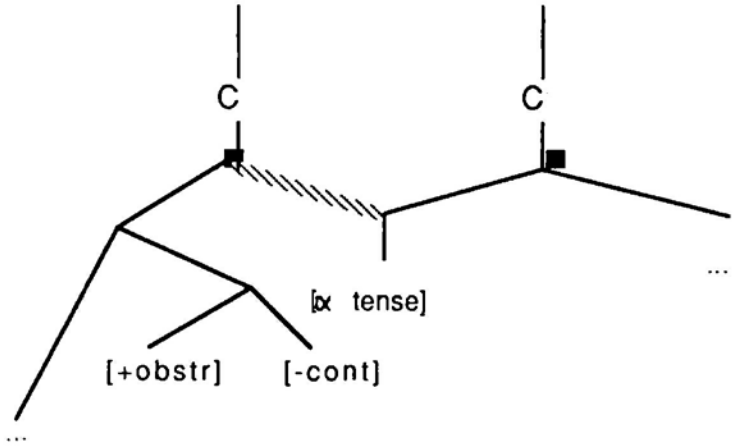


Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, dialekt/standard-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: begünstigend wirken nachfolgende Pausa, Stellung der Fortis vor Vokal im Silbenanstieg, Velarität der Fortis; behindernd wirkt die Stellung der Fortis in 2. Position im Silbenanstieg
Beispiele: hat' — (vor Pausa), *t'Oiv*

In dieser Regel wird das Merkmal Aspiration ([n spread]) vom Merkmal [+tense] dominiert; die Hierarchisierung kennzeichnet die Aspiration als Verstärkungsprozeß für ein anderes Merkmal.

Ein echter Assimilationsprozeß liegt im Fall der Assimilation der Gespanntheit in Konsonanten-Verbindungen vor:

Gespanntheitsassimilation in Konsonantenverbindungen (häufig) (2.2. (c)):



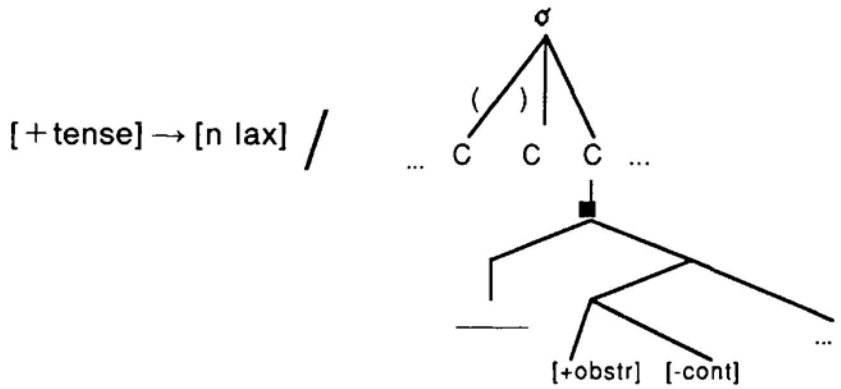
Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, dialekt/standard-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: behindernd: dazwischenliegende Silbengrenze, *sch* als rechtsstehendes Element; fördernd: zwischen zwei homorganen Plosiven ist die Regel obligatorisch
Beispiele: lEpt ‚lebt', *hap&halt'* –

Die Ausbreitung des Merkmals [tense] ist im Konstanzerischen wahrscheinlich auf Plosive beschränkt. Sie ist jedoch iterativ anwendbar, denn es sind (mit zwischenliegender, den Prozeß allerdings behindernder Silbengrenze) durchaus Verbindungen von drei Plosiven und einem weiteren, die Assimilation auslösenden Konsonanten möglich (z. B. *gibd glE:nə* ‚gibt kleiner').

Die gegebene Formulierung der Regel ist möglich, weil Plosive zugrundeliegend als [+tense] oder [-tense] ausgewiesen sind, die Sonorkonsonanten als [-tense], alle Frikative (außer dem stimmhaften /v/) als [-tense]. Das Merkmal [tense] breitet sich einfach auf den davorliegenden Plosiv aus. Ein gewisses Problem bei dieser Klassifizierung bereitet lediglich das /r/, das offenbar keinen oder kaum einen lenisierenden Einfluß hat. Eine mögliche Lösung besteht darin, diesem Phonem zugrundeliegend keine Spezifizierung des Merkmals Gespanntheit zuzuordnen. Eine weitere Ausnahme ist, daß *sch* im Vergleich zu *h* und *s* weniger fortisierend wirkt; der Unterschied ist mit natürlichen Prinzipien nicht zu erklären und begründet Zweifel an der Natürlichkeit der Klasse der gespannten Frikative.

Die Regel ergibt z. B. die folgenden Oberflächenformen:
/le:g# halt/ → *le:k&halt* (2.2., fak.) → *le:&k'alt* (2.12., fak.)
/fest+da:g/ → *fEschtda:g* (s.u.) → *fEschdda:g* (2.2., oblig.)
Um die korrekte Lenis-Fortis-Verteilung an der Oberfläche zu erhalten, sind weitere postlexikalische Regeln notwendig:

Lenisierung in Konsonantenverbindungen (häufig) (2.2. (b)):



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, nicht standard/dialektspezifisch
Beispiele: gschdandə, schbE:t, schbi:lə, wand (nicht vor Pausa)
beeinflussende Faktoren: fördernd: vorausgehendes *sch*; behindernd: folgende Pausa

Ein Plosiv wird durch diese Regel mehr oder weniger entspannt, wenn er entweder im Silbenanstieg oder im Silbenabfall nach einem beliebigen anderen Konsonanten steht. Hier haben wir es nicht mit einer Assimilationsregel, sondern mit einer allgemeinen Schwächungsregel für Plosive in zweiter Position in silbeninternen Konsonantenverbindungen zu tun. Der Prozeß produziert ein phonetisches Kontinuum, d. h. statt das binäre Merkmal [-tense] der Merkmalsspezifizierung des Plosivs hinzuzufügen, kann dieses verschiedene Ausprägungen haben. Bei diesem Übergang in skalare Merkmale, bei dem die positive oder negative Polung eines Merkmals entfällt, muß ein neues Merkmal [lax] eingeführt werden, das [tense] entgegengesetzt ist, aber wie dieses kontinuierliche Merkmale annehmen kann.[22]

[22] Alternativ könnte man natürlich auch erlauben, daß der skalare Wert von „n" negativ sein kann. Um näher an der Umgangssprache zu bleiben, führe ich hier die Komplementärbegriffe als Merkmale ein.

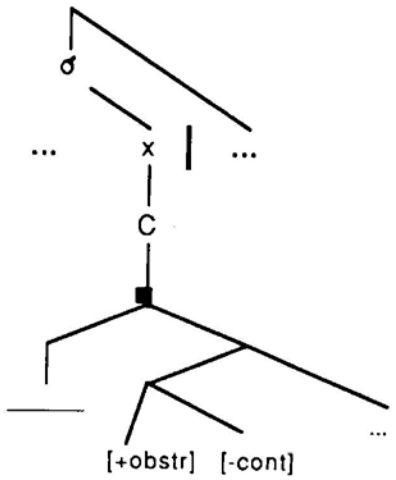
Die Lenisierung eines finalen Plosivs hat meist zur Folge, daß auch ein vorausgehender Plosiv assimilatorisch geschwächt wird, also:

/hak + t/ → *hackd* (2.2. (b)) → *hagd* (2.2. (c))

Neutralisierung im Silbenauslaut (häufig) (2.2. (d)):
Hierunter fällt einerseits die Lenisierung silben- (und nur silben-)auslautender Fortis-Plosive, andererseits die Fortisierung von Lenis-Plosiven, die im absoluten Auslaut größerer prosodischer Einheiten stehen, d. h. vor Pausa:

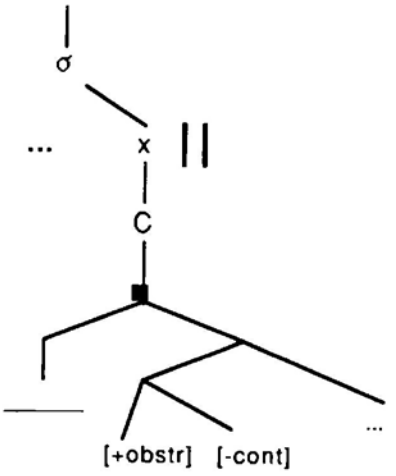
1. Teil:

[+tense] → [n lax] /



2. Teil:

[−tense] → [n tense] /



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, nicht standard/dialektspezifisch

beeinflussende Faktoren: stärkere prosodische Junkturen machen die Fortisierung wahrscheinlicher

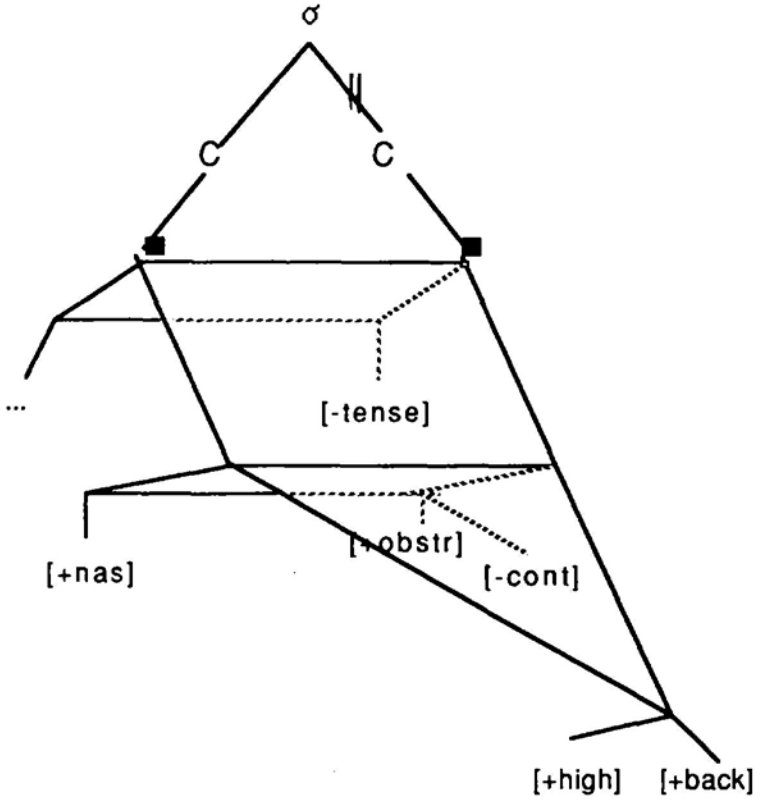
Beispiele: wait- ‚weit', *laid* ‚Leute' (nicht vor Pausa)

Die Regeln setzen einen Formalismus voraus, der höhere prosodische Einheiten als die Silbe erfassen kann. In der gegenwärtigen Form müssen sie unbefriedigend bleiben. Immerhin soll im 1. Teil durch ‚|' rechts des fraglichen Elements signalisiert werden, daß das Element im absoluten Silbenauslaut steht, durch ‚...' nach ‚|', daß zu der nächsthöheren prosodischen Kategorie noch Elemente gehören, die rechts von diesem Segment stehen. Umgekehrt symbolisiert im 2. Teil ‚||', daß der Plosiv auch das auslautende Element zumindest einer weiteren, der Silbe übergeordneten prosodischen Kategorie ist. Nicht erfaßt werden kann in dieser Schreibweise der Zusammenhang zwischen dem skalaren Wert, den das Merkmal [tense] annimmt, und der Stärke der prosodischen Junktur nach dem fortisierten Element.

Die Umgebungen, in denen 2.2. (b) und (d) angewendet werden können, überschneiden sich. Eine Sequenz aus Konsonant und Plosiv vor Pausa wird von beiden Regeln mit unterschiedlichem, eine ebensolche Sequenz vor Silbengrenze mit gleichem Resultat erfaßt. Auch 2.2. (c) und (d) überlappen im Falle von Plosiven vor Silbengrenze und folgendem Konsonanten. Hier setzt sich aber meist 2.2. (c) — also die Assimilation — durch.

Weitere postlexikalische Lenisierungsregeln sind:

ng-Reduktion (mittlere Häufigkeit) (2.4. (c)):

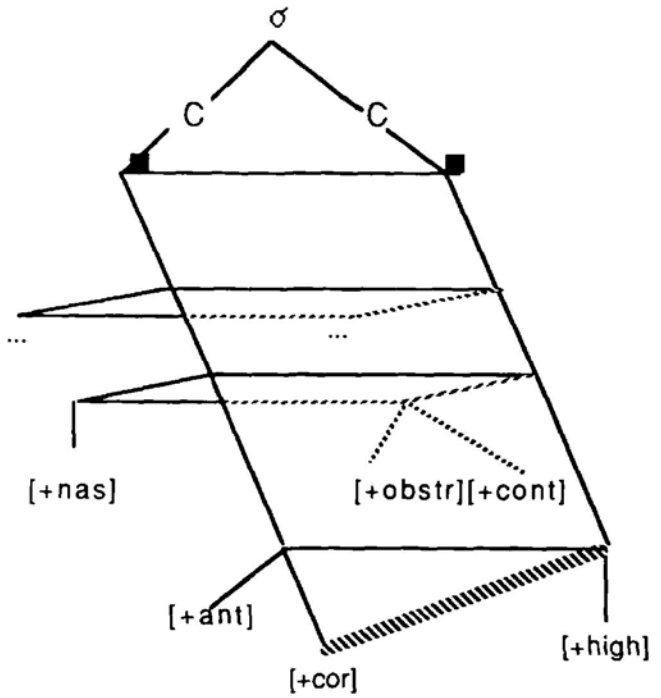


Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, standard/dialektunspezifisch
beeinflussende Faktoren: fördernd: folgende Silbengrenze; behindernd: folgendes *s/sch*
Beispiele: əwEŋ ‚ein wenig', *faŋ mOl* ‚fang mal!'

Diese Regel verändert weder Merkmale, noch assimiliert sie sie; vielmehr wird ein Konsonant *g* nach *ŋ* variabel getilgt. Vorausgehende Silbengrenze macht die Tilgung unmöglich.

Zugrunde liegt die Silbifizierungsregel des Konstanzerischen, die Konsonanten vor dem Hauptakzent eindeutig der Folgesilbe zuordnet und daher zwischen *koŋ&grés* und *láŋ$_g^{\&}$ə* unterscheidet; im ersten Fall ist die Tilgung unmöglich, im zweiten möglich, jedoch nicht so wahrscheinlich wie bei nachfolgender Silbengrenze, also im absoluten Auslaut. Daß der Prozeß vor *s/sch* weniger häufig ist, ist nicht so willkürlich, wie es zunächst erscheinen mag: dieser Teil der Regel ‚konspiriert' nämlich mit der ‚Pseudo-Affrizierung" (2.15., s. unten).

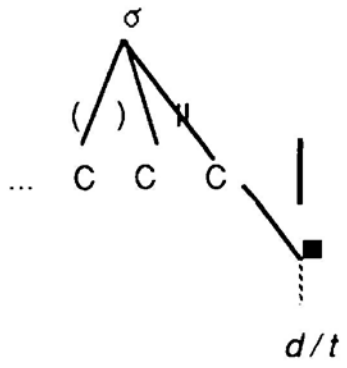
ch-Assimilation in der Silbe (fast obligatorisch) (2.7.):



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, nicht standard/dialektspezifisch
Beispiel: mantsch
beeinflussende Faktoren: keine

Die Regel füttert die ‚Pseudo-Affrizierung' (2.15.), indem sie z. B. aus /manx-/ *mansch* macht. (Vor /x/ könnte kein Plosiv eingefügt werden.) Der Prozeß ist als Ausdehnung des Merkmals [cor] von einem Nasal auf den Folgelaut zu beschreiben; wir haben es also wieder mit einer typischen Assimilation zu tun. Beide betroffenen Laute müssen tautosilbisch sein.

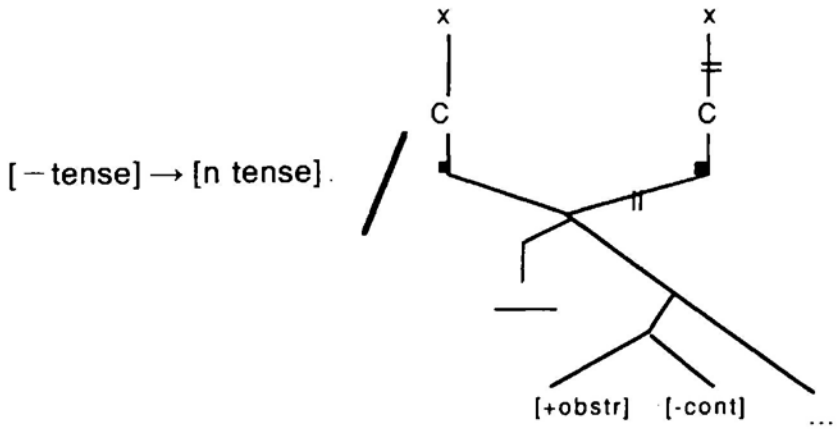
D-Tilgung in Konsonantenverbindungen (2.4. (a)):



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, standard/dialektunspezifisch
beeinflussende Faktoren: stark fördernd: vorausgehendes *sch*, schwächer fördernd: zwei vorausgehende sonstige Konsonanten
Beispiele: isch, li:sch ‚liest du', *unwail* ‚und weil'

Die Regel tilgt /D/ am Silbenende. Vor vokalisch anlautenden Folgesilben kann es alternativ zur Anwendung der Regel auch zur Resilbifizierung kommen, d. h. das auslautende /D/ wird ambi- oder hetero-silbisch und übernimmt den Silbenanstieg der Folgesilbe (mit). Diese Resilbifizierung „blutet" die D-Tilgung „aus". Die bei weitem günstigste Umgebung für die Regel ist die Verbindung /ʃD&/. Hier ist die Regel auf dem Weg der Morphologisierung, denn im Flexionssuffix der 2.Ps. des Verbs wird sie fast obligatorisch. Voraussetzung ist die s-Palatalisierung; unterbleibt sie, wird die /D/-Tilgung nur gelegentlich in nachlässigeren Sprechstilen vorkommen. Zur Zeit läßt sich eine allgemeine phonologische Regel noch dadurch rechtfertigen, daß auch in der 2. Ps. Sg. der Folgekontext eine Rolle spielt und neben der 2. Ps. Sg. auch in Wörtern wie *sunsch* und *isch* (‚ist') die Tilgungsfrequenz sehr hoch ist.

Degeminierung zu Fortis (bei einer Untergruppe von Sprechern mit mittlerer Häufigkeit) (2.3. (b)):

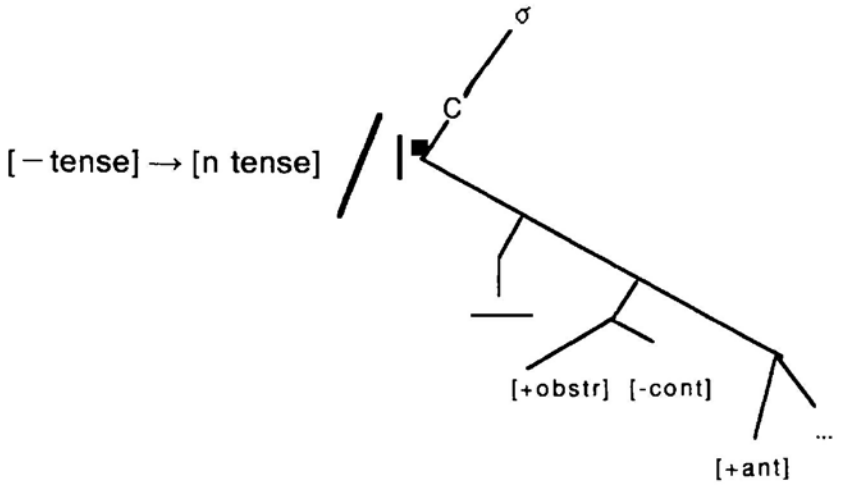


Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, nicht standard/dialektspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: untəs ‚und das', *richdIkəbÜɐ(r)tIg* (‚richtig gebürtig')

Die Ersetzung von Lenis-Geminaten *b-b, d-d* und *g-g* durch die Fortes *p, t* und *k* ist ein natürlicher Prozeß, der gerade in der deutschen Sprachgeschichte eine wichtige Rolle spielt.[23] Es handelt sich um eine Fortisierung kompensatorischer Natur; dabei wird die artikulatorische Belastung der Gemination vermieden (die Doppelkonsonanz zu einer Einfachkonsonanz reduziert), zugleich aber ihr zweifacher Moren-Wert durch die erhöhte artikulatorische Spannung des einfachen Plosivs, der an der Oberfläche erscheint, kompensiert. Eine zugrundeliegende rhythmische Struktur (zwei Moren) wird also an der Oberfläche durch ein Merkmal interpretiert, das zu einem einzigen Segment tritt (nämlich [+tense]). Der Prozeß hat damit eine wesentlich plausiblere Erklärung als die folgende ‚unbegründete' (nicht kompensatorische oder assimilatorische) Fortisierung, die bei denselben Sprechern beobachtet wurde:

[23] Vgl. Kap. 3.2.4.1.

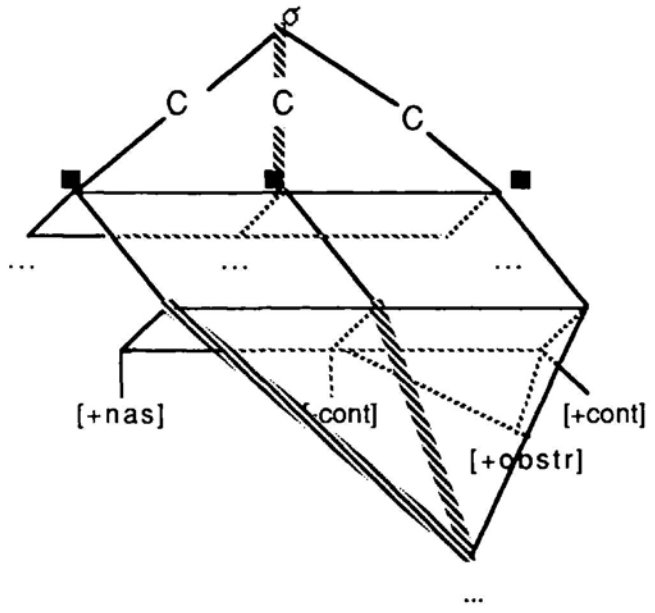
Fortisierung anlautender Plosive (Häufigkeit wie 2.3. (b)) (2.2. (e)):



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, dialekt/standardunspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: ti (‚die'), *pis* (‚bis)

Die Regel kann nicht auf /g/ angewendet werden. Sie setzt eine klare vorausgehende Silbengrenze voraus; ambisilbische Lenes sind ausgeschlossen.[24]

Pseudoaffrizierung (häufig) (2.15.):



[24] Die beiden Fortisierungsregeln 2.3. (b) und 2.2. (e) stehen in einem hierarchischen Verhältnis zueinander: 2.2. (e) umfaßt den Kontext von 2.3. (b) mit; d. h. die Fortisierung von Geminaten muß der freien anlautenden Fortisierung vorgeordnet werden, weil sonst diese sämtliche ihrer Kontexte „ausblutet". Diese Regelanordnung ergibt sich wiederum automatisch aus allgemeineren Prinzipien, hier der „elsewhere condition" (Kiparsky 1982).

Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, standard/dialektunspezifisch
beeinflussende Faktoren: begünstigend: tautosilbische Konsonanten
Beispiele: sEmpf, fümpf, wEnn=tsí: ‚wenn Sie ...'

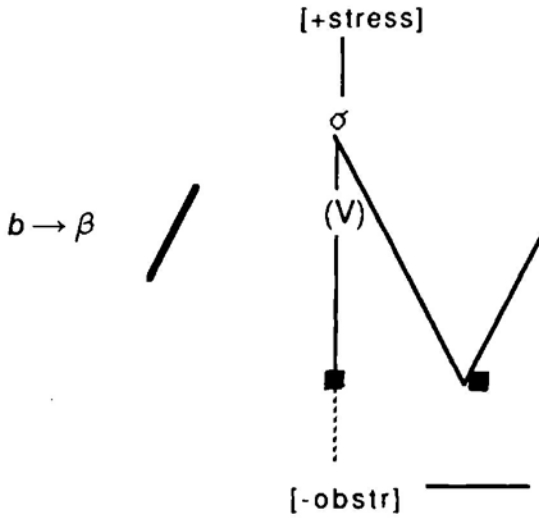
Die Regel dehnt einerseits die Artikulationsstelle des rechtsstehenden Konsonanten auf den linksstehenden Nasal aus, andererseits fügt sie einen epenthetischen Plosiv ein. Dieser erhält keine eigene Repräsentation auf der Moren-Ebene, sondern schließt sich dem folgenden homorganen Frikativ an. Den hinteren Frikativ /x/ darf die Regel nicht erfassen; er wird vielmehr durch die schon formulierte ch-Assimilationsregel zu *sch* gemacht. Wiederum müssen die Regeln so angewendet werden, daß der spezifischere Kontext (ch-Assimilation) zuerst bearbeitet wird. (Dies entspricht der „elsewhere condition" und muß nicht eigens spezifiziert werden.) Alle verbleibenden Fälle können dann die Pseudoaffrizierungs-Regel durchlaufen.

Die Pseudoaffrizierung hat außerdem überlappende Anwendungskontexte mit der D-Tilgung (2.4.). Während aber die D-Tilgung eine entdeutlichende Allegro-Regel ist, ist die Pseudoaffrizierung, der ein solches entdeutlichendes perzeptorisches Moment fehlt, geschwindigkeitsunabhängig. So erhält man:

könnt+scht → *könntsch* (2.4.) → *könnsch* ‚könntest du' (2.4.) (Allegro)
main+scht → *maintscht* (2.15.) → *maintsch* ‚meinst du' (2.4.) (Andante).

Die Spirantisierung ist im Konstanzerischen im Vergleich zur Orthoepie recht eingeschränkt:

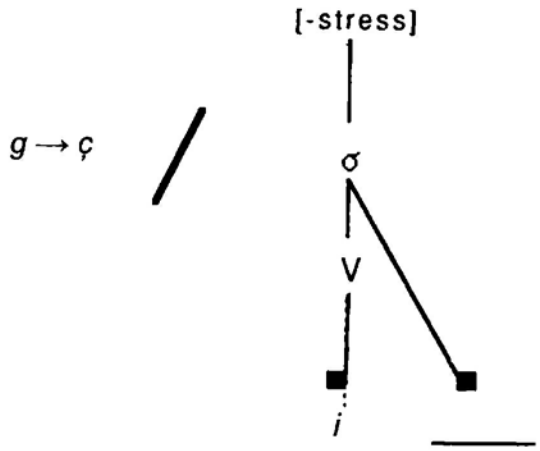
Spirantisierung (sehr selten) (2.10. (a)):



Domäne: postlexikalisch, standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: drüwe, sElwe

Die Regel kann nur auf den bilabialen Lenis-Plosiv angewendet werden, wenn er zwischen einem Sonorkonsonanten oder Vokal und einem Schwa-Vokal steht.

Spirantisierung (sehr selten) (2.10. (b)):



Domäne: postlexikalisch, standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: fördernd: vor allem im Lexem *richtig*
Beispiele: pre:dicht, rIchtich

In Prosa: nach *i* wird ein hinterer Plosiv zum Frikativ und nimmt dabei das Merkmal [+hoch] des vorausgehenden Vokals an. Im Vergleich zur Orthoepie ist der Anwendungsbereich wesentlich eingeschränkt.

Einige Regeln sind als untypische postlexikalische Regeln anzusehen, deren Anwendung auf einige wenige oder nur ein einziges Wort eingeschränkt ist und die teils dialektalisierenden Effekt haben; trotzdem sind sie aus zwei Gründen nicht als lexikalische Korrespondenzregeln zu klassifizieren, sondern als postlexikalische: a) sie produzieren phonetisch kontinuierliche Formen und b) sie sind in ihrer Anwendungswahrscheinlichkeit von phonologischen Kontexten abhängig. Hierzu gehören im Konstanzerischen die folgenden Regeln:

initiale j-Tilgung (häufig) (2.13.):

Teil 1: $j \rightarrow \emptyset / _{jetz}[\_\_\_$

Teil 2: $j \rightarrow \emptyset /$ [−stress]
σ
$_{ja}$[— V

Domäne: postlexikalisch, dialektalisierende Wirkung
beeinflussende Faktoren: für Teil 1: vorausgehender Vokal behindert den Prozeß; für Teil 2: vorausgehende Akzentsilbe begünstigt
Beispiele: i leg Etz ‚ich lege jetzt', *dEr hAt(j)ɐ* ‚der hat ja'

In beiden Fällen wird die Anwendungswahrscheinlichkeit der Regel durch die Umgebung des Wortes beeinflußt; sie kann schon deshalb nicht lexikalisch sein. Allerdings ist die Wirkung des vorausgehenden Kontextes unterschiedlich: einmal soll der Hiatus vermieden werden, das andere Mal begünstigt die Klitisierung den Reduktionsprozeß, es handelt sich also um ein rhythmisches Phänomen.

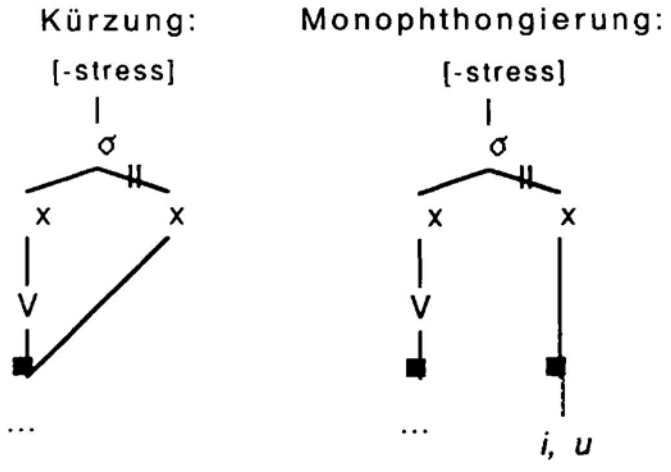
l-Vokalisierung (selten) (2.8. (b)):

$l \rightarrow j \; / \; \_\_]_{gell}$

Dieser Prozeß ist auf das Wort *gell* eingeschränkt und hat vermutlich dialektalisierende Wirkung.

Zu den vokalischen postlexikalischen Regeln des Konstanzer Repertoires gehören die folgenden:

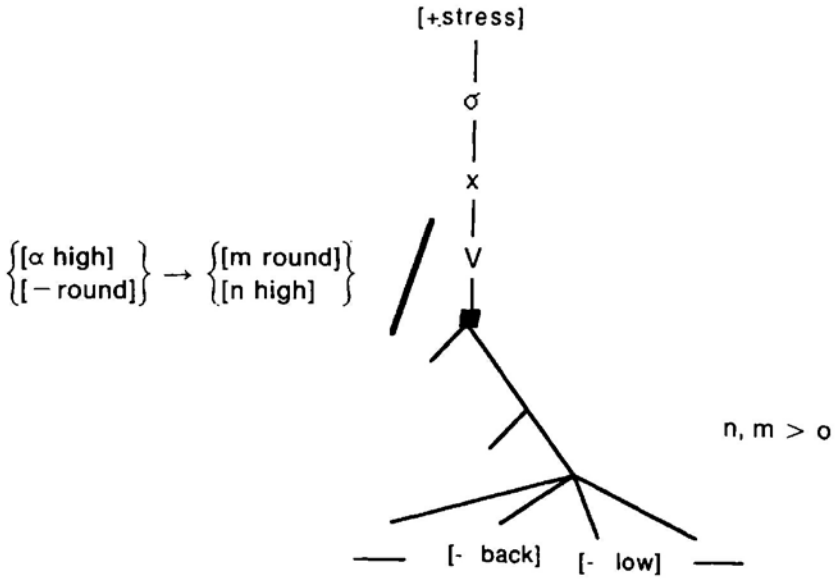
Kürzung und Monophthongierung im Nebenakzent (Kürzung häufiger als Monophthongierung) (4.2.):



Domäne: gesamter Bereich, postlexikalisch; nicht dialekt/standard-spezifisch

beeinflussende Faktoren: keine, geschwindigkeitsabhängig
Beispiele: samschdag, ibɐhapt ‚überhaupt'

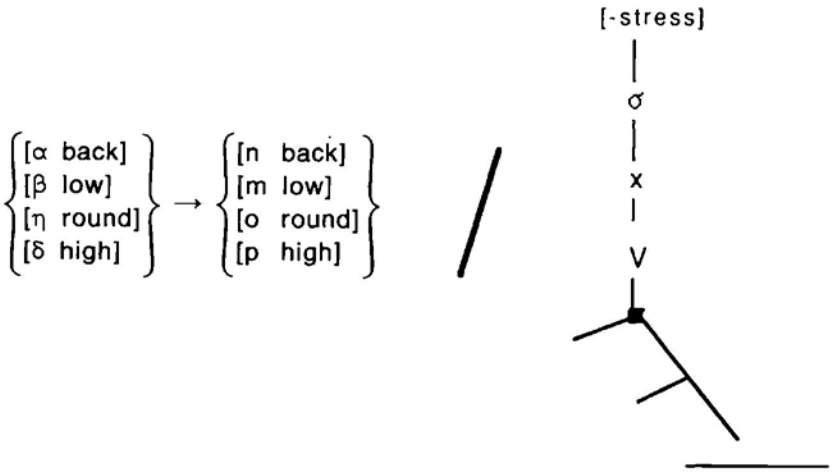
Zentralisierung im Hauptakzent (selten) (3.2.):



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: fördernd: folgendes *l*
Beispiele: bïtə, mït

Die Vordervokale *i, e* können durch diese Regel, die ihre Merkmale [round] und [high] skalar macht, reduziert werden, wenn n, m Werte < 1 annehmen. Die Reduzierung erfaßt aber nur diese Merkmale. Sie ist nie vollständig, denn die Zentralisierung im Hauptakzent kann nicht bis zum Zentral-Schwa führen. n, m bleiben > 0.

Zentralisierung im Nebenakzent (selten) (4.1. (a), Teil 1):



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine; Allegroregel
Beispiel: radə(l)fzéll ‚Radolfzell' (Ortsname)

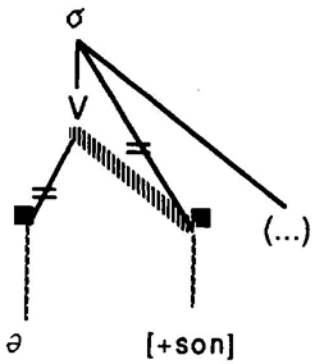
Diese Regel reduziert beliebige unbetonte Kurzvokale bis zu *ə*. Sie tut dies, indem sie die vokalischen Merkmale von kategorischen in skalare Merkmale umwandelt, die nun beliebige Werte annehmen können. Extremwerte sind der erhaltene Vokal (n, m, o, p = 1) und ein Vokal, der keine Labialisierung, keine Palatalisierung, keine Senkung und keine Velarisierung aufweist (n, m, o, p = 0), also der Zentralvokal [ə].

Diese Regel erfaßt nur wenige Vokale; vor allem dient sie *nicht* dazu, das deutsche „Schwa" aus zugrundeliegendem /e/ abzuleiten. Entsprechend der Theorie der Unterspezifizierung[25] erhalten die minimal markierten Vokale eines Systems keine zugrundeliegende Merkmalspezifizierung; die Merkmale werden vielmehr sämtlich durch Redundanzregeln eingefügt. Für das Deutsche ist der minimal markierte Vokal [ə]. Da die Redundanzregeln in dem hier diskutierten Modell spätestens auf der phonematischen Ebene anzuwenden sind, werden dort auch zugrundeliegend unspezifizierte x-Positionen direkt als Schwa spezifiziert und nicht aus einem zugrundeliegenden Vollvokal abgeleitet (vgl. S. 327 unten). Im postlexikalischen Bereich sind diese Schwa also schon vorhanden. Die Zentralisierungsregel im Nebenakzent betrifft deshalb nur noch die seltenen Fälle, in denen die Vokale *o, u, a, ü, ö, i, e* mehr oder weniger stark reduziert werden.

[25] Archangeli 1984, bes. S. 57 ff.

Das postlexikalisch vorhandene Schwa wird in einer Reihe von Fällen fakultativ getilgt:

Schwa-Tilgung vor Sonorant (sehr häufig) (4.3. (b) Teil 1):



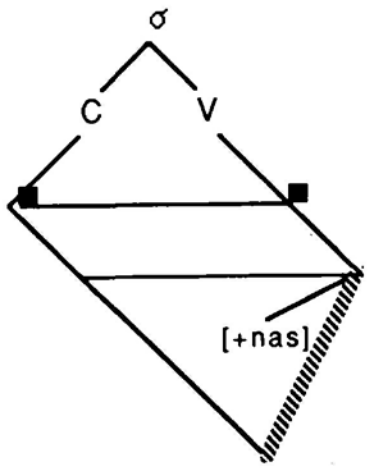
Domäne: postlexikalisch, dialekt/standard-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: le:rɐ, aigŋ

In Prosa: *ə* wird vor einem tautosilbischen C-dominierten Sonoranten (Sonorkonsonant oder Schwa) und einem weiteren fakultativen Konsonanten getilgt. Natürlich verändert die Schwa-Tilgung die Silbenstruktur — sie entzieht der Silbe den Silbenträger. Es ist also auch hier eine Resilbifizierung nötig, durch die silbische Nasale und Laterale entstehen (etwa in *aigŋdlich*); denn die Elision des Schwa hat zur Folge, daß der nächst-sonore Laut zum Silbenträger wird. Es ist die gleiche Regel, die das Schwa in der — nach /r/-Vokalisierung entstandenen — Doppelschwasequenz *əɐ* tilgt. In diesem Fall wird der *offglide* des ‚unechten' Diphthongs (Tief-Schwa) von der C-Position[26] in die silbentragende V-Position gerückt. Die Schwa-Tilgung muß nicht auf den Standard-Bereich des Lexikons eingeschränkt werden; wir werden jedoch sehen, daß der Prozeß im Dialektbereich wegen des Ausfalls der silbenfinalen *n* nur in der Silbenstruktur VCC& zum Tragen kommt (z. B. auch nicht in *gabələ*) und deshalb ziemlich selten ist.

Die nach 4.3. (b) entstandenen silbischen Nasale unterliegen der regressiven Nasalassimilation:

[26] Nicht-silbische diphthongische Elemente werden wie Sonorkonsonanten von C dominiert und enthalten das Merkmal [+son]; sie werden deshalb mit erfaßt.

regressive Nasalassimilation (fast obligatorisch) (2.5. (b)):



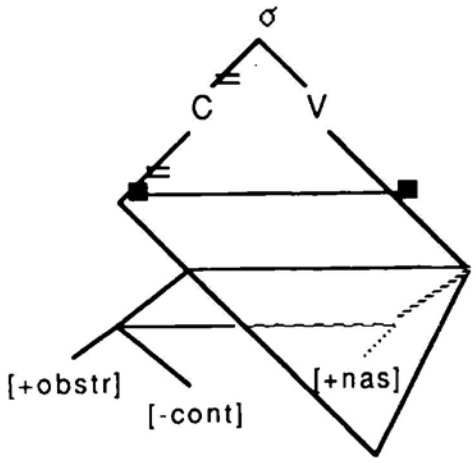
...

Domäne: postlexikalisch, standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: iegŋ(d)wo, habm̥

Die Umgebung *silbischer* (d. h. von V-dominierter) Nasal reicht aus, um die von Wurzel (1970: 220) durch morphologische Grenzen vermiedenen Realisierungen zu verhindern (etwa in /gna:de/). Die Regel ist auch anwendbar, wenn zwei Nasale aufeinander treffen; es entstehen dann Formen wie *komm̥*. Wie in 2.2.5. ausgeführt, ist auch diese Regel an sich keine Standardregel; die Bedingungen für ihre Anwendbarkeit sind jedoch im Standard wesentlich häufiger gegeben als auf der Dialektseite des Repertoires, wo die n-Apokope als Dialektalisierungsregel der regressiven Nasalassimilation die Kontexte entzieht.

Erst nach 2.7. (b) darf eine Sequenz aus Plosiv und silbischem Nasal nach der folgenden Regel reduziert werden (externe Regelordnung läßt sich vermeiden, wenn die Regel auf homorgane Sequenzen eingeschränkt wird):

Plosiv-Tilgung vor silbischem Nasal (häufig) (2.5. (d)):



Domäne: postlexikalisch, dialekt/standard-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: aiŋ(d)lich, haṃ (‚haben')

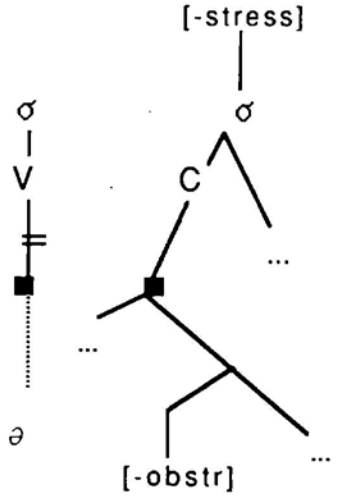
Die Tilgung ist vor Alveolarnasal (**re:ṇ <re:dṇ*) und nach Fortis (**ha.m > hapṃ > happen*) ausgeschlossen.

Nach Vokal oder Lateral kann der silbische Nasal desilbifiziert werden und sich an die vorausgehende Silbe anschließen (vgl. *aiŋlich, hEɐn* > ‚Herren', *ho:ln*); damit ist der Reduktionsprozeß zu seinem Ende gekommen.[27] Andererseits kommen eine Reihe von Formen mit silbischem Nasal an die phonetische Oberfläche (vgl. *aiŋlich*), obwohl eine Resilbifizierung möglich wäre. Ganz offensichtlich ist die Resilbifizierung also zwar möglich, aber nicht obligatorisch.

Zusätzlich ist eine weitere postlexikalische Variante der Schwa-Tilgung notwendig:

[27] Nach Nasal (vgl. *ainṇ, mainṇ*) ist die Desilbifizierung, wenn überhaupt, erst im Presto zugelassen. Es kommt also nicht zur Homophonie mit *ain, main* etc. Die Bedingung für die Resilbifizierung – abnehmende Sonorität bei Annäherung an die Peripherie – ist hier nicht gegeben; es besteht kein phonologischer Anlaß zur Reduktion.

Schwa-Tilgung (mittlere Häufigkeit) (4.3. (b) Teil II):



Domäne: postlexikalisch, standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: fördernd: Schwa auch in der Folgesilbe als Silbenträger
Beispiele: Ɛvhaldnə(s), amrikanisch, obrIn

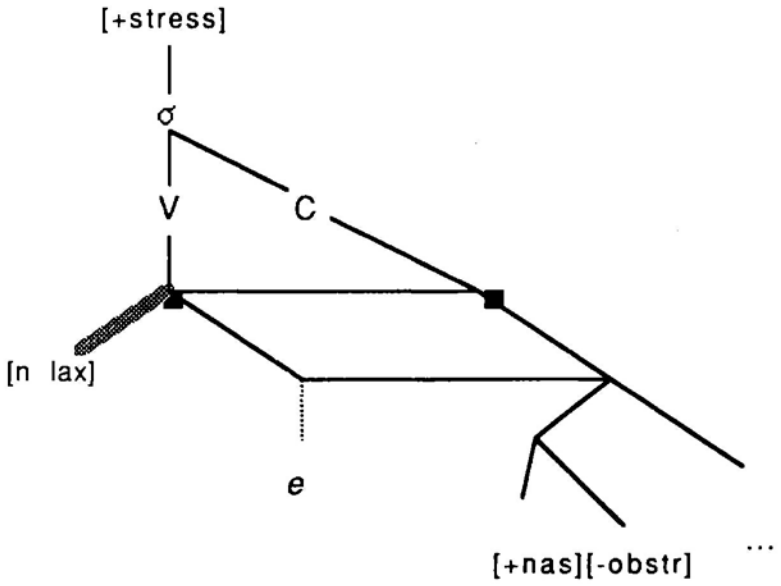
In Prosa: *ə* wird vor einem Sonorkonsonant, der eine unbetonte Silbe einleitet, getilgt.

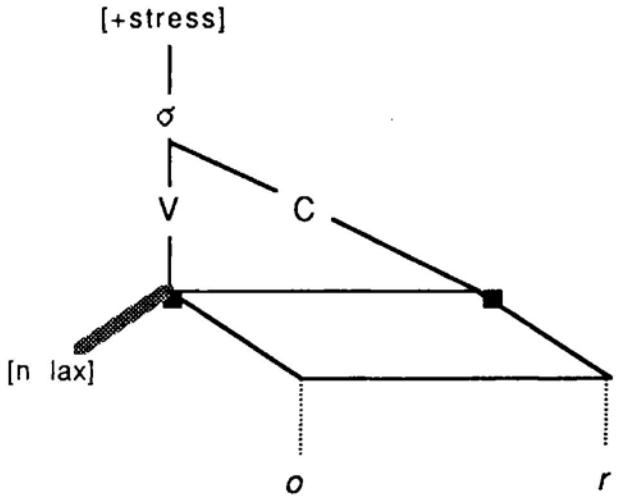
Im nächsten Abschnitt wird sich zeigen, daß zusätzlich zu den erwähnten beiden postlexikalischen Schwa-Tilgungsregeln eine dritte, lexikalische „Schwa-Tilgungsregel" notwendig ist.

Die Spannung von Kurzvokalen und die Entspannung von Langvokalen (außer bei *e/e:*) erfolgt im Konstanzerischen nur teilweise regelmäßig. Die Regeln sind hier eher als Einschränkungen des Zufalls zu sehen. (Die Einordnung als Redundanzregeln schließt sich wegen der mangelnden Wahrnehmung der Variation als Standard/Dialekt-Unterschied durch die Sprecher, wegen der Kontinuität der Oberflächenrealisierungen und vor allem wegen der mangelnden Distinktivität des Merkmals aus.) Es ist davon auszugehen, daß [tense] bei den Vokalen bis zur phonematischen Repräsentationsebene fehlt und erst postlexikalisch durch Regeln, die für das phonologische System insgesamt recht peripher sind, eingeführt wird.

Bei den Kurzvokalen läßt sich beobachten, daß in den Sequenzen *e* + Nasal bzw. *or* immer entspannt wird. Diese Regeln sind obligatorisch:

Entspannung von Kurzvokalen (3.4. (a)):





Domäne: gesamter Bereich, dialekt/standard-unspezifisch

Die Teleologie des Prozesses kommt in der Regeldarstellung nicht zum Tragen, wofür in erster Linie die dafür wenig geeigneten SPE-Merkmale verantwortlich sind. Offensichtlich ist es die Sonoranz der Nasale und des *r* selbst, die jene Öffnung und Zentralisierung bewirkt, die als Ungespanntheit des Vokals wahrgenommen wird. Andererseits zeigt die Restriktion dieser Regelmäßigkeit auf die Sequenzen *e*N und *or*, daß der Prozeß im Konstanzerischen spezifisch gelernt werden muß.

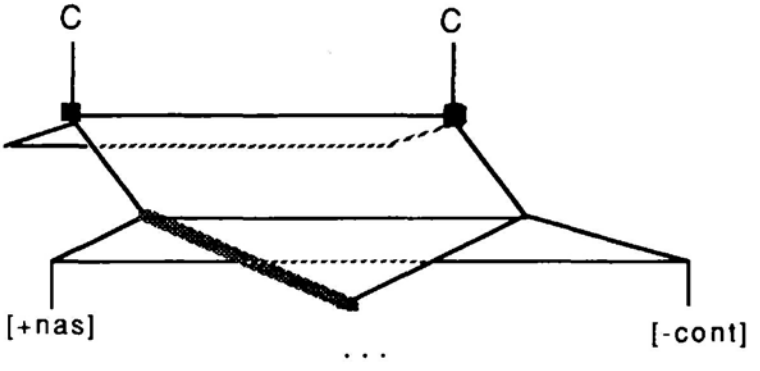
Im übrigen ist die Verteilung von gespannten und ungespannten Vokalen lediglich von beeinflussenden Faktoren gesteuert, teilweise auch zufällig. Die wichtigsten dieser Faktoren sind lexikalisch; dies betrifft besonders die Realisierungen von *e/e:*. Für viele Sprecher sind bestimmte Lexeme für eines der beiden Merkmale markiert. Die Lexemklassen entsprechen teils noch den mhd. Lautständen, wie in Kap. 2 (S. 65 ff.) gezeigt wurde. Es genügt also eine globale postlexikalische Regel, die bereits markierten Vokalen skalare Gespanntheitswerte zuordnet und ansonsten die Ausprägung der Merkmale [n lax] bzw. [m tense] zufällig bzw. nach sprecherspezifischen Vorlieben festlegt.

Zu den genannten kommen einige weitere postlexikalische Regeln, die in der folgenden Diskussion im Zusammenhang lexikalischer bzw. Redundanz- und Korrespondenzregeln eingeführt werden; nämlich: l-Tilgung (2.8. (a)), Delabialisierung (3.1.) und Verdumpfung (3.5.).

6.4.2. Regeln mit variabler Domäne

Neben den reinen postlexikalischen Regeln des Konstanzerischen stehen solche, die ihren eigentlichen, obligatorischen Anwendungsbereich im Wort (also im Lexikon bis zur Wortebene) haben, ihn jedoch in nachlässiger Sprechweise zunehmend ausdehnen und dann auch oberhalb der Wortebene und postlexikalisch fakultativ eingesetzt werden. Solche Regeln sind also morphologisiert, ihre Morphologisierung ist jedoch selbst variabel. Sie haben eine durchsichtige Teleologie (meist lenisierender Art).

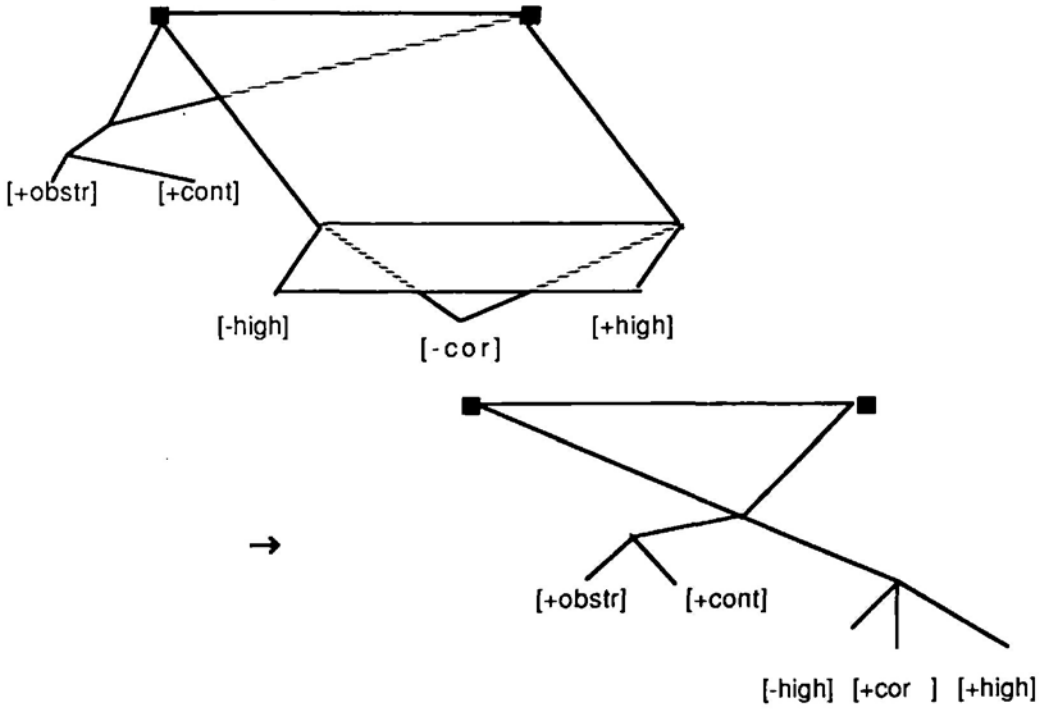
progressive Nasalassimilation (2.5. (a)):



Domäne: unterhalb der Wortebene obligatorisch, oberhalb der Wortebene mit abnehmender Häufigkeit; standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: hamball, wEmɐ ‚wenn man'

In Prosa: ein nicht-kontinuierlicher Konsonant (Plosiv oder Sonorant) mit beliebiger Artikulationstelle dehnt diese auf einen vorausgehenden alveolaren Nasal aus. Die Frikative sind als Auslöser der Assimilation ausgeschlossen; vor /x/ wird postlexikalisch regressiv assimiliert (vgl. 2.7.), vor /f/ erst ein Plosiv eingefügt (vgl. 2.15.), an den sich dann der Nasal anpaßt. Hingegen ist auch eine Assimilation von Nasal zu Nasal möglich (etwa in *UmÖglich*).

s/sch-Assimilation (2.6.):

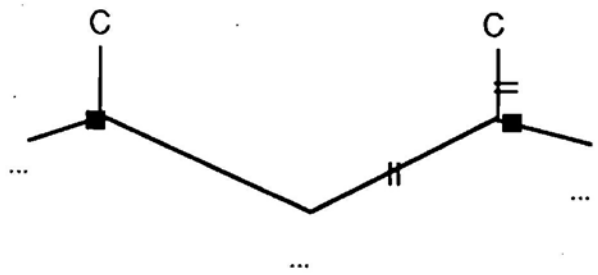


Domäne: unterhalb der Wortebene obligatorisch, auf der Wortebene sehr häufig, oberhalb der Wortebene mittelhäufig; dialekt/standard-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: auschuß, waisch ‚weißt du', *wAschO* (‚weiß schon')

In Prosa: Ein hoher koronaler Frikativ (*sch*) dehnt das Merkmal [high] auf einen vorausgehenden nicht-hohen koronalen Frikativ (*s*) aus. Die Strukturbeschreibung der Regel macht bereits deutlich, wie ‚unnatürlich' das nicht-assimilierte Nebeneinanderstehen von *s* und *sch* ist; die beiden Laute haben auf der Lage der Artikulationsart bereits alle Merkmale gemein, sie unterscheiden sich lediglich auf der untergeordneten Lage der Artikulationsstelle in einem Merkmal. Die Assimilation beseitigt den letzten Merkmalsunterschied; die beiden Segmente dominieren nun dieselbe Merkmalskonfiguration.

Die Regel „füttert" die Degeminierung:

einfache Degeminierung (2.3. (a)):

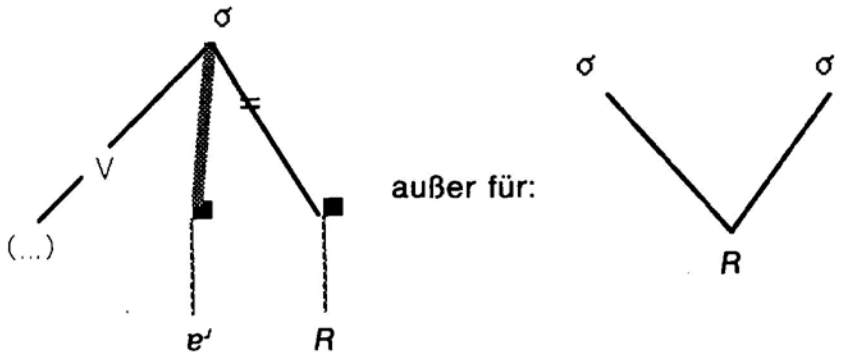


Domäne: bis auf der Wortebene obligatorisch, später mittelhäufig; standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: fördernd: vorausgehender Kurzvokal
Beispiele: du haisch (‚heißt'), *hatɐ* (‚hat er')

Die wichtigste Regel mit variabler Domäne ist allerdings die *Silbifizierungsregel* für das Konstanzerische selbst (vgl. S. 36). Auch sie muß im Wort nach jeder morphologischen Operation angewendet werden, während in Komposita und postlexikalisch nur noch unter bestimmten Bedingungen neu silbifiziert wird. Zu diesen zählen a) besonders schnelle bzw. sorglose Sprechweise, b) postlexikalische Regeln wie die h-Tilgung, die eine Resilbifizierung nötig machen und c) extrasilbische Elemente, für die jeweils spezifische Sonderbedingungen anzugeben sind. Im Konstanzerischen gibt es vor allem einen extrasilbische Sonorkonsonanten, der teilweise auch noch die postlexikalische Resilbifizierung nach sich zieht: das *r*. Statt eine r-Tilgungsregel zu formulieren, werden die Verhältnisse im Konstanzer Repertoire in unserem Modell also durch die Existenz extrasilbischer r-Elemente beschrieben; da extrasilbische konsonantische Elemente ganz automatisch phonetisch unrealisiert bleiben, wenn sie nicht an eine Silbe angehängt werden können,[28] reicht die Angabe der genauen Silbifizierungsmöglichkeiten aus, um die oberflächlichen Realisierungen zu erfassen. Die r-Vokalisierung wird in dieser Sichtweise in zwei Komponenten aufgespalten, nämlich die ɐ-Insertion und die Resilbifizierung des durch die ɐ-Insertion extrasilbisch gewordenen *r*. Nur der zweite Teil der r-Vokalisierung hat eine variable Domäne.

[28] Im Fall der Sonorkonsonanten besteht natürlich auch die Möglichkeit, daß der Konsonant selbst zum Silbenträger wird. Allerdings ist diese Möglichkeit im Konstanzerischen (und in der deutschen Orthoepie) auf Nasale, Laterale und das ɐ (als *offglide* in den ‚unechten' Diphthongen *əɐ*) eingeschränkt. /r/ kann nicht zum Silbenträger werden.

r-Vokalisierung (2.8. (d)): ɐ-Insertion (teils obligatorisch, teils fakultativ) und r-Färbung (mittlere Häufigkeit)



Domäne: lexikalisch und postlexikalisch, standard/dialekt-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: s. folgenden Text

Dieser Prozeß führt in bestimmten Kontexten vor /ɪ/ im Silbenabfall ein Tiefschwa ein, färbt dieses teilweise und verdrängt das /ɪ/ selbst aus der Silbe.[29] Die Regel ist so formuliert, daß mit der Assoziation des Tiefschwa an die Silbe zugleich die Assoziationslinie zum /ɪ/ gelöst wird. Ausgenommen ist der Kontext vor ambisilbischem /r/ (d. h., nach der Konstanzer Silbifizierungsregel, nach akzentuiertem Kurzvokal). Die Analyse ist vor allem dadurch abgedeckt, daß das Tief-Schwa auch dann erscheint, wenn dieses *r* später resilbifiziert werden kann und deshalb an der Oberfläche sichtbar wird. Einschlägige Fälle wie *le:rɐrIn* zeigen, daß die r-Vokalisierung nicht durch eine postlexikalische Regel erfaßt werden kann, die alle /ɪ/ im Silbenabfall zu ɐ macht; die ɐ-Insertion vor resilbifiziertem, silbeninitialen /ɪ/ ließe sich in einem solchen Vorgehen nicht mehr erfassen.[30]

Kompliziert wird die Angelegenheit dadurch, daß die Frage der ɐ-Insertion auch vom phonologischen Kontext abhängig ist. Es sind die folgenden Fälle zu unterscheiden:

a) vor Konsonant wird grundsätzlich ein (möglicherweise r-gefärbtes) ɐ eingefügt, etwa in *Hirn, war ja* etc.
b) vor Vokal, aber nach einem ə-Schwa wird ebenfalls immer ein ɐ eingefügt (etwa in *Lehrerin, Oberamt*)

[29] Vgl. die Diskussion in Kap. 3.2.6.2.

[30] Eine Regel, die vor silbeninitialem /ɪ/ Tiefschwa einfügt, wäre nicht nur phonologisch unplausibel sondern auch unbrauchbar, denn sie könnte nicht zwischen den Kontexten *li:be&ram* (‚lieber am') und *li:be&rosmari:* unterscheiden und würde in beiden Fällen [ɐ] inserieren.

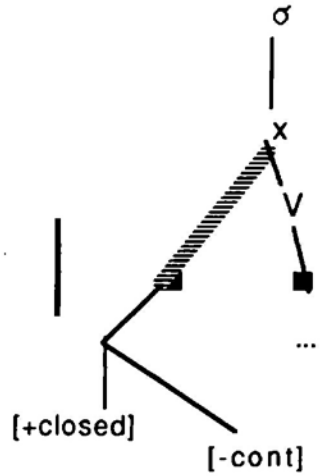
c) vor Vokal, aber nach Langvokal kann im Konstanzerischen ein ɐ eingefügt werden, es muß aber nicht (etwa in *Heere, Vierer*)
d) nach Kurzvokal und vor Vokal kann kein ɐ eingefügt werden, d. h. es wird so resilbifiziert, daß das /ɪ/ ambisilbisch wird (etwa in *Herren*).

Der morphologisierte Teil der r-Vokalisierung betrifft die Frage der Resilbifizierung vor Vokal trotz zwischenliegender morphologischer Grenze. Wir haben gesehen, daß die Resilbifizierung bei Flexions- und Derivationssuffixen obligatorisch ist (Typ *Heeres, Lehrerin*), in Komposita und postlexikalisch aber fakultativ. Bis zur Wortebene wird obligatorisch, dann fakultativ im gesamten Repertoire-Bereich resilbifiziert. Das Besondere an dieser Sonderbedingung ist, daß sie in dem Bereich, in dem sie nicht selbstverständlich ist (also in Komposita und postlexikalisch) einen dialektalisierenden Einfluß hat. Daß sie auch einen bewußteren Status hat als die ɐ-Insertion, wird dadurch nahegelegt, daß sie, im Gegensatz zu dieser, altersabhängig ist und stärker streut.

Die im Zuge der r-Vokalisierung entstandenen əɐ-Sequenzen werden nach 4.3. (b) weiter reduziert zu ɐ; dieses ɐ kann dann durch die Zentralisierungsregel im Nebenakzent (4.1.) weiter zu ə reduziert und erneut nach 4.3. (b) getilgt werden. Mit Ausnahme der əɐ-Vereinfachung sind die weiteren Reduktionsprozesse allerdings tempoabhängig. Im hohen Sprechtempo sind also die folgenden Prozesse möglich:

/ober+in/ → *obeɐ&rIn* (2.8.) → *obəɐ&rIn* (4.1.) → *obɐ&rIn* (4.3.) (b) → *obə&rIn* (4.1.) → *ob&rIn* (4.3.) (b) → $o_b^{\&}rIn$ (Resilbifizierung).

Glottisverschluß-Insertion (2.14.):



Domäne: Unterhalb der Wortebene kaum, später mit zunehmender Häufigkeit; standard-/dialektunspezifisch

beeinflussende Faktoren: fördernd: Hauptakzent auf dem folgenden Vokal, nach Pausa
Beispiele: — ʔabɐ, dɐʔandrə

Das Merkmal [+closed] in der laryngalen Geste des Lautes, das durch diese Regel eingefügt wird, bezieht sich auf die Stimmbänder, die für den Glottisverschluß geschlossen sein müssen. Zusammen mit dem Merkmal [-cont] reicht diese Spezifizierung aus, um den Glottisverschlußlaut als unmarkierten Plosiv zu spezifizieren.

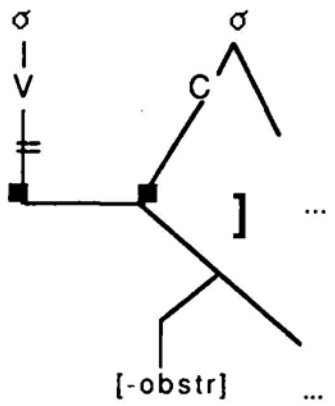
Es ist leicht zu sehen, daß resilbifiziertes, erhaltenes *r* als Anstieg einer folgenden, vokalisch anlautenden Silbe und die Glottisverschluß-Insertion miteinander konkurrieren. Je tiefer im Lexikon diese Konkurrenz ausgetragen wird, um so eher wird die r-Erhaltung dominieren, je mehr wir uns dem postlexikalischen Bereich nähern, um so eher wird diese Position vom Glottisverschluß eingenommen. Es wäre jedoch falsch, die beiden Regeln so aneinander zu binden, daß auf jeden Fall ein nicht-vokalischer Silbenanstieg erreicht wird; tatsächlich läßt nämlich das Konstanzerische durchaus auch die rein vokalisch anlautende Silbe zu. Die Orthoepie kennt hingegen oberhalb der Wortebene keine r-Resilbifizierung mehr und macht dafür die Glottisverschluß-Insertion obligatorisch.

6.4.3. Lexikalische phonologische Regeln und Korrespondenzregeln

Lexikalische phonologische Regeln haben Anwendungsbedingungen, die von morphologischen Grenzen (in den Regeln durch [bzw.] bezeichnet) Gebrauch machen. Es gibt v. a. verschiedene Regeln, die nicht über die Wortebene hinaus angewendet werden können, d. h. deren Formulierung die Erwähnung dieser morphologischen Grenze erfordert.

Zu diesen Regeln gehört die Schwa-Tilgungsregel, die — im Gegensatz zu ihren postlexikalischen Anwendungen 4.3. (b) I, II, vgl. S. 310 ff. — unspezifizierte, vokalische Positionen tilgt (nicht ein voll ausbuchstabiertes Segment ‚Schwa').

finale Schwa-Tilgung (meist obligatorisch) (4.3. (b) (Teil III)):



Domäne: auf den verschiedenen lexikalischen Ebenen mit unterschiedlichen morphologischen Restriktionen; dialekt-/standard-unspezifisch
Beispiele: huŋgrig, stündlich

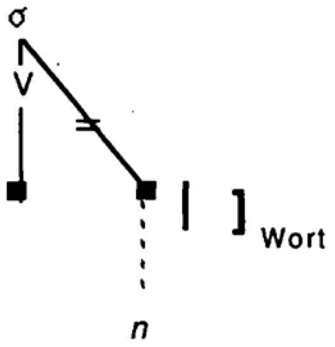
Um Formen wie *hungrig, Lächler*, etc. zu erzeugen, müssen die Anwendungsbedingungen nach morphologischen Klassen getrennt formuliert werden; auf diese Weise wird z. B. sichergestellt, daß in /ga:bələn/ in Standardsprechweise das zweite, nicht das erste Schwa ausfällt (d. h. die Regel erst nach der Flexion operiert).[31] Im Gegensatz zur lexikalischen Schwa-Tilgungsregel III fordert die von ihrem Effekt her ähnliche postlexikalischen Schwa-Tilgungsregel I keine Adjazenz zu einer morphologischen Grenze, wie zahlreiche nach Teil I erzeugte Formen (*abn̩d, we:sn̩dlich, aigŋndlich, abn̩tOiɐ*) zeigen.

Die lexikalische Schwa-Tilgungsregel ist weitgehend mit der der Orthoepie identisch und deshalb im vorliegenden Rahmen nur von untergeordnetem Interesse. Die zahlreichen schwa-losen Dialektformen im Auslaut (z. B. 1. Ps. Sg. der Verben) kommen auf andere Weise, nämlich durch abweichende morphologische Regeln zustande. Es gibt lediglich *einen* wichtigen Unterschied zur Schwa-Tilgung im Standard: im Dialekt entfällt die Reduktionsmöglichkeit zu *-eln/-ern*; die Oberflächenform ist immer *-lə/-rə* oder *-ələ/-ərə*. Der Grund dafür ist die n-Apokope des Dialekts. Sie ist

[31] Die Alternative besteht darin, in bestimmten Positionen Schwa durch eine späte Epenthese-Regel einzuführen. Dies ist Wurzels Vorschlag (Wurzel 1970), der z. B. *atem, segel, vater* /a:tm/, /se:gl/, /va:tr/ zugrunde legt. Einen ähnlichen Weg geht Wiese 1986 b. Die Lösung widerspricht zumindest im Fall der *-er*-Auslaute dem Prinzip der NGPh, daß zugrundeliegende Strukturen aussprechbare Wörter bzw. Morpheme der jeweiligen Sprache sein sollten — denn im Standard, und auch im Konstanzerischen, sind Realisierungen wie *vatr̩* ausgeschlossen. Sie führt außerdem zu verschiedenen Analyseproblemen, die Strauss 1982 in seiner Auseinandersetzung mit Wurzel 1970 diskutiert. Im Falle des Alemannischen kommt hinzu, daß die Epenthese-Lösung eine unnötig komplizierte Beschreibung der *-en*-Auslaute nach sich ziehen würde: sie müßten erst von /n/ auf /ən/ erweitert werden, um dann neuerdings zu /ə/ reduziert zu werden. Es erscheint also sinnvoll, hier bei einer oberflächennahen, ‚konservativen' Lösung zu bleiben.
Im deutschen Standard scheint mir die Diskussion um Schwa-Epenthese oder Schwa-Tilgung weitgehend eine Geschmackssache zu sein. Der Wurzel/Wiesesche Vorschlag, die zugrundeliegenden deutschen Simplicia ohne Schwa zu formulieren und dieses genau dort einzuführen, wo sonst keine Silbifizierung möglich wäre (Wiese 1986 b: 704), ist nicht nur wegen der möglichen silbischen Nasale und Laterale problematisch, er muß auch, um *Karren* vs. *Harn, Willen* vs. *Film* voneinander unterscheiden zu können, mit Ausnahmeregelungen arbeiten. Die Epenthesenregel hat außerdem den Nachteil, finale Schwas (z. B. in der 1. Ps. Sg. Präs. des Verbs) nicht erklären zu können; den von Wiese vorgeschlagenen Rekurs auf „zugrundeliegende" abstrakte auslautende C-Elemente halte ich für inakzeptabel.

die einzige lexikalische Regel des Konstanzer Repertoires, die deutlich wahrnehmbare und bewußte Dialektformen erzeugt:

n-Apokope im Nebenakzent (sehr häufig) (2.9. (b)):



Domäne: auf der Wortebene; [+Dialekt]-Ausgabe
beeinflussende Faktoren: keine
Beispiele: übə, ebə

Die Regel hat eine deutlich dialektalisierende Wirkung auf phonologische Strukturen, die aus dem unmarkierten oder Standard-Bereich des Lexikons kommen. Der zu tilgende Nasal muß den absoluten Silbenauslaut bilden; schon ambisilbische Folgekonsonanten verbieten die Apokope (vgl. **ravesbuɐg* < *ravensbuɐg*). Außerdem muß das /n/ unmittelbar vor der Wortgrenze stehen, denn in Wörtern wie *Terpentin* ist natürlich keine Tilgung möglich.[32] Auch eine Morphemgrenze allein reicht noch nicht aus, denn in Derivationen wird resilbifiziert und deshalb die Tilgung verhindert (vgl. *sIŋənɐ* – neben *sIŋəmɐ* – ‚Bewohner der Stadt Singen').

Aus dem Zusammenspiel von n-Apokope und Schwa-Tilgung entstehen nun z. B. die folgenden Formen:

/ga:bel+en/$_{N,INF}$ → *ga:beln* (4.3. (b)III nach Flexion) → *ga:bl̥n* (4.3. (b)I)
/ga:bel+en/$_{N,INF}$ → *ga:bele* (2.9. (b)) → *ga:ble* (4.3.II, fak.)
/ga:bel+en/$_{N,INF}$ → *ga:blen* (4.2. (b)III vor Flexion) → *ga:ble* (2.9. (b))
/ga:bel+e/$_{1.Ps.Sg.}$ → *ga:ble* (4.3. (b)III vor Flexion)
/se:gel+en/$_{INF}$ → *se:geln* (4.3. (b)III nach Flexion) → *se:gl̥n* (4.3. (b)I)
/segel+en/$_{INF}$ → *seglen* (4.3. (b)III vor Flexion) → *segle* (2.9. (b))
/duŋkel+en/$_{N,DAT}$ → *duŋkeln* (4.3. (b)III nach Flexion) → *duŋk n̥* (4.3. (b)I)

[32] Abtrennbare Präfixe wie *neben-* werden als Wörter behandelt und erst auf der Ebene der Komposition mit den Verben verbunden. Da sie auch selbständig vorkommen, ist diese Lösung durchaus plausibel.

/duŋkel+en/$_{A,DAT}$ → *duŋklen* (4.3. (b)III vor Flexion)
/duŋkel+en/$_{A,N}$ → *duŋklen* (4.3. (b)III vor Flexion) → *duŋkle* (2.9. (b))

Auf der Wortebene hat die n-Apokope gegenüber der Schwa-Tilgung Vorrang. Wird sie durchlaufen, so entsteht eine dialektal markierte Struktur, die nicht mehr weiter reduziert werden kann. Unterbleibt andererseits die n-Apokope, kann 4.3. (b)III angewendet werden (etwa in *ga:beln*). Eine weitere Komplikation ergibt sich nun dadurch, daß die Tilgung entsprechend 4.3. (b)III auch schon vor der Affigierung der regelmäßigen Flexionsformen stattfinden kann (und damit auch vor der n-Apokope, die ja erst auf der Wortebene operiert). Während dies im Standardbereich des Repertoires zu der Opposition *dunklen : dunkeln* führt, resultiert die Anwendung von 4.3. (b)III auf den verschiedenen lexikalischen Ableitungsebenen im Dialektbereich in Oppositionen wie *ga:bele* vs. *ga:ble*. Bedauerlicherweise stimmen die Anwendungsbedingungen für 4.3. (b)III im Standard und im Dialektbereich des Repertoires aber nicht überein; während z. B. die Standardform *se:geln* (Inf.) Schwa-Tilgung auf der Wortebene belegt, zeigt die entsprechende Dialektform *seglə* (**segələ*), daß hier 4.3. (b)III schon vor der Flexion angewendet worden ist. Im Vergleich zu Fällen wie std. *dunkeln* vs. *dunklen* differenziert der Dialekt weniger und tilgt das Schwa in beiden Fällen gleichermaßen vor der Flexion (*duŋklə*).

Auf der Wortebene gibt es eigene lexikalische Korrespondenzregeln, die dialektale und Standardwörter individuell miteinander verbinden und nur als Tendenz generalisierbar sind. Hierzu gehört die n-Apokope im Hauptakzent, die deshalb auf dieser Ebene anzusiedeln ist (also auf Wörter, nicht Lexeme angewendet wird), weil Resilbifizierungen, die im Zuge der Suffigierung von Flexionsmorphemen notwendig sind, sie unterbinden:

n-Apokope im Hauptakzent (2.9. (a)):

Tendenz: Einsilbigen dialektalen Wörtern fehlt oft das /n/ im Auslaut.

Unter diese Tendenz subsumieren sich z. B. die folgenden Korrespondenzregeln:[33]

sai ↔ *sain*[34]
mai ↔ *main*
dai ↔ *dain*
kai ↔ *kain*

[33] Abweichend ist die n-Tilgung vor Konsonant, die im Konstanzerischen lediglich in *susch(d)* zu beobachten ist und am besten über eine eigene Korrespondenzregel zwischen Lexemen behandelt wird.

[34] In sämtlichen Korrespondenzregeln steht die Standardform rechts. Dies ist als individuelle Indizierung mit [+Dial.] bzw. [+Std.] zu interpretieren. Die Häufigkeit in den Korrespondenzregeln entspricht, wenn nicht anders angegeben, der in der zugeordneten Tendenz genannten (hier also: „oft").

nai ↔ *hinain*
drã: ↔ *d(a)ran*
vo/vu ↔ *von*
schõ: ↔ *schOn*
mã: ↔ *man* (‚Mann')
ã: ↔ an

Die n-Apokope im Hauptakzent ist heute nicht mehr produktiv, sondern nur noch lexikalisierter Rest einer früheren phonologischen Regel. Reste einer kompensatorischen Dehnung und der Nasalierung sind noch erhalten. Die Dehnung scheint nur in den Wörtern ‚überlebt' zu haben, in denen auch die Nasalierung erhalten ist.

Andere lexikalische Korrespondenzregel, die auf der Wortebene operieren, sind die folgenden:

d-Tilgung in Konsonantenverbindungen (2.4. (b)):

werre$_{\text{häufig}}$ ↔ *werden*

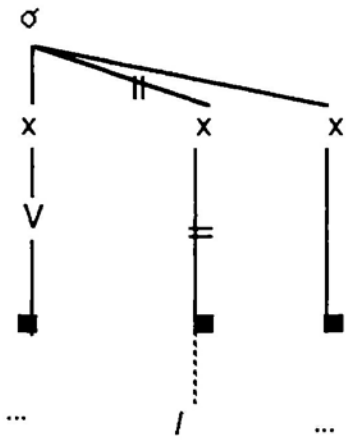
Der Prozeß, der hinter dieser Form steckt (eine Variante der Reduktion von Konsonantenverbindungen mit /D/ an zweiter Stelle) ist auf eine einzige Form lexikalisiert. Es gibt deshalb natürlich auch keine ‚Tendenz' dazu. Das gleiche gilt für:

l-Tilgung I (2.8. (a)):

sot(sch) ↔ *sollte(st)*$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$
wet(sch) ↔ *wollte(st)*$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$
witsch ↔ *willst*$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$

Diese dialektalen Wörter sind das Ergebnis eines l-Tilgungs-Prozesses vor Konsonant, der nur in sehr seltenen Fällen postlexikalisch noch produktiv ist; er ist dann folgendermaßen zu formulieren:

l-Tilgung II (sehr selten) (2.8.(a)):



Domäne: gesamter postlexikalischer Bereich, dialekt/standard-unspezifisch
beeinflussende Faktoren: keine (aber tempoabhängig)
Beispiel: radəfzéll (‚Radolfzell', Ortsname)

Weitere vereinzelte lexikalische Korrespondenzregeln auf der Wortebene, die auf ehemals natürliche Schwächungsprozesse zurückgehen, sind:

3.8. (d)

dre:sch, dre:t, dre:t$_{\text{selten}}$	↔	*trägst, trägt, getragen*
se:sch, se:t, gse:t$_{\text{häufig}}$	↔	*sagst, sagt, gesagt*
schle:sch, schle:t$_{\text{selten}}$	↔	*schlägst, schlägt*
le:sch, le:t, gle:t$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*legst, legt, gelegen*

3.10.

sEge	↔	*sa:gen*$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$
wElle	↔	*wOllen*$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$

Auch der Inhalt der morphologischen Regeln, die im Lexikon operieren, ist teilweise variabel; verschiedene Suffixe haben auf der Standard- und der Dialektseite des Lexikons verschiedene Exponenten. Dies betrifft vor allem das 1. Ps. Sg.-Suffix, das im Dialekt wesentlich öfter als im Standard als ø, manchmal allerdings auch in Abweichung von der ø-Form des Standards als *ə* realisiert wird (vgl. 4.3. (a)). Außerdem stehen die morphologischen Regeln, die im Standard das Partizipial-Präfix *ge-* bzw. die Präs. Pl.-Suffixe *-en, -t* einführen, dialektalen gegenüber, die stattdessen *g-* bzw. *-ed* affigieren. In einigen Fällen weicht das gesamte Konstanzer Repertoire (also das gesamte mögliche Formeninventar von der Dialekt- bis zur Standardseite) von der Norm-Grammatik ab; etwa bekommt der Dativ grundsätzlich das ø-Suffix, ebenso der Imperativ.

Eine weitere Quelle für Variation ist die Klitisierung. Es gibt mindestens eine lexikalische Korrespondenzregel, die mit der Ausgabe der Klitisierungsregeln operiert. Sie ordnet die ‚reguläre' durch die Postklise des Pronomens und Flexion entstandene Form *schBrEch=Ich* der dialektaleren, umgelauteten Alternativform *schBrIch=I* zu. Zumindest für einen Teil der Sprecher ist diese Stammvariante nur zusammen mit dem klitischen Pronomen der 1. Pers. Sg. möglich:

3.10.:

schBrIch=I$_{\text{häufig}}$	↔	*schBrEch=I(ch)*

Alle bisher besprochenen Regeln mit dialektalisierendem Effekt sind *auf* der Wortebene anzusiedeln. Es gibt aber auch unterhalb der Wortebene phonologischen Regeln, die Standard/Dialekt-Variation erzeugen. Hier ist vor allem auf die Wortakzentuierung und auf die alemannische Tendenz zum Initialakzent zu verweisen.

Eine morphologische Quelle für lexikalische Variation im Konstanzer Repertoire, die unterhalb der Wortebene entsteht, sind die Präfigierungs-(Derivations-)regeln für *ge-, be-, zu-* und *da-*; im Dialekt haben sie jeweils Allomorphe, die durch phonologische Umgebungen bedingt sind und die den entsprechenden Standard-Regeln fehlen. (Weder auf der Flexionsebene — wo ja ebenfalls *ge-* als Partizippräfix eingeführt wird —, noch im postlexikalischen Bereich — wo *zu* und *da* als Präposition bzw. Komparativpartikel vorkommen — gelten die gleichen Regeln.)

ge- vor Plosiv, *g-* sonst
be- vor *s/sch*, *be-* sonst
d- vor *r*, *da-* sonst
z- vor Sonorkonsonanten und Frikativen, *zu-* sonst.

Schließlich gibt es Korrespondenzregeln, die schon vor Anwendung irgendwelcher morphologischer Operationen gelten und also Morpheme (Lexeme) aneinander binden:

2.8. (d)

me:$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*mehr*

2.11.

au	↔	*auch*$_{\text{selten}}$
no	↔	*noch*$_{\text{selten}}$
i	↔	*ich*$_{\text{selten}}$
mi	↔	*mich*$_{\text{selten}}$
glai	↔	*glaich*$_{\text{selten}}$
di	↔	*dich*$_{\text{selten}}$

Hier läßt sich möglicherweise eine Tendenz formulieren:

Tendenz: Dialektale Einsilbler im Hauptakzent verlieren besonders nach *i* teilweise auslautendes *ch*.

3.10.

wEsch-$_{\text{selten}}$	↔	*wasch-*

3.9.

kumm-$_{\text{sehr häufig}}$	↔	*komm-*
vu$_{\text{häufig}}$	↔	*von*
frɛv$_{\text{selten}}$	↔	*frü:v*
neəməd$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*ni:mand*

etc.

In den meisten dieser Beispiele für Senkung bzw. Nicht-Durchführung der Senkung sind daneben noch andere (ehemalige) Prozesse beteiligt. Eine Tendenz kann nicht formuliert werden.

6.4.4. Redundanzregeln und darauf zurückgehende Korrespondenzregeln

Viele der Konstanzer Redundanzregeln sind für das gesamte Repertoire gültig. Einige davon weichen trotzdem von der Orthoepie ab, etwa die Regel, die Plosive in Fortes und Lenes unterteilt, während die Orthoepie nach Stimmhaftigkeit unterscheidet, oder fehlen, wie etwa die Regeln, die in der Orthoepie anlautendes /s/ stimmhaft oder Langvokale (mit Ausnahme von /ɛ:/) gespannt, Kurzvokale aber generell ungespannt machen. Zu den für das Gesamtrepertoire gültigen Redundanzregeln gehört auch jene, die die lexikalisch unspezifizierten Schwa-Positionen auffüllt. Variabilität ergibt sich hier jedoch daraus, daß der Zentralisierungsgrad des Schwa für einzelne Sprecher durchaus unterschiedlich ist. Insbesondere scheint der unmarkierte Vokal in vielen Fällen klar [-back] spezifiziert zu sein und liegt deshalb im phonetischen Raum wesentlich weiter vorne als in der Orthoepie. Nicht selten sind sogar Sprecher, die den unmarkierten Vokal zumindest gelegentlich mit /e/ bzw. /ɛ/ zusammenfallen lassen.

Phoneme und Phonemverbindungen, die auf der Standardseite des Konstanzer Repertoires fehlen, sind die dialektalen Diphthonge *ie* und *uo*, das verdumpfte *A:*, die nicht extremdiphthongierten *ou* und *äi* sowie nichtanlautendes *schD* und *schB*; umgekehrt fehlen dem Dialekt die gerundeten Vordervokale, der Extremdiphthong /au/ und die Konsonantenverbindungen *st* und *sp*.[35] Sie sind sämtlich Kandidaten für Redundanzregeln, die auf der Standard- und auf der Dialektseite des Repertoires unterschiedlich operieren.

Dem skizzierten allgemein Modell folgend, führen Redundanzregeln Merkmale ein. Sie sind oft fortisierend, von den Sprechern leicht zu kontrollieren und phonetisch nicht kontinuierlich. Ein Blick auf die Tabelle 23 zeigt jedoch, daß nicht alle der Eigenschaften des Prototyps auf sämtliche genannten Phänomene zutreffen. Viele von ihnen erlauben phonetische Zwischenformen, einige werden nicht einmal als Dialektalismen wahrgenommen. Vor allem die zahlreichen phonetischen Kontinua verweisen darauf, daß für die Konstanzer Sprecher die beiden zugrundeliegenden Phoneninventare durch „Tendenzen" so stark miteinander in Verbindung gebracht worden sind, daß keine rigide zugrundeliegende Trennung von ‚Dialekt' und ‚Standard' mehr möglich ist. Vielmehr haben sich die beiden Bereiche prälexikalisch angeglichen.

Lexikalische ‚Erosion' ist im Konstanzerischen in den folgenden Fällen aufgetreten, in denen es einmal auf der Standard- und Dialektseite unter-

[35] Dies gilt natürlich nur für die zugrundeliegende Repräsentation, denn auf höheren Repräsentationsebenen ist die s-Palatalisierung ja auch im Dialekt unmöglich, d. h. es kommen *st* und *sp* vor. Dies ist nicht ungewöhnlich; auch morphologische (Flexionssuffixe!) und Allegro-Regeln können Strukturen erzeugen, die zugrundeliegend nicht möglich sind.

schiedliche Redundanzregeln gab (soweit nicht eigens angegeben, gelten sie alle schon auf der tiefsten Ebene des Lexikons):

Gespanntheit von Plosiven (2.2. (a)):

du-$_{\text{häufig}}$	↔	*tu:-*
ba:ɐ(r)$_{\text{häufig}}$	↔	*pa:ɐ*
nadI:ɐ(r)lich$_{\text{häufig}}$	↔	*natü:ɐlich*

etc.

Tendenz: Der Dialekt erweicht oft Plosive.

Es gibt also keine von der Standardseite des Repertoires abweichende dialektale prälexikalische Regel, die etwa silbenanlautend nur Lenes erlaubt. Die zugehörige Tendenz als metasprachliche Generalisierungen aus den Oberflächenstrukturen ist so allgemein, daß sie auch die postlexikalisch entstandenen Lenes mit erfaßt.

Diphthongierung (3.6.):

gsi$_{\text{selten}}$	↔	*g(e)we(:)s-*		
us$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*auf* (etc.)		
uf$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*aus* (etc.)		
nint[36]$_{\text{sehr selten}}$	↔	*niks*$_{\text{häufig}}$	↔	*nichts*$_{\text{selten}}$

Obwohl diese wenigen Korrespondenzregeln fast die gesamten alltagssprachlichen Fälle erhaltener Monophthonge abdecken, und obwohl im Falle von *gsi* und *nint* auch die korrespondierenden Standard-Formen keine Diphthongierung aufweisen, sondern ‚suppletiv' sind (für den Vergleich also nicht zur Verfügung stehen), haben die meisten Konstanzer Sprecher noch ein sehr deutliches Wissen über die Wortklasse, in der ehemals Monophthonge üblich waren. Im Falle der Diphthongierung nimmt das sprachliche Bewußtsein also nicht mit der geringer werdenden Häufigkeit der alternierenden Formen ab. Dieses Wissen läßt sich in eine metasprachliche Tendenz fassen, die etwa lautet:

Tendenz: au und *ai* im Standard können im Dialekt *u:* und *i:* entsprechen.

Die Beziehung zwischen den beiden Lautklassen ist opak (beidseitig nicht rekonstruierbar).

(3.8. (b)|(c)):

wOs-$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*wOis-*$_{\text{selten}}$	↔	*wais-*
kO(n)$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*kOi(n)*$_{\text{selten}}$	↔	*kai(n)*
mOn-$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*mOin-*$_{\text{selten}}$	↔	*main*
On-$_{\text{selten}}$			↔	*ai(n)-*

[36] Aus mhd. *niuwent* gekürzt, aber nicht diphthongiert.

-hOm$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*-hOim*$_{\text{selten}}$	↔	*-haim*
klä(n)-$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$			↔	*klai(n)*

Eine Tendenz ist wohl nicht mehr zu erkennen.

Dehnung (3.3.):

über$_{\text{meist}}$	↔	*ü:ber*
grad$_{\text{meist}}$	↔	*g(e)ra:d(e)*
-zogen$_{\text{mittlere Häufigkeit}}$	↔	*-zo:gen*
red-$_{\text{selten}}$	↔	*re:d-*

etc.

Tendenz: Im Dialekt sind Langvokale des Standards teils kurz.

Vokalspannung (3.4.):

Von den mhd. e-Varianten wird nur (noch) mhd. *ë* in seiner gedehnten *E:*-Realisierung von den Sprechern als Dialektalismus eingestuft. Dies schlägt sich in lexikalischen Korrespondenzregeln nieder:

lE:r-$_{\text{häufig}}$	↔	*le:r-*
lE:s-$_{\text{häufig}}$	↔	*le:s-*
sE:-$_{\text{häufig}}$	↔	*se:-*

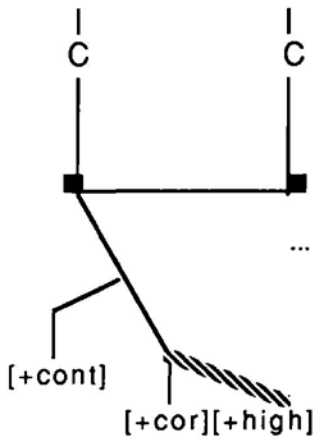
etc.

Dazu läßt sich die folgende Tendenz formulieren:

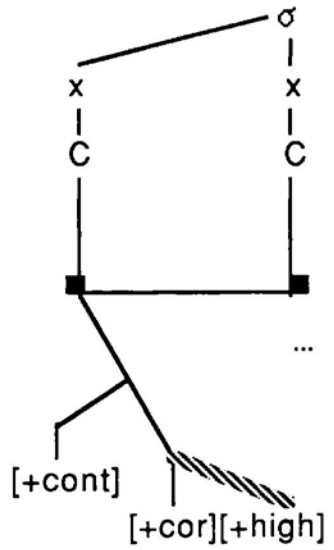
Tendenz: Manchen *e:* des Standards entspricht im Dialekt *E:* (und umgekehrt).

Eine eindeutige Redundanzregel ist die s-Palatalisierungsregel:

s-Palatalisierung im Dialekt (2.16.):



s-Palatalisierung im Standard:



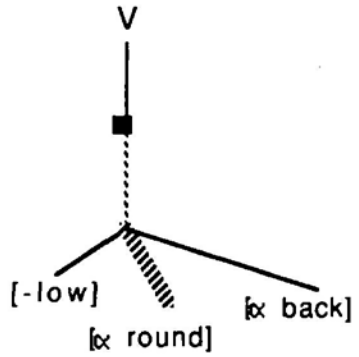
Der einzige Unterschied zwischen den beiden Regeln ist die im Standard notwendige vorausgehende Silbengrenze.[37] Zugrundeliegende lexikalische Einträge in den beiden Bereichen müssen der jeweiligen Bedingung gehorchen. Wichtiger noch für einen rekonstruktiven Ansatz ist jedoch die Umkehrung dieser Aussage: gehorchen zugrundeliegende lexikalische Einträge der einen oder der anderen Bedingung, so verweist sie dies in den dialektalen bzw. in den Standard-Bereich des Lexikons. Dazwischen vermittelt die folgende Tendenz:

Tendenz: Den meisten *sD* und *sB* des Standards entsprechen dialektale *schD* bzw. *sch* und *schB*; vielen nicht-anlautenden dialektalen *schD* und *schB* sowie einem Teil der auslautenden dialektalen *sch* entsprechen im Standard *sD* bzw. *sB*.

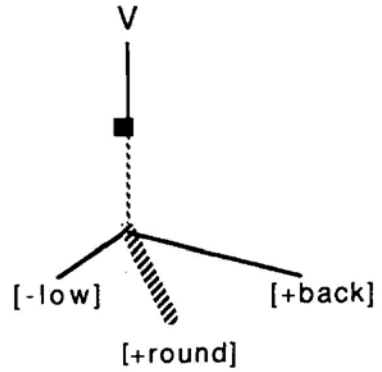
Weil sie auf der Oberfläche gebildet wird, ist diese Generalisierung ziemlich unpräzise. Sie reicht jedoch aus, um der s-Palatalisierung eine produktive Komponente zu geben, die erklärt, warum sie von den Konstanzer Sprechern so mühelos auf Standardwörter ausgedehnt wird, die dadurch als [+Dialekt] umkategorisiert werden. Die s-Palatalisierung ist immer kategorisch (kein phonetisches Kontinuum) und wird eindeutig als Dialektmerkmal eingestuft.

[37] In Wörtern wie *Australien* verhindert der ambisilbische Frikativ die Palatalisierung. Formen wie *bestehen* (mit ebenfalls ambisilbischem Frikativ) existieren auf der zugrundeliegenden Repräsentationsebene natürlich noch nicht; in *stehen* ist die Bedingung ‚Silbenanlaut' erfüllt.

Labialvokale im Dialekt (3.1.):



Labialvokale im Standard:



Tendenz: Gerundete Vordervokale im Standard sind im Dialekt immer ungerundet, ungerundete Vordervokale des Dialekts werden teilweise im Standard gerundet.

Tiefvokale sind von diesen Regeln ausgenommen. Für sie gelten lexikalische Korrespondenzregeln wie:

3.5.:

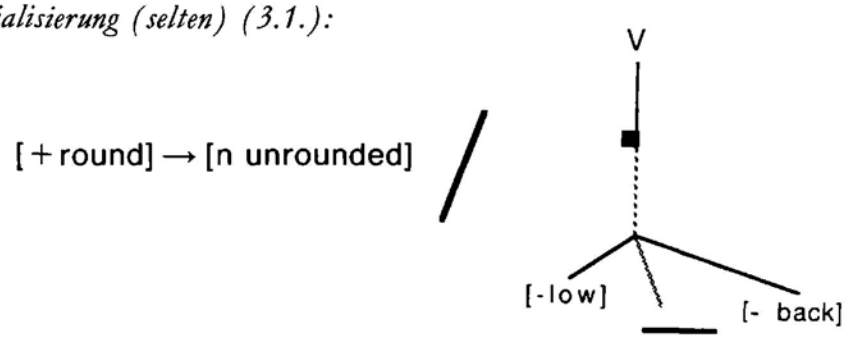
$hAn \quad \leftrightarrow \quad hab_{\text{häufiger}}$
$hAnD_{\text{häufiger}} \quad \leftrightarrow \quad ha{:}ben$

Tendenz: a: im Standard entspricht teilweise *A:* im Dialekt, dial. *A:* immer std. *a:*.

Sowohl die a-Verdumpfung als auch die Entrundung werden von den Konstanzer Sprechern als Dialektalismen wahrgenommen; sie sind außerdem kontextfrei. Die Existenz von phonetischen Zwischenformen spricht jedoch für eine beginnende Uminterpretation zu postlexikalischen Regeln, die im Falle der Verdumpfung durch die Lenisierungsteleologie des Pro-

zesses sowie auch durch das Auftreten spontaner Verdumpfungen von Kurzvokalen unterstützt wird. Der augenblickliche Zustand läßt sich am besten dadurch erfassen, daß neben den Redundanzregeln (im Augenblick noch seltene) postlexikalische Prozesse formuliert werden:

Delabialisierung (selten) (3.1.):



Verdumpfung (selten) (3.5.):

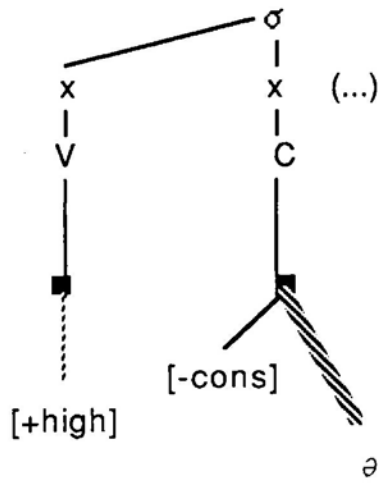


Domäne: postlexikalischer Bereich; dialektalisierender Effekt
beeinflussende Faktoren: keine

Domäne: postlexikalisch, dialektalisierend
beeinflussende Faktoren: fördernd: nachfolgender Konsonant

Im Standard können bestimmte zweimorige vokalische Strukturen nur als Langvokale realisiert werden. Im Dialekt gibt es hingegen eine weitere Möglichkeit, nämlich:

eingleitende Diphthonge im Dialekt (3.7.):

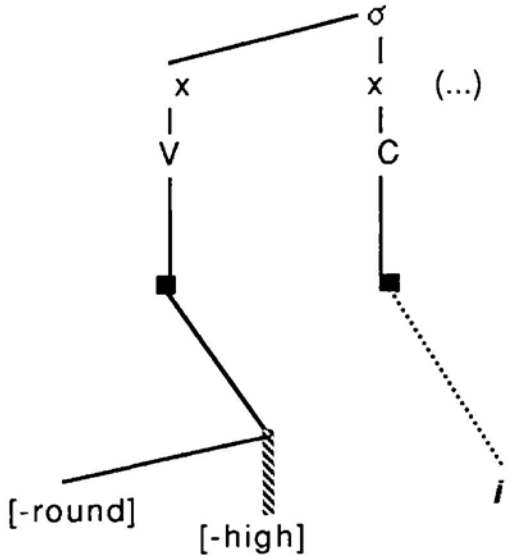


Tendenz: Iə und *Uə* im Dialekt entsprechen im Std. immer *i:* bzw. *u:*; std. *i:* und *u:* aber nur teilweise dial. *Iə* bzw. *Uə*.

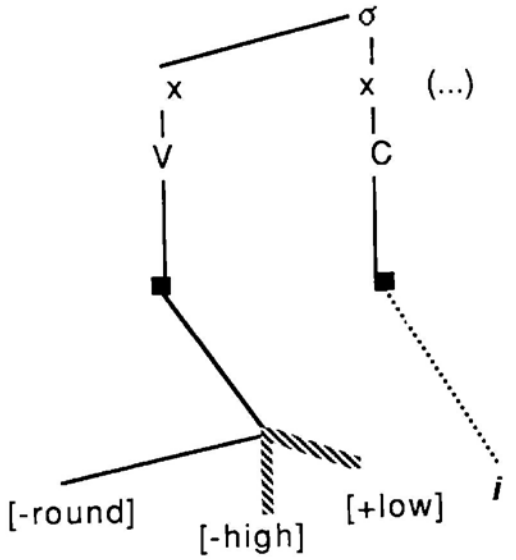
Die Beziehung zwischen dialektalen eingleitenden Diphthongen und hohen Langvokalen ist deshalb nicht zweiseitig rekonstruierbar, weil letztere auch dialektalen Kurzvokalen entsprechen können. Mögliche phonetische Zwischenstufen in höheren Sprechtempi werden durch die Monophthongierungsregel (4.2.) erfaßt.

Bei den ausgleitenden Diphthongen läßt sich die Variation zwischen *äi* und *ai* im Dialekt (gegen *ai* in beiden Fällen im Standard) evtl. durch den Unterschied zwischen den folgenden beiden prälexikalischen Regeln fassen:

nach vorne ausgleitende Diphthonge des Dialekts (3.8. (a)):



nach vorne ausgleitende Diphthonge des Standards

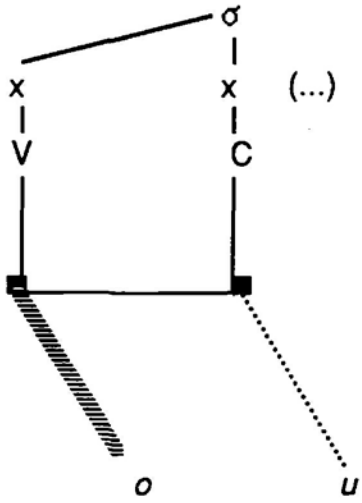


Tendenz: äi im Dialekt ist immer *ai* im Standard (aber nicht umgekehrt).

Es gibt also im Dialekt mehrere Möglichkeiten, einen nicht-runden ausgleitenden Diphthong zu realisieren, im Standard aber nur eine. Wie in Kap. 3.2.1. gezeigt wurde, sind *əi*~*äi* freie Varianten, während *ai* ~ *(əi, äi)* auf die mhd. Lautklassenbildung zurückgeht.

Während die Variation zwischen *äi* und *ai*, obwohl sie Zwischenformen erlaubt, zumindest von einem Teil der Sprecher als Dialekt- bzw. Standardmerkmal eingestuft wird, gilt dies für die entsprechenden Hinterdiphthonge *ou* und *au* mit Sicherheit nicht. Historisch gesehen ist hier die prälexikalische Differenzierung von /au/ und /ou/ (aus mhd. *ou* und *û*) im Dialekt unter dem Einfluß des Zusammenfalls der beiden Phoneme zu /au/ im Standard verloren gegangen, und zwar zugunsten des Sekundärdiphthongs /ou/. In Konstanz gibt es also eine für das Repertoire insgesamt gültige, aber von der Orthoepie abweichende Redundanzregel der folgenden Art:

nach hinten ausgleitende Diphthonge des Gesamtrepertoires (3.8. (a)):

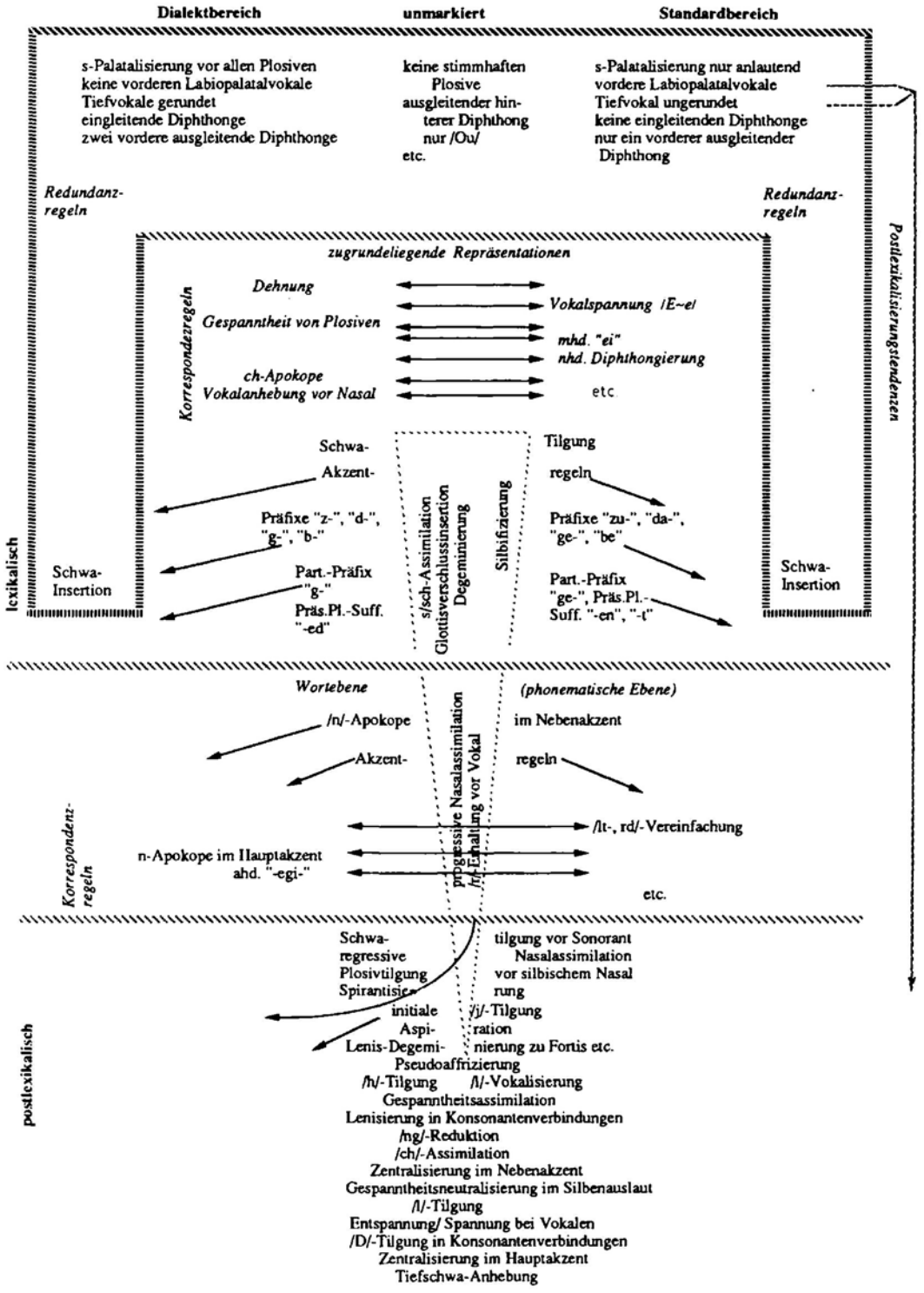


Diesem unmarkierten Status entsprechend, ist die erst kürzlich auftretende Variante /au/ für /ou/ auch heute noch kein wahrgenommenes Standardmerkmal.

6.4.5. Zusammenfassung: das Konstanzer Repertoire

In das allgemeinen Modell ordnet sich das Konstanzerische Repertoire als Einzelfall wie auf S. 335 gezeigt ein.

Wie aus der Übersicht ersichtlich wird, gehen zahlreiche Variationsphänomene, die im Konstanzerischen zu beobachten sind, nicht auf Standard/Dialekt-Regeln zurück, sondern auf allgemeine, d. h. für das gesamte



Repertoire typische, meist postlexikalische Lenisierungs- oder (seltener) Fortisierungsprozesse. Von den Regeln im lexikalischen und postlexikalischen Bereich werden lediglich die unterbliebene Suffix-Schwa-Tilgung,

die n-Apokope im Nebenakzent sowie die postlexikalische r-Resilbifizierung als Dialektalismen interpretiert. (Dazu kommen die nicht berücksichtigten Akzentregeln.) Weitere Dialektalismen, die durch Allophonregeln („morphological spell-out rules") eingeführt werden, sind die reduzierten Präfixe *ge-, be-* etc. und einige Exponenten im Bereich der Verbalmorphologie. Die große Mehrzahl der lexikalischen und postlexikalischen phonologischen Regeln kann hingegen auf dialektale *und* standardkonforme Lexikonstrukturen angewendet werden und produziert keine dialektale oder Standard-Ausgabe. Dabei weichen diese Regeln aber teilweise von der Orthoepie ab.

Deshalb müßte das Konstanzer Repertoire als fast monolektal bezeichnet werden, gäbe es nicht zahlreiche lexikalische Korrespondenzregeln, die eine deutliche horizontale Differenzierung in einen Standard- und einen Dialekt-Bereich des Repertoires einführen. Tatsächlich ist es eine charakteristische Eigenschaft des Konstanzerischen (und wohl vieler vergleichbarer oberdeutscher Repertoires), phonologische Regeln durch einzeln zu erlernende Korrespondenzregeln ersetzt zu haben. Die Korrespondenzregeln, die lexikalische Einzelstrukturen aufeinander beziehen, operieren aber nicht alle auf der zugrundeliegenden Ebene, sondern teils auf der Wortebene, die dadurch ein besonderes Gewicht erhält.

Neben diesen vereinzelten Korrespondenzen ergibt sich eine zusätzliche Abgrenzung des dialektalen und Standard-Teils des Lexikons durch die hier wirkenden Redundanzregeln; zwar sind sie nicht sehr zahlreich und zeigen teils Tendenzen zur „Postlexikalisierung", sie erzeugen aber immer noch eine große Anzahl von Lexemen, die deutlich dialektal bzw. standardsprachlich eingestuft werden.

Außerdem gibt es eine ganze Reihe von Variationsphänomenen, die nicht auf eine vertikale Ebene des Modells begrenzt sind, sondern sich gerade durch die Verschiebbarkeit ihrer Anwendungsdomäne auszeichnen. Oft sind sie bis zur Wortebene obligatorisch und werden dann zunehmend seltener angewendet.

Epilog

Auf den zurückliegenden Seiten wurde versucht, das Bild einer Phonologie zu entwerfen, die realistisch genug ist, um mit dem gerade in diesem Bereich der Sprache so auffälligen Phänomen (und Problem) der sprachlichen Verschiedenheit fertig zu werden; erst eine solche Phonologie der Alltagssprache, die radikal mit der Tradition der Beschreibung von Konstruktsprachen bricht, ist in der Lage, das zu erfassen, ‚was um uns herum sprachlich abläuft'. Die praktische Relevanz eines solchen Ansatzes dürfte deshalb offensichtlich sein.

Bei dem Versuch, eine Phonologie der Alltagssprache am Beispiel des städtischen Repertoires von Konstanz zu entwerfen, mußten zwangsläufig zwei ganz unterschiedliche Forschungstraditionen miteinander verbunden werden: die (deutsche) Dialektologie und die (theoretische) Phonologie. So stellt die Arbeit zugleich eine Art Brückenschlag zwischen diesen beiden, in der deutschsprachigen Forschung der letzten Jahrzehnte so disparat sich entwickelnden Bereiche dar, und zwar nicht etwa einen Brückenschlag, der quasi als Stützpfeiler die Soziolinguistik verwendet (deren Affinität zur Dialektologie nicht unbeachtet, wenn auch forschungspraktisch bisher relativ konsequenzenlos geblieben ist), sondern einen, der den ‚Kernbereich' der Sprachwissenschaft selbst, eben in der Lautlehre, betrifft. Dieser Brückenschlag gestaltete sich erstaunlicherweise viel weniger problematisch, als zunächst zu vermuten war. Tatsächlich war es faszinierend, im Fortlauf der Untersuchung immer wieder darauf zu stoßen, wie neuere und neueste Entwicklungen in der (Generativen) Phonologie bewußt oder unbewußt die teils fast verlorene Kontinuität zu der älteren, mit der Dialektologie stark verwobenen, vor-chomskyschen Phonologie wieder herstellen — man denke nur an die ganz zentrale Rolle, die Silbe und More (beide in der SPE-Phonologie der 60-er Jahre nicht existent) heute wieder spielen, an die Rehabilitierung der Wortebene, an die Neuentdeckung der phonemischen (= lexikalischen) Repräsentationsebene in der Lexikalischen Phonologie, oder an die Parallelen zwischen der Dichotomie „phonologische Regeln : Korrespondenzregeln (‚input switches')" und „Lautwandel : Wortverdrängung". Es scheint daher auch keine Übertreibung, wenn kürzlich die wichtigsten Veränderungen in der „Phonologie der siebziger und achtziger Jahre" unter dem Schlagwort „Anknüpfung an fast vergessene Einsichten der traditionellen und strukturalistischen Phonologie" zusammengefaßt wurden.[1]

[1] Vennemann 1986.

Als Konsequenz dieser wiederentdeckten Kontinuität ist es heute nicht mehr notwendig (und auch nicht mehr angebracht), die Ergebnisse der ‚Anderen' zu ignorieren, weil sie entweder mit den eigenen theoretischen Vorgaben nicht vereinbar oder mit den ‚erlaubten' Methodologien nicht erfaßbar sind. So ist es in der vorliegenden Arbeit zu einer Vermischung von Arbeitsweisen gekommen, die zwar ganz unterschiedlichen Forschungstraditionen entspringen, für das Vorhaben einer Phonologie der Alltagssprache aber nicht nur kompatibel waren, sondern sich sogar äußerst gewinnbringend ergänzten. Entsprechend finden sich neben quantitativen und statistischen Verfahren interpretativ-soziolinguistische und historische, und diese wieder neben Notationen aus der mehrlagigen Phonologie und (einigen) theoretischen Annahmen der Lexikalischen Phonologie. Zentrale Bedeutung hat für die Arbeit außerdem die Natürliche Phonologie, die durch ihr Insistieren auf den phonetischen und kommunikativen Grundlagen struktureller Beschreibungen die Praxis der Sprachbenutzer im Auge zu behalten gebietet. Für eine realistische Phonologie dürfen nicht die etablierten linguistischen bzw. phonologischen Schulen nebst ihren Tabus entscheidend sein, sondern die alltägliche Sprach-Praxis, die ihr Gegenstand ist und an der sie sich messen muß.

Literaturverzeichnis

ABERCROMBIE, JOHN (1967): Elements of General Phonetics. Edinburgh: Edinburgh University Press.

ALLEN, GG. D. & HAWKINS, SARAH (1980): Phonological rhythm: definition and development. In: O. H. Yeni-Komshian (Hrsg.), Child Phonology. New York: Academic Press, S. 227–256 (Bd. 1).

ALTMANN, HANS (1984): Das System der enklitischen Personalpronomina in einer mittelbairischen Mundart. ZDL Hft. 3/84.

AMMON, UL. & LOEWER, U. (1977): Schwäbisch. Düsseldorf: Schwann.

ANDERSEN, HENNING (1973): Abductive and deductive change. Lg. 47: 765–793.

ANDERSEN, S. R. (1984): A metrical interpretation of some traditional claims about quantity and stress. In: M. Aronoff & R. T. Oehrle (Hrsg.), Language Sound Structure (= Festschrift M. Halle), Cambridge: MIT Press, S. 83–106.

ANDERSON, S. (1981): Why phonology isn't natural. Ling. Inqu. 12: 493–539.

ARCHANGELI, DIANA B. (1984): Underspecification in Yawelmani Phonology and Morphology. Ph. D. Thesis, M.I.T.

AUER, PETER (1983): Zweisprachige Konversationen. Code-switching und Transfer bei italienischen Migrantenkindern in Konstanz. = Papiere des SFB 99, No. 79, Konstanz.

AUER, PETER (1985): Bilingual Conversation. Amsterdam: Benjamins.

AUER, PETER (1986): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua („code-shifting"). Deutsche Sprache 14/2: 97–124.

AUER, PETER (1987): Le transfert comme stratégie conversationnelle dans le discours en „L2". In: Gg. Lüdi (Hrsg.), Devenir bilingue – parler bilingue. Tübingen: Niemeyer, S. 57–74.

AUER, PETER (1988 a): MHG. î and û in the city dialect of Constance: a case of convergence and its interpretation. In: ders. & A. di Luzio (Hrsg.), Variation and Convergence. Berlin: de Gruyter.

AUER, PETER (1988 b): On deixis and displacement. Fol. Ling. XXII, 3–4: 263–292.

AUER, PETER (1989): Some ways to count morae: Prokosch's Law, Streitberg's Law, Pfalz's Law and other rhythmic regularities. Linguistics 27, 1071–1102.

AUER, PETER (im Druck): A note on prosody in Natural Phonology. In: Méndez Dosuna & Pensado Ruiz (Hrsg.) 1990.

AUER, PETER & DI LUZIO, ALDO (Hrsg.) (1985): Interpretive Sociolinguistics. Tübingen: Narr.

AUER, PETER & UHMANN, SUSANNE (1988): Silben- und akzentzählende Sprachen. Literaturüberblick und Diskussion. Zeitschrift f. Sprachwiss. 7, 26: 214–259..

BACH, ADOLF (1924/1925): Zum Problem der Stadtmundarten. Teuthonista 1: 41–48.

BAILEY, CHARLES-JAMES (1973): Variation and Linguistic Theory. Virginia: Center for Applied Linguistics.

BAILEY, CHARLES-JAMES (1980): Evidence for variable syllabic boundaries in English. In: L. R. Waugh & C. H. van Schooneveld (Hrsg.), The Melody of Language. Baltimore, S. 25–39.

Baudouin de Courtenay, Jan (1895): Versuch einer Theorie Phonetischer Alternationen. Strassbourg: Trübner.

Baumgartner, Heinrich (1940): Stadtmundart, Stadt- und Landmundart. Bern: Lang.

Beddor, Patrice S. (1983): The phonetic and phonological effect of nasalization on vowel height. IULC (Xerox).

Bell, Alan & Hooper, Joan B. (1978): Issues and evidence in syllabic phonology. In: Dies. (Hrsg.), Syllables and Segments. Dordrecht: North Holland Publishing Company, S. 3–22.

Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: K. J. Mattheier (Hrsg.), Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen: Niemeyer, S. 105–130.

Bellmann, Günter (1986): Zweidimensionale Dialektologie. In: ders. (Hrsg.), Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Mainz.

Benware, Wilbur A. (1985): Phonetische Erklärung in der historischen Sprachwissenschaft: nhd. „sonst". ZDL LII, 1: 5–19.

Berger, Peter & Luckmann, Thomas (1966) [1980]: The Social Construction of Reality. New York. Dt.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt: Suhrkamp, 2. Aufl. 1980.

Bergmann, Gunter (1974): Sprachschichtung und Sprachwandel dargestellt an den Entwicklungen der Vokalphoneme im Gebiet um Karl-Marx-Stadt. In: R. Große & A. Neubert (Hrsg.), Beiträge zur Soziolinguistik. München: Hueber, S. 84–98.

Bergmann, J. R. (1974): Der Beitrag Harold Garfinkels zur Begründung des ethnomethodologischen Forschungsansatzes. Diplomarbeit, Univ. Konstanz.

Besch, Werner (1967): Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. München: Francke.

Besch, Werner (Hrsg.) (1981): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Berlin: Schmidt.

Besch, Werner et al. (Hrsg.) (1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin: de Gruyter.

Bichel, Ulf (1973): Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen: Niemeyer.

Bloch, Bernard (1941): Phonemic overlapping. Am. Speech 16: 278–284.

Bloomfield, Leonard (1933): Language. London: Gg. Allen.

Bohnenberger, Karl (1953): Die alemannische Mundart. Tübingen: Mohr.

Bolozky, Shmuel (1977): Fast speech as a function of tempo in natural generative phonology. J. Linguistics 13: 217–238.

Borowsky, Toni J. (1986): Topics in the Lexical Phonology of English. Ph. D. Thesis, University of Mass.

Brang, Peter (1986): Zum gegenwärtigen Stand der slawischen Stadtsprachenforschung. Z. f. Slaw. Philol. 46, 140–169.

Bräutigam, Kurt (1934 a) Zum Problem der Stadtmundarten, Teuthonista 10: 248–251.

Bräutigam, Kurt (1934 b) Die Mannheimer Mundart. Heidelberg. (Unveröff. Diss.).

Bresson, Daniel (1982): Hauptregeln der phonetischen Ellipse im gesprochenen Deutsch. In: ders. *et al.*, Zur gesprochenen deutschen Umgangssprache = Phonai Bhft. 5, Tübingen: Niemeyer, S. 11–32.

Brinkmann to Broxten, Eva (1986): Stadtsprache – Stadtmundart. Tübingen: Narr.

Brunner, M. C. (1937): Die Konstanzer Mundart. Bodensee-Chronik 7–9, Jg. 26.

Chambers, J. K. & Trudgill, Peter (1980): Dialectology. Cambridge: CUP.

Chomsky, Noam (1964): Current issues in linguistics. In: F. Fodor & J. Katz (Hrsg.), The Structure of Language. Englewood Cliffs NJ: Prentice-Hall, S. 50–118.

CHOMSKY, NOAM & HALLE, MORRIS (1968): The Sound Pattern of English. New York: Harper and Row.

CLEMENTS, GEORGE N. (1980): Vowel harmony in nonlinear generative phonology: an autosegmental model. IULC (Xerox).

CLEMENTS, GEORGE N. (1982): Compensatory lengthening: an independent mechanism of phonological change. IULC (Xerox).

CLEMENTS, GEORGE N. (1985): The geometry of phonological features. Phonological Yearbook 2, 225–252.

CLEMENTS, GEORGE N. & KEYSER, SAMUEL J. (1983): CV Phonology. Cambridge, Mass.: MIT Press.

COMRIE, BERNARD (1980): Diachronic arguments for the psychological reality of abstract phonology: a critical review. In: B. Butterworth (Hrsg.), Language Production, Vol. I. London: Academic Press, S. 271–296.

CORDES, GERHARD (1963): Zur Terminologie des Begriffs ‚Umgangssprache'. In: W. Simon *et al.* (Hrsg.), Festgabe für U. Pretzel, Berlin, S. 338–354.

CROTHERS, J. (1978): Typology and universals of vowel systems. In: J. Greenberg, C. A. Ferguson & E. Moravcsik (Hrsg.), Universals Of Human Language, Vol. 2. Stanford: Stanford University Press.

CUTLER, ANNE, HAWKINS, JOHN A. & GILLIGAN, GARY (1986): The suffixing preference: a processing explanation. Linguistics 23: 723–758.

DANEŠ, FRANTIŠEK (1966): The relation of centre and periphery as a linguistic universal. In: Travaux linguistiques de Prague 2. Prag/Paris: Klincksieck, S. 9–22.

DEBUS, FRIEDHELM (1962): Zwischen Mundart und Hochsprache. ZfM XXIX, 1: 1–43.

DITTMAR, NORBERT & SCHLIEBEN-LANGE, BRIGITTE (1982): Stadtsprache: Forschungsrichtungen und -perspektiven einer vernachlässigten soziolinguistischen Disziplin. In: K. H. Bausch (Hrsg.), Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Düsseldorf: Schwann, S. 9–86.

DITTMAR, NORBERT, SCHLOBINSKI, PETER & WACHS, INGE (1986): Berlinisch. Berlin: Berlin Verlag.

DONEGAN, PATRICIA (1978): On the natural phonology of vowels. Ph. D. Thesis, Univ. of Columbus, Ohio.

DONEGAN, PATRICIA & STAMPE, DAVID (1979 a): The syllable in phonological and prosodic structure. In: A. Bell & J. B. Hooper (Hrsg.), Syllabes and Segments. Dordrecht: North-Holland Publishing Company, S. 25–34.

DONEGAN, PATRICIA & STAMPE, DAVID (1979 b): The study of natural phonology. In: D. A. Dinnsen (Hrsg.), Current Approaches to Phonological Theory. Bloomington: Indiana University Press, S. 126–173.

DREHER, ALFONS (1928): Die Ravensburger Kanzleisprache des XIV. Jahrhunderts, I. Teil: Allgemeines und Laute: Vokale. Dornbirn: Vorarlberger Verlagsanstalt.

DRESSLER, WOLFGANG (1975): Methodisches zu Allegro-Regeln. In: W. Dressler & F. V. Mares (Hrsg.), Phonologica 1972, München, S. 219–234.

DRESSLER, WOLFGANG (1980): A semiotic model of diachronic process phonology. Wiener Linguistische Gazette 22/23: 31–94.

DRESSLER, WOLFGANG (1984): Explaining natural phonology. Phonological Yearbook 1: 1–28.

DRESSLER, WOLFGANG (1985): Morphonology: The Dynamics of Derivation. Ann Arbor: Karoma.

Dressler, Wolfgang & Drachman, Gabriel (1977): Externe Evidenz für eine Typologie der Vokalprozesse. In: G. Drachman (Hrsg.), Salzburger Beiträge für Linguistik 3, Salzburg, S. 285–297.

Dressler, Wolfgang & Tonelli, Livia (Hrsg.) (1985): Natural Phonology from Eisenstadt. Padua: CLESP.

Dressler, Wolfgang & Wodak, Ruth (1982): Sociophonological methods in the study of sociolinguistic variation in Viennese German. Lang. Soc. II: 339–370.

Dressler, Wolfgang, Fasching, L. et al. (1972): Phonologische Schnellsprechregeln in der Wiener Umgangssprache. Wiener Ling. Gazette 1.

Dressler, Wolfgang, Leodolter, Ruth & Chromec, E. (1976): Phonologische Schnellsprechregeln in der Wiener Umgangssprache. In: W. Viereck (Hrsg.), Sprachliches Handeln – soziales Verhalten. München, S. 71–92.

Duden Aussprachewörterbuch (1974): Duden Aussprachewörterbuch. Bearbeitet von Max Mangold. Mannheim: Bibliographisches Institut.

Edwards, Mary & Shriberg, Lawrence D. (1983): Phonology. Applications in Communicative Disorders. San Diego: College-Hill.

Engel, Ulrich (1955): Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Unveröffentl. Dissertation, Tübingen.

Entenman, George (1977): The development of nasal vowels. Austin: Texas University Press.

Ervin, Susan & Osgood, Charles E. (1954): Second language learning and bilingualism. J. Abn. Soc. Psych. Suppl. 49: 139–146.

Fallows, D. (1981): Experimental evidence for English syllabification and syllable structure. J. Ling. 17: 309–317.

Felix, Sascha & Kühl, Dagmar (1982): Hierarchien phonologischer Regeln bei Dialektsprechern. Zeitschr. f. Sprachwiss. 2: 179–200.

Firth, J. R. (1948): Sounds and prosodies. TPS:127–152.

Fischer, Hermann (1895): Geographie der schwäbischen Mundart. Tübingen.

Fischer, J. L. (1958): Social influences on the choice of a linguistic variant. Word: 47–56.

Fraisse, Paul (1974): Psychologie du rythme. Paris: Presses universitaires de France.

French, Peter (1988): Word final /r/ in a Northern English accent: an interactional account of variable production. In: P. Auer & A. di Luzio (Hrsg.) Variation and Convergence. Berlin: de Gruyter.

Gabriel, Eugen (1967): Die Entwicklung der Lautgruppen ⟨-rn⟩, ⟨-rm⟩ und ⟨-lm⟩ im Oberdeutschen. Ein Beitrag zum Problem der Sproßvokalbildung. In: Festschrift E. Kranzmayer zum 70. Geburtstag, Marburg: Elwert, S. 12–80.

Gabriel, Eugen (1969): Die Entwicklung der ahd. Vokalquantitäten in den oberdeutschen Mundarten. Graz: Boehlaus.

Gabriel, Eugen (1981/82): Die Mundarten des Bodenseeraums. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 99/100: 280–300.

Gal, Susan (1979): Language Shift. Social Determinants of Linguistic Change in Bilingual Austria. New York: Academic Press.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs.

Gassert, A. (1929): Stimmhaftigkeit und Länge der Verschlußlaute im Konstanzer Dialekt. Borna-Leipzig.

Giegerich, Heinz J. (1985): Metrical Phonology and Phonological Structure. Cambridge: CUP.

GILES, HOWARD (1973): Accent mobility: a model and some data. Anthropol. Linguistics 15: 87–105.

GOLDSMITH, JOHN (1976): An overview of autosegmental phonology. Linguistic Analysis 2, 1: 23–68.

GOMAN, RODERICK D. (1981): On the natural phonology of consonants. In: A. Zwicky (Hrsg.), Papers in Phonology = Working Papers in Linguistics Nr. 25, Ohio State University, S. 107–173.

GOOSSENS, JAN (1981): Zum Verhältnis von Dialektologie und Soziolinguistik. Der Standpunkt des Dialektologen. ZDL 48: 299–312.

GÖSCHEL, JOACHIM (1971): Artikulation und Distribution der sogenannten Liquida ⟨r⟩ in den europäischen Sprachen. Indogerm. Forsch. 76: 84–126.

GUMPERZ, JOHN (1969) [1971]: Communication in multilingual societies. In: S. Tyler (Hrsg.), Cognitive Anthropology. New York. Wieder in: J. Gumperz, Language in Social Groups. Stanford, 1971, S. 230–250.

GÜNTHER, JOH. (1967): Die städtische Umgangssprache von Freiburg i. Br. – eine sprachsoziologische Untersuchung. Diss. Freiburg.

HAAG, KARL (1929/1930): Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. Teuthonista 6, I: 1–35.

HAAG, KARL (1929): Die schwäbisch-alemannische Sprachgrenze in Württemberg, westl. Hälfte. Schulwarte 5: 689–707.

HAAS, WALTER (1978): Sprachwandel und Sprachgeographie. Wiesbaden: Steiner (= ZDL Bhft. Nr. 30).

HAAS, WALTER (1983): Vokalisierung in den deutschen Dialekten. In: Besch *et al.* (Hrsg.) 1983: 1111–1115.

HALLE, MORRIS (1959): The Sound Pattern of Russian. The Hague: Mouton.

HAMANS, CAMIEL & NOSKE, ROLAND (1988): The analysis of German schwa. In: W. U. Dressler *et al.* (Hrsg.), Discussion Papers of the 6th International Phonology Meeting, Juli 1–7, Krems, Vol. I, S. 17–19.

HARDEN, THEO (1981): Untersuchungen zur r-Realisation im Ruhrgebiet. Wiesbaden: Steiner (= ZDL Bhft. Nr. 40).

HARTMANN, PETER (1970): Aufgaben und Perspektiven der Linguistik. = Konstanzer Universitätsreden Nr. 33, Konstanz.

HARTMANN, PETER (1984): Konsequenzen textbezogener Arbeitsweise für die Linguistik. Wirkendes Wort Heft 4: 242–263.

HEIDOLPH, KARL E. *et al.* (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie-Verlag.

HENTSCHEL, GERD (1986): Vokalperzeption und natürliche Phonologie. Eine kontrastive Untersuchung zum Deutschen und Polnischen. München: Sagner.

HERRGEN, JOACHIM & SCHMIDT, JÜRGEN E. (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. Zwei Dialektalitätsbegriffe und ihre entsprechenden Meßverfahren. ZDL LII, 1: 20–42.

HEUSLER, ANDREAS (1888): Der alemannische Konsonantismus der Mundart von Baselstadt. Straßburg.

HILDEBRANDT, BRUNO F. O. & HILDEBRANDT, LIESELOTTE M. (1965): Das deutsche R. Linguistics 11: 5–10.

HINDERLING, ROBERT (1980): Lenis und Fortis im Bairischen. Versuch einer morphophonemischen Interpretation. ZDL XLVII, 1: 25–51.

HISTORISCHER SÜDWESTDEUTSCHER SPRACHATLAS (1979): Historischer südwestdeutscher Sprachatlas. Von K. Kleiber, K. Kunze & H. Löffler. Bern: Francke.

Hockett, Charles (1958): A Course in Modern Linguistics. New York: Macmillan.

Hohepa, P. W. (1967): A profile generative grammar of Maori. IJAL Memoir No 20, Bloomington: Indiana University Press.

Hooper, Joan B. (1976): An Introduction to Natural Generative Phonology. New York.

Hotzenköcherle, Rudolf (1986): Aspekte und Probleme der Vokalquantität im Schweizerdeutschen. In: Dialektstrukturen im Wandel (Ges. Aufsätze, hrsg. v. R. Schläpfer und R. Trüb). Aarau: Sauerländer, S. 319–333.

Hurch, Bernhard (1988): Über Aspiration. Tübingen: Narr.

Hyman, Larry (1978): Word demarcation. In: J. Greenberg, C. A. Ferguson & E. Moravcsik (Hrsg.), Universals of Human Language, Vol II. Stanford: Stanford University Press, S. 443–470.

Hyman, Larry (1985): A Theory of Phonological Weight. Dordrecht: Foris.

Hymes, Dell (1973): Breakthrough into performance. Working Paper D 26/27 (Urbino).

Iivonen, Antti (1983): Zur Frage der regionalen Variation der hochdeutschen Vokale. Neuphilol. Mitt. 84: 45–52.

Issatschenko, Alexander (1974): Das ‚schwa mobile' und ‚schwa constans' im Deutschen. In: U. Engel & P. Grebe (Hrsg.), Sprachsystem und Sprachgebrauch (= Festschrift H. Moser). Düsseldorf: Schwann, S. 142–171.

Jakobson, Roman & Halle, Morris (1956): Fundamentals of Language. Den Haag.

Jespersen, Otto (1913): Lehrbuch der Phonetik. Leipzig: Teubner (2. Aufl.).

Joos, Karl (1928): Lautlehre der Mundart des Stadtteils Paradies in Konstanz. Unveröff. Diss., Tübingen, wohl 1928.

Jutz, Leo (1931): Die alemannischen Mundarten. (Abriß der Lautlehre.) Halle: Niemeyer.

Kallmeyer, Werner (1986, MS): Sprachliche Symbolisierungen sozialer Identitäten als soziolinguistischer Gegenstand. IdS Mannheim.

Kallmeyer, W. (1987): Die Stadt als Schwerpunkt soziolinguistischer Forschung in Europa. Sociolinguistica 1.

Kallmeyer, Werner & Keim, Inken (1988): The symbolization of social identity. In: N. Dittmar & P. Schlobinski (Hrsg.), Sociolinguistic Description and Explanation. Berlin: de Gruyter.

Kallmeyer, Werner, Keim, Inken & Nikitopoulos, P. (1982): Zum Projekt ‚Kommunikation in der Stadt', in: K. Bausch (Hrsg.), Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Düsseldorf: Schwann, S. 345–390.

Karch, Dieter (1975): Mannheim — Umgangssprache. Tübingen. (= Phonai Bd. 16.)

Kauffmann, Frdr. (1890): Geschichte der schwäbischen Mundart. Straßburg: Trübner.

Keim, Inken (1986, MS): Der Einsatz sprachlicher Variation zur Symbolisierung sozialer Identität in der ‚Filsbachwelt'. Manuskript, IdS Mannheim.

Keller, Rudolf E. (1968): Der Umwandlungsprozeß eines mundartlichen Lautsystems. In: L. E. Schmitt (Hrsg.), Verhandl. d. 2. Intern. Dialektologenkongresses, Wiesbaden: Steiner (= ZfM Bhft. NF), S. 446–451.

Keller, Thomas L. (1975): The city dialect of Regensburg, Germany: An investigation of ongoing changes in different age and residence groups. Ph. D. thesis, University of Colorado.

Kenstowicz, Michael & Kisseberth, Charles (1979): Generative Phonology: Description and Theory. New York: Academic Press.

Kenstowicz, Michael & Rubach, Jerzy (1987): The phonology of syllabic nuclei in Slovak. Lg. 63: 463–478.

KIEFER, ERNST (1922): Lautlehre der Konstanzer Stadtschrift im 13. und 14. Jahrhundert. Diss. Freiburg.

KIPARSKY, PAUL (1968) [1973]: How abstract is phonology? IULC (Xerox). In revidierter Form publiziert als: Phonological representations. In: O. Fujimura (Hrsg.) Three Dimensions of Linguistic Theory. Tokyo, S. 1–136.

KIPARSKY, PAUL (1972) [1982]: Explanation in phonology. In: S. Peters (Hrsg.), Goals in Linguistic Theory. Englewood Cliffs: Prentice Hall. Wieder in: Ders., Explanation in Phonology. Dordrecht: Foris (1982), S. 81–118.

KIPARSKY, PAUL (1982): From cyclic phonology to lexical phonology. In: H. van der Hulst & N. Smith (Hrsg.), The Structure of Phonological Representations, I. Dordrecht: Foris, S. 131–175.

KLEIN, WOLFGANG (1974): Variation in der Sprache. Ein Verfahren zu ihrer Beschreibung. Kronberg.

KLEIN, WOLFGANG & DITTMAR, NORBERT (1977): Developing Grammars. Berlin: Springer.

KLEPSCH, ALFRED (1988): Lautsystem und Lautwandel der Nürnberger Stadtmundart im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer.

KNETSCHKE, EDELTRAUD & SPERLBAUM, MARGRET (1987): Zur Orthoepie der Plosive in der deutschen Hochsprache. Tübingen: Niemeyer (= Phonai Bd. 33).

KOHLER, KLAUS J. (1977): Einführung in die Phonetik des Deutschen. Berlin: Schmidt.

KOHLER, KLAUS J. (1979): Kommunikative Aspekte satzphonetischer Prozesse im Deutschen. In: H. Vater (Hrsg.), Phonologische Probleme des Deutschen. Tübingen: Niemeyer, S. 13–40.

KRANZMAYER, EBERHARD (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraums. Wien: Böhlau.

KRECH, EVA-MARIA (1968): Sprechwissenschaftlich-phonetische Untersuchungen zum Gebrauch des Glottisschlageinsatzes in der allgemeinen deutschen Hochlautung. Basel: Karger.

KRISTENSEN, K. & THELANDER, M. (1984): On dialect levelling in Denmark and Sweden. Fol. Ling. XVIII/1–2: 223–246.

KUFNER, HERBERT L. (1961): Strukturelle Grammatik der Münchner Stadtmundart. München: Oldenbourg.

KUFNER, HERBERT L. (1962): Lautwandel und Lautersatz in der Münchner Stadtmundart. ZfM XXIX: 67–75.

LABOV, WILLIAM (1963): The social motivation of a sound change. Word 19: 273–309. (Wieder abgedruckt in Labov 1972 b, 1–42.)

LABOV, WILLIAM (1970) [1972]: The study of language in its social context. Studium Generale 23, 1: 30–87. Revidierte Fassung in: Labov (1972 b).

LABOV, WILLIAM (1972, a): Language in the Inner City: Studies in Black English Vernacular. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

LABOV, WILLIAM (1972, b): Sociolinguistic Patterns. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

LABOV, WILLIAM (1977): The unity of sociolinguistics. = L.A.U.T. B, 22 (Xerox).

LABOV, WILLIAM (1980): The social origins of sound change. In: ders. (Hrsg.), Locating Language in Time and Space. New York: Academic Press, S. 251–265.

LABOV, WILLIAM (1981): Resolving the Neogrammarian controversy. Lg. 57: 267–308.

LASCH, AGATHE (1927): Berlinisch. Eine Berliner Sprachgeschichte. Berlin. (Repro-Druck Darmstadt 1967).

Lass, Roger (1984): Phonology. Cambridge: CUP.

Lea, W. A. (1974): Prosodic aids to speech recognition, IV: A general strategy for prosodically-guided speech understanding. UNIVAC Report PX 10791, St. Paul, Minnesota: Sperry Univac, DSD.

LePage, Robert B. (1978): Projection, focussing, diffusion, or, steps towards a sociolinguistic theory of language [...]. York Papers in Linguistics, 9: 9–31.

LePage, Robert B. & Tabouret-Keller, Andrée (1985): Acts of Identity. Cambridge: CUP.

Lessiak, Primus (1908): Der Vokalismus der Tonsilben in den deutschen Namen der ältesten kärntnischen Urkunden. Ein Beitrag zur altbairischen Grammatik. Prager dt. Studien 8: 241–272.

Lindau, Mona (1985): The story of /r/. In: E. Fromkin (Hrsg.), Phonetic Linguistics (= Festschrift P. Ladefoged). Orlando: Academic Press, S. 157–168.

Lindgren, Kaj B. (1953): Die Apokope des mhd. „-e" in seinen verschiedenen Funktionen. Ann. Acad. Sci. Fennicae Ser. B, Vol. 78, 2. Helsinki.

Lindgren, Kaj B. (1961): Die Ausbreitung der nhd. Diphthongierung bis 1500. Ann. Acad. Sci. Fennicae Vol. 123, 2. Helsinki.

Löffler, Heinr. (1984): Sprechtempo – ein Merkmal der Sprache oder der Sprecher? In: W. Besch *et al.* (Hrsg.), Festschrift f. Siegfr. Grosse. Göppingen: Kümmerle, S. 111–141.

Macari, Nicholas (1978): Some psychophysical evidence for natural phonological processes. J. Phonetics 6: 103–126.

MacNamara, John (1970): Bilingualism and thought. In: J. E. Alatis (Hrsg.), Bilingualism and Language Contact. Washington, D. C.: Georgetown University Press, S. 25–46.

Maddieson, Ian (1985): Phonetic cues to syllabification. In: Fromkin, V. (Hrsg.), Phonetic Linguistics (= Festschrift Ladefoged), Orlando (FL): Academic Press, S. 203–221.

Malmberg, Bertil (1962): La notion de ‚force' dans les changements phonétiques. Studia Linguistica 16: 38–44.

Mattheier, Klaus J. (1985): Dialektologie der Dialektsprecher. Überlegungen zu einem interpretativen Ansatz in der Dialektologie. Germ. Mitt. Zs. d. Belg. Dt.-Lehrer-Verb. 21: S. 47–67.

Mattheier, Klaus J. & Besch, Werner (1985): Ortssprachenforschung. Einleitende Überlegungen. In: dies. (Hrsg.), Ortssprachenforschung. Berlin: Schmid, S. 9–23.

Mayr, Max (1924): Das Wienerische. Zürich: Amalthea. 2. Aufl. 1930.

Meier, Helmut (1964): Deutsche Sprachstatistik. Hildesheim: Olms.

Mendez Dosuna, Julian & Pensado Ruiz, Carmen (Hrsg.) (1990): Papers on Natural Phonology from the 6th Phonology Conference at Krems. Barcelona.

Mihm, Arend (1985): Sprachlandschaft Duisburg. In: ders. (Hrsg.), Sprache an Rhein und Ruhr. Wiesbaden: Steiner, S. 201–222 (= ZDL Bhft. Nr. 50).

Mioni, Alberto M. & Trumper, John (1977): Per un'analisi del ‚continuum' linguistico veneto. In: R. Simone & G. Ruggiero (Hrsg.), Aspetti Sociolinguistici dell'Italia contemporanea. Roma: Bulzoni, S. 329–372.

Mohanan, Karuvannur P. (1986): The Theory of Lexical Phonology. Dordrecht: Reidel.

Möking, Bernhard (1934): Die Sprache des Reichenauer Fischers. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Hft. 61 (Überlingen: Feyel).

Moosmüller, Sylvia (1984): Soziale und psychosoziale Sprachvariation: eine quantitative und qualitative Untersuchung zum gegenwärtigen ‚Wiener Deutsch'. Diss., Wien. Erschienen als: Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch. Stuttgart: Steiner, 1987.

Moosmüller, Sylvia (1987, MS): Gehobenes Deutsch in Österreich. Varietäten und Normen. Proj. 5126, Bericht. Universität Wien.

Moosmüller, Sylvia (1988): Sociophonology. In: P. Auer & A. di Luzio (Hrsg.), Variation and Convergence. Berlin: de Gruyter, S. 75–92.

Morton, J., Marcus, S. & Frankish, C. (1976): Perceptual centers (P-centers). Psych. Rev. 83: 405–448.

Moser, Hugo (1954/1955): Die schwäbisch-niederalemannische Sprachgrenze: Wandlung und Beharrung. Jahrb. f. Statistik und Landeskunde in Bad. Württ.: 362–366.

Moser, Hugo (1960): Umgangssprache. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen. ZfM 27: 215–232.

Müller, Frank (1987, MS): „La chaîne parlée" – Neue Gesichtspunkte zu einem alten Thema. Univ. Frankfurt.

Munske, Horst H. (1983): Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung. In: W. Besch *et al.* (Hrsg.), Dialektologie. Berlin: de Gruyter, S. 1002–1018.

Nabrings, Kirsten (1981): Sprachliche Varietäten. Tübingen: Narr.

Nespor, Marina & Vogel, Irene (1986): Prosodic Phonology. Dordrecht. Foris.

Norris, Dennis & Cutler, Anne (1986): Juncture detection. Linguistics 23: 689–705.

Ohala, John J. & Kawasaki, Haruko (1984): Prosodic phonology and phonetics. Phonological Yearbook 1: 113–127.

Paul, Hermann (1884): Beiträge zur geschichte der lautentwicklung und formenassoziation, 11.: Vokaldehnung und vokalverkürzung im neuhochdeutschen. Beitr. z. Gesch. d. dt. Sprache u. Lit. IX: 101–134.

Pedersen, Inge Lise (1985): Urbanisierung und Sprachvariation. Bericht über eine laufende Ortssprachenuntersuchung auf Fünen. Kopenhagener Beitr. zur Germanistischen Linguistik 23: 105–116.

Penzl, Herbert (1975): Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phonologie. Berlin: Schmidt.

Pfalz, Anton (1918): Reihenschritte im Vokalismus. Beitr. z. Kunde d. bayerisch-österreichischen Mundarten (= Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. in Wien 190/2), Wien, S. 22–42.

Pike, Kenneth (1946): The Intonation of American English. Ann Arbor.

Plank, Frans (1985): On the reapplication of morphological rules after phonological rules and other resolutions of functional conflicts between morphology and phonology. Linguistics 23: 45–82.

Porzig, Walter (1962): Das Wunder der Sprache. 3. Aufl., Bern: Franke.

Pulgram, Ernst (1970): Syllable, Word, Nexus, Cursus. Den Haag: Mouton.

Pulleyblank, D. (1983): Tone in Lexical Phonology. Ph. D. thesis, M.I.T.

Radtke, Ingolf (1972): Soziolinguistik von Stadtsprachen. Tendenzen soziolinguistischer Forschung in der BRD. Germanistische Linguistik 4: 441–517.

Radtke, Ingolf (1973): Die Umgangssprache. Muttersprache 83: 161–171.

Reiffenstein, Ingo (1976): Primäre und sekundäre Unterschiede zwischen Hochsprache und Mundart. Überlegungen zum Mundartabbau. In: Opuscula Slavica et Linguistica (= Festschrift Issatschenko). Klagenfurt, S. 337–347.

Reis, Marga (1974): Lauttheorie und Lautgeschichte. München: Fink.

Rennison, John R. (1981): Bidialektale Phonologie. Wiesbaden: Steiner.

Ris, Roland (1981): Dialektologie zwischen Linguistik und Sozialpsychologie: Zur ‚Theorie des Dialekts' aus Schweizer Sicht. In: Dialekt und Dialektologie (Sonderband ZDL), S. 73–96.

ROMAINE, SUZANNE (1978): Postvocalic /r/ in Scottish English: sound change in progress? In: P. Trudgill (Hrsg.), Sociolinguistic Patterns in British English. London: Arnold, S. 144–157.

ROSCH, ELENOR (1977): Human categorization. In: N. Warren (Hrsg.), Studies in Cross-cultural Psychology, Vol I. London, S. 1–49.

ROUSSEAU, P. & SANKOFF, DAVID (1978): A solution to the problem of grouping speakers. In: D. Sankoff (Hrsg.), Linguistic Variation: Models and Methods. New York: Academic Press, S. 97–117.

RUBACH, JERZY (1984): Cyclic and Lexical Phonology. The Structure of Polish. Dordrecht: Foris.

RUDES, B. A. (1975): Lexical representation and variable rules in natural generative phonology. Glossa 10, 1: 111–150.

RUNGE, RICHARD M. (1973): The phonetic realization of proto-Germanic /r/. Zeitschr. f. vergl. Sprachf. 87: 228–247.

RUOFF, ARNO (1983): Die Mundarten in Baden-Württemberg. Stuttgart: Landesbildstelle.

RUOFF, ARNO (1984): Alltagstexte. 2 Bd., Tübingen: Niemeyer.

RUSS, CHARLES V. J. (1982): Studies in Historical German Phonology. Bern etc.: Lang.

SAPIR, EDWARD (1933) [1963]: La réalité psychologique des phonèmes. Journal de Psychologie Normale et Pathologique 30: 247–265. Engl. in: D. Mandelbaum (Hrsg.), Selected Writings of E. Sapir on Language, Culture and Personality. Berkeley, 1963, S. 46–60.

SAVILLE-TROIKE, MURIEL (1982): The Ethnography of Communication. Oxford: Blackwell.

SCHEUTZ, HANNES (1984): ‚Ad hoc-Universalien'. Ein neuer Typ von ‚Erklärungen' in der Sprachwissenschaft. Zeitschr. f. Sprachwiss. 3.1: 114–128.

SCHEUTZ, HANNES (1985): Strukturen der Lautveränderung. Wien: W. Braunmüller.

SCHIRMUNSKI, VIKTOR M. (1930): Sprachgeschichte und Siedelungsmundarten. Germ. Rom. Monatsschrift XVIII: 113–122 und 171–188.

SCHIRMUNSKI, VIKTOR M. (1962): Deutsche Mundartkunde. Berlin: Akademie-Verlag.

SCHLOBINSKI, PETER (1987): Stadtsprache Berlin. Berlin: de Gruyter.

SCHÖLLER, GG. (1938/39): Sprachkarte des südlichen Oberschwaben. Württemberg. Jahrb. f. Statistik und Landeskunde, Württ. Sprachkarten Blatt 9.

SCHÖNFELD, HELMUT (1973): Gesprochenes Deutsch in der Altmark. Berlin: Akademie-Verlag.

SCHREIBER, WALTER (1927): Lautlehre der Alt-Singener Mundart. Lahr: Schauenburgh.

SCHÜTZ, ALFRED & LUCKMANN, THOMAS (1975): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied: Luchterhand.

SCHWITALLA, JOHANNES (1986, MS): Die Repräsentation der Welt des Anderen. Untersuchungen zu Formen der Symbolisierung sozialer Identität in Gesprächen Jugendlicher. IdS Mannheim.

SDS (1962) = Sprachatlas der deutschen Schweiz, Hrsg. v. R. Hotzenköcherle. Bern: Francke.

SEIDELMANN, ERICH (1976): Deutsche Hochsprache und regionale Umgangssprache in phonologischer Sicht. In: F. Debus & J. Hartig (Hrsg.), Festschrift für G. Cordes. Neumünster: Wachholtz, Bd. II, S. 354–388.

SEIDELMANN, ERICH (1983): Die Stadt Konstanz und die Sprachlandschaft am Bodensee. In: Forschungsbericht ‚Südwestdeutscher Sprachatlas'. Marburg: Elwert, S. 156–234.

SEILER, HANSJAKOB (1962): Laut und Sinn: zur Struktur der deutschen Einsilbler. Lingua XI: 375–387.

SEILER, HANSJAKOB (1982): Apprehension as an Operational Dimension of Language. Tübingen: Narr.

SELKIRK, ELIZABETH (1984): Phonology and Syntax: the Relation Between Sound and Structure. Cambridge, Mass.: MIT Press.

SELTING, MARGRET (1983): Stilwechsel als Mittel strategischer Interaktion. Ling. Ber. 86: 29–48.

SELTING, MARGRET (1989): Speech styles in conversation as an interactive achievement. Erscheint in: Leo Hickey (Hrsg.), The Pragmatics of Style. London: Routledge.

SIEBS, THEODOR (1969): Deutsche Aussprache, Hrsg. v. Helmut de Boor und Hugo Moser. 19. Aufl., Berlin.

SIEVERS, EDUARD (1901): Grundzüge der Phonetik zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen. Leipzig: Breitkopf & Härtel. 5. Aufl.

SINGER, HORST (1965): Die Mundarten der Höri. Untersuchungen zur Lautgeographie und Phonologie. Freiburg.

SINGER, HORST (1969): Mundart. In: Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II. Sigmaringen, S. 19–36.

SOBRERO, ALBERTO (1988): Conversational microconvergences between dialect and language. In: P. Auer & A. di Luzio (Hrsg.), Variation and Convergence. Berlin: de Gruyter, S. 194–215.

STAMPE, DAVID (1969): The acquisition of phonetic representation. CLS 5, 443–454.

STAMPE, DAVID (1972): On the natural history of diphthongs. CLS 8, 578–590.

STAMPE, DAVID (1972) [1979]: A Dissertation on Natural Phonology. Diss. Univ. of Chicago. Veröffentlicht unter dem gleichen Titel (New York 1979: Garland).

STAMPE, DAVID (1987): On phonological representations. In: W. U. Dressler *et al.* (Hrsg.), Phonologica 1984. Cambridge und Warschau, S. 287–301.

STEGER, HUGO (1984): Bemerkungen zum Problem der Umgangssprachen. In: W. Besch *et al.* (Hrsg.), Festschrift für Siegf. Grosse. Göppingen: Kämmerle, S. 251–278.

STEGER, HUGO & JAKOB, K. (1983): Raumgliederung der Mundarten. Vorstudien zur Sprachkontinuität im deutschen Südwesten (= Arbeiten zum hist. Atlas v. Südwestdeutschland, VII). Stuttgart: Kohlhammer.

STEITZ, LOTHAR (1981): Grammatik der Saarbrücker Mundart. Saarbrücken: Saarbrücker Druckerei und Verlag.

STELLMACHER, DIETER (1977): Studien zur Gesprochenen Sprache in Niedersachsen. Marburg: Elwert.

STEVENS, K., KEYSER, S. & KAWASAKI, H. (1986): Toward a phonetic theory of redundant features. In: J. Perkell & D. Klatt (Hrsg.), Symposium on Invariance and Variability of Speech Processes. Hillsdale, N. J.: Lawrence Erlbaum.

STRAUSS, STEVEN L. (1982): Lexical Phonology of English and German. Dordrecht: Foris.

STREITBERG, WILHELM (1894): Die Entstehung der Dehnstufe. Indogerm. Forsch. III: 305–422.

THIES, UDO (1982): Sprachvariation im Ruhrgebiet. Ein Beitrag zur Methodologie stadtsprachlicher Forschung. In: K.-H. Bausch (Hrsg.), Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Düsseldorf: Schwann, S. 108–148.

THURN, HANS P. (1980): Der Mensch im Alltag. Stuttgart: Enke.

TONELLI, LIVIA (1984): Überlegungen zur Natürlichen Phonologie. Eine kontrastive Analyse des Boznerischen und des Südtiroler Italienischen. Trieste: Università degli studi.

TRIER, JOST (1966): Alltagssprache. In: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht, S. 110–133.

TRUBETZKOY, NIKOLAJ S. (1939): Grundzüge der Phonologie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (5. Aufl. 1971).

TRUDGILL, PETER (1983): Sex and covert prestige. In: ders., On Dialect. Oxford: Basil Blackwell, S. 169–185.

TSCHIRCH, FRITZ (1975): Geschichte der deutschen Sprache, Bd. II. 2. Aufl., Berlin: Schmidt.

ULBRICH, HORST (1972): Instrumentelle phonetisch-auditive R-Untersuchungen im Deutschen. Berlin: Akademie-Verlag.

ULDALL, E. T. (1971): Isochronous stresses in R. P. In: L. L. Hammerich *et al.* (Hrsg.), Form and Substance (= Festschrift E. Fischer-Jørgensen), Copenhagen: Akademisk Forlag, S. 205–210.

ULDALL, E. T. (1972): Relative duration of syllables in two-syllable rhythmic feet in R. P. in connected speech. Work in Progress 5, S. 110–111, Dep. of Linguistics, University of Edinburg.

VAN HOUT, R. (1984): The need for a theory of choice in sociolinguistics. Ling. Ber. 90: 44–47.

VEITH, WERNER & PUTSCHKE, WOLFGANG (1984): Kleiner deutscher Sprachatlas (1.1.: Plosive). Tübingen: Niemeyer.

VENNEMANN, THEO (1974): Words and syllables in natural generative grammar. CLS, Parasession on Natural Phonology, S. 346–374.

VENNEMANN, THEO (1986): Neuere Entwicklungen in der Phonologie. Berlin: Mouton.

VENNEMANN, THEO (1988): Preference Laws for Syllable Structure. Berlin: Mouton.

VOLOSHINOV, VIKTOR N. (1930) [1975]: Marksizm i filosofija jazyka. Leningrad. Dt.: Marxismus und Sprachphilosophie. Frankfurt: Suhrkamp.

VON ESSEN, OTTO (1953): Allgemeine und angewandte Phonetik. Berlin: Akademie-Verlag (5. Aufl., 1979).

WANNER, GEORG (1941): Die Mundarten des Kantons Schaffhausen. Frauenfeld: Huber.

WEBER, ALBERT (1948): Zürichdeutsche Grammatik. Zürich: Schweizer Spiegel-Verlag.

WEINHOLD, KARL (1863): Alemannische Grammatik. Berlin: Dümmler.

WEINREICH, URIEL (1953): Languages in Contact. The Hague: Mouton.

WEINREICH, URIEL (1954): Is a structural dialectology possible? Word 10, 388–400.

WEINRICH, HARALD (1958): Phonologische Studien zur romanischen Sprachgeschichte. Münster: Aschendorff.

WERLEN, ERIKA (1984): Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie. Wiesbaden: Steiner.

WERLEN, IWAR (1980): „R" im Schweizerdeutschen. ZDL XLVII, 1: 52–76.

WEYDT, HARALD & SCHLIEBEN-LANGE, BRIGITTE (1981): Wie realistisch sind Variationsgrammatiken? In: Schlieben-Lange, B. *et al.* (Hrsg.) Logos semantikos (= Festschrift Coseriu), Bd. 4, Tübingen. S. 117–145.

WIESE, RICHARD (1986 a): Zur Theorie der Silbe. Studium Linguistik 20: 1–15.

WIESE, RICHARD (1986 b): Schwa and the structure of words in German. Linguistics 24, 697–724.

WIESE, RICHARD (1988): Silbische und lexikalische Phonologie. Studien zum Chinesischen und Deutschen. Tübingen: Niemeyer.

WIESINGER, PETER (1970): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. Berlin: de Gruyter.

WIESINGER, PETER (1980): ‚Sprache', ‚Dialekt' und ‚Mundart' als sachliches und terminologisches Problem. In: J. Göschel *et al.* (Hrsg.), Dialekt und Dialektologie. Wiesbaden: Steiner, S. 177–198 (= ZDL Beihefte Nr. 26).

WIESINGER, PETER (1983 a): Diphthongierung und Monophthongierung in den deutschen Dialekten. In: Besch *et al.* (Hrsg.) 1983: 1076–1082.

Wiesinger, Peter (1983 b): Dehnung und Kürzung in den deutschen Dialekten. In: Besch *et al.* (Hrsg.) 1983: 1088–1100.

Wiesinger, Peter (1983 c): Rundung und Entrundung, Palatalisierung und Entpalatalisierung, Velarisierung und Entvelarisierung in den deutschen Dialekten. In: Besch *et al.* (Hrsg.) 1983: 1101–1105.

Wodak-Leodolter, Ruth & Dressler, Wolfg. (1978): Phonological variation in colloquial Viennese. Michigan Germanic Studies 4 (1): 30–66.

Wojcik, Richard (1981): Natural phonology and generative phonology. In: D. Goyvaerts (Hrsg.), Phonology in the 1980's. Gent, S. 635–647.

Wolfensberger, Heinz (1967): Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa. Frauenfeld.

Wrede, Ferd. (1895): Die Entstehung der nhd. Diphthonge. ZfdAltert. 39: 257–301.

Wurzel, Wolfgang U. (1970): Studien zur deutschen Lautstruktur. Berlin: Akademie-Verlag.

Wurzel, Wolfgang U. (1976): Adaptionsregeln und heterogene Sprachsysteme. In: W. U. Dressler (Hrsg.), Phonologica 1975. Innsbruck, S. 175–182.

Zwicky, Arnold (1970): The free ride principle and two rules of complete assimilation in English. CLS 6: 579–588.

Sachregister

a(:) 68 f.
a-Verdumpfung 22, 68 f., 202, 210, 219 ff., 230 f., 235, 252, 292, 331 f.
Abstraktheit phonologischer Repräsentationen 236, 240 ff.
Adaptionsregeln 232 ff., 251, 274
Affrizierung 27; s. Pseudoaffrizierung
ahd. *-egi-* (mhd. *^{2}ei*) 71, 115 f., 202, 219 ff., 292
ahd. Simplicia: Quantitäten 134 ff.
Allegroregeln 250 f., 261, 265, 305
Alltag 6 f.
Alltagssprache 5 ff., 337
Alter (der Informanten) 87, 104 ff., 121 ff., 128, 148 ff., 159, 175 ff., 186 f. (Zus.), 285
Ambisilbizität 35, 38, 47, 55, 65, 142 ff., 153
/anderst/ 59
Appendices 42
Approximanten 46, 48, 171 ff. (/r/)
Archiphonem 45 Anm.
Aspiration (kontextfreie und assimilatorische) 43 ff., 201, 210 f., 286, 295 ff.
Assimilation 28, 30, 32, 281 f., 296 ff., 301 f., 316
—: der Gespanntheit 46
au-Verdumpfung 22, 210, 219 ff., 233; s. Extremdiphthongierung, mhd. *ou*
Auslauterweichung 46
Auslautverhärtung 1, 35, 44, 46, 136 f., 151, 210 f., 227, 236 f. (im Russischen)

Bad Ems 15
Bairisch 41, 69, 229 ff. (Passau), 247
Berlinisch 11, 14, 229, 233
bidialektale Phonologie 235 ff.
Bildung (der Informanten) 88, 104 ff., 121 ff., 128, 148 ff., 159, 175 ff., 186 f. (Zus.), 285
Bindekonsonanten 52 Anm., 54
biuniqueness 227, 233, 262
Black English Vernacular 228 f.

ch-Assimilation 50 f., 288, 301 f., 305
ch-Tilgung, finale 54, 200, 210, 219 f., 289, 326
Chromatizität (von Vokalen) 61
Coda s. Silbenabfall
code-switching, code-shifting 204 ff., bes. 211 ff.; 229, 283 f.
cursus- vs. *nexus*-Sprachen 269 Anm.
CV-Lage 33
CV-Phonologie 33
CV-Silbe (optimale Silbe) 29 f., 47 f., 49, 52, 56, 60 ff., 65

/D/ 48, 59, 200 f., 219 f., 288
das ist 59 f.
Datenerhebung 84 ff., 187 Anm.
Degeminierung s. Geminatenvereinfachung
Dehnung 27, 53, 63 ff., 180 ff., 202, 210, 219 f., 292, 329; s. Länge, nhd. Dehnung
—: analogische 138, 151
—: frühnhd. 63
—: kompensatorische 53, 138, 152, 324
—: externe Variablen 148 ff.
—: lexikalischer Kontext 146 ff.
—: und Numerus 238 (im Bair.)
—: phonologische Kontextanalyse 141 ff.
Delabialisierung (von Vokalen) s. Entrundung
Dialekt 9, 179
—: geschriebener vs. gesprochener 193 ff.
Dialektalisierungsniveau, Veränderung des 205 ff.
„Dialektangleichung" 254, 276 Anm.
Dialekteinstellung 112 ff.

„Dialektentlehnung" 254 f.
Dialektmerkmale: bewußte 113
—: primäre vs. sekundäre 203, 246 ff.
Dialektologie: Gegenstandsbereich 4
—: Geschichte 243 ff.
—: interpretative 15; s. interpretative Analyse
—: traditionelle 20 ff., 91
—: zweidimensionale 5
Dialektprosa, Konstanzer 195 ff.
Diasystem 248
Diffusion, lexikalische 129 ff., 284
Diphthonge: Standard vs. Dialekt 274, 332 ff.
Diphthongierung 27, 61 f., 69 f., 230
—: und Dehnung 96 f.
Dissimilation 27, 62, 69
—: von Diphthongen 70 f.
Doppelschwa-Vereinfachung 167 ff., 177 f., 310, 319

Einfachkeitskriterium 225 Anm., 228 Anm.
ele(n) (Diminutivsuffix) 64, 142 f., 321
elsewhere condition 304 Anm., 305
Entdiglossierung 12
Entrundung 27, 62, 155 ff., 180 ff., 192, 199, 202, 210, 219 f., 231, 234, 248, 253, 332; s. Labiopalatalvokale
—: areal 155 f.
—: externe Parameter 159, 175 ff.
—: Kontextanalyse 157 ff., 173 ff.
—: Sprachgeschichte 155 f.
Entstimmhaftung 27, 253; s. Stimmhaftigkeit
Epenthese 27; s. Sproßvokale
Erosion, lexikalische 275
Erpprojekt 16
Ethnodialektologie 191 f., 223 f.
Extrasilbizität 41 f., 317 ff.
Extremdiphthonge 70 f., 98 ff., 180 ff., 192, 202, 210, 219 ff., 273, 292, 332 ff.; s. mhd. *ei/ou*

Fernassimilation 47 Anm., 59
Filterregeln 235 ff., 242
flapping 28
„fokussiert" 179, 257
Fokussierungsdimension 270, 272
footing 214
Formalität 222
Fortisierung 27 f., 29 f., 43, 45, 54, 60 ff., 63, 65, 69 f., 97, 178, 223, 237, 303, 327
free ride 240, 242
‚Fremdwörter' im Dialekt 58, 68, 235
Frikativierung 27, 251; s. Spirantisierung
Fuge, morphologische 59
Fuß 32, 72
ge-, be- (Präfixe) 46 ff., 54, 64, 76, 210, 219 f., 254, 296, 325 f.

Geminaten 38 f., 136 (rhythmischer Wert)
Geminaten zu Fortis 45, 303
Geminatenvereinfachung (Degeminierung) 27, 47 f., 201, 210, 219 ff., 286, 317
Geschlecht (der Informanten) 87, 104 ff., 121 ff., 128, 148 ff., 159, 175 ff., 186 f. (Zus.)
Gespanntheit: Konsonanten 43, 44 ff., 136 f., 200, 210, 219 f., 253 f. (Wien), 286, 297 ff., 328
—: Vokale 62, 65 ff., 199, 202, 210, 219 f., 292, 313 ff., 329
Glottisverschluß 35, 48, 56 ff., 170, 201, 219 ff., 269, 290, 319 f.
Grammatikalisierung 231, 275, 284 ff.
Grammatikalisierungsdimension 268, 270
Grenzprozesse 44
Grunddialekt 9
gsi 96

h 47, 71 (vor Nasal), 259
h-Tilgung, initiale 54 f., 201, 219 ff., 290, 294 ff.
Häufigkeitsangaben und Regeln 283
Hebung 27, 72 Anm., 201, 230
Hiatus 52, 55 f., 131 f., 178
historische Methode 20 ff.
Hochalemannisch s. schweizerdt. Dialekte
Hochlautung s. Orthoepie
Hyper-/Hypokorrektismus 231, 233, 251, 274

Ikonizität (von Regeln) 262, 284
input-switch 249 ff., 261
Interferenzfilter 252
interpretative Analyse 190 ff.

j-Tilgung, initiale 55 f., 200, 219 ff., 290, 306 f.
(j)ets(a) 59

Klitisierung 325
Kolonistendialekte, deutsch-russische 246 ff.
Komposita 269
Konsonantenverbindungen, Vereinfachung von 48 f., 200 f., 219 f., 286, 302, 324
Konstanz: Repertoire 18 f., 84, 219 ff., 222, 273, 284 ff., 334 ff.
—: Sprechgemeinschaft 16
—: Stadtteil Paradies 88, 91
Kontinuum 179, 231, 252, 255, 270
Kookkurrenzrestriktionen 62, 64, 96, 144, 160, 184, 236
Korrespondenzregeln 271, 273 ff., 306, 323 ff., 336
Kürzung 27, 73 f., 203, 219 (im Nebenakzent), 294, 307 f.

l 46 f., 63
l-Schwächung (l-Vokalisierung) 51, 201, 230 f., 235, 254, 288, 307
l-Tilgung 51, 288, 324 f.
Labialität (von Vokalen) 61
Labiopalatalvokale 62 f., 100 ff., 133, 180, 272 f., 273 f., 331; s. Rundung/Entrundung
Lage *(tier)* 32 ff.
Langvokale 61 f., 63 ff.; s. Dehnung
—: und Spannung 65
laryngale Geste 295 f., 320
Lautgesetze 249
Lautintention 2, 193, 267, 271
Lautverschiebung, 2. 22
„Lautwandel" vs. „Wortfraß" 243 ff.
„Lautwandel" vs. „Lautersatz" 245 f., 256
„Lautzwang" 244 f.
legitime Sprache 186 f.
Lehnwörter und Natürliche Phonologie 26
Leichtinnendehnung 138 ff.
Leichtschlußdehnung 138 ff.
Lenis vs. Fortis s. Gespanntheit: Konsonanten
Lenis zu Fortis (silbeninitial) 45, 304
Lenisierung 27 f., 29 f., 47 f., 49, 55, 57, 50 ff., 74, 178, 192, 223 f. (als Ethnokategorie), 285
Lento-Merkmal 222
Lentoregeln 250
Lexikalische Phonologie 263 ff.
—: Kritik 268 f.
Lexikalisierung 148, 154, 188, 203, 223, 231, 284 ff.
Lexikon 263 ff.
Liquide (als Kontextfaktor) 51 f., 139

man 52
Mannheim: Stadtsprache 16
mehrlagige (nichtlineare) Phonologie 32 ff., 135 ff., 278 ff.; s. More
Merkmalsgeometrie 280 ff.
mhd. *â* 68 f.
mhd. *ê* 66 f.
mhd. *e* 66 f.
mhd. *ë* 66 f., 329
mhd. *ę* 66 f.
mhd. *ei* 71, 114 ff., 202, 219 ff., 328 f.
mhd. *ei/ou* 114 ff.
mhd. *ei/ou,* heutige Realisierung 114 ff., 180 ff., 292
—: areale Aspekte 114 f.
—: externe Variablen 121 ff.
—: Kontextanalyse 118 f., 131 ff.
—: Sprachgeschichte 114 f.
mhd. *hân* 68
mhd. *î* 69 f., 89 ff., 180 ff.
mhd. *î/û,* heutige Realisierung 91 ff., 180 ff., 199, 201, 210, 219 f., 292, 328
—: areale Aspekte 89 ff.
—: Ersatzlaute 98 ff.; s. Extremdiphthongierung
—: externe Variablen 104 ff.
—: Interpretation 110 ff.
—: Kontext 95 ff., 131 ff.
—: Sprachgeschichte 89 ff.
mhd. *ie* 70, 125 ff.

mhd. *ie/uo*, heutige Realisierung 126 ff., 180 ff., 201, 210, 219 f., 292
—: areale Aspekte 126
—: externe Variablen 128
—: phonologischer Kontext 130 ff.
—: lexikalischer Kontext 129 ff.
mhd. *iu* 69 f., 100 ff., 202
mhd. Kurzvokale s. nhd. Dehnung
mhd. *öü* 71, 102 f., 202
mhd. *ou* 114 ff.
mhd. *û* 69 f., 89 ff., 201, 210
mhd. *üe* 70, 121 ff.
mhd. *uo* 70, 121 ff., 180 ff., 201, 210
monitoring 192
Monophthongierung 28, 62, 70, 73 f., 203, 219 ff. (im Nebenakzent), 253 (Wien), 294, 307 f.; s. nhd. Monophthongierung
More 32 f., 53, 65, 97, 111, 135 ff., 152 ff., 303, 305
Morenausgleich, additiver 137, 151
Morenkonstanz 154
Morphologie: Priorität über die Phonologie 138, 154
—: und Phonologie, im Lexikon 263 f.
mots phonétiques 39
MP-Regeln 258

n 49
n-Tilgung, finale 52 ff., 200, 210, 219 f., 276, 288, 311, 321 ff.
n-Vokalisierung 139
Nasal 47, 66 Anm., 71 f., 98, 314
—: silbischer 312
Nasalassimilation: progressive 49, 201, 219 f., 250, 254, 288, 315 f.
—: regressive 49 f., 201, 219 f., 250, 254, 288, 310 f.
Nasalierung 27, 324
Nasalplosion 48
Natürliche Generative Phonologie 236, 257 ff.
Natürliche Phonologie 14, 15 Anm., 20 ff., bes. 24 ff., 192, 236, 249 ff. (Dialektbeschreibung), 253, 259 ff. (Regeltypen)
Neutralisierung 227, 261 Anm., 299 f.
—: absolute 240 ff.
/ng/ 49, 300
nhd. Dehnung 134 ff., 151 ff.
—: areale Aspekte 134 ff., bes. 138 ff.
—: Kontextfaktoren 139 f.
—: Sprachgeschichte 134 ff.
nhd. Diphthongierung 69 f., 89 ff., 110 ff., 125
nhd. Monophthongierung 70, 125 ff.
niederdt. Dialektraum 11
Nukleus s. Silbenkern

oberdt. Dialektraum 11, 125, 233, 255
Obersächsisch 233
onset s. Silbenanstieg
opak 262 Anm., s. *biuniqueness*
Orthoepie 2 f., 9, 327
—: /r/ 162
Orthographie (und Silbifizierung) 34
Ortsgrammatiken 20 ff.
overlapping 227

P-Regeln 258
Palatalität (von Vokalen) 61
Pausa 43 Anm., 174, 265, 299 f., 320
Perspektive des Sprechers s. Interpretative Analyse
—: methodischer Zugang 192
Pfalzsches Gesetz 250, 269
Phonem 190 Anm.
phonematische Ebene 266 f., 271, 337
Phonemspaltung 245
Phonemzusammenfall 120, 234, 245
phonetische Wörter 56 f.
Phonologie: generative 2
—: und Phonetik 3 f.
Plosivtilgung vor silbischem Nasal 50, 201, 288, 311 f.
Possessivpronomina 69 Anm.
Postlexikalisierung 331 f., 336; s. Regeln: postlexikalische
Präferenzen 46, 64, 66
Prager Schule 18 f.
Primär- vs. Sekundärsystem 66 f., 232 f.
„Prosodien" 32 Anm.
prosodische Konstituenten: Hierarchie 44, 56, 300
Prototypen 18, 247

Prozesse: kontextsensitive vs. kontextfreie 28, 61, 275, 283
—: natürliche 26 ff., 193
—: postlexikalische 253 ff.; s. Regeln, postlexikalische
—: prälexikalische 28, 253
Pseudoaffrizierung 50 f., 57, 201, 290, 301 f., 304 f.

Quantität s. Dehnung

/r/ 194, 314, 320
—: im Silbenabfall 161 ff.
r-Reduktion 165 f.
r-Resilbifizierung 39 Anm., 269
r-Tilgung 165, 201, 288, 326
r-Vokalisierung 51 f., 161 ff., 180 ff., 201, 219 ff., 231, 288
—: areale Aspekte 163 ff.
—: phonologische Diskussion 167 ff., 317 ff.
Redewiedergabe s. Zitat
Redundanzregeln 270 ff., 327 ff.
Regel s. Prozeß
Regel (Dialekt-) 231
Regel vs. Prozeß 235 f., 260
Regelformat 277 ff.
Regeln: allomorphische 260 ff.
—: lexikalische 276 f., 320 ff.
—: lexikalische vs. postlexikalische 264 ff., 270
—: morphologische Dialekt- 325 f.
—: phonologische vs. morphonologische 260 ff.
—: postlexikalische 275 ff., 285 ff.
—: prälexikalische 271 Anm.
—: mit variabler Domäne 315 ff.
Regelordnung 251 Anm., 261, 311
Regeltypen 256 ff.
Regionalstandard 9 Anm.
Reihenschrittgesetz 126, 133 f.
Reim 32
rekonstruktive Methode 17, 257
Reparatur 43, 214
Repertoire 17 f., 179 f.
Resilbifizierung 39 ff., 46, 51 f., 56, 75, 169 f. (von /r/), 312, 317 ff., 323
rhythmische Alternanz 31, 74
rhythmische Konstanz (Isochronie) 31, 74 f., 154
rhythmische Variationsphänomene 72 ff.
rhythmische Vereinfachung 54
Rückrundung s. Rundung
Ruhrgebiet: Sprache 11, 15, 178
rule features 234
Rundung 28, 155 ff., 253 (vor Lateral), 290

s, sch 37
s-Palatalisierung: alemannische 58 ff., 198 ff., 210, 219 ff., 231, 233, 272, 290, 329 ff.
—: amerikanisch-engl. 266 f.
s/sch-Assimilation 50, 201, 219 ff., 288, 316
Salzburg (Stadtdialekt) 235 ff.
Sandhi 261, 265
sch-Umlaut 72
schD (Endung) 48
Schnellsprechregeln 235 Anm., 249 ff.
Schrift 193 ff.
Schub 125, 158
Schwa, Tilgung/Einfügung 50, 74 ff., 202 f., 210, 219 f., 230, 235, 272, 294, 309 ff., 313, 320 ff.; s. Vokalreduktion
schwachgeschnittener vs. scharfgeschnittener Akzent 45 Anm.
Schwäbisch 112 f., 118 f., 160, 163 f., 185, 191 f.
Schwächung *(backgrounding)* s. Lenisierung
Schwächungs- vs. Stärkungsprozesse 28, 43
schweizerdeutsche Dialekte 112, 118, 160, 163, 185 f., 191
Schwerschlußdehnung 138 ff.
Sekundärartikulation 27, 28
Senkung 27, 63, 69 Anm., 71 f. (vor Nasal), 219 f., 292, 326
Sickermodell, kulturelles 244
Silbe 32 ff.
—: offene 64, 135 Anm., 138; s. CV-Silbe
—: phonetische vs. phonemische 35 Anm.
Silbenabfall 29 f.
Silbenanstieg 29 f.
Silbendeckung 64, 131 f., 142 ff., 147, 152 ff.

Silbengipfel (Silbenträger, Silbenkern) 29 f., 32 ff., 60 ff.
Silbengrenze 34 ff., 65; s. Ambisilbizität
—: im Konstanzerischen 44
Silbenkern s. Silbengipfel
Silbenlage 33
Silbenperipherie 29 f., 32, 43 ff.
Silbenstruktur 29, 36 f., 178
Silbifizierungsregel 19, 36 ff., 75, 142, 296, 317 ff.
Sog 125
Sonorität (von Vokalen) 61
Sonoritätshierarchie 29, 36 f., 75, 259
Sonorkonsonanten, als Kontextfaktor 65, 67 Anm., 136, 141 ff., 153, 310, 313 f.
Soziolinguistik, korrelative 226 ff.
Spirantisierung 54, 220, 290, 305 f.; s. Frikativierung
Sprachbewußtsein 190 ff.
Sprache 6 f.
Spracherwerb und Natürliche Phonologie 26
Sprachkontakt 273
Sprachwandel 14, 276
—: vs. „Wortverdrängung" 243 ff.
—: in Konstanz 94, 119 f., 150 f. (und Dehnung), 157 (und Entrundung), 183 ff. (Zus.), 187 ff.
spreading 281, s. Assimilation
Sprechgemeinschaft 17 f., 180
Sprechgeschwindigkeit 26, 39, 55, 57, 73, 285, 333
Sproßvokale 64 Anm., 77, 203
Stadtsprache 12 ff., 84
Stadtsprachenforschung 12 ff.
Standard/Dialekt-Phonologie, Theorie der 225 ff., 256 ff.
Standardsprache 9, 113, 160, 179, 185, 188
Stereotypen 192, 246
Stil 192, 214
Stimmhaftigkeit 44 f., 327; vgl. *voicing*
Streitbergs Gesetz 154 Anm.
südwestdeutscher Sprachatlas 86, 91
Suppletion 260

Teleologie 24 ff., 29 ff., 60 ff., 223, 231, 233, 237, 260, 273, 284
—: prosodische 29 ff., 154
Tendenz 274, 283, 323 ff., 327 ff.
Tilgung 27
Transfer 204 ff.
Trochäus 153
turn 43 Anm., 214

Übergeneralisierung s. Hyperkorrektion
Umgangssprache 9 ff.
Umlaut 238 ff.
Unterspezifizierung 271 Anm., 309
us, uf, etc. 95 ff.

Variablenregeln 226 ff.
Variation 20 ff., 178 ff., 257
—: Wahrnehmbarkeit 190 ff., 284 ff.
Variationsraum 179 ff.
Varietätenraum 179 Anm.
velar softening 260
Verdeutlichung *(foregrounding)* s. Fortisierung
Verdeutlichungs- vs. Entdeutlichungsprozesse 28
Vereinfachung, artikulatorische s. Lenisierung
Verschmelzung 28
Verstärkungsregeln *(enhancement rules)* 275, 296
via-Regeln 258
voicing 266 f. (im Russischen)
Vokale 61 ff.
—: hintere vs. vordere 92, 98, 126 ff., 133 f.
Vokalhöhe (und Dehnung) 144
Vokalöffnung s. Gespanntheit
Vokalreduktion 31, 38, 167 (Tiefschwa aus /r/), 202 (/e/), 211 (fehlende bei /e/), 250 (bair.)
Vokalrundung vor Lateral 28

Wellentheorie 93 f., 129 f. (lexikalische Diffusion), 244
werre/worre 48
Wienerisch 14, 32 Anm., 73 Anm., 249 ff.
Wort 269, 276, 337
Wortakzent 325
Wortgrenze 49

Zentralisierung 27, 158, 219 ff.
—: im Hauptakzent 61, 63, 202, 290, 308
—: im Nebenakzent 73, 294, 309; s. Vokalreduktion
Zentrum/Peripherie 18 f.
Zitat 204 ff., 219
zugrundeliegende Repräsentation 227 f.
Zweikompetenzenmodell 242 ff., 277
zyklisch 265 f.